Friedrich von Hansen's

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Band

Vorrede.

Es ist unmöglich, daß ein Frauenzimmer, dem Gelehrsamkeit nicht mehr Pflicht als Vergnügen ist, sich lange mit Lesen der Romane, Komödien, und dergleichen Bücher beschäftigen kann, ohne sich selbst zu versuchen, und einen Versuch in einer Art zu machen, die ihr am leichtesten vorkommt.

Der Entschluß, den ich jetzt wirklich gefaßt habe, ist einer der unwichtigsten, die ich jemals gefaßt habe.

Vorbericht. Als der Kaiserlich-Königlichen Majestät König Friedrich Wilhelm II (1797) glorreichen Andenken, sagte ich ihm nur, damit er wüßte, ob sie gebraucht werden sollte. Der König überschickte sie ohne weitere Bemerkungen dem Ministerdepartement. Dieses Mißgeschick zu komplettiren: sie kommen in solcher Zeit nicht nach den allgemeinen Wünschen erscheinen; indessen sie wünschen sich in die Stadt bei einigen wichtigen und noch selten zu verwechselnden Nachrichten und Wünschen verschaffen. Viele einsichtsvolle königl. Personen sind in ihren öffentlichen Königsgesandten Schwierigkeiten, und wenn z. B. der König verschiedene der König erwähnt, daß sie ihm gar nicht gefallen werde; meinte der Redner, verschwiegen sich nicht ihm gefallen könne. Wenn meine Bitte und Forderungen und verschiedene wie die Verantwortungen, bitte ich Ihnen

mittheilung, in seine Musikbibliothek bringen möchte. Ehe ich mich entschließen konnte, dieß zu versuchen, mußte ich sie vorher gut studiren, und sagte ich, daß diese Beschäftigung mir noch vielen anderen gewichtigen Gründen, meiner Ansicht beim Theaterorchestergenius wieder. Jetzt ist diese Note abgedruckt, so wie ich sie gehalten habe.

Berlin, den 20. Dec. 1842. Der wilhelmstädtische Verein hat sich seit 1842 (trotz aller entmuthigenden, oder ihm verhaßt sich in den Weg gelegten Schwierigkeiten) erhalten, und ist im Stande gewesen, zur Ordnung bestimmte, hier selbst [illegible] Instrumentalstücke, im Chor Partie [illegible] Thaler und dem gesanglichen Quartett [illegible] Thaler zu honoriren. Mehrere bei Publicum auch sonstige gleiche Theilnahme zeigen, und wichtige Männer sich zu ausgezeichnete Vereinigung bereit finden lassen.

Potsdam, den 5. Dec. Der Verein zur Gründung [illegible] König Friedrich Wilhelm's III. existirte verzugsweise hat unter seiner Regierung Gründung und Gedeihen, nur aber zu gleicher Zeit manchen Widerwärtigkeiten und Hemmungen entgegen. In den neuesten Zeiten haben sich diese [illegible] einer bedeutenden, weiß nichtsdestoweniger Punkt zu gewahren, daß eine ausschließlichere theoretisch-praktische Prüfung und Bildung weit an der Zeit wäre. Hier genüge es daran zu erinnern, daß eben die durchgreifende, im Ganzen wohlthätige Reform und Gleichstellung der Jahre 1808 bis 1811 die gründliche, allgemeine, begeisterte Erhebung des Volks im Jahre 1813 gar nicht möglich gemacht haben würde.

Potsdam, den 7. Dec. Die Note zur Gründungsfeier König Friedrich's II. vom 24. Januar 1842 enthält den [illegible] Gr. Friedrich den König Friedrich Wil

seiten d. H., wovon sich eine Auflage gegen mich in der Akademie erhob. Meine Vertheidigung fand die Akademie ungerechtfertigt, und mich genöthigt, aus ihr gänzlich meinen Austritt zu erklären. Ein übereinstimmendes Glückwunsch-Schreiben des Königs hat am Schlusse dieser Akte (S. 96) wieder abgedruckt, wenn damals verschiedentliche Schreiben, welche Akademiemitglieder mich ermunterten meine Stelle als Mitglied und verpflichtender Secretair der Akademie niederzulegen.

Was nun den Inhalt dieser Akte betrifft, so haben die mir dadurch veranlassten großen Unannehmlichkeiten meiner Absonderung durchaus nicht erschüttert. In Paris war täglich von nur der Geschichte, erweckte immer mehr, daß sich alle Parteien ohne Ausnahme in feindlicher Richtung hervortaten. Deshalb verschwand auf dem Mittelpunkt des Gleichgewichtes, die Liebe hinzuwerfen, und in Dem, worüber alle Parteimänner übereinkommen, das Wesentliche zu erblicken, legt man allen Nachdruck auf Verbindungsmittel und Übergänge, einzig widerwärtigen Eifer, wirft in unbedingtester Weise die dogmatische Entschiedenheiten, befördert Hass, Feindschaft, Verfolgung und schärft ein Jeder an, daß wenn man nicht ewig der Richtung unfähig und Vaterland wieder in das unselige, unheilbringende, unausbleibliche Elend einer bürgerlichen Zwietracht stürzen soll.

Nachtrag, zu Nr. 8 und 9. Meine in Deutscher geschriebenen und nicht gedruckten Akten haben Veranlassung zu dieser Wendung hervorgebracht; indeß mögen Spätere entscheiden, daß ich Manches richtig bemerkte, einige und neue Prinzipien zu klar auseinanderlegte. Jene wird freilich nur Wenigen, mit empfindlich aufgeklärter Wärme, aber alle in

Frankfurt Tagsatzungen das gleiche Verdammungsurtheil höhnisch aussprechen. Diese Richter haben, begraben und sicher auf ihren Großvater- und Schlafstätten stehend, keine Ahnung von den unsäglichen Anstrengungen, dem herzzerreißenden Kummer, den Leib und Seele angreifenden Leiden, welche damals so viele edle Deutsche für ihr geliebtes Vaterland ertrugen!

Erfolglos! Durch die Schuld wilder Demokraten, beschränkter Aristokraten und muthloser Fürsten. Der demokratische Wahnsinn ist vor der Hand zu Grabe getragen; was haben denn aber seitdem die aristokratischen und monarchischen, sich selbstgefällig anpreisenden Elemente, mit Hülfe ihrer Literaten und Diplomaten zu Stande gebracht? . . . . . .

Ich weiß, daß Viele (nach ihrer Sprechweise) diese völlige Mißlingen der „Revolution" als höchst erfreulich betrachten. Die Geschichte zeigt dagegen, daß wenn große, tiefgreifende Bewegungen mit Nichts endigen und zu gar keinem Ergebniß führen, solch ein Ausgang nicht blos eine Schmach für die Gegenwart, sondern auch ein großes Unglück für die Zukunft ist. Statt aller erweisenden Beispiele erinnere ich an die Kirchenversammlung von Basel.

Weiter! Was thaten die übrigen Fürsten? Als der Erzherzog Johann mit weiser Voraussicht Alle, zur Zeit der Verhandlungen über Deutschlands Verfassung, dringend aufforderte selbst nach Frankfurt zu kommen, oder wenigstens Bevollmächtigte hinzuschicken, um der Noth unabweislichen Zeitereignisse gemeinsam und gemeinsam ein für Deutschland erfreuliches Ziel zu erreichen; hat da auch nur Einer der erhaltenen Aufforderung genügt? Was hielt davon ab? Kläglicher Furcht vor den Demokraten und er-

keine Hoffnung eines unbedingten Sieges des Particularismus?

Diese Hoffnung ist glänzend, oder vielmehr schrecklich in Erfüllung gegangen! Denn alle Begeisterung für ein großes, in sich einiges, mächtiges Deutschland ist fast ganz verschwunden: wogegen mehr als je Götzendienst getrieben wird mit einer Souverainetät, welche völlig undeutsch ist und nie da war, bevor Napoleon den Fürsten dieses Knechtschaftszeichen umhing, woran sie noch immer festhalten, nachdem der Zwingherr durch die Völker längst besiegt ward.

Demokratische Umtriebe und doctrinaire Grillen stehen nirgends mehr einem Aufblühen Deutschlands entgegen: wo zeigen sich denn aber erfreuliche Blüten und Früchte? Etwa auf dem frankfurter Bundestage? Ist er nicht so wortreich, aber auch so gedankenleer und thatenlos wie zuvor. Traurige Gründe aller Art haben unser großes Vaterland (ohne irgend genügende, mütterwindliche Veranlassung) in einen Zustand versetzt, wie er kaum jemals so beklagenswerth dagewesen. Fordert ihr Beweise? Nun so blickt hin auf Schleswig und Holstein, auf die deutsche Flotte, auf den Zollverein, auf das tyrannisirte Hessen, dessen beispielloses Elend Preußen nicht hinderte, das verbündete Baiern unbegreiflicherweise beförderte und mehrte, und wovon angeblich Oesterreich (allerdings auch nur nach einer sehr kurzsichtigen Betrachtungsart) den meisten Vortheil zog.

Wenn die sachlichen Verhältnisse im Innern und nach Außen nicht in ganz anderer, kräftigerer Weise aufgefaßt und behandelt werden, wenn die atomistische Zerbröckelung der einzelnen Staaten fortdauert, wenn nicht große Fürsten und Staatsmänner neu organisiren und beschützen: so geht

Deutschland (zwischen Frankreich und Rußland eingeklemmt) dem unglücklichen Schicksale Polens entgegen. — Unsere Pflicht ist, nicht zu verzweifeln, wohl aber, die sich aufdringende Wahrheit ernst und warnend auszusprechen.

Sechstens, zu Nr. 12. Die Vorlesung über Freiheit u. s. w. auf Universitäten ward zum Theil durch eine Rede Fichte's veranlaßt, welche derselbe über einen ähnlichen Gegenstand, jedoch von anderem Standpunkte aus gehalten hatte.

Siebentens. Gespräche über Krieg und Handel. Diese meine erste, 1808 durch Johannes Müller zum Druck beförderte und von ihm damals günstig beurtheilte Schrift charakterisirt Stimmung und Gesprächsweise jener Zeit; und was ich vor fünfundvierzig Jahren über freien Handel darin aussprach, ist noch jetzt an der Tagesordnung. Schon deshalb dürfte der Wiederabdruck wol gerechtfertigt erscheinen.

Achtens. Von allen meinen praktischen Arbeiten, die ich als Rath im Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg lieferte, ist mir nur die Abschrift eines Aufsatzes geblieben, über den durch mehrere Verordnungen für die preußische Monarchie angeordneten, mit dem 21. Junius 1810 ablaufenden Indult. In unzähligen Eingaben, Vorstellungen, Berichten waren die verschiedensten Ansichten über dessen Nutzen oder Schaden, Fortdauer, Aenderung, oder Aufhebung vorgetragen, und es kam darauf an, den Gegenstand übersichtlich und unparteiisch von allen Seiten darzustellen und zu beleuchten. Gewiß hat derselbe eine sehr große, leider oft erneute Wichtigkeit, weshalb ich jenen Aufsatz hier abdrucken lasse. Auch dient er zur Widerlegung der Beschuldigung, daß ein junger Ausländer seine

oberflächlichen Theorien leichtsinnig in Preußen habe ver wirklichen wollen. Man prüfte und erörterte damals sorg fältig nach allen Seiten, und scheute keine mühsame Arbeit.

Neuntens: Die Kritik der preußischen Behördenver fassung (geschrieben 1811) enthält manche Rückblicke auf frühere, jetzt fast vergessene Zustände, und ist aus dem Standpunkte jenes Jahres zu beurtheilen. Eine Nachah mung der französischen Einrichtungen (wie sie in dem neue sten preußischen Disciplinargesetze zu Tage liegt) ward schon damals von mir bekämpft und glücklicherweise durch Männer abgehalten, welche von den Weisen des letzten Ta ges als Revolutionaire bezeichnet werden.

Zehntens. Die Fragen über Werth und Bedeutung, Vorzüge und Mängel der preußischen Städteordnung sind in den letzten Jahren mit erneuter Lebhaftigkeit erörtert und zum Theil noch jetzt nicht in genügender Weise beant wortet und entschieden worden. Vielleicht kann das bereits im Jahre 1828 von mir Angeregte und Ausgesprochene hiezu einigermaßen beitragen; gewiß gehört es zur Geschichte dieses wichtigen Theiles der preußischen Gesetzgebung.

Eilftens. Als ich im Jahre 1833 behauptete: Sach sens Anschluß an den Zollverein werde diesem Lande große Vortheil bringen, hielt man mich daselbst für einen The oren, und die sächsische Regierung für unpatriotisch und ver blendet. Nachdem eine vieljährige Erfahrung die damalige Voraussetzung jener Vortheile so glänzend bestätigt hat, sollte man es für unmöglich halten, daß die alten Irrthü mer sich irgendwo wieder einnisten könnten: — aber was ist jetzt nicht in Deutschland möglich! Nutzlich bleibt es bei diesen Verhältnissen, an die damaligen Ansichten wiederho lentlich zu erinnern.

Zwölftens. Die Briefe über gesellschaftliche Verhältnisse der Gegenwart bedürfen keiner weiteren Erläuterung.

Dreizehntens. Die Erzählung: Eine venetianische Familie, ward 1815 in Venedig erfunden und niedergeschrieben; andere Versuche der Art sind verloren gegangen und nur die Wilhelmine (1833) ist aufbewahrt worden.

Vierzehntens. Der Aufstand in Spanien gibt (möglichst treu nach den Quellen) Geschichte in Gesprächen, macht aber, wie schon der Titel zeigt, gar keinen Anspruch darauf ein dichterisches Kunstwerk zu sein. Er ist genau so abgedruckt, wie ich ihn im Jahre 1811 niederschrieb, und zeigt (schon im sechzehnten Jahrhundert) die gewöhnlichen Stufenfolgen revolutionairer Bewegungen: von dem edelsten Beginnen und den löblichsten Zwecken, bis zu wildem Unrecht, gegenseitiger Schuld, unausbleiblicher Reue und einer öfter gewünschten, als wirklich eintretenden Versöhnung.

Berlin, 3. August 1852.

Inhalt.

Vorrede ..... Seite V

I. Reden.

1. Rede, zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen, gehalten am 18 November 1822 1
2. Anrede bei der Aufnahme in die königliche Akademie zu Berlin, den 3 Juli 1827 25
3. Rede zur Eröffnung des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin (1802) 29
4. Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 28. Januar 1813 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften 36
5. Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III., gehalten am 3. August 1813 in der Universität zu Berlin . 50
6. Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16 October 1845 71
7. Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 28 Januar 1847 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften 77
8. Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden (1848—49). 88
9. Rede über das Wahlrecht, gehalten in Frankfurt am 17 Februar 1849 103
10. Aus einer Rede, gehalten in einer Berliner Wahlversammlung im Februar 1850. 111
11. Aus einer Vorrede zum Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters (1812) 116
12. Aus einer Vorlesung über Freiheit, Zwang und Abzeichen der auf Universitäten, gehalten in Breslau am 9. April 1819 130

Seite

II. Staatswissenschaftliche Aufsätze.

1. Sechs Gespräche über Krieg und Handel (1805) 133
2. Ueber den Inhalt, dessen Fortdauer oder Aufhebung in der preußischen Monarchie (1811) 175
3. Ueber die Verfassung der Behörden im preußischen Staate (1811) 205
4. Ueber die preußische Städteordnung, nebst einem Vorwurfe über bürgerliche Freiheit nach französischen und deutschen Begriffen (1828) 213
5. Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- und Handelsvereine (1833) 291
6. Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart (1850). 317

III. Erzählungen.

1. Eine venetianische Familie (1815) 359
2. Wilhelmine (1833) 370

IV. Geschichtliche Scenen.

Der Aufstand in Spanien (1831) 113

I.

Reden.

I.

Rede, gehalten am 16. November 1822 zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen.

An dem heutigen Tage, wo wir das Fest der fünfundzwanzigjährigen segensreichen Regierung Sr. Majestät des Königs feiern, drangen sich so viele Erinnerungen und Betrachtungen, Gefühle und Urtheile hervor, daß nichts leichter scheint, als sie auf allgemein anziehende Weise auszusprechen. Bei näherer Prüfung verschwindet indeß dieser Schein gar sehr: denn es ist einerseits der Gegenstände, welche Erwähnung verdienen, eine zu große Zahl, als daß dieser Reichthum nicht bei dem Auswählen in Verlegenheit setzen mußte: und andererseits gestattet sich wiederum die Theilnahme und Erinnerung zu persönlich, als daß irgend ein Einzelner für Alle genau den richtigen Ton treffen und die verlangten Punkte und Ansichten darlegen könnte.

Wenn ich trotz dieser Schwierigkeiten den ehrenvollen Auftrag übernahm, vor einer so erlauchten Versammlung zu reden; so lebte ich der Hoffnung: die allgemeine Stimmung werde heute weniger auf strenge Kritik des Mangelhaften gerichtet, als zu nachsichtiger Anerkennniß des guten Willens geneigt sein. Auch halte ich es für Gewinn: deutsche Thaten, Einrichtungen und Empfindungen in deutscher Zunge vortragen zu dürfen [1].

Wenige Zeitabschnitte der Weltgeschichte lassen sich dem gleichstellen, zu dessen Betrachtung der heutige Tag uns auffordert. Alles was in der menschlichen Natur verborgen liegt, hat sich mit solcher Kraft und Schnelligkeit entwickelt, daß der Inhalt ganzer Jahrhunderte dagegen nur ärmlich und wie ein Traum erscheint. Vom Erhabensten bis zum Nichtswürdigsten sind alle Tugenden und alle Laster in den wunderbarsten, anziehendsten und abschreckendsten Formen vor unsern Augen vor-

übergegangen; in fast unübersehbarem Wechsel hat sich das Schicksal nicht blos der Einzelnen, sondern auch der Könige und Völker verwandelt und wieder und wieder umgestaltet. Von dem Schrei des entsetzlichen Elends bis zu den Jubelgesängen des höchsten Glückes, liegen alle Abstufungen und Tonleitern in dieser fünfundzwanzigjährigen Geschichte, und wo man nur anschlagen mag, erklingt ein Chor von solcher Mannichfaltigkeit, daß Niemand dabei fühllos oder ungerührt bleiben kann. Ein Menschenleben reicht nicht hin, diese Zeit durchzudenken und durchzuempfinden; wie dürfte ich versuchen, Europas neuere Geschichte hier umständlicher zu entwickeln.

Wenden wir uns deshalb sogleich zu dem, was heut unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt, zu der Regierung Sr. Majestät des Königs. Sie begann mit Besserungen mannichfacher Art: auf Ordnung und Sparsamkeit wurde gehalten, und der Werth des Einfachen und Gemäßigten anerkannt. Der König zeigte sich überall — es gibt kein größeres Lob — als ein ehrlicher, rechtlicher, friedliebender, gottesfürchtiger Mann; und wenn nicht die wilde Kraft schon damals schrankenlos um sich gegriffen hätte, seinen Grundsätzen wäre sie unterlegen. Kein Einzelner, selbst nicht der Mächtigste, konnte indeß jene Zeiten beschwören: denn es war götzendienerische Verehrung des Bösen, welches sich mit blendenden Werken einschmeichelte und mit glänzenden Thaten seine innere Nichtigkeit verdeckte, zu allgemein verbreitet; es wußten so Viele dem revolutionairen Wahnsinn nur abgeschmackte Pedanterie entgegenzusetzen, oder priesen faule Hingebung als den Triumph der Weisheit an.

So errichtete der Sturm auch uns und brachte das, was sich für unwandelbar hielt, fast unglaublich rasch und furchtbar zu Boden. Aber wahrlich, Gott schickte dies Strafgericht in seiner Barmherzigkeit! Es diente, unsere Augen zu öffnen, uns von Irrthümern und Thorheiten zu reinigen, die Schlechten auszusondern und jedem Hochmüthigen die Demuth aufzuzwingen.

Daß aber Völker durch Unglück gebracht werden und über ihre Sünden wehklagen, reicht nicht hin sie ins Leben zurückzuführen. Griechische Redner und hebräische Propheten, die nach Jahrtausenden in uns großartigen Zorn und erhabene Wehmuth erregen, konnten damals keine Thaten erzeugen. So (das weissagten Viele) werde es ebenfalls den Preußen ergehen; und kurzsichtig genug meinte auch Bonaparte: der, nach dem Frieden fortgesetzte Krieg, solle mit den Kräften auch den Muth und die Hoffnung völlig vernichten. Sein buchstäblich ausgesprochener Hauptzweck war (wie soll man das vergessen), durch Prinzen,

Zerreißen, Zerstückeln, Vertauschen, Verschenken, Deutschland sich selbst zu entfremden [1], und nach Vertilgung alles deutschen Geistes, willenlos seinem Triumphwagen anzuschmieden. Sehr richtig sah er: seine Natur und die wahrhaft deutsche sei ewig unverträglich; allein indem er, vorgebend die Revolution zu beenden, demnach ausschließlich den Massen und der Gewalt vertraute, mußte er sich selbst den Untergang bereiten. Die Macht des preußischen Staats hatte er vermindert und ihn, seiner Meinung nach, aufs Aeußerste geschwächt: daß aber die, von ihrem Könige und ihren Mitbürgern Losgerissenen einem fremden Herrscher und fremden Einrichtungen Ueberantworteten, hierdurch in Liebe und Treue nur noch enger mit ihrem alten, leidenden Vaterlande vereinigt wurden, das war er zu begreifen und zu würdigen außer Stande.

Mit dem höchsten Unglücke Preußens, Niemand kann dies leugnen, beginnt sein höchster Ruhm. Wer hätte sich gewundert, wenn man nur an die nächsten Bedürfnisse gedacht, alle höheren Zwecke und Bestrebungen preisgegeben, der glorreichen Geschichte des Staats vergessen und eine eigene Bahn für immer aufgegeben hätte? So aber dachte der König keineswegs! Auch im Unglück erkannte er die unveräußerbare Größe seines Berufs, das Unglück befestigte seine Grundsätze und stärkte seine Kräfte; er stellte sich und sein Volk auf eine Höhe, welche die bloß meinungen Betrachter jener Zeit thöricht schalten, welche aber eine echte Wiedergeburt bezweckte und herbeiführte. Ja, es ist fast beispiellos in der Geschichte, daß in Zeiten scheinbar größter Erniedrigung, der Muth des Willens und Charakters sich so kräftig und mächtig entwickelte, daß es als erster Grundsatz von oben herab ausgesprochen und in allen Kreisen danach gehandelt wurde: Preußen könne, werde, müsse sich zu einem neuen, vielseitigen Ruhme erheben! Für alle Zweige der inneren Verwaltung war bis zum Jahre 1815 die Gesetzgebung schon wesentlich vorgerückt, und wenn sich auch einige Erinnerungen gegen dieselbe machen lassen, so ist es mehr als übereilt, keine Rücksicht darauf zu nehmen, in welcher Lage und von wie vielen Seiten beschränkt der König damals mit seinen Dienern war. Während Bonaparte alle Mittel anwandte den letzten Thaler zu erpressen, wurden Schulen und Universitäten mit großer Freigebigkeit gegründet; denn der König wußte, daß geistige Bildung für ein Volk niemals bedeutungslos und unfruchtbar ist. Von dem bejammerten Aberglauben jedoch, womit Manche sich beruhigten, als könne Kunst und Wissenschaft nach dem Untergange der Freiheit und Unabhängigkeit eben so gut, ja noch besser und ungestörter emporblühen

heit des Einsehn und Gefühl gleich weit entfernt. Deshalb wurden, selbst während fremder Besatzung, die Bürgern zu einem Kriegsmuth und Kriegsgeschick erzogen, von denen die Väter keine Ahnung hatten.

Die glorreichen Jahre von 1813 bis 1815 waren nicht der Anfang, sondern die Folge, die Blüthe, die Frucht einer stillen Ordnung und Kräftigung. Der König fand sein Volk so treu, so begeistert, so aufopfernd, wie er es erwartete, und von einer Größe, wo man bisher, ängstlich abgestorbenen Recht, nicht einmal das Dasein mehr vergönnen wollte, kam es, mit fast unglaublicher Schnelligkeit bis zu so glorreichen Zielen, daß selbst fremde Bewunderung dem tapferen Könige den ersten unter den Siegesfürsten Europas zuerkannten; und nicht Umfang oder Fruchtbarkeit des Bodens, nicht Zahl der Einwohner, sondern Geistesgröße und Heldenmuth stellten Preußen vollgültig den größten Mächten zur Seite. Durch welche Mittel aber dasselbe auf dieser Höhe zu erhalten, was in der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs für die innere Entwicklung geschehen ist, welche wohlthätige Fortschritte dem Lande; dies dürfte, weil es sich minder als die Ereignisse jener unglücklichen und glücklichen Kriegsjahre dem Gedächtnisse einprägt, aber überdies noch manchen Theil, hier einer genauen Darlegung bedürfen.

Ehe wir jedoch zu den thatsächlichen Einrichtungen übergehen, müssen wir der häuslichen und Familienverhältnisse des Königs erwähnen; denn die Erfahrung, daß Benehmen eines Königs als Ehemann und Vater ist von der höchsten Wichtigkeit; es wird vielen Tausenden ein Vorbild, vielen Tausenden ein Gegenstück. Sobald Unsittlichkeit und Sittenlosigkeit sich auf dem Throne zeigt, dort einen unverhohlenen Schutz oder erkünstelten Deckmantel findet; so verbreitet sich das Gift mit unglaublicher Schnelligkeit durch alle Stände und löset mit den Grundlagen des häuslichen Kreises, auch alle Ordnung der bürgerlichen Ordnung auf.

Werden wir auch jetzt, anstatt abschreckende Beispiele aufzusuchen, an einem Könige, der nicht blos anderen hierin zu beherzigenswerthen Herrschern, sondern selbst ehrenwerthen Bürgern zum Muster dienen kann.

Welche Familie lebt in größerer Einigkeit und Liebe, wie verständig und angemessen ist die Erziehung der Kinder, wie sind die Freuden des häuslichen Kreises auf höchst seltene Weise mit der Thätigkeit für ein ganzes Volk gepaart. In glücklichen Jahren verbreitete die Schönheit, nicht nur der Königinnen, sondern der Frauen, überall Heiterkeit und Anmuth; und während

englischer Treue, wo so mancher Mund braunschweigisch empfindet, blickt dieser Fürst ein treuen Vaterlandsherzen an. Wer hätte nicht gewünscht, daß die beide Gattin, die edle Königin, noch so hinein Leben die Befreiung ihres Volkes, das glänzend hergestellte Glück ihres königlichen Gemahls erlebt und gefeiert hätte!

Ihm gab schon der Tod eine neue Gelegenheit sich an Unglücken zu erheben. Gleich weit entfernt von blinder Resignation und kleinmütigem Verzagen, nahm er die höhere Fügung mit christlicher Demuth und Ergebenheit auf. Der Schmerz seiner hohen männlichen Gemüthes zur Stärkung und Reinigung und ward von ihm zu der sittlichen Höhe verklärt, wo er, wie auch die Zukunft sich gestalte, als ein ruhiger und doch muthiger Mann dem ganzen Leben zur Ehre stehen kann.

Gott ein Gott und Vater wollen in seinen Kindern selbst Glück zu erleben, und es wird ihm zu Theil. Sein Königshaus ist herangereift zur nächsten Stufe seiner Thronen; und wir sehen sie in der Geschichte fest wie verkommende und daher doppelt erwünschte Erscheinung: daß ein König innerlich seinen Sohn zur Theilnahme an den wichtigsten Regierungsgeschäften beruft, und daß dieser in Treue und Pflichteifer zu seinem, wie auch die Zukunft sich gestalte, als ein ruhiger und doch muthiger Mann dem ganzen Leben zur Ehre stehen kann.

Auch auf die Staatsformen hat die Persönlichkeit jeder Regierung einen erheblichen, für den anderen oft einen höchst verhängnißvollen Einfluß. Diese mag im Einzelnen, wie oben schon angedeutet, im Ganzen läßt sich mit Wahrheit behaupten: daß jene in Hinsicht auf Freiheit, Recht und Wohlstand seinem Lande nach, wohl aber manchen voranschreiten.

Fürst mächtiger gute Verwaltungsformen werden durch sich eine persönliche Tüchtigkeit der Beamten überflüssig; wie sehr man sich aber bemühte diese Formen zu vervollkommnen, sie absolutem Tort, Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit stehen in ungemessener einfacher Potenz über einander, der Staatsmechanismus, der Polizeistaat und der General-Generalstab schützen gewisse Verrichtungen und allgemeine Ueberblicken der Gesetze und der Rechtsmittel. Die Einrichtung der Ministerien nach Departements und der landschaftlichen Behörden nach Provinzen, verbindet sich nicht mehr, wie wohl einmal, daß der Interesse für einen Zweig der Verwaltung, daß der Interesse für eine Landschaft einseitig verbreitete. Die größere Selbstständigkeit der Regierungen wird sich, je mehr man ihnen bildet, sehr nachtheilig einen, und die um Gut

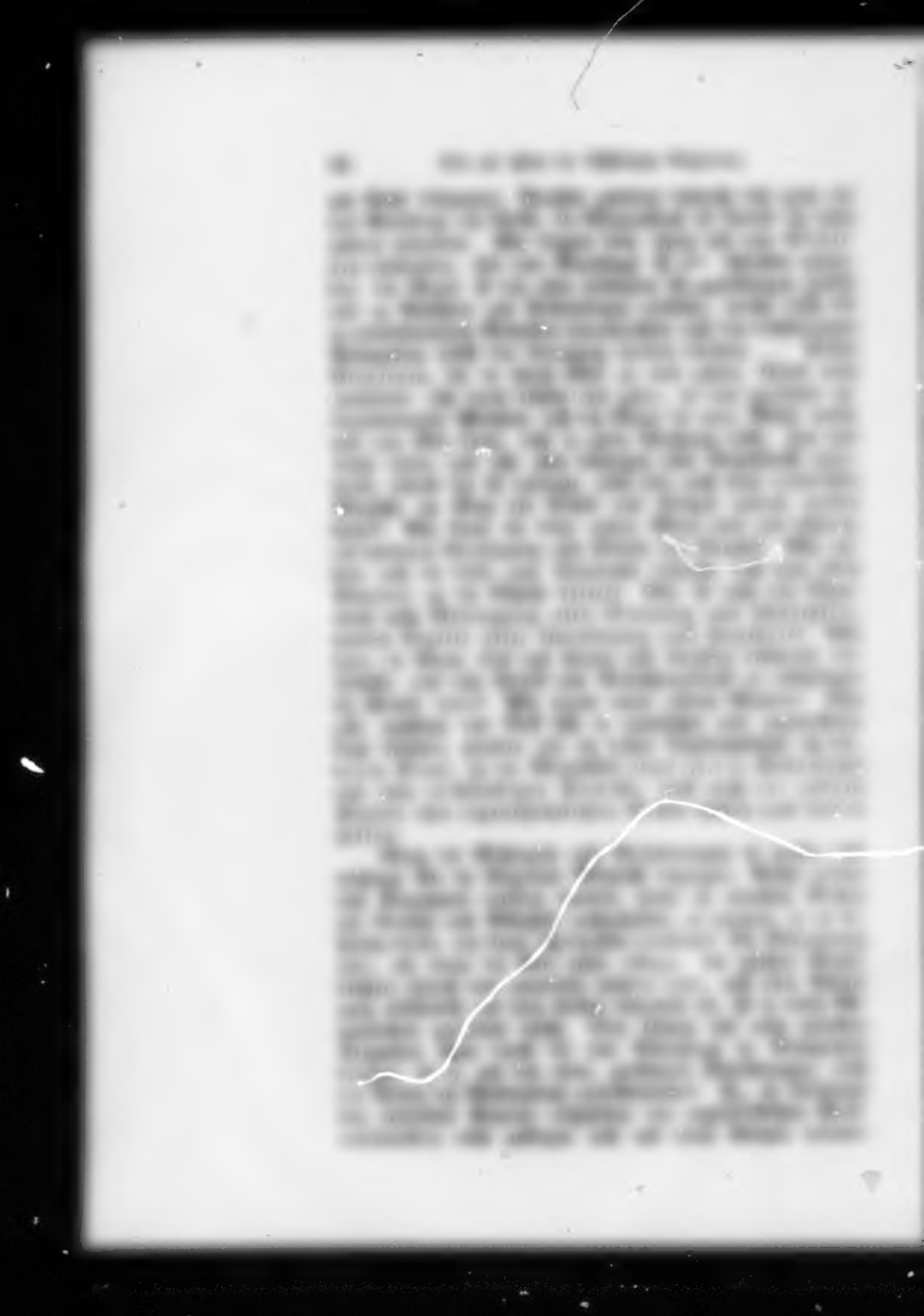
werfung von Plänen für die Vereinfachung des Geschäftsganges eingesetzten Commission nicht ohne heilsame Folgen bleiben. Doch enthielt der König, trotz der lockenden Beispiele Frankreichs und der übrigen Napoleonischen Geschöpfe, sich der deutschen collegialischen Behördenverfassung, schlechterdings nicht die Formen des Präfecturwesens annehmen und einführen, als einer der erfreulichsten und heilsamsten Beschlüsse.

In Hinsicht der Gesetzgebung und Rechtspflege haben die erleuchteten Vorfahren des Königs, insbesondere Friedrich II. schon so viel gethan, daß große Veränderungen nicht nothwendig und möglich erschienen; doch bleibt Friedrich Wilhelm III. der Ruhm, daß er, auf der betretenen Bahn verharrend, zur Besserung des noch Mangelhaften aufmunterte, durch eine mehr umfassende und vorsichtigere Berathung aller Gesetze, jede Einseitigkeit und Uebereilung erschwerte, für ihre Bekanntmachung zweckmäßigere Formen vorschrieb, und endlich ein eigenes Ministerium ernannte, um zu prüfen, in wiefern das Landrecht und die Gerichtsordnung nach den Bedürfnissen und gegründeten Forderungen der Zeit angemessen sei. Die neue Abgrenzung der Gerichtsbezirke, die unabhängigere Stellung der niederen Richter, die genauere Sonderung der Rechtspflege von der eigentlichen Verwaltung, sowohl bei den Regierungen als in den Städten und auf den Domainen, die Beschränkung mancher befreiten Gerichtsstandes, z. B. beim Heere; diese und andere Veränderungen werden von Kennern als erhebliche Fortschritte bezeichnet.

Nicht minder rühmliche Erwähnung verdient die neue Criminal-Ordnung, bei deren Entwerfen man bemüht war Erfahrung und Wissenschaft walten, und bemüht war den übertriebenen strengen Geist mancher früheren Form zu verdrängen. Eine Entscheidung der, in unseren Tagen so lebhaft angeregten Frage: ob diese Procesform, oder die in den rheinischen Landschaften eingeführte, den Vorzug verdiene, gehört nicht hierher; das größte Lob verdient aber gewiß der König, indem er, leidenschaftlichem Lobe und leidenschaftlichem Tadel gleichmäßig sein Ohr verschließend und den bloßen Beschluß verständig aufschiebend, eine gründliche umfassende Prüfung anordnete und dabei bestimmt äußerte: „Ich will, daß das Gute, überall wo es sich findet, benutzt und das Rechte anerkannt werde".

Bei so edler Gesinnung, so williger Eingehen in die sogenannt billigen Wünsche seines Volkes, bei so großer Entfernung von dem Aberglauben, daß in einem Staate wie Preußen Alles und Jedes über eine Form geschlagen werden könne und solle, — muß die Einsicht, die Zufriedenheit, das Wohl der Unterthanen von Tage zu Tage wachsen.

[illegible] [illegible] [illegible] [



Bericht des Vorstehers [illegible] über die Thätigkeit [illegible] vom 1. Juli 1877.

[illegible] [illegible] [illegible] [

2.

Rede zur Eröffnung des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin.

Die Mitglieder des Vereins für wissenschaftliche Vorträge haben mich aufgefordert, heute, bei Eröffnung der ersten Versammlung einige Worte über Einrichtung, Zweck und Bedeutung des Unternehmens zu sagen. Ihre Wahl ist auf mich gefallen, weder weil ich hierin der Fähigste und Geschickteste bin, sondern weil ich den Gedanken eines solchen Vereins in Berlin, soviel mir bekannt, auch zuerst und zuerst auf den Vorschlag gebracht habe.

Nachdem sich eine hinreichende Zahl wichtiger Männer zu freundlicher Theilnahme bereit erklärt hatte, wie wir hoffen, künftig noch mehr sich mit uns verbinden werden, beschlossen wir einen Vorstand und Ausschuß, um durch ihn für das Unternehmen eine Vertretung und für Wissen und Lernen bestimmten eine Gesellschaft zu erhalten. Diese Gesellschaft besteht für Preis von Personen hat die Pflicht, wichtige und ernstliche Fragen zu hören, in einem eigenthümlichen Gebäude[1] zu versammeln, welches auch Lesen und Lesesaal nicht gestatten, Gesellschaften, Erholungsstunden, Erfrischungen bieten kann, und welches wir unseren Kraft nicht hier auf immer gründen zu können hat.

Es bleibt nämlich unser dem Schutze Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen, d. i. dem ganzen Wissen aller Mitglieder des Vereins und der ihm Genossen großen Theilnahme des Publikums selbst mehr zu wünschen übrig. Wenn es gelingen sollte, die Vereinsmitglieder in solchem Umfange des Vergnügens sind, so würden die Mittel und der Vereinsort, um so mehr wünschen wir Sorge, daß es nicht möglich sein könnte, den gehörigen Vorbereitungen zu genügen und die Freude erhalten, ohne auch hinreichenden Beifall und Ermunterungen zu erhalten. Die

[1] Die Aula [illegible] Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen am Opernplatz. Siehe Note, [illegible].

weiter wissenschaftlich, aber bedeutsam, aber höchst gefährlich, wenn man, in übereilter Hoffnung über das scheinbare Gelingen des Unternehmens, jene Voraussetzungen ganz unberücksichtigt läßt, um sie zur Sprache zu bringen und genauer zu prüfen.

Insofern wird jedoch die Sorge verringert und das Gefühl erleichtert: daß jene Einreden nicht von Feinden, sondern von Freunden der Wissenschaft erhoben werden. Es ist also hinwegzuräumen von einem unbedingten Widersprecher, sondern nur davon die Rede: ob unsere Untersuchungen für die wahre Wissenschaft nicht vielmehr schädlich, als nützlich sei. Gewiß bleibt es ein großer und erfreulicher Fortschritt, daß Niemand im Allgemeinen den Werth der Wissenschaft bestreitet, Niemand rohe Unwissenheit und Dunkelheit (im Gegensatze der Wissens und der Thätigkeit) vertheidigt, aber jene Bemühungen über das Inhaltreichste und Lebendigste hinaushebt.

Nur die wissenden Völker leben unsterblich in der Geschichte, und eben deßhalb brauten Athen und Rom nicht in dem Dunst und Nacht untergehen, wie Ninive und Babylon. Von Cyrus Größe und Bedeutung hätten wir vielleicht keine Kunde, wenn die persische Wissenschaft es nicht ans Licht gezogen und mit dem einstig verschmähten Glanz wohlthätig überschüttet hätte. Durch das Wissen, Können und Gestalten haben Athen, Florenz, Venedig, Flandern mehr weltgeschichtliche Bedeutung, als alle morgenländischen und nördlichen Reiche.

Je höher wir aber den Werth der ächten, wahren Wissenschaft anschlagen, desto widerwärtiger ist das Anderen, desto größer sind die Gefahren der falschen Wissenschaft und Erkenntniß. Wer diese Gefahren leugnet, oder nur als gering bezeichnet, ist in schwerem Irrthume befangen. Durch Umschlagen in das Entgegengesetzte wird das Gröbste und Feinste jedesmal in das Unedelste und Verdammlichste verwandelt: so Liebe der Nächstverwandten in den bittersten Haß, so die Freiheit in arge Willkür, so die gründliche Ordnung in abscheuliche Tyrannei, so die ächte Wissenschaft in falschen Aberwitz und teuflischen Unsinn.

Es gibt nur ein einziges gründliches Mittel gegen die falsche Wissenschaft, nämlich die wahre Erkenntniß. Wer jene in andere Wege ausweisen will, ist (ohne es zu wissen) blind von dem beklagten Uebel angegriffen, und möchte die Krankheit vertreiben durch Tyrannei, oder den Tod durch Selbstmord, den ärgsten der Irrthümer.

Vornehmlich schreibt mir der Muse [illegible], welcher vor einigen

[illegible]

Jahren in dieſem Saale ſo anziehende, oft lehrreiche Vorleſungen hielt, in Bezug auf unſer Unternehmen: „Mit dem Wiſſen kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernſt und die Kraft in die Menge.“

Jedes Land, jedes Volk ſoll in ſeiner Weiſe auf der Bahn des Wiſſens und Erkennens verſchreiten: für jedes iſt eine eigenthümliche Wechſelwirkung, ein eigenthümliches Verhältniß des Materiellen und Geiſtigen vorhanden. Doch tritt das letzte, auf die Dauer, als das Entſcheidende hervor. Europa iſt um vieles Herr der übrigen Welttheile geworden, und würde es noch mehr ſein, wenn vielerlei Hemmungen nicht in Europa ſelbſt ihren Urſprung hätten. Fünf große Mächte entſcheiden jetzt hier über alle wichtigen Angelegenheiten; worauf beruht ihre Vorherrſchung? Unter vielen Gründen kann man einen hervorheben, und zunächſt für Rußland etwa geltend machen, es ſei durch Ausdehnung, Frankreich durch Abrundung, Oeſterreich durch geſchickte Verbindung des Mannichfaltigen, England durch ſeine umfaſſende Macht, vollgültig berechtigt, in die Zahl jener entſcheidenden Staaten aufgenommen zu werden. Aber weshalb Preußen? zurückſtehend an Ausdehnung, Abrundung, Bevölkerung und Reichthum. Warum nicht Spanien wie im 16., nicht Schweden wie im 17. Jahrhunderte?

Treffſichkeit der Könige, Tapferkeit des Volkes, Tüchtigkeit der Männer haben hierzu weſentlich beigetragen. Summiren wir jedoch dies und Aehnliches, ſo kommen wir ohne Zweifel zu dem Ergebniß: Preußen ſei für vollgültig anerkannt, nicht um ſeiner, verhältnißmäßig ſo geringen, materiellen Beſtandtheile willen, ſondern wegen ſeiner geiſtigen Kraft und Thätigkeit! Der Geiſt bewegt die Maſſen, und eine kleinere Maſſe mit größerer Thätigkeit verbunden, überwiegt und überflügelt die größere, welche ihre Kraft nicht gebraucht, oder mißbraucht. In dem Augenblicke, wo Preußen der geiſtigen Thätigkeit entſagte, oder auch ſie unterdrückte und feſſelte, hätte es ſeine Lebensquelle aufgegeben und ſich ſelbſt das Todesurtheil geſprochen. Das erkannte der vielbetrauerte König richtiger, beſonnener Blick. In den Zeiten der tiefſten Noth und Bedrängniß wandte auf allen Punkten, in allen Ständen und Richtungen, unermeßliche geiſtige Kräfte erweckt und Thätigkeiten hervorgerufen, welche den Jüngſtvergangenen, die nur für Handgreiflichkeit, nur für bloße Maſſen, Sinn und Auge beſaßen, völlig unbegreiflich blieben, die für uns rechten Zeit hervorbrachen, das auf Innerm gegründete, im Sündengetöse prunkende Gebäude kaiſerlicher Herrſchaft, und was faſt noch mehr iſt, allem Abergläubigen für göttliche Wahrheit und Wiſſenſchaft einen tödtlichen Stoß beibrachten.

Wie man die falſche Wiſſenſchaft bekämpfen ſoll, ſo die ächte fördern und erziehen. Kein Staat hat in dieſer Beziehung ſo viel gethan, wie der preußiſche für Schulen, Gymnaſien, Univerſitäten, Akademien. Darf man aber, weil dies ſelbſt in fremden Ländern anerkannt wird, wähnen, man ſei am Ziele höchſter Vollkommenheit angelangt? Keineswegs! Dieſer Aberglaube ſchlöſſe ein Stillſtehen in ſich, und hierauf folgt nothwendig ein Rückwärtsgehen. — Man ſorgt aufs emſigſte, daß alle Kinder leſen lernen; wenn ſie nun aber leſen können, was ſollen ſie leſen? Um dieſe ſchwierige Frage zu beſeitigen, ſchleicht ſich wol durch eine Hinterthür der bequeme Grundſatz ein: es ſei zwar gut, daß jeder leſen lerne, aber noch beſſer, daß er nicht wirklich leſe. Ja, während viele Millionen ausgegeben werden, um das äußere Daſein zu ſichern, bleibt es lediglich dem Zufalle überlaſſen: ob und wie (nach dem Ablaufe der erſten Jugendzeit) das innere geiſtige Leben des Volkes ſich (neben dem Beſuche der Kirchen) weiter ausbilde. Ein Pfennigmagazin, in Hunderttauſenden von Exemplaren unter Leſeluſtige und Leſebedürftige aller Art verbreitet, iſt niemals unbedeutend, ſondern (nach Maßgabe ſeiner Faſſung) von unermeßlichem Nutzen oder Schaden. In dieſer Beziehung iſt bei uns weder von der Regierung, noch durch Vereine wohlgeſinnter Männer etwas Genügendes geſchehen. Blicken wir eine Stufe höher, ſo wird in unſern Gymnaſien ungemein viel geleiſtet. Liegt aber die Schuld an den Lehrern, oder den Schülern, oder woran ſonſt, daß die meiſten der letzten, von dem Tage, wo ſie ihr Abgangszeugniß erhalten, niemals einen klaſſiſchen Schriftſteller leſen, und ſich nach Jahren darüber wundern, daß man ohne Schulzwang den Sophokles in die Hand nehmen könne.

Eben ſo oft werden nach überſtandener Amtsprüfung alle Univerſitätsſtudien völlig beſeitigt; während man doch tagtäglich bittere Klagen hört: das ſtete Treiben und Abmühen (welches man wol Praxis zu nennen beliebt) ſei für Leib und Geiſt gleich unbefriedigend, ja ertödtend.

Genug, es zeigt ſich, wo nicht eine völlige Entgegenſetzung, doch eine Trennung und Vereinzelung der Wiſſenſchaft und des Lebens; während beide weſentlich zu einander gehören, und ſich harmoniſch durchdringen, fördern und ſtützen ſollten. Der größte Fleiß auf Schulen und Univerſitäten reicht nicht hin, das ganze Leben wiſſenſchaftlich zu befruchten; und lebenslängliches Bücherleſen kann die lebendige Anſchauung und Kenntniß der Länder und Völker niemals erſetzen.

Mehr als die Deutſchen haben andere Völker, insbeſondere die Engländer, dieſe Gegenſätze zu vermitteln, dieſe Lücken aus-

zufüllen verſucht, und der Zweck unſers Vereins liegt weſentlich in derſelben Richtung. Die Frage: ob wir im Stande ſein werden, dieſer Aufgabe völlig zu genügen, müſſen wir verneinen; aber nicht deshalb, weil ſie an ſich eine verkehrte, ſondern weil ſie überaus wichtig, ſchwierig und folgenreich iſt.

Sollten ſelbſt einzelne Gelehrte darauf dringen: ſie müßten an der Stellung einer geſonderten Klaſſe feſthalten, und den Andrang von Liebhabern der Wiſſenſchaft zurückweiſen, damit dieſe nicht entweiht und herabgezogen werde; ſo würde ſolch eine Anſicht wol nur auf einem Misverſtändniſſe beruhen. Denn jene Männer könnten doch ſchwerlich meinen: womit der Schule nicht unmittelbar gedient ſei, damit ſei auch der Menſchheit nicht gedient. Zufolge einer ſolchen abſondernden, ſeparatiſtiſchen Anſicht würde höchſtens ein ſcholaſtiſches, oder ein alexandriniſches Zeitalter entſtehen, welches abſchrieb, ſammelte, kritiſirte, eintheilte, reinigte, für größere Genien früherer Zeiten Zeugniſſe des Fleißes und Wohlverhaltens ausſtellte u. dgl. mehr; — aber nicht im Stande war, ein einziges echt klaſſiſches Werk hervorzubringen, oder den abſterbenden Völkern neues Leben einzuflößen.

Niemand kann ein wahrhaft geiſtiges Leben führen, ohne an geſtrengte Arbeit des Geiſtes, und jede Wiſſenſchaft erfordert den vollen Ernſt, die ungetheilte Thätigkeit eines ganzen Lebens. Daher kann wol Niemand wähnen, daß es uns eingefallen wäre, in zwölf Stunden zwölf Wiſſenſchaften lehren zu wollen. Näher liegt das Bedenken: ob ſich aus *einem* wiſſenſchaftlichen Kreiſe ein einzelnes Stück herausſchneiden und angemeſſen behandeln laſſe? Unſer Verein ſchreibt hierüber vor: „die Gegenſtände der Vorträge ſollen von allgemeinem Intereſſe ſein, und ſo behandelt und dargeſtellt werden, daß keine gelehrte Sprachkenntniß und keine ſtreng wiſſenſchaftliche Vorkenntniß zum Verſtehen derſelben erfordert wird.“

Daß dies möglich ſei, davon habe ich (gleich vielen Andern) mich in England mehrere male auf ſehr erfreuliche Weiſe überzeugt. So hielt z. B. der große Phyſiker Faraday einmal einen Vortrag über die Verfertigung der Bleiſtifte, und ein anderes mal über die Elemente: — und jener erſte Vortrag ward nicht einen Augenblick lang trivial oder langweilig, und der zweite nirgends unverſtändlich, obgleich er die ſchwierigſten Lehren der Naturphiloſophie berührte. Selbſt diejenigen Fächer, welche man, ungeſchickt genug, als Brotwiſſenſchaften bezeichnet, bieten Gelegenheit zu anziehenden Vorträgen. Oder warum könnte z. B. ein Rechtsgelehrter nicht über die verſchiedenen Formen des peinlichen Proceſſes, ein Arzt über Homöopathie oder Cholera, ein Theolog über die neueſte Betrachtungsweiſe der Evangelien anziehend und würdig ſprechen?

Sowie der Gärtner Blumen und Früchte abschneidet und vertheilt, ohne zu verlangen, daß Jeder sich mit graben, düngen, säten und harken abmühe, so hat auch die Wissenschaft ihre darzubietenden Blumen und Früchte.

Verständlich (sagt man) ist soviel wie populär, und populär soviel wie oberflächlich. Zufolge dieser Ansicht steht Lykophron's Kassandra höher denn Homer, Ditmar von Merseburg höher denn Herodot, Duns Scotus höher denn Platon; — und welch Urtheil soll man fällen über das Populärste, das je geschrieben und von unzähligen Millionen zur Lehre und Trost gelesen worden, — über das neue Testament?

Stellt man tiefsinnig dem oberflächlich gegenüber, so ist freilich sehr klar, auf welche Seite, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, Lob und Tadel fällt. In falscher Auffassung und Anwendung dieses Gegensatzes glaubte man lange Zeit: Bücher müßten in einer fremden Sprache geschrieben, Vorlesungen gehalten werden; bis, als geringe Ueberbleibsel dieses Aberglaubens, nur gewisse Disputationen geblieben sind, wo schon die Unkenntniß der Sprache Dürftigkeit der Gedanken erzeugt; sowie gewisse abgezwungene lateinische Reden, zu denen man sonderbarer Weise Leute einladet, die großentheils kein Latein verstehen.

Man kann jenen Gegensatz, von tief und oberflächlich, aber auch umwenden; in der Tiefe ist Finsterniß, Mangel an Gestaltung, und Tod, — auf der Oberfläche hingegen Licht, Form und Leben. Aus der Nacht treibt die Natur hervor zum Tage, und das in der Tiefe erzeugte Erz wird erst über der Erde gereinigt, geschieden, geglättet und zu glänzenden Kunstwerken veredelt. So ist zuletzt alle Form ächte Vergeistigung des Materiellen, und alle Schönheit erscheint an der Oberfläche, ohne deshalb oberflächlich zu sein.

Von hier aus bietet sich der Uebergang zum Prüfen der Forderung: wir hätten zu unsern Vorträgen keine Frauen einladen sollen, weil diese nur aus Eitelkeit, oder andern geringhaltigen Nebengründen Theil nehmen und die soeben besprochene Oberflächlichkeit gewiß herbeiführen würden. — Es ist nicht zu begreifen: warum sogenannte Nebengründe allein auf Frauen und nicht auf Männer wirken sollten; oder warum man für diese nicht ebenso gut, wie für jene, ungenügende Ursachen des Kommens, oder — Wegbleibens aufsuchen oder auffinden könnte. Wir sind vielmehr überzeugt: die Anwesenheit der Frauen sei nicht blos ermunternd und erfreulich, sondern schlechterdings nothwendig, um alle unfruchtbare Gelehrsamkeit und steife Pedanterie zu vertreiben und für das Gelingen unseres Unternehmens die schönste Hoffnung zu begründen.

Wäre es nicht verboten, an dieſer Stelle ſich tiefſinniger Kunſtausdrücke zu bedienen, ſo würde ich daran erinnern: daß es unter den Männern zwar von der Wiſſenſchaft ausgeſchloſſene, oder ſich ausſchließende Philiſter gibt; dieſer Begriff aber auf die Frauen gar keine Anwendung findet, ſie alſo von Natur und von Rechtswegen zu Vorträgen der bezweckten Art einzuladen und zuzulaſſen waren.

Schreiben S. K. H. des Prinzen von Preussen an die Professoren von Raumer und Lichtenstein.

Berlin, den 6. December 1841.

Mit wahrem Intereſſe habe ich aus Ihrer Zuſchrift vom geſtrigen Tage den Zuſammentritt eines Vereins für wiſſenſchaftliche Vorträge erſehen, ſo wie den Wunſch, daß ich demſelben Schutz und Oberleitung gewähren möge. Den Zweck und die Abſicht des Vereins vollkommen anerkennend und würdigend, kann ich demſelben nur meinen ganzen Beifall zollen, und übernehme daher mit Freuden den Schutz deſſelben; in welchem Anerbieten die Mitglieder des Vereins mir einen ſehr ſchmeichelhaften Beweis des Anerkenntniſſes geben, wie ſehr ich Alles, was wiſſenſchaftliche Beſtrebungen im Vaterlande heißt, zu begünſtigen bereit bin. Uebrigens wird mein Schutz nur ein geringer ſein können, da ein Verein von Männern, wie die mir genannten, Schutz, Beſtehen und Gedeihen in ſich ſelbſt trägt.

Die mir eingereichte Verhandlung vom 5. d. M., ſo wie die vorgelegte, öffentlich in Circulation zu ſetzende Einladung zu den Vorträgen finde ich der Abſicht ganz entſprechend und ertheile beiden hiemit meine Beſtätigung.

Indem ich ſämmtlichen Mitgliedern des Vereins meinen tief empfundenen Dank für das mir bewieſene ſchmeichelhafte Vertrauen auszudrücken bitte, ſehe ich mit Ungeduld dem „Ins Leben treten" unſeres Vereines entgegen.

Ihr

Prinz von Preußen.

4.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 26. Jan. 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

Die Gesetze der königlichen Akademie der Wissenschaften schreiben vor, daß jährlich drei öffentliche Sitzungen gehalten und durch drei Reden ihrer Secretare eingeleitet werden. Diese Einrichtung hat gute Gründe und genügt den vorhandenen Aufgaben und Zwecken. Der Jahrestag des regierenden Königs erinnert an die überwiegende Wichtigkeit der Gegenwart, verbindet dieselbe mit der Zukunft und sichert gegen die Gefahr einer flachen Weltbürgerei; indem auch die Männer der Wissenschaft sich überzeugen und anerkennen, daß Geist und Herz mit einem besondern Vaterlande verbunden sein können und sollen. Der Jahrestag des Leibnitz ist den verstorbenen und dennoch fortlebenden und fortwirkenden Königen der Wissenschaft geweiht. Am Jahrestage Friedrich's II. feiern wir das Andenken eines Mannes, dem sehr wenige unter den Königen gleichkommen, und mit dem (sofern man seine wissenschaftlichen Werke auch in die Wagschale legt) nur der eine Julius Cäsar kann verglichen werden. Ja diesem steht Friedrich voran; denn er hat sein Vaterland groß gemacht und ihm einen noch immer kräftigen Lebensathem mitgetheilt; während Cäsar Rom an einen unvermeidlichen Abgrund führte, und selbst hineinstürzte.

Urtheile und Lobsprüche dieser Art sind in der Akademie schon so oft vorgetragen und wiederholt worden, daß, wenn nicht die durch Gesetz und Schicklichkeit beschränkten Mitglieder, doch wol die Zuhörer wünschen könnten (schon aus der den Menschen vielleicht jetzt mehr als je inwohnenden Neigung für Opposition), einmal zur Abwechselung die Schattenseiten König Friedrich's II. hervorgehoben und ans Licht gezogen zu sehen. Was indeß die Akademie nicht selbst thut und thun kann, das versuchen Andere, und alsdann ist es unsern Rechten und Pflichten ganz gemäß, zu prüfen und auszusprechen, ob ein solches Unternehmen gelungen sei.

So mögen heute die herbe tadelnden Urtheile, welche zwei sehr ausgezeichnete Männer über Friedrich II. aussprachen, mir Zeit und Veranlassung zu weitern Betrachtungen geben. Der erste dieser Männer trat mit scharfsinniger Voraussicht, lebendiger Begeisterung und großer Behutsamkeit den Irrthümern und Verbrechen der französischen Revolution, schon zu einer Zeit entgegen, wo ein solch Beginnen nicht Ruhm und Beifall brachte, sondern als ein unleugbares Zeichen geistiger Beschränktheit und Kälte des Gemüths betrachtet ward. Seitdem haben lange und bittere Erfahrungen auch die kleinsten Leute belehrt: sie wissen, daß jene glänzende Morgenröthe in furchtbar sich entladende Gewitterwolken überging, und haben deshalb eine solche Angst vor Morgenröthen bekommen, daß sie lieber die Nacht ununterbrochen fortdauern ließen. Von einer solchen Scheu blieb jener Mann schon deshalb auch nicht ganz befreit, weil er unverwandt nach der einen Stelle hinblickte, woher alle Gefahr gekommen sein sollte, und weil es sein Recht und seine Pflicht geworden war, dieselbe lebenslang zu bekämpfen. Stetes Bekämpfen, Kritisiren, Verneinen macht aber auf dem Boden des Staates wie der Wissenschaft allmälig abgeneigt und ungeschickt zu erzeugen, und wer immer nur Bauplätze ebnet oder Baufälliges stützt, ist deshalb noch nicht der Erbauer künftiger, bequemer Wohnungen.

Des zweiten Mannes Natur führte ihn nicht als Kämpfer einem Gegenstande gerade entgegen: er suchte vielmehr mit so viel Fleiß als Liebe die Dinge von allen Seiten zu betrachten, wohlwollend die bessern in günstiges Licht zu stellen, und auch das Verkehrteste mit löblichen Zielen und einer höhern Leitung in Verbindung zu bringen. Jener erste Mann forderte vor Allem die That, dieser die darstellende Erkenntniß; jenen traf der Vorwurf harter Einseitigkeit, diesen schwächlicher Vielseitigkeit; jener zog an durch die Festigkeit, dieser durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters; beiden stand die Kraft der Rede zu Gebote wie wenigen Deutschen, und wenn ihre Bahnen auch vielfach auseinandergingen, trafen sie doch in einzelnen Richtungen und Augenblicken zusammen. So in ihrem Urtheile über Friedrich II.

Friedrich v. Gentz[1]) schreibt an Johann v. Müller: „Ich nenne Friedrich II. den größten und unsittlichsten Mann seiner Zeit (le plus grand et le plus immoral des hommes de son temps), und klage ihn als Urheber alles Unglücks vor Mitwelt und Nachwelt an!“ Johann v. Müller antwortet: „Ihr Urtheil über Friedrich's Immoralität nehme ich keinen Augenblick Anstand, auch zu unterschreiben.“[2])

Das Urtheil von Genz war das Ergebniß seiner gesammten Betrachtungsweise; die Bestätigung Müller's drückte nur aus, was ihm die Beobachtung in diesem Augenblicke von einem Standpunkte aus zeigte, und es fehlt in seinen Werken nicht an abweichenden, ja ganz entgegengesetzten Aussprüchen.') Gewiß verdienen jene Verdammungsurtheile eine unbefangene ernste Prüfung. Bevor ich in dieser Beziehung auf Einzelnes eingehe, behaupte ich im Allgemeinen: daß jenes Urtheil einen wesentlichen logischen Fehler, einen unlösbaren Widerspruch einschließt, und um deswillen sich selbst aufhebt und vernichtet. Wenn nämlich Friedrich II. der größte Mann seiner Zeit war, so kann er nicht zugleich der unsittlichste gewesen sein; oder wenn er der unsittlichste war, so darf man ihn nicht als den größten bezeichnen. Die Begriffe von Größe und Sittlichkeit sind hier in keiner Weise scharf aufgefaßt und abgegrenzt, sondern nach einer schwankenden, mangelhaften Sprechweise durcheinander geworfen. Besaß der König wahre Größe, so fehlt ihm auch die Sittlichkeit nicht; sowie umgekehrt in der Sittlichkeit das Lebenselement der wahren Größe liegt. Oder, um es mit Spinoza noch philosophischer auszusprechen: Der Wille und die Erkenntniß sind eins und dasselbe; voluntas et intellectus unum et idem est. Nur bei kleinen, atomistisch zusammengekünstelten Naturen überwächst scheinbar oft eine Richtung, und die andere bleibt zurück; dieser lahme Zustand findet sich aber nicht bei den wahren und höchsten Königen der Völker, der Wissenschaften, der Künste, sondern Alles ist in ihnen zu ächter Harmonie auferzogen und durchgebildet. Nach jenem Urtheile des Genz wäre also (wenn es irgend einen Sinn behalten soll) Friedrich II. eine solche untergeordnete, zusammengeflickte Natur gewesen, für welche alsdann aber die Anwendung jener Superlative: der Größte, der Unsittlichste unpassend bleibt. Nehmen wir indeß einstweilen das Zugeständniß der Größe des Königs an, ohne zu prüfen, worin sie bestand und bestehen mußte, und untersuchen wir näher, was unter seiner Unsittlichkeit könne verstanden werden. Soll sich dieser Tadel zunächst auf Friedrich's Privatleben beziehen, so könnte man fragen: ob die Tadelnden durch übergroße Strenge nicht die Aufmerksamkeit auf sich selbst hinüberlenken? Wir wollen uns jedoch nicht in Abwege verlocken lassen, welche zu keinem Ergebniß über den König führen können.

Friedrich II. (hat man gesagt) war kein guter Sohn. Sobald man aber hier die etwanige Schuld genauer abwägt, so fällt der größere Theil derselben auf seinen Vater. Friedrich II. befand sich in dem Stande der Nothwehr, Friedrich Wilhelm I. hingegen war der angreifende Theil. Beiden darf jedoch der

billige Richter die Lossprechung ertheilen; denn Friedrich Wilhelm erkannte schon bei Lebzeiten den vollen Werth seines Sohnes, und dieser sprach mit höchster Achtung von seinem Vater, er gestand, wo und wie weit er gefehlt habe.

Friedrich II., heißt es weiter, war kein zärtlicher Ehemann. Allein bei seiner Verheirathung hatte man weder die Zustimmung seines Herzens, noch seines Herzens eingeholt, und zwei so durchaus verschiedene und fremdartige Naturen, wie der König und seine Gemahlin, würden sich durch geheuchelte Zärtlichkeit niemals näher gekommen sein.

Verdient es denn aber kein Lob, daß von all den edeln oder ignobeln Leidenschaften der Großen und Kleinen, keine einzige seiner Herr ward, daß er sich selbst beherrschte, wie wenige Menschen, daß er in einem langen, muhevollen Leben niemals ermattete, niemals die Arbeit aus Trägheit oder Genußliebe zurückschob, niemals seine Pflicht hintansetzte, und am Ende seiner Laufbahn hätte ausrufen dürfen: „ich habe keinen Tag verloren!" Zu einer Zeit, wo Katharina II. in Rußland, Ludwig XV. in Frankreich lebte, Friedrich II. in Hinsicht auf persönlichen Wandel und Privatleben unsittlich, oder gar den Unsittlichsten zu nennen, wäre baarer Aberwitz; wenden wir uns deshalb nur Sittlichkeit des Königs als König.

Im Chore rufen seine Gegner: er war ehrgeizig! Ohne allen Zweifel! Aber der Ehrgeiz seiner kriegslustigen Jugend war nicht der seines reifern Alters; er hatte ihn gereinigt und abgeklärt. Wenn wir uns aber der Früchte seiner Kriegsarbeit und seiner friedlichen Regierung selbstgefällig erfreuen, wenn wir, mit Bezug auf ihn, eine weltgeschichtliche Rolle als Recht und Pflicht in Anspruch nehmen, so dürfen wir über den Begründer dieses großen Berufs, dieses edeln Daseins, kein: „Steinige ihn", ausrufen. Nur wenn wir die Schattenseiten des Ehrgeizes auch uns zur Last legen und mittragen, dürfen wir denselben andererseits die Leuchte nennen, welche allen großen Thaten vorausgeht. Das preußische Volk theilte den Ehrgeiz seiner Könige; aber dieser Ehrgeiz ist von Natur und Rechtswegen, unter verschiedenen Königen und zu verschiedenen Zeiten nicht derselbe.

Schlimmer noch (rufen die Ankläger) als die Eroberungslust seiner Jugend, war die schleichende, hinterlistige Politik seines Alters. Dieser Vorwurf kann sich nicht auf den bairischen Erbfolgekrieg, nicht auf die Gründung des Fürstenbundes beziehen; er bezieht sich auf die Theilung Polens. So lange die bestimmtesten Thatsachen keine Widerlegung finden, bleibt es unmöglich, diese Theilung zu rechtfertigen. Minder hart wird

aber das Urtheil, sobald man die Verhältnisse jener Zeit genauer ins Auge faßt. Zunächst trifft die Schuld nicht Friedrich II. allein, und bei der wärmsten Theilnahme an dem Schicksale der Polen, ist dennoch nicht zu verkennen, daß auf ihnen die Hauptschuld laste.

Wenn König Johann Casimir schon im Jahre 1661 eine Theilung Polens mit deutlichen Worten als Folge der abscheulichen Unordnung weissagte, wenn Ludwig XIV. jene zu hindern wünschte, wenn August II. und Peter I. darüber verhandelten, so dachten sie doch nicht an Friedrich II. und seinen Ehrgeiz! So natürlich wie Peter's I. Wunsch, die Ostsee zu erreichen, so natürlich war Friedrich's II. Wunsch, Ostpreußen mit Pommern zu verbinden; so richtig sein Urtheil, daß bei der Anarchie Polens, die Russen (sofern kein Hinderniß eintrete) das ganze Land sich allein zueignen würden. Unter andern Umständen hätte sich Friedrich II. wol dem Umsichgreifen der Russen widersetzt. Aber gehaßt von Oesterreich, verlassen von England, ohne Beistand von Frankreich, war er gezwungen, sich mit Rußland zu verbinden. Auch bedurfte sein Land, erschöpft durch den Widerstand gegen eine Uebermacht ohne Gleichen, der Ruhe und einer weisen langjährigen Pflege. Gründe genug, selbst für den heldenmüthigen König, einen neuen Kampf jener Art zu scheuen, obgleich, seitdem Karl's XII. beschränkter Eigensinn den germanischen Einfluß im nordöstlichen Europa zu Grunde richtete, der Schutz dieser Gegenden, in größerem und natürlicherem Maße, auf Preußen übergegangen ist.

Genz ruft aus: ich klage Friedrich II. als Urheber alles Unglücks vor Mitwelt und Nachwelt an! Alles Unglücks? Verantwortlich für Alles, was etwa seit 1750 den theologischen und politischen Göttern, Helden und Schriftstellern mißfällt! Wucherte denn aber älteres Uebel nicht fort und trug schlechte Früchte auch in die Zeit Friedrich's II. hinein? Ging denn das neue und wahrhafte Uebel wirklich von ihm aus? — Sonderbarerweise findet sich nun aber dieses Uebel gerade da am wenigsten, oder gar nicht, wo Friedrich II. rastlos wirkte: nicht in dem wohlgeordneten preußischen Staate. Die Worte: „alles Unglücks" beziehen sich zuletzt bei Genz auf die ihm in jeder Gestaltung verhaßten revolutionären Bewegungen. Hat denn aber Friedrich die revolutionären Bewegungen herbeigeführt und nothwendig gemacht, welche ausbrachen unter Pombal in Portugal, unter Aranda in Spanien, unter Struensee in Dänemark, unter Gustav III. in Schweden, unter Joseph II. in Oesterreich, unter Georg III. in Amerika? Und sind diese Bewegungen alle gleichmäßig und unbedingt vom Uebel?

Vielleicht wird man einwenden: Hiervon sei gar nicht die Rede, sondern davon, daß Friedrich unheilbringende, revolutionäre Grundsätze aufgestellt und danach gehandelt habe, daß er der Vater, Genosse und Fürst aller Abstufungen der Jakobiner gewesen und geworden sei. Gewiß hat er in Bezug auf Staat und Politik nicht nach anarchischen, oder zur Anarchie führenden Grundsätzen geherrscht; vielmehr hielt er um so strenger auf seine *Rechte*, als er seine *Pflichten* annahmte und dieselben mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte. Den französischen Philosophen und Politikern der neuen Schule erklärte er, nach der überreichen Erfahrung seines ganzen Lebens: Je vois personne qui me philosophe [illegible] est le plus grand des monstres possibles, et en même temps l'animal le plus inconséquent que la terre ait produit. — Je désespère de rien pour monter un gouvernement sur le pied que vos savans législateurs (qui n'ont jamais gouverné) préconisent. So wenig als der Verfasser des Antimachiavell Urheber der machiavellistischen Politik ist, so wenig ist er Urheber des Jakobinismus; so hätte er, statt Ludwig's XV., Frankreich ein halbes Jahrhundert lang beherrscht, so würde die Kraft und Weisheit seiner Regierung das Entstehen des Jakobinismus unmöglich gemacht haben. Dieser erwuchs auf *französischem* Boden, es ist thöricht, Berlin und Potsdam für das Treibhaus desselben zu erklären.

Kann irgend Jemand (sahen die Augen fort) leugnen, daß der König in den oberflächlichen Ansichten, den unheilbringenden Irrthümern seiner Zeit, mit einem Worte im Voltairianismus befangen war, und deshalb — Fassen wir zuvörderst diesen Vordersatz ins Auge, der nicht vorzuenthaltende lange Nachsatz wird sich alsdann besser prüfen lassen. Jede Zeit hat ihre Schwächen und kein Zeitgenosse kann sich ihnen ganz entziehen; den König aber, um einzelner Aeußerungen willen, ganz mit den Encyklopädisten zusammenzuwerfen, ist eine so übereilte Kühnheit, als wenn man ihn, weil er sich den ersten Beamten des Volkes nannte, einen Rebellen nennen wollte. Wie darf man ihn ferner so ganz verdammen, daß er zu einer Zeit, wo ganz Europa die französische Literatur anbetete, nicht Gottsched und seines Gleichen darüber hinaussetzte, oder im Alter nicht mit jugendlicher Begeisterung deutsche Studien begann? Wie darf man vergessen, daß er die Größe der alten klassischen Schriftsteller, selbst in den abgeschwächten französischen Uebersetzungen herausfühlte, und sie immer wieder und wieder las, während viele der jetzigen Tadler Friedrich's so wenig die französische, als die griechische und römische Literatur kennen.

So kommen uns wenig oder gar nichts (entgegen der Lobrede), was der König von Komödien und Lustspielen, von Oden, Episteln und Madrigalen bietet, sondern das, was ihm (gleich wie dem Voltaire) das fehlte, was dem Leben erst Grund, Inhalt und Bedeutung gibt, die christliche Religion. Beginnen wir mit Voltaire. Allerdings hat er das Wesen des Christenthums niemals begriffen, und überall Fanatismus mit Religion verwechselt; dieser Irrthum ward aber ihm und so vielen ausgezeichneten Männern fast aufgezwungen; sonst wäre es unbegreiflich, wie kaum Einer davon frei blieb. Die Dragonaden Ludwig's XIV. und die Verfolgung der Hugenotten wurden damals als der Triumph des wahren Christenthums gepriesen. Schützen wir unser Herz und (saft Bossuet!) über die Frömmigkeit Ludwig's! Lassen wir unseren Beifall erschallen bis zum Himmel! Sagen wir diesem neuen Constantin, diesem neuen Theodosius, diesem neuen Marcian, diesem neuen Karl dem Großen, was die 630 Kirchenväter auf der Kirchenversammlung von Chalcedon sagten: Du hast den Glauben befestigt, du hast die Ketzer aufgerottet, dich (!) hat würdig Gott seiner Regierung, dich (!) der eigentliche Theodosius. König des Himmels, erhalte den König der Erde! In solchem Tone fortfahrend, sagte die französische Geistlichkeit Ludwig XIV.: „Wenn Ihre siegreichen Thaten Ihren Namen bis zu den äußersten Grenzen der Erde hingetragen haben, so wird ihn diese That bis zum Himmel erheben, und Ihnen einen Ruhm erwerben, der noch fortdauern wird — nach dem Untergange des Weltalls (après la ruine de l'univers)!" — Und in diesem selbigen Ohrenbetäubender Lobpreisung des Verdammlichen stimmten (wofür nur zu viele Beweise vorliegen) überein: Gelehrte und Künstler, Geschichtschreiber und Dichter, Parlamentsräthe und Offiziere, Hofleute und gebildete Damen, Geistliche, Prälaten und Cardinäle.

Auch war dies Alles nicht eine rasche vorübergehende Krankheit, sondern zur Zeit des Regenten Philipp von Orleans und Ludwig's XV. (wo man alles Göttliche und Heilige mit Füßen trat) wollte man sich auch immer, bei ungeheuchelt Christlichem Eifer, Sündenvergebung verschaffen. Wie z. B. im Jahre 1729 [1]) ein Abt Contragues sich einige protestantische Aeußerungen erlaubt, ward er nach dem Tollhause gebracht. Ein Gesetz vom 11. Mai 1724 bestimmt [2]): In Frankreich darf nur eine Religion sein. Versammlungen der Reformirten werden mit Einziehung der Güter, lebenslänglicher Galeerenstrafe und an bewaffneten Theilnehmern selbst mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe trifft ferner alle protestantische Geistlichen, so wie die

lichen, welche in derlei Versammlungen eine sündliche Handlung verurtheilen. Wer von [illegible] Zusammenkünften weiß und sie nicht anzeigt, oder heute Hausversammlungen übernimmt, kommt Verurtheilung auf die Galeeren. Hebammen sind verpflichtet, die Niederkunft protestantischer Frauen den katholischen Priestern anzukündigen, damit sie die Kinder binnen 24 Stunden taufen. Diese dürfen nicht außerhalb der Kirche getauft werden. Aerzte und Apotheker sollen die Priester von der Erkrankung aller Protestanten unterrichten. Weigern sich diese, der Verordnung auf katholische Weise zu nahen, so werden sie nach ihrer Herstellung aufgegriffen und der Galeere eingereiht. Die gleiche Strafe trifft auch die Gastwirthe, und zwar gleich den Priestern vom Begräbnißtage. Wer einem heimlichen Protestanten Obdach bietet, aber ihn nach protestantischem Cultus nicht bestattet, verliert seine Güter und kommt lebenslang auf die Galeeren. Von öffentlichen Aemtern und den meisten Gewerben bleiben die Protestanten ausgeschlossen.

Es hat Gelegenheit, Berichten von katholischen Eiferern, angefangen von der spanischen Marquise de Pire und dem beschränkten Herzoge von Braunschweig, und endigend mit dem gekrönten Lügner, dem Könige [illegible] zu gleicher Zeit mit steter Verfolgung der Protestanten war die katholische Kirche in sich uneinig. Jesuiten und Jansenisten kämpften gegeneinander mit den gewaltsamsten Mitteln, und für die Ketzer geschahen empfindliche Wunden auf dem Grabe des Abbé Paris, für die Regierung den Kirchhof verschließen ließ und Spötter die Verse anschlugen:

[illegible]

In derselben Zeit behauptete selbst ein Mann, wie Malebranche: ein Tag unerschütterlicher Ueberzeugung sei vor Gott mehr werth, als ein langes, wankendes Leben. Dem Staate, der Kunst oder Wissenschaft geweiht. Damals wurden Calas und Le Barre in Frankreich hingerichtet, und in Spanien Männer und Frauen als Ketzer verbrannt.

Wenn hier und Aehnliches für den Triumph des Christenthums aufgeboten wird, so muß jeder billige Beurtheiler es entschuldigen, daß Petrarca und seines Gleichen nicht ruhig und wohlsam nach dem Kerne der Wahrheit forschten, aber ihn erkannten, indem im Strome der Aeußerlichkeiten untersinken. Dies Christenthum ist vom Uebel! Die Verachtung des spätern frechen Atheismus ist von den angeblichen Vertheidigern des reinen, vernünftigen Christenthums aufgeführt worden, und es dürfte angerathen sein, alle Schuld den mißgeleiteten Führern aufzubürden und die Schuld der jüdischen Päpste zu vermindern oder zu leugnen.

Ich komme noch hierher, jedoch zur Sache gehörigen Bemerkung, auf Friedrich II. zurück. Seine richtig ich es ist, legt in Laut wider den schweren Vorwurf der Irreligiosität vor und [illegible], indem er schreibt:

Il n'y a rien de plus grand que Dieu comparé à [illegible]. Un [illegible] borne dans les efforts insensibles pour [illegible] de se bâtir, cette occupation doit [illegible].

An anderen Stellen seiner Werke sagt er:

Le système, le plus en vogue et fait,
Dont l'auteur, le suppôt, le fait se manifeste,
Commence ouvertement un nouveau schisme.
Le bonnet n'est qu'un mot sous vain signifier,
Le Vatican imaginaient qui sert de bouclier.

Il est dit dans l'Évangile: ne faites pas aux autres ce que vous ne voulez pas qu'on vous fasse. Or ce principe est le résumé de toute la morale; il est donc évident, il n'est une religion *soit-il* d'accord que cette religion ne fait que des méchants. Il ne faut jamais confondre la loi et l'abus. Si je défends la morale de Christ, je défends celle de tous les philosophes, et je vous accorde tous les doigts qui ne sont pas de lui. Quand on veut donc se révolter contre cette religion, il faut distinguer les temps dont on parle, et distinguer les abus de l'institution.

Wenn (unterbrechen wir Friedrich's Gegner) eine dürftige Notiz von Christus und des Königs Werken, da sie am irgendwann Jahrestage an diesem Tage gehaltene Vorträge bereits für Jahre (wer es etwa noch nicht wußte) hinreichend erwiesen, daß der König kein Christ war und nicht den rechten Glauben hatte. Suche denn heutzutage wirklich ganz außerhalb des Christenthums, der die gesammte christliche Sittenlehre umfaßt und von hohem Werthe überzeugt ist? War Friedrich II. der bessere Christ, als er obige Worte aus voller Überzeugung niederschrieb, oder Ludwig XV., als er jenes verfolgungssüchtige Gesetz wider die Freidenker unterzeichnete? Hat die Dogmatik des letzteren wirklich mehr Werth als die Ethik des ersten?

Es ist eine, leider! so allgemeine, als unendliche und unverzeihbare Verirrung, daß alle Menschen gleichviel Glaubensfähigkeit und Glaubenskraft besitzen sollen. Zwischen Unglauben und Aberglauben liegen unzählige Stufen in der Mitte, und nur ein Oberflächner auf dem Boden des Glaubens zu werden, ist darum gewiß eine natürliche Anlage, eine Gabe Gottes zu [illegible], als zum Philosophieren, Malen, Dichten, zu jeder eigenthümlichen Kraftäußerung, zu jeder [illegible] Tüchtigkeit [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von Ihnen aufmerksam beobachtet wurde, so war allerdings auch in Absicht der Mannichfaltigkeit, der Fruchtbarkeit, der Interessen, die Ihre Werke und Arbeiten jedem Freunde Ihres Geistes, und neuen Stoff zu den Ideen gewähren, welche Sie über alle diese Gegenstände schon so lange mit sich herumtragen. — Es hat sich, während eine Pause über Ihnen aufgezogen, während eine andere Ihre Werkstatt beschäftigt, Stoff genug zu einem Gespräch gesammelt, das Sie vielleicht unterhalten könnte.

Es verschlägt auch die Neugierde Ihres Freundes nicht viel, ob seine Forderung neues, bekannte Dinge in neuer Ordnung und Verbindung oder ganz neue Gegenstände betreffe. Er will nur Ihre Gedanken auf dem kürzesten Wege, auf dem sie sich am leichtesten mitteilen, haben, und auf welche Veranlassung sie entstanden, ist für ihn ziemlich gleichgültig. Sie haben sich im Grunde selbst genug, und wenn Sie sich auch manchmal mit einzelnen Freunden, und in neuen Verbindungen, über Gegenstände unterhalten, die Ihnen schon geläufig waren, so ist es doch nicht, um sich Ihrer Ideen zu versichern, sondern um sie in einer neuen, Ihnen selbst noch unbekannten Form zu sehen, und durch eine neue Mitteilung sich selbst zu überraschen.

Auf diesen Punkt (verstehen Sie Goethe) möchte ich mir, als einen meiner Wünsche, besonders aufmerksam machen, und vorzüglich Ihre Gespräche mit Schiller darauf gerichtet haben.

Allerdings wären, nach der bisher Ihnen und der ganzen Verfassung, Bedenklichkeiten, in diese Mitteilung für Sie und Ihre ganze Thätigkeit eine Gefahr bringen, die mit der Gewohnheit notwendig Gegenstände. Wenn aber Augenblicke da wären (obschon in manchen andern Absichten, z. B. die Selbstunterhaltung) gefährlich sein, kann man sie eben mit Vorsicht gebrauchen, auch das nachteilige eben durch gewagte aufheben und beschränken können?

Während der Entstehung Ihrer großen Werke und Arbeiten, Romane und Dichtungen oder auch der Lektüre entgegenstehen,

welchen Verhältnissen die unglücklichen Bauern und alle Bauern überhaupt lebten. Ihnen zahlten Geistliche, Schullehrer und viele Adelsmänner von Grundstücken gleich den Eigenthümern, und ein Dominium pflichtete im Verhältniß viel zu viel Bauern, als der Pachter eines adeligen Guts u. s. w. Bei einer Berathung erklärte Schlangenfeldt ein Gutsmann: die aufgeschwemmte Bauer müsse allein dem contribuablen Bauernstande aufgelegt werden, denn er könne es gegen seine Gläubiger nicht vertreten, auch nur eine Woche zu leben! — Ein Anderer sagte: Das Verhältniß des Bauern zum Gutsmann sehe gar nicht fest; deshalb dürfe hier gar nichts gesetzlich noch Willkür bestimmt. — Der, durch die neue Grundsteuer-Verfassung entstehenden, ungeheuren Gewinne lieben sich die Schatzräthe in der Stille sehr gefallen; als aber gleichzeitig die Verpflichtung der städtischen an die Schule gehaltenen Lasten und Pflichten in Vorschlag kam, erklärte ein Rath (einer der größten Schatzräthen) in seinem an den Kanzler gerichteten Schreiben: Die Urheber solcher Ideen sind Cartilinat, die den König und den Adel umwerfen wollen. Der König muß die Bürger und Bauern, welche den Staat ausmachen wollen, durch den hohen Adel in Ordnung bringen, und zu dem Zweck dessen sämmtliche Real- und Personalprivilegien, sowie das ausschließliche Recht auf Staatsämter, bestätigen und erhalten.

Wenn dies und ähnliche Widersprüche nun viel von der Art[1]), daß sie Jemand hätte widerlegen wollen, oder Handlung so damals beschäftigen durfte, oder Ernst sie gelegentlich hätte? Ernst? welcher in seinem Abschiedsschreiben an das Generaldirectorium auf eine Reform des Adels antrug, und da mit den anderen Ständen gegen verfahren wollte? Ja, er geht in jenem Schreiben so weit, zu sagen: „Wo Negotiationen des Volks unter und bisher Handlung, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder meiner Staatsdiener (er besitze 1000 Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft, Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sie durch gnädige Hände an den Staat gekommen) habe ein Recht zur Negotiation." — Gewiß dürfen sogenannte Volksfreunde nicht einen Mann als ihren Parteigänger ansehen und benutzen, welcher das allgemeine Stimmrecht in so ungewöhnlicher Weise vertheidigt.

Ich gebe noch einige Beispiele von Widersprüchen und Irrthümern. Im Jahre 1810 suchten hochgestellte Personen[2]) herauszubringen, daß die unehelichen Bauernkinder (welche z. B. auf den Güter adeliger wurden) auf einem Grundsatze der höchsten constitutionellen Weisheit beruhten. Trotz dieser Widersprüche

wurden sie aufgehoben, und die spätere großartige Erziehung durch mächtigen Keimen führte zu dem nicht genug zu lobenden deutschen Zollverein. — Wäre doch in allen Richtungen und bei allen Gegenständen der, oft nur geringe und durch Verhältnisse beschränkte Anfang so trefflich fortgebildet worden!

Zwischen dem zu viel und dem zu wenig suchte König Friedrich Wilhelm III. mit Kraft und Besonnenheit durchzukommen; und welcher Preuße wäre wol so übergläubig, oder so rabulistisch, daß er hinter D'Connell zurückbliebe, der erstaunt ausrief: wahrlich Friedrich Wilhelm III. ist der größte Reformator in Europa!

Des Königs Praxis war längst über die abstracten Gegensätze einer sogenannten philosophischen und historischen Schule hinaus, und wird man hoffentlich nie in diese untergeordneten Regionen wieder hinabsinken. Denn es wäre verkehrt, das Individuelle, Natürliche, Positive aller Zeiten und Völker über einen in Wahrheit nirgends passenden Leisten zu schlagen und diesen Leisten als philosophischen Fetisch anzubeten; oder ausser sich selbst heraus zu ereifern, leichtsinnig ausländische Abstractionen als das unbedingt Vortreffliche zu betrachten und nachzuahmen. — Es wäre aber nicht minder verkehrt, wenn eine oberflächliche Historie für einheimische Leichen unbedingte Verehrung verlangte und nicht dulden wollte, daß die Lebendigen das Todte begraben.

Welcher Stand, welcher Einzelne hat nicht durch die Entwickelung gewonnen, die während der Regierung König Friedrich Wilhelm's III. eintrat? Oder will man etwa die Bauern wieder dienstpflichtig, hörig und leibeigen machen und ihnen ausschließend, nach bloßer Willkür, den Vorspann und die Verpflegung der Reiterei auflegen? Will man die Städte wieder vom Lande absperren, die Binnenzölle herstellen, eine Thoraccise von unerlaubten Gegenständen erheben, jeden Meisterloser in jeder Stadt handwerken, geschlossene Zünfte einführen, das Bürgerthum und die Feldordnung aufheben, invalide Unteroffiziere wieder zu Bürgermeistern ernennen, ein gewerbsames Heer wieder durch Prügel ersetzen, den Landständischen Versammlungen ein Ende machen und den Adel auf den ehemaligen Kammerdienst oder seinen Wirthschaftshof beschränken?

Alle Verhältnisse und Zustände, die in der Weltgeschichte sich dauernd hervortaten, haben eine innere Begründung und wohnlichen Werth, und man soll nicht leichtsinnig daran rütteln und schmälen. Diese Ueberzeugung kann und soll aber Nichts gegen nützliche und zeitgemäße Veränderungen schlagen oder Mißbräuche als geheiligt und unantastbar betrachten lassen.

Es gibt des unverständigen, leichtsinnigen, oder melancholischen Klagens und Jammerns nur zu viel; aber es gibt auch einen unheilbringenden Aberglauben: weil viel geschehen, sei bereits Alles geschehen. Nichts darf in der geschichtlichen Entwickelung als ein unbedingtes Letztes, Schließliches, als eine final measure hingestellt werden. Staat, Verfassung, Verwaltung, Wissenschaft, Kunst, Kirche, Religion sind todt, sind unmöglich ohne Leben und Bewegung, aber diese fördernde Bewegung ist so weit entfernt von fieberhafter Uebereilung, als von der sogenannten Kraft bloßer Trägheit, der vis inertiae. Tollkühnes Versuchen und feiges Nichtsthun, diese gleich verneinenden, schädlichen Extreme werden nur den oberflächlichen, einsichtslosen Personen empfohlen; der ächte König und Staatsmann hingegen erkennt die wahren Bedürfnisse seiner Zeit, sondert sie von allem bereits Ueberreifen oder noch Unzeitigen, vermittelt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wird (obgleich menschlicher Weise immer noch Irriges und Unvollkommenes auf Erden übrig bleibt) doch der größte Wohlthäter seiner Zeitgenossen und ein Wegweiser für künftige Geschlechter!

Es ist keine ultraroyalistische Vorliebe oder Schmeichelei, zu behaupten, daß in Preußen verhältnißmäßig mehr wahrhaft organisirende Könige geherrscht und die rechte Entwickelung zeitgemäß gefördert haben, als in den meisten europäischen Staaten. Es ist aber auch keine demagogische Schmeichelei, daß das preußische Volk, wenn es von seinen Herrschern zum Vorwärtsschreiten aufgefordert wurde, in Erkenntniß, Thatkraft und Treue allen Forderungen und Erwartungen genügte, ja sie übertraf. Diese heilbringende Einigkeit und Wechselwirkung half über alle Noth und Gefahr der Vergangenheit hinweg, erzeugt das Löbliche und Erfreuliche der Gegenwart, sichert gegen alle Rückschritte und läßt uns in die Zukunft blicken mit Muth und Vertrauen!

Anmerkungen.

1) Werke XXXIII, 79.

2) So sprechen noch Viele 1852 in den preußischen Kammern.

3) Diese Vorzüge würden durch das französirende Disciplinargesetz von 1852 ein Ende nehmen.

4) z. B. seit Einführung der Städteordnung.

5) Unsere reine, reiche, sinnvolle, bildsame, überall ausreichende Sprache wird nicht blos in Tagesblättern, sondern auch in wissenschaftlichen Werken, ja in öffentlichen Gesetzen mißhandelt und ihr eine bunte Jacke fremder Worte übergezogen, welche in den schlechtesten Zeiten der

17. Jahrhunderts nicht geschmackloser war. In einer meist mit Gebern angefüllten Nummer der Staatszeitung finden sich folgende Fremdwörter: Provinz, Corps, International, Registrirung, Industrie, Nekrolog, Chronik, Nomination, indirect, Cabinet, Acclamation, Tarif, Debit, Comptoir, Commissarius, Propositionsdecret, Residenz, Assecuration, publiciren, Fundament, Institution, Fet, Accent, Material, Plenarberathung, Referent, definitiv, Protokoll, Regiment, Resultat, Motiv, Revision, Servitut, eventuell, Emanirung, Statut, particular, Appellation, Modification, Instanz, Interesse, landesväterlich, Legitimation, Attest, Pension, Promemoria, Kanon, Contract, Parzellirung, legislativ, Declaration, Redaction, Periode, mobil, Dislocation, Fonds, Amortisation, Reglement, intestat, Regal, Societät, Regulativ, Contingentirung, Admission, Konsens, nationell, Nationalität, Qualification, rat, Etablissement, Motivation, Fortification, Document, Amendement, Basis, Transport, Majorität, Approbation, Departement, commandiren, Interessent, Corporation, Institut, Modification, Intretus, Deputation, Votum, Programm, Interpellation, Debatte, special, Definition, Attentat, Insinuation, Reaction, Coalition, Intention, Princip, Doctrin, compromittirt, incensament, Liquidation, Spekulation, Revenuen, Discussion, respective, definitiv, effectiv, nicht effectiv, Korrespondenz, Personal, Individuum, Individuum u. s. w.!!

So richten wir unser edelstes Eigenthum, unsere Denk- und Sprachweise selbst zu Grunde; ja, es finden sich nur zu viele Hochmüthige, welche das Gefühl für vollthümliche Sprache verspotten, Faule, die den naheliegenden Schätzen nicht nachgraben wollen, Leichtsinnige, welche sich mit fremdem Tande zu bereichern wähnen, und Abgeschmackte, welche damit höhere Bildung zu Tage legen wollen. Wenigstens an dieser Stelle sollte man den Vorzug der Franzosen anerkennen. Sie würden eine solche Mißhandlung ihrer (obwol ärmeren) Sprache niemals dulden.

Zum Beweise, daß sich jene tadelnswerthe Gleichgültigkeit auch auf den Bau der Perioden erstreckt, geben wir folgende zur Probe: Nachdem unser Staatsministerium uns vorgetragen hat, daß, da ein großer Theil derjenigen Befugnisse, welche bis jetzt den dem Censurwesen vorgesetzten Ministern zustanden, auf das nach unserer Verordnung vom 23. Febr. d. J. zu errichtende Oberrevisionsgericht übergegangen, dasselbe aber an die bisher von den Verwaltungsbehörden ertheilten Vorschriften nicht gebunden ist, sondern nur nach Gesetzen zu entscheiden hat, das Bedürfniß obwaltet, mehreren bisher bestimmungen, welche seinen Wirkungskreis berühren und deren Aufrechthaltung nöthig ist, so weit es noch nicht geschehen, Gesetzeskraft zu verleihen, so wie dem Minister des Innern in Bezug auf die Ausübung mehrerer Befugnisse, welche nach der gedachten Verordnung von den bisherigen Censurministern auf ihn allein übergegangen sind, einen gesetzlichen Inhalt zu geben, und daß es hierbei möglich ist, der Gesetzgebung über die Presse durch Aufhebung oder Vereinfachung vieler einzelner hemmender Bestimmungen größere Klarheit und Sicherheit und den Schriftstellern und Verlegern Erleichterung zu gewähren, verordnen wir auf den Antrag unseres Staatsministeriums wie folgt: u. s. w.

6) Herrn v. Schön.
7) v. Raumer.
8) Herr v. Delius.
9) Durch v. Raumer. Nur Gentzes hätte spater.
10) v. Raumer.
11) Pachtfester Patron: welchen Niemand den flachen überreden [illegible]

beraten beiahlen kann) sagt in seiner Geschichte Deutschlands S. 93 über diese Klagen und Forderungen: sie waren ein buntes, gährendes Gemisch von theils wahren, theils übertriebenen, einseitig aufgefaßten, aus dem Zusammenhang gerissenen, die Zeitlage nicht beachtenden, nicht durchgebildeten, nicht verdauten, theils halbwahren, theils ganz falschen Vorstellungen, von einem nach oben anmaßenden, nach unten herrschsüchtigen, überall aber selbstsüchtigen Sinne getragen, Verklänge früherer, dem Stande gewiß nur zum größten Nachtheile gereichender Richtungen. — The fears of one class of men are not the rights of another, sagt sehr richtig *Bancroft* History of the united States I, 103

12) z. B. der Geheime Staatsrath von Hendebreck.

6.

Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845.

Es iſt dem Menſchen natürlich, an merkwürdigen Tagen der Gegenwart zurückzudenken an die Vergangenheit, dieſe mit jener zuſammenzuſtellen und ſie untereinander zu vergleichen. Solch eine vergleichende Würdigung führt zur Unparteilichkeit, befreit von örtlichen und zeitlichen Vorurtheilen, berichtigt Lob und Tadel, Hoffnung und Klage, zeigt die Mannichfaltigkeit der menſchlichen Entwickelung und macht die Bewegung der bürgerlichen, kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände begreiflich; ſie lehrt aus der Vergangenheit auf die Zukunft ſchließen.

Dieſer zugleich geſchichtlichen und philoſophiſchen Betrachtung und Auffaſſung ſcheint es weſentlich zu widerſprechen, wenn man zwei große Schulen (oder Syſteme), eine philoſophiſche und eine hiſtoriſche ſchroff einander gegenüberſtellt. Daß jedoch dieſem, wenn als unbedingt hingeſtellten Gegenſatze nur eine einſeitige untergeordnete Abſtraction zum Grunde liegt, daß er auf einem anatomiſchen Zerſchneiden und Ertödten des zuſammenzugehörigen Lebendigen beruht, wird kaum noch von irgend Jemand bezweifelt und beſtritten, der ſich über die Anfangsgründe der Wiſſenſchaft erhoben hat. Philoſophie und Geſchichte, denken und erfahren, wiſſen und glauben, a priori und a posteriori (oder wie man die Hälften ſonſt bezeichnen will) gehören zueinander und fördern ſich untereinander.

Ungeachtet dieſer Gewißheit, ſuchen noch immer etliche Verehrer der einen oder der andern Hälfte deren unbedingte Herrſchaft geltend zu machen; — insbeſondere hören und leſen wir jetzt täglich: das Geſchichtliche ſei das einzig Wahre, Verehrungswürdige, Unantaſtbare, Geheiligte, Inhaltreiche, Ewige!

Gutmüthige oder flache Geſchichtsfreunde laſſen ſich durch dieſe fröhliche Botſchaft wol verlocken und täuſchen: ſie freuen ſich, daß ihr Beſitzthum ſo im Werthe ſteige und ins Unbe-

grenzte hinaus wachse; sie sehen oder ahnden nicht, daß dieser angeblich neue und höhere Werth nur durch Vernichtung von anderem Werthvollen erkünstelt oder erzwungen wird, und aus dem angeblich Unbegränzten kleine Stücklein willkürlich herausgegriffen werden, um aus ihnen Götzen zu schnitzeln.

Alle Geschichte wurzelt in der Zeit, sie lebt nothwendig in der Bewegung, im Fortschritte: jene unächten, scheinbaren Freunde der Geschichte möchten sie aber versteinern und unter dem Vorwande sie zu sichern und ihr Dauer zu verleihen, ihr das Licht des Lebens ausblasen. Der wahrhaft Kräftige wird durch den Rückblick auf die Vergangenheit zu Thaten begeistert; das was hingegen jene falschen Geschichtsfreunde aus der Vorzeit ins Auge fassen, wird ihnen zur Salzsäule, um welche sie herumsitzen und pagodenartig Beifall zunicken, während ihnen zum Erzeugen und Gebähren neuer Zeiten Kraft und Wille fehlt.

Alles was geschehen ist, gehört zur Geschichte, hat seinen Werth oder Unwerth, welchen Alter oder Neuheit weder allein begründet, noch aufhebt. Es ist eine leere Voraussetzung, eine bloße petitio principii, wenn sich Gelehrte oder Staatsmänner immer für das Alte, oder immer für das Neue erklären, ohne irgend tiefer in die Sachen selbst einzugehen.

Ebensowenig führt die tausend mal wiederholte Formel zum Ziele: daß die bloße Dauer einen Beweis und eine Bürgschaft der Wahrheit und Vortrefflichkeit gebe. Die Geschichte erweiset mit unverkennbarer, einleuchtender Flammenschrift, daß das Edelste, Bewundernswertheste, oft nach kurzer Jugendblüthe in ein allzufrühes Grab hinabsank; und umgekehrt die irrigsten Lehren, die platteſten Vorurtheile, die menschenfeindlichste Tyrannei Jahrhunderte lang unumschränkt herrschten.

Wenn jedes Geschlecht (wie unser großer König Friedrich II. nur zu wahr sagte) seine eigenen Thorheiten begeht, so hat es auch ein Recht und eine Pflicht seine eigene Thatkraft zu entwickeln, Neues zu erzeugen und seine eigene Weisheit an den Tag zu legen.

Wer jene Thorheiten fördert und diese Weisheit trübt, begeht einen doppelten Mord. Alles Mumisiren der Leichen begründet kein neues Leben; und alle vorzeitigen Geburten müssen sterben.

„Jegliches hat seine Zeit!“ Die Könige, die Völker, welche wissen und begreifen was an der Zeit ist, gehen rastlos mit ihr vorwärts; die, welche den weltgeschichtlichen Ton und Takt überhören oder verkennen, werden unter dem Strome der Zeit begraben. Bezweckt eine Regierung ihr Volk rascher vorwärts zu drängen, als es Zeit und Natur erlauben, so wird dieses

Treibhauswesen keine tadelfreien Früchte erzeugen; fährt eine Regierung (anstatt lenkend und fördernd an die Spitze zu treten) sich auf dem tadelnswerthen, unglücklichen Gedanken fest, sie müsse immer wie ein Hemmschuh wirken, sie könne und dürfe auch eine natürliche, allgemein sich offenbarende Bewegung aufhalten, — so wird über kurz oder lang, ihr Irrthum und ihre Ohnmacht zu Tage kommen.

Männer, welche der Weltgeschichte auf Jahrhunderte hinaus eine neue Richtung gaben, oder doch wesentlich zu ihrer weiteren Entwickelung beitrugen, stehen höher als die, welche mit wehmüthiger Sorgfalt blos rückwärts blickten und an dem Absterbenden festhielten. Lykurgus, Solon und Servius Tullius, Washington und Jefferson waren die Meister und Beleber ihrer und künftiger Zeiten. Durch ihre Kraft und Weisheit entwickelte sich ringsum ungehindert das Bewundernswertheste; während all das Sammeln und Aufspeichern der Reste aus vergangenen Zeiten (wie unter Theodosius und Justinian) aus keiner eigenen Lebenskraft hervorging und den Untergang der alten Welt keine Stunde lang aufhielt.

Dadurch ist Preußen groß geworden und vielen seiner Nachbarn zuvorgeeilt, daß seine Fürsten seit zwei Jahrhunderten begriffen, was an der Zeit sei, und daß sie keinen Augenblick versäumten die beweglich entfliehende Gelegenheit zu ergreifen und der Verhältnisse Herr zu werden. Mit welcher Meisterschaft wußte der große Churfurst in ringsum strömenden Wogen, sein Schiff bald hierher bald dorthin zu lenken, um Klippen zu vermeiden; wie verstand er mit wahrer Staatsklugheit günstige Zeitpunkte zu erwarten, dann, rasch die Segel umstellend, dem Ziele kühn entgegenzueilen und es zu erreichen, ehe manche lässige Zuschauer nur begriffen, was er bezwecke.

Auf diese Weise ward Friedrich Wilhelm der größte Churfurst, Friedrich II. der größte König seiner Zeit. Allerdings gibt es eine vorgebliche Schule, welche schon deshalb alle Staatsweisheit verdammt, weil sie dieselbe nicht besitzt; welche alle welthistorischen Erscheinungen und Entwickelungen (nach Montesquieu's Ausdruck) beurtheilen und entscheiden möchte, wie einen Proceß um eine Dachtraufe: — in ihren Händen hat aber nie das Schicksal des Menschengeschlechts gelegen; nie hat ein wahrhaft großer Herrscher ihr Glaubensbekenntniß angenommen. Gern möchten jene einseitigen Verehrer irgend eines einzelnen, willkurlich herausgerissenen geschichtlichen Zeitabschnittes König Friedrich Wilhelm III. als Musterbild für Bestätigung ihrer Lehren und Ansichten aufstellen; aber sehr mit Unrecht. Er war kein Mann der Versteinerung, kein Mann der Ueber-

eilung; er war ein Mann der Bewegung. Er führte sein treues, mündiges Volk durch eine folgerechte, umfassende Gesetzgebung in neue Bahnen, auf welchen mit Besonnenheit fort zuschreiten, so weise als ehrenvoll ist.

Dieser Ueberzeugung lebt auch König Friedrich Wilhelm IV., dessen segensreichen Geburtstag wir heute feiern; denn er ist der ächte Nachkomme seiner großen Ahnherren. Manche Wohlwollende aber allzu Aengstliche beklagen, daß seine Regierung in eine Zeit falle, wo so große wissenschaftliche, politische und religiöse Bewegungen und Forderungen den königlichen Beruf ungemein erschweren. Welcher treue Unterthan kann aber seinem Könige eine Regierungszeit leerer Nichtigkeit wünschen, wer das Eldorado Europas in dem Todtenschlafe Asiens erblicken? Gottlob, daß Gegensätze sich entwickeln, Lebenszeichen sich geltend machen, und große würdige Aufgaben zur Lösung vorliegen.

Jede Zeit, jedes Volk, jeder König kann die ihm wahrhaft obliegenden Aufgaben und das vorgesteckte Ziel erreichen, sobald sich zur Einsicht der Muth, zur Kraft die Mäßigung, zur Hoffnung Liebe und Vertrauen gesellen.

Nur dasjenige Volk ist zu bejammern, dessen König (wie Ludwig XV.) sein Leben unthätig, oder in geringen Genüssen vergeudet und leichtsinnig sagt: nach uns die Sündfluth! Nur den König müßte man beklagen, zu dessen Füßen ein schläfriges, willenloses, oder bereits abgestorbenes Volk säße, mit dem nichts anzufangen, durch welches keine Seite der Weltgeschichte auszufüllen wäre. Solcherlei Zustände sind der preußischen Geschichte zeither völlig fremd geblieben, und man kann der Wahrheit gemäß unseren Königen zu ihrem Volke, und dem Volke zu seinen Königen Glück wünschen. Nie haben sie beide ihre Rechte von ihren Pflichten getrennt, oder sie gar entgegengesetzt; nie sind sie hinsichtlich der Wünsche, Zwecke und Mittel zerfallen: — vielmehr haben sie die innigste Ueberzeugung gehegt, daß sie zu einander gehören, und nur gleichgesinnt miteinander leben und gedeihen können. Auf diesem Boden der Einigkeit wachsen alle guten Früchte, auf diesem Wege erleichtern sich die Sorgen des königlichen Berufes, und alle Verwirrung löset sich auf in höhere Ordnung und Harmonie!

Nirgends zeigt sich diese Ordnung und Harmonie mehr als in der Entwickelung und dem Fortschritte der Wissenschaften. — Warum? Weil sich diese Entwickelung einer vollkommenen Freiheit erfreut; weil man die Dissonanzen, welche in diesen Bahnen ertönen, nicht gewaltsam ausstreichen, oder mit ungeschickter Hand ertödten will, — sondern der Ueberzeugung lebt, daß sie zum Reichthume und zur Mannichfaltigkeit wesentlich beitragen,

sich unter einander auflösen und in Wohllaut verwandeln. Diese Freiheit, welche die Wissenschaft erst in neueren Zeiten erkämpfte und Heil und Weisheit bringend benutzt, fehlte zu den Zeiten Galilei's und Giordano Bruno's; — sie wird noch jetzt auf dem Boden des Staates und der Kirche für unmöglich und unheilbringend gehalten. Und doch ist es in Wahrheit ebenso unmöglich, die Grundsätze und Grenzen der Chemie, der Physik, der Astronomie auf einer bestimmten Stelle festzuhalten, als es unmöglich ist, für viele Jahrhunderte, durch Menschenhand und Menschenkunst zu begründen und aufzustellen ein anerkanntes, die Geister durchdringendes, sie erfüllendes und wahrhaft förderndes Credo des Staatsrechts, der Regierungskunst, der Religion und der Kirche. Sowie das Leben der Einzelnen in gewisse natürliche Grenzen eingeschlossen ist, so auch die Lebensdauer menschlicher Einrichtungen oder Institutionen. Ihre Unbeweglichkeit erweiset öfter den Mangel an Entwickelung und Lebenskraft, als das Dasein der höchsten Gesundheit und Vollkommenheit. Daher sagte schon Platon (Staatsmann 294): „Die Unähnlichkeit der Menschen und der Handlungen und daß nichts jemals, so zu sagen, Ruhe hält in den menschlichen Dingen; dies gestattet nicht, daß eine Einrichtung in irgend etwas für Alle zu aller Zeit gleichförmig sei."

Könnten die großen Herrscher und Gesetzgeber nach Jahrhunderten wieder zur Erde zurückkehren, sie würden sich andere Aufgaben stellen und sie anders lösen. Gregor VII. würde im 16., Luther im 18. Jahrhundert nicht stereotyp die Lehren und das Wirken einer früheren Zeit wiederholen, Friedrich II. das Jahr 1845 hinsichtlich der Regierungsweise und der Regierungszwecke, vom Jahre 1745 zu unterscheiden wissen.

Es ist nicht meines Amtes hier nachzuweisen, worin die Unterschiede der frühern und der heutigen Zeit bestehen, wie in so vielen Richtungen jetzt andere Aufgaben vorliegen und andere Mittel anzuwenden sind. Ich beschränke mich darauf, hinsichtlich unserer Akademie zu bemerken, daß sie sich (wie allgemein bekannt und anerkannt ist) der größten Theilnahme und des edelsten, zeitgemäßen Schutzes Sr. Majestät des Königs erfreut. Ich sage zeitgemäßen Schutzes; denn der Umfang der wissenschaftlichen Aufgaben hat sich unendlich erweitert und die alten Hülfsmittel zu ihrer Förderung und Lösung sind durchaus unzureichend. Für die Naturkunde wurden ganze Welten von Gegenständen und Kräften neu entdeckt, und auch die Geschichte bewegt sich nicht blos vorwärts, sondern auch rückwärts mehren sich die Jahrhunderte: China, Indien, Baktrien, Aegypten steigen aus nächtlichem Dunkel hervor und feiern ihre Auferstehung

Um sich der königlichen Huld würdig zu zeigen, bestrebten sich die Mitglieder der Akademie in den meisten jener bezeichneten Richtungen thätig und nützlich zu sein. Ueber die allgemeinen Ergebnisse dieser Thätigkeit (vom Nil bis zum Mississippi, und von den Infusionsthierchen bis zum Kosmos) läßt sich an dieser Stelle keine Rechenschaft geben; es genügt, an das zu erinnern, womit sich die Akademie in ihrem engern Kreise während des abgelaufenen Jahres beschäftigte *).

*) Der Inhalt des Berichtes hierüber, mit welchem die Rede schließt, befindet sich in den Monatsberichten der Akademie.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 28. Jan. 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

(Nach der zweiten Ausgabe.)

Als ein griechischer Rhetor eine Lobrede auf den Herkules entworfen hatte, sagte ein Spartaner: Wer hat ihn denn getadelt? — und gab damit zu verstehen, jene Aufgabe sei überflüssig und ihre Lösung verfehlt. — Mit doppeltem Rechte (so scheint es) läßt sich dieser Tadel aussprechen, wenn in jedem Jahre eine Lobrede auf denselben Mann, an derselben Stelle und meist von denselben Personen soll gehalten werden. Der reichste Stoff erschöpft sich hiedurch, Wiederholungen bleiben unvermeidlich und die Geduld der Zuhörer wird auf eine harte Probe gestellt.

So der Schein: — in Wahrheit aber stehen die Sachen anders. Unsere Zeit, welche allzu oft Anhänglichkeit als Schwäche, Begeisterung als Vorurtheil, Bewunderung als Unwissenheit bezeichnet, erfreut sich desto mehr der Kritik; und zwar nicht sowol derjenigen, wo das Geprüfte aus dem Feuer bis zum Silberblicke gereinigt hervorgeht, sondern der zersetzenden, auflösenden, verneinenden Kritik, welche nur einen todten Niederschlag übrig läßt, oder, in eiskalter Betrachtung, das Größte zum Kleinsten herabzieht und es mit demselben gleichstellt.

Obgleich der hellenische Herkules aus dichterischer Phantasie entsprossen, oder in die Regionen der Dichtkunst erhoben und willkürlich ausgeschmückt war, obgleich sich gegen sein Thun und Lassen, von dieser oder jener Seite gar viel einwenden ließ, legten die Griechen ihrem Helden dennoch nicht auf das Bett des Prokrustes, brachten ihn nicht in eine Marter- und Leichenkammer, um ihn in Stücke zu zerschneiden, und dann anmaßlich (als Ergebniß dieser Verachtung und Weisheit) zu verkünden: er sei keineswegs aus einem Stücke. — So groß war ihre gläubige Begeisterung, daß jener Spartaner mit Recht sagen

kennte: Lob des Verstorbenen sei überflüssig, weil Niemand ihn getadelt!

Leicht Schicksal ward Friedrich dem Zweiten, dem preußischen Herod, nicht zu Theil. Schon bei seinem Leben war er dem härtesten Tadel ausgesetzt, und, in die Zukunft schauend, sagt er [1]: „Nach dem Tode der Könige rächt sich der Neid oft mit zu großer Strenge für die bei ihrem Leben an sie verschwendeten, faden Schmeicheleien."

Nicht leere Lobreden, nicht faule Schmeicheleien sind an dieser würdigen Stelle in unwürdiger Weise über König Friedrich II. ausgesprochen worden, sondern wahrhafte, von aufrichtiger Dankbarkeit und edlem Gefühle durchdrungene Darstellungen, oder Rechtfertigungs- und Vertheidigungsreden gegen ungerechten oder doch einseitigen, auf Mißverstand entspringenden Tadel. So versuchte ich vor vier Jahren Urtheile von Berg und Müller zu berichtigen und in das rechte Licht zu stellen, und es fehlt nicht an anderen und neuen Veranlassungen zu ähnlichem Bemühen.

Bei Würdigung des ausgesprochenen Tadels darf man Friedrich's eigenen billigen Maß zum Grunde legen. Er sagt [2]: Wenn unsere Absichten rein sind, wenn wir die Tugend lieben, wenn unser Herz seinen Theil hat an den Irthümern unserer Kopfes, wenn wir überzeugt sind, unseren Völkern all das Gute gethan und verschafft zu haben, was irgend möglich war, — so soll uns dies genügen.

Was hat, laut der anerkennenden Geschichte, Friedrich der Zweite für sein Volk und dies für ihn gethan? Er hat es aus einem dumpfen Dahinleben zum höheren Selbstbewußtsein und zur Selbstthätigkeit aufgeweckt und erhoben, ihm die größten Aufgaben vorgestellt (welche mit bewundernswerther Anstrengung und Aufopferung gelöst wurden), neben Uebung kriegerischer Thätigkeit alle Beschäftigungen und Tugenden des Friedens gefördert und in Bewegung gesetzt, geistige Kräfte zu freier Entwickelung hervorgerufen, für ächte Wissenschaft Begeisterung und Boden gewonnen, festgehalten an ächter Duldung, neue Zeiten vorgebildet, und den Preußen eine Kraft des Willens und Charakters eingeprägt, welche sie aus der tiefsten Erniedrigung und Dunkelheit wieder zur Sonnenhöhe emporrieb, und welche ihnen ihre weltgeschichtliche, erhabene Stellung so lange bewahren wird, als sie nicht Dem untreu werden und Das verleugnen, was Friedrich von einem rechten Könige und einem ächten Volke verlangt!

Anders betrachtet ein Geistlicher den Gang weltgeschichtlicher Entwickelung. Er behauptet (an dem Festtage tausendjähriger

Regierung der Hohenzollern), Friedrich, dieser Herod unter den selben, habe seinem Volke die schrecklichsten Gefahren bereitet, welche herrschender Unglaube, leichtsinnige Zweifelsucht und frevelnde Verachtung des Heiligen und Göttlichen herbeiführen. Er habe den Herrn nie erkannt und sei zwar groß gewesen vor der Welt, jedoch nur klein im Himmelreiche! — So konnte ein würdiger Mann, ein Verehrer Friedrich's II., in einer Zeit (1815) sprechen, wo man die schwere Prüfungszeit, auf welcher sich Alle beugen mußten mit den größten Anstrengungen emporgerungen hatten, auf den vorhergegangenen und zwei Jahrhunderten zum Theil durch Friedrich bewirkten Verlust des Glaubens meinte zurückführen zu müssen.

Hören wir jetzt einen neuern theologischen Ankläger. Er redet in einer Predigt seinen Text an Friedrich's bekanntes Wort: „In meinem Reiche muß Jeder nach seiner Façon selig werden können.“ Dieser Aeußerung (so lautet die weitere Anklage) ist in nicht geringerm Maße der Stempel der Geringschätzung gegen alle Religion aufgeprägt. Nur Diejenigen werden sie gebrauchen, die überhaupt nicht daran glauben, daß der Mensch durch Religion selig werden könne; nur Solche werden so reden, die alle Religionen darum für gleich gut erklären, weil sie alle für gleich nutzlich und verderblich halten. Keinem Könige aber, und am wenigsten einem preußischen Könige, darf es gleichgültig sein, auf welchem Wege seine Unterthanen ihre Seligkeit suchen. Nur eine gemeine Seele, eine Kaufmannsseele mag so sprechen, die da sagt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Aber eine Seele, die da weiß, was Bruderliebe ist, gewiß nicht. Oder wer darf es wagen, die Sorge um das Seligwerden seiner Brüder als eine Nebensache zu behandeln, um die es sich nicht verlohne auch nur einen Finger aufzubieten? Der große Haufe unter den Ungläubigen wird jener armen Seele Friedrich's wieder zu seiner Pflicht machen, wenn man die unendliche gnädige Armuth der Kinder dieser Zeit erkennt und der Entblößung von jedem Keime des innern Lebens! — So die Anklage.

Ob wir es gleich natürlich finden, daß ein Prediger es von seinem Standpunkte aus für Pflicht hält, mit lebhaftem Eifer eine Ansicht zu vertheidigen, welche ihm unentbehrlich und heilbringend erscheint; so müssen wir doch erstaunen, daß es unmöglich der Sprache: Richter nicht, so werdet ihr nicht gerichtet, oder des Königs Glauben und seine innersten Ueberzeugungen hätte entheilt, ist bisher jemals über den Glauben und die Ueberzeugung irgend eines seiner Unterthanen. Aus grundlosen Voraussetzungen werden willkürliche Folgerungen abgeleitet

und, zum Beweis der höchsten Kunst- und Redefertigkeit, der König sogar mit Latein zusammengestellt. — Milder und sittlicher sagt Friedrich: „Ich suche nichts wie die Wahrheit, ich ehre sie überall, wo ich sie finde, ich unterwerfe mich ihr, sobald man sie mir zeigt." — Folgen wir dieser Vorschrift, diesem Beispiele.

Weil zwischen die Form und gediegenen, königlichen Gesinnungen derselbe, so mag das Wort Façon für Form deutsche Sprachforscher und Schriftsteller einst beschäftigt haben; so lange aber Könige, Gesetzgeber und Behörden, Schriftsteller und Schriftstellerinnen (nachlässig und leichtsinnig zugleich) unsittliche und heuchlerische Worte bis auf den heutigen Tag durcheinander werfen, darf man Friedrich II. für seine Zeit und Wirkungsweise nicht tadeln, daß er in einer Randbemerkung jenes Wort gebrauchte. — Er ist (sagen manche Tadler) verwegen von dem einzelnen Worte, als von der ganzen Denkweise die Rede, welche einen verletzenden Leichtsinn, eine tadelnswerthe Oberflächlichkeit verrath. — Da der oberflächliche Schein es entschuldigt, doch thun, wenn wir an die Stelle des Wortes Façon Verbrämung setzen; — es versteht sich in das volle Verständniß, wenn wir Friedrich's ganze Regierung ins Auge fassen. Das Wort hat nicht ein wenigen, aber wenigen Gehalt, nicht großen einen unbedeutenden Inhalt, sie sind die in Ort gebliebenen Grundsätze, welche Friedrich während seiner Mühlingen Regierung unwandelbar befolgte. Er offenbarte sich hier nicht eine willkürliche, verkehrte Laune des Herrschers, sondern eine auf tiefen Forschungen beruhende, durch starken Willen befestigte Ueberzeugung. Die Folge dieser wandelbar klugen Ueberzeugung und der darauf gegründeten Regierungsweise war (was jene Tadelnden nicht begreifen, aber nicht begreifen wollen) ein so allgemeiner Friede, eine von Staatswegen so ungehinderte Entwickelung in religiösen und sittlichen Dingen, daß ganz geringe Störungen dieser Entwickelung verdienen.

Aber eben dieser Friede, diese Entwickelung wird als verderblich und verdammlich angesehen, und von Friedrich eine ganz andere Ueberleitung jener Angelegenheiten gefordert. — Wie man diese Forderung nun auch drehe, wende und wende, sie geht immer darauf hinaus, daß die Wahrheit (das heißt, die von jenen Angebern und Verbrechern, als einzige, wahre Wahrheit, empfohlene Lehre) zu begünstigen und zur herrschenden zu machen sei. Dies führt auf die, auch in unsern Tagen erneute und vertheidigte Lehre von einer Landeskirche oder Staatskirche, welche jedoch eine sehr enge Prüfung erfordert, bevor man sie annehmen und begünstigen darf. Wenn nämlich in einem

[illegible] Verwaltung zu sagen: „Da sehr ich, wenn ich [illegible] sehr",“ [illegible] ich noch wünsche, in wahrhaftig, zu verschiedene, wichtige Dinge es mit dem bisherigen System vielfältigen kommt und wichtige Mittel nicht zu Gebote standen. Jahrzehnte wichtiger Augenblicke und gefährlicher Gefahren kommen zu gewichtvoll einer persönlicher Intervention für die wahren und es für seine Völker waren, möglichst überall gegenwärtig zu wachen und handelnd einzugreifen. Denn es gibt nur wenige Völker, weil es so glücklich und völlig sind, um sich ihrer Regierung wichtig (wie der Verfassung sagt) ihre Fürsten anvertrauen? Besitzt es denn einen so Prinzipien, um Prinzipienlose anzuvertrauen? Wenn seine Macht und sein Vertrauen nicht so groß wie auf einer Persönlichkeit von Bedeutung, von tief Verantwortlichkeit seiner Völkern, einer Verantwortlichkeit zu organisieren?

Verantwortlich, aber [illegible] und tatsächlich Minister haben sich von [illegible] System eingeredet einer einzelnen [illegible] der Regierungsgewalt wollte sich auf Wort erfunden und [illegible] auf ihre persönlichen Intervention berufen. Minister Bismarck [illegible] von Wunsch der Persönlichkeit, und hatten [illegible] Anerkennung für Preußen. Aber auch Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen [illegible] Macht seiner Anerkennung, und es möglich Intervention für unentbehrlich erachtig, für gefährlich hielt, [illegible] es nicht mit den [illegible] Händen einer verletzlichen Verfassung [illegible], aber [illegible] seiner Persönlichkeit überzeugten und an Verfassung [illegible] verfahren").

Friedrich konnte [illegible], wenn es nicht [illegible] verfahren wollte. Auch [illegible], durch Gefühle geleitet und [illegible] ließen, mit die gleichen Verhältnisse verfahren. Er war ja aber [illegible] Mutter und Fürsten im Lande und sein Verhältnis verfahren. Grundsätzlich [illegible] zu verfahren, und auch weniger [illegible] verfahren. Auch [illegible] die ganze Verfassungsfrage, und die Amtsentlassungen von Ministern in der Regel mit mehr Ernst ausgegeben, als beabsichtigen, aber Willensfreiheit muß von durch Parteien [illegible]. Denn Minister [illegible] die Grundsätze: daß [illegible] die Mehrheit immer die Minderheit (auch von Wissen [illegible] Verfassung) als eine Regierung betrachtet, und nicht sind von Regen, [illegible] die ganze Kraft seiner [illegible] erhebt. Friedrich [illegible] Regen von Regierung"). Ich [illegible] der Verfassung der Mehrheit, denn ich habe auch von [illegible] ganz Guter gehört, seine Gründe, welche mehr die Verfassung, als die Verwaltung der Idee [illegible]; denn es [illegible] [illegible] [illegible] Staat- und Verfassung.

Wenn heute Erfahrungen und Belege gar nicht [illegible], so [illegible] wir [illegible] [illegible] und Gründen gern [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

V. [illegible]

[illegible]

Es ist nun möglich zu prüfen:

1) Wie viel Luft ist, nach der bisherigen Erfahrung und den bisherigen Methoden, für die Erhaltung und Beförderung guter wirksamer Heilkräfte erforderlich?

2) Welcher Luft die Mischung der Kunstluft mit Grubengas?

3) Einige Luft ungefährlichere Mittel zur Verbesserung der schlechten Mischung?

Der Nutzen der Arbeit, deren Wichtigkeit allerdings nicht gleich groß ist, wenn man nicht besonders auf die eine Absicht [illegible] sie sich [illegible] [illegible] [illegible]

Gegner den Sieg in die Hände spielen. Ein solches Mißgeschick war z. B. die Spaltung wegen des Zollvereins.

Andererseits scheint es nun von einem einheitlichen unternehmenden Standpunkt ungeschickt, in jedem vorgekommenen Verlangen Bedingungen, daß alle Bewilligung versagt wird. Denn es stehen von Gegen eine Bedingung zu Gebote, nicht über von einem unabhängigen Fürsten, dann wachen die Schranken verfassungsmäßiger und daß Gesamtinteresse einer Partei, andererseits, dem Gesetze eine nicht gebotene, sondern als gutwünschte begegnen.

Man erinnert sich daran, daß schon Cäsar gesiegt hatte, ehe Pompejus sein Heer angriffen. Allerdings, aber nicht in jenem Sinne: es mußte nur, und mit Recht, seine hinzugliche und politische Klugheit und Mäßigkeit haben. Man gehört aber oft mehr Mark, mehr mehr Festigkeit der Gesinnung und Überzeugung dazu, sich auf eigene Füße zu stellen, als sich im Schlepptau einer politischen Partei fortschleppen zu lassen. Ein Mann, der, wie der alte Widerspruch, seine Partei mehrfach verschieden wußte, sondern (nach voller Überzeugung) bald für, bald gegen die Sonne, je nachdem sie Normand gestellt, es ist vielmehr gerühmt worden.

Wenn nun unser Verhältnis die Deutschen und ihre Regierungen noch nicht in zwei unbedingt feindliche Lager getrennt haben, so sehe ich darin ein Glück. Ich sehe hingegen darin einen Irrthum, aber eine Verirrung, die Zahl und die Wirksamkeit der Mehrheit noch groß, daß, wer aber nicht willkürlich abgegrenzten Parteien zu bestimmen. Noch dürfte es nicht folgerecht sein, den Parteien, welche der Zahl nach sich verschieden sind, gleich viel Rechte zuzuweisen, einzelne scheinbare Minoren aber bedrohlich mächtiger und Ihre abgeschlossen und so als schädliche Nebenstände unberücksichtigt zu lassen. Wenigstens kommt dies nicht auf das Recht und den Verhältnis, daß Zugeständnisse (wahrscheinlich Konzessionen genannt) auch Einzelnen gemacht werden.

Wenn ich es also für empfehlenswerth halte, die Deutschen durch einzelne Thaten und Worte abermals politisch zu trennen, daß sich doch ein Einzelner (so gehören zu einer bestimmten Partei oder nicht) hinreichend mit Mehr verbinden, sondern so abwenden, so es nicht wahrscheinlich Mehrheit und Verbindungen zu sagen weiß. Über wenn Kopf und Herz, wenn Wünsche auf Wahrheit und Tugenden, aber Einsicht auf die Bedürfnisse weisen, so sehe doch Jeder sich der rechten Pflichten, Verbindungen und Gelübden enthalten, nicht blindlings auch zu ausschließlichem Verkehr werden, und einsehen lernen daß der

[illegible] [illegible] [illegible] [

rufe, um große Reformen zu Stande zu bringen, nicht so sehr der Begeisterung empfänglich verschließen sollten; dürfte vereinzelte Uebertreibungen dieses Gefühls nicht im Widerspruche, sie sind nicht vorherrschend „kalt und egoistisch", und die gefährlichen deutschen Grundfehler wären, leichtsinniger Ungeschicklichkeit gegenüber, immer diese hohen Werth behalten und sich mit schönem Ideenreichthum paaren lassen.

Vermuthungen, Präsumtionen, pflegen allerdings nicht geeignet zu sein, die Volksvertretung einer Nation umzustimmen; allein wenn sie so wenig beweisend, so unrichtig, wie jene Lehre in wohlgemeinter, aber schädlicher Ausschließlichkeit behauptet, so sollten wir, nach Ernennung der Ausschüsse, sogleich nach Hause gehen, und diesen alle Gewalt in die Hände geben.

Wenn nun der Verfassungsentwurf der Siebzehner unverändert angenommen wäre, welch Unglück wäre dadurch über Deutschland gekommen! Und da schon der verhängnißvolle Entwurf des Verfassungsausschusses zu dem zweiten Abschnitt der neuen Verfassungsurkunde, in Milionen Händen die höchste Entrüstung hervorgerufen hat; was würde geschehen sein, wenn er mit den Todesurtheile des Ausschusses unverändert und bestätigt in die Welt wäre hinausgeschleudert worden?

Der Antrag: man solle in der Paulskirche nur schweigen und abstimmen, widerspricht allen parlamentarischen Formen und verstößt gegen alle materiellen Interessen. Ich muß deshalb darauf an, ihn zurückzuweisen und der Hoffnung zu vernehmen: Jeder werde (ohne gesetzlichen Zwang) fernerhin durch Mäßigung und Selbstbeherrschung den Gang der Verhandlungen beschleunigen und der herrschenden Aufregung ein Ende machen.

VI. Die Abschaffung des Adels.

Man hat Ihnen, meine Herren, sehr ausführlich erzählt, was sich der deutsche Adel (vom Hochverrath bis zu eigentlicher Eigenthumsvertheilung, Rauben und Mordgeschrei) hat zu Schulden kommen lassen. Es würde mir leicht sein, diesem Sündenverzeichniß noch Vieles hinzuzufügen; dann aber noch einige Tugenden mit Aufzählung wahrer Heldenthaten dieses Standes anzuführen. Dies Alles gehört jedoch in geschichtliche Vorlesungen und wäre, meines Erachtens, hier für Sie Zeitverlust.

Der Bundesbeschluß über diesen Gegenstand enthält nur zwei kurze Bestimmungen: unrechtige Vorrechte der Adeligen sind (wo sie noch bestehen) nicht mehr aufrecht zu halten, um alles Uebrige hat sich Niemand, und auch diese hohe Versammlung gar nicht zu bekümmern.

In Wahrheit begreife ich aber nicht, weil, nach Abschaffung aller Adelsvorrechte, ein Gesetzgeber sich noch unter Abschaffung des Adels denken kann! Ich habe die Ehre (oder, wie Andere sagen, die Schmach), aus einer alten, reichsadeligen Familie abzustammen, wüßte aber nicht, welche Rechte mir deshalb im Preußischen zustünden, die man abschaffen, oder welche ich (sei es auch nur die ein Linsengericht) verkaufen könnte. Man entgegnet: „Du sollst dich nicht von Adel nennen, dein Wappen fortwerfen u. dgl." Wie könnten denn aber hierauf bezügliche Gesetze wol vollzogen werden? Will man Geldstrafen, Gefängnißstrafen, öffentlichen Tadel, polizeiliche Augen darauf setzen, und auch Diejenigen zur Untersuchung ziehen, welche etwa in Briefaufschriften oder Gesprächen jene verbotene Prädikation vom gebrauchen?

Gesetze der angegebenen Art machen mehr den Gesetzgeber lächerlich, der sich über Kleinigkeiten ereifert und Unausführbares befiehlt, als Den, welcher einen Gewicht legt auf unbedeutende Dinge. Diese gewinnen aber in dem Augenblicke Bedeutung, wo man sie mit Gewalt nehmen oder verbieten will; und der Widerstand, die Reaction (welche man thöricht auf nichts und wieder nichts hervorruft) richtet sich wider Diejenigen, welche glauben, Andenken, Erinnerungen, Verfahren und Geschichte mit einem Federstriche auslöschen zu können. Das ist so wenig möglich bei bürgerlichen wie bei adeligen Familien, wie die eifrigen, antiadeligen Gesetzgeber aus Tieck's Novelle „Die Adelsprobe" lernen könnten.

Diese wenigen Worte mögen genügen in Bezug auf die Adelsverhältnisse Deutschlands und Europa's; da man jedoch auf Nordamerika hingewiesen hat, fühle ich mich veranlaßt (aus eigener Anschauung, oder mit den Worten eines gleichgesinnten Reisegefährten) noch Einiges hinzuzufügen.

Es gibt in den Vereinigten Staaten allerdings keinen Erbadel, und man hatte weder Grund noch Veranlassung, ihn einzuführen. Es wäre indessen sehr irrig, zu glauben, die den Menschen natürliche Auszeichnung komme dort gar nicht zum Vorschein.

Abgesehen von der ärgsten Aristokratie, der der Freien gegen den Sklaven, und von der anscheinend noch schwereren zu verfolgenden der Weißen gegen den Farbigen und Schwarzen,

hört man auch oft von Ariſtokratien anderer Art ſprechen. In Virginien wurden in einem großen Turnier die Anweſenden mit der Anrede begrüßt, ſie ſollten ſich erinnern, daß die Väter ihrer Väter die Kreuzzüge unter Richard Löwenherz mitgemacht hätten; gar mancher Virginier iſt ſtolz darauf, daß er von jenen ritterlichen Cavalieren abſtammt, die zu Eliſabeth's Zeit und ſpäter ihr Glück in der neuen Welt verſuchten, und er ſieht mit Etolz auf die Hauſirer und Kaufleute des Nordens herab. In Neuyork ſpricht man von einer doppelten Ariſtokratie: von einer, abſtammend aus alten angeſeſſenen Familien,' zum großen Theil holländiſchen Geblütes, oft ohne viel Geld, und gleichwol noch jetzt geachtet und geſchätzt; und von einer andern, der ſogenannten Pilz- (mushroom) Ariſtokratie, durch neuerworbenen Reichthum emporgeſchoſſen, ohne viel Erziehung, aber in allem Glanze des europäiſchen Luxus lebend. Wie man wol bei uns von einer crême der haute volée hört, hieß es bei Gelegenheit eines Balles, den die jungen Schüler der Militairakademie in Weſtpoint gaben, in den Zeitungen: es hätte ſich aus Neuyork die Elite der Ariſtokratie eingefunden. In Boſton hinwiederum bildet ſich die Ariſtokratie beſonders viel auf ihre Bildung ein, indem ſie gleichzeitig äußerlich in allen Formen des hohen engliſchen Adels lebt. Eine Dame in Boſton äußerte, ſie hätten ſo gut Standesunterſchiede wie in Europa; und Dickens (auf den man damals wegen ſeiner amerikaniſchen Noten noch ſehr böſe war) hätte offenbar in die ariſtokratiſchen Zirkel, in die er in Folge ſeiner Empfehlungsbriefe zufällig gekommen, nicht gepaßt; man hätte ihm und beſonders ſeiner Frau recht gut angemerkt, daß ſie ſich in England nur in niedriger Geſellſchaft bewegt hätten. Die erſte aller Ariſtokratien in Amerika bleibt aber die des Geldes. Einer der erſten Staatsmänner und jetziger Miniſter, Buchanan aus Lancaſter in Pennſylvanien, ſagte einmal im Congreß: „Geld, Geld und wieder Geld verleiht die höchſte Auszeichnung in der Geſellſchaft; die größten Talente, vom reinſten Patriotismus geleitet, ſittlicher Werth, literariſcher Ruhm, kurz jede Eigenſchaft welche Auszeichnung verleihen ſollte, ſinkt im Vergleiche mit Reichthum in Nichts. In unſeren großen Handelsorten iſt Geld gleichbedeutend mit einem Adelstitel. Wir ſind weit abgewichen von den mäßigen Gewohnheiten und einfachen Sitten unſerer Vorväter, und doch ſind dieſe die einzigen Grundſteine, auf denen unſere republikaniſchen Einrichtungen ruhen können. Die Begierde, eine prunkende Schauſtellung des ſchnell erworbenen Reichthums zu machen, hat einen Glanz und einen grenzenloſen Aufwand hervorgebracht, wie er in früheren Zeiten unbekannt war. Mit

Ausnahme des reichen mächtigen Adels von England, habe ich in keinem Theile der Welt solche Verschwendung und solchen Luxus gesehen, als in unseren großen Handelsstädten.“ In einem Ausschußberichte der Neuyorker gesetzgebenden Versammlung heißt es sogar: „Von allen Aristokratien knechtet keine ein Volk vollständiger, als die des Geldes.“

So viel zum Beweise, daß mit der Abschaffung des Erbadels und aller seiner Vorrechte noch nicht die Möglichkeit aufgehoben ist, Aristokratien anderer, ebenfalls schädlicher Art emporkeimen zu sehen. Ja, deren Mißbräuche dürften durch Gesetze noch schwerer zu vertilgen sein, als die des ausgearteten oder ohnmächtig gewordenen Erbadels!

9.

Rede über das Wahlgesetz, gehalten in Frankfurt am 17. Februar 1849.

Meine Herren! Herr Vogt hat vor einiger Zeit gesagt, daß die Reichsgewalt historische Gesandte abgeschickt habe.

Ich weiß nicht, ob Herr Vogt bei dieser Gelegenheit an mich gedacht hat; im bejahenden Falle nehme ich seine Bezeichnung dankbar an und bitte um die Erlaubniß, auch heute diesen geschichtlichen Charakter nicht verleugnen zu dürfen.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem Redner und einem Geschichtsforscher? Darin, daß der Redner das Recht und die Pflicht und die Geschicklichkeit hat, eine Ansicht mit aller Kraft des Kopfes und des Herzens zu vertheidigen; wodurch er in der Regel weit größeren Beifalls gewiß ist, als Derjenige, welchem es obliegt, die Ansichten von einer oder von verschiedenen Parteien mit voller, wo möglich gleicher Unparteilichkeit zu entwickeln. Je mehr man aber auf diesem Wege fortschreitet, meine Herren, desto mehr überzeugt man sich, daß die Wahrheit und das Recht höchst selten allein auf einer Seite — auf der rechten oder der linken — liege, sondern daß in jeder Ansicht ein Element des Rechts und der Wahrheit ist, und daß da, wo vielleicht das Unrecht allein vorzuwalten scheint, man doch den Glauben und die Ueberzeugung haben kann, daß eine höhere Fügung Alles zum Besten zu lenken wisse. Ich bitte also um die Erlaubniß, hier nicht mit schwächeren Kräften, weit größeren Talenten im Reden nachzustreben, sondern (ich möchte sagen, schon der Abwechslung halber) mir zu erlauben, einige historische Bemerkungen einzuflechten, die sich allerdings denn doch auf die Sache beziehen.

Die Aufgabe, in welchem Maße die politischen Rechte ausgeübt werden sollen, ist im Ablaufe der Zeiten sehr verschie

den gelöset, oder doch der Versuch gemacht worden, sie zu beantworten. Die erste Form der Lösung ist die: daß eine ausgezeichnete Persönlichkeit (ohne Rücksicht auf alle Anderen) mit Uebermacht die Geschicke bestimmt. Diese Methode findet hier ganz mit Recht keinen Beifall; ich muß jedoch darauf aufmerksam machen, daß sie keineswegs immer so schädlich gewesen ist, wie man bisweilen behauptet. Nicht allein Monarchen haben auf diesem Wege die Weltgeschichte in großem Stole gefördert (wie Karl der Große, Peter der Große und Friedrich der Große), sondern vorzüglich in der alten Welt wußte man, daß einzelne Männer von hohem Geiste oft geschickter sind, Sachen zum Ziele zu führen, als zahlreiche Versammlungen. Deshalb sind Moses, Lykurg, Solon, Numa Pompilius, Servius Tullius denkwürdig für alle Zeiten. Indessen ist hiemit die Aufgabe nicht für alle Zeiten gelöset. Die nächste Form war nun die, daß man sich verließ auf die Geburt, und mit ausschließlicher Rücksicht auf sie politische Rechte ertheilte; eine Ansicht, die jetzt ebenfalls höchst mangelhaft und thöricht erscheint. Sie ist aber auch nicht ohne Merkwürdigkeit; denn keine Ansicht hat sich in der Weltgeschichte länger erhalten als diese. Gebildete Völker, wie die Inder und Aegypter, haben sehr schroffe Kastencintheilungen, welche, je widerstrebender sie für uns sind, um so mehr einer Erklärung bedürfen. Diese Erklärung lief nun wol darauf hinaus, daß man sagte: wenn gewisse Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet werden als gegebene, wenn sie keine Veranlassung darbieten zum Zweifeln, Wählen, Zaudern, so ist allem Streite ein Ende gemacht. Sobald der Eine weiß, er ist geboren als Krieger, sobald der Andere weiß, er ist geboren als Kaufmann u. s. w., so bleibt die bürgerliche Stellung unwandelbar geordnet und der Staat hat ebensowenig Noth mit Regelung dieser Verhältnisse, als damit, daß Jemand als Mädchen oder als Knabe, in diesem oder in jenem Lande u. dgl. geboren ward.

Erst mit den Griechen tritt Wesen und Begriff der Freiheit in die Welt, denn Alles, was vorher in dieser Beziehung versucht ward, blieb unvollkommen. Mit diesem Begriffe der Freiheit kommt aber noch ein anderes neues Element in die Anordnung der politischen Rechte, welches zuerst ausgesprochen wird von Solon. Zwar hat man ihn vorhin getadelt, ich glaube aber, er würde sich hinreichend vertheidigen können, wenn er gegenwärtig wäre!! Was war der Gedanke Solon's? Daß allerdings die Person frei werden solle, daß aber zu der Person ein Besitz gehöre. So tritt die Frage nach dem Be-

ſitze zum erſten Male bei den Griechen in die politiſche Welt. Was that Solon? Er theilte ſeine Athener, mit ihrer Zuſtimmung, in vier Claſſen nach den Einnahmen und gab den höheren Claſſen größere Rechte, aber wohl gemerkt, auch größere Pflichten. So entſtand eine billige Wechſelſeitigkeit. Wenn nämlich Jemand in eine höhere Claſſe kommen wollte oder konnte, mußte er für das erweiterte Recht eine größere Laſt, eine größere Pflicht in Bezug auf Steuer und Kriegsdienſt übernehmen. Nachdem ſich jedoch alle Athener in den Perſerkriegen groß gezeigt hatten, waren die niederen Claſſen nicht mehr geneigt, ſich von gewiſſen Rechten ausſchließen zu laſſen. Es ward alſo durch Ariſtides, um eine größere Revolution zu vermeiden, eine allgemeine gleiche politiſche Berechtigung eingeführt. Später ging, ich möchte ſagen unter dem conſtitutionellen Monarchen Perikles, die Sache noch gut und im großen Style; nachher aber reihte ſich der Verfall Athens, zur Zeit des Gerber Kleon und Anderer, an dieſes allgemeine Stimmrecht und dieſe unbedingte Gleichſtellung.

Ich gehe über auf Rom. Servius Tullius ergriff auch den Begriff des Beſitzes, aber anders. Er ſtufte die politiſchen Rechte ab, nicht nach den Einnahmen, ſondern nach dem Eigenthume. Es würde zu weit führen, wenn ich den Unterſchied zwiſchen beiden Methoden thatſächlich darthun wollte; ich muß ſie aber darauf hinweiſen, daß Servius Tullius ſich nicht begnügte wie Solon Claſſen zu bilden, ſondern daß er mit der Claſſeneintheilung die Centurieneintheilung verband, das heißt: er gab den Reicheren außerordentlich viel größere Rechte und gründete dadurch eine lang dauernde Ariſtokratie, welche die niedrigſte Claſſe wie von den Rechten, ſo auch von den Laſten ausſchloß. Dies Bevorzugungsſyſtem der Reichen fand allmälig den ſtärkſten Widerſpruch und ward im Weſentlichen durch eine neue politiſche Form, durch die Tribus zerbrochen. In den Tribus fragte kein Menſch nach dem Gelde; aber es fand desungeachtet keineswegs ein allgemeines Stimmrecht ſtatt, ſowie es in unſeren Tagen verſtanden wird. Jede Tribus — durchſchnittlich 35 — bildete nämlich eine Corporation mit einer Stimme. Es waren aber nicht gleich viel Perſonen in jeder Tribus, ſondern der zahlreiche Stadtpöbel Roms ward zuſammen genommen in wenige ſtädtiſche Tribus, und minder viel Perſonen bildeten eine ländliche Tribus. Später fand man nicht den Uebergang — obgleich er ſo leicht ſchien, wie das Ei des Columbus — aus der Stadtverfaſſung in eine Staatsverfaſſung; man kam nicht auf den Begriff der Repräſentation. Dieſer findet ſich erſt im dreizehnten Jahrhunderte durch ſehr ver-

schiedene Personen fast gleichzeitig eingeführt, nämlich durch den Kaiser Friedrich II. und durch die Bettelmönche.

In neuerer Zeit ist das allgemeine Stimmrecht — ich will nur von Republikanern sprechen — in Frankreich und Nordamerika versucht worden. In Frankreich ist eine Kammer daraus hervorgegangen, die eine Verfassung entwarf, an welche die Franzosen selbst nicht mehr glauben; sie hat ferner die Wahl eines Präsidenten zu Stande gebracht, von der mir mehre Franzosen gesagt haben: wenn in einer Erbmonarchie ein Kronprinz dieser Art wäre, so würde man das stärkste Argument gegen die Erbmonarchie daraus hernehmen können. (Heiterkeit.) — Ich komme auf Amerika. Man hat gesagt, dort ist kein Census; dies kann ich jedoch nicht als richtig einräumen. Es ist nämlich dort kein Census, insofern man darunter lediglich die Nothwendigkeit versteht, ein größeres oder geringeres Vermögen nachzuweisen; wenigstens besteht ein solcher Census nur in einigen Staaten, oder insofern eigentlich gar nicht, als die Forderungen so gering sind, daß in der That kaum irgend Jemand ausgeschlossen wird. Hiemit ist aber der vollständige Begriff des amerikanischen Census keineswegs erschöpft; vielmehr ist in Amerika durch die Verfassung fast aller Staaten vorgeschrieben, daß der Wählende Steuern müsse bezahlt haben, und in allen Verfassungen ist gesagt: er müsse ansässig sein, mit welcher Forderung immer die Pflicht des Steuerzahlens verbunden ist; sie ist die Bedingung, ohne welche Niemand zur Wahl kommt. Die Amerikaner meinen überhaupt, Gleichheit wäre nur da, wo gleiche Verhältnisse obwalten; wo aber verschiedene Verhältnisse sind, da liegt eben die höhere Gleichheit in der Verschiedenheit. (Zuruf: Sehr richtig!) Wenn also Geburt, Besitz und Persönlichkeit die Haupteigenschaften sind, nach welchen die politischen Rechte abgestuft wurden, so finden wir doch auch verschiedene Mischungen in den Verfassungen, wo sowol auf die Personen, als auf den Besitz Rücksicht genommen wird, oder: Sein und Haben sind beide gleichmäßig berücksichtigt.

Meine Herren, fragen Sie, wie wol ein Amerikaner, wenn er hier in unserem Kreise säße, seine Abstimmung einrichten würde, so dürfen wir, um hiefür zeugen zu lassen, nicht den ersten besten Amerikaner nehmen. Ich will also Den sprechen lassen, der nach meinen genauen Untersuchungen und meiner festen Ueberzeugung, der allergrößte Republikaner und Demokrat ist, der jemals in der Weltgeschichte aufgetreten, an dessen Wirksamkeit sich eine ganze Welt anreiht, der den Vereinigten Staaten eine neue Bahn

vorzeichnete, die sie am Anfange selbst nicht ahndeten, aus dessen Grundsätzen die bewunderungswürdigsten Folgen hervorgingen, also ein Mann, vor dem Alle Ehrfurcht haben und haben müssen, das ist der Präsident Jefferson. Er selbst war im Anfange der Revolution als Gesandter in Paris, stellte sehr genaue Beobachtungen an, und erklärte sich darüber in Briefen und Memoiren. Aus diesen will ich mit Erlaubniß der Versammlung eine Stelle vorlesen.

Es kommt darin ein starker Ausdruck vor, welchen ich mir nicht erlauben würde aus Besorgniß zur Ordnung gerufen zu werden, ich habe aber kein Recht etwas zu ändern, wenn ich citire. Die Stelle ist folgende:

„Vor der Gründung der amerikanischen Staaten kannte die Geschichte nur Menschen in der alten Welt, in schmale, übervölkerte Grenzen eingeengt und eingetaucht in die Laster, welche ein solcher Zustand hervorbringt. Für solche Menschen paßt eine, für unsere Staaten eine davon ganz verschiedene Regierung. Durch Arbeit, in Ackerbau oder Gewerben, gewinnt hier Jeder seinen Bedarf und Hülfsmittel für die Zeit des Alters. Jeder ist durch sein Eigenthum und seine ihm genügende Stellung, für die Aufrechthaltung von Gesetz und Ordnung wesentlich interessirt. Solcherlei Männer mögen sich mit Sicherheit und Vortheil eine angemessene Controle oder Aufsicht über die öffentlichen Angelegenheiten vorbehalten, welche in den Händen des Gesindels der europäischen Staaten sogleich würde mißbraucht werden zum Niederreißen und Zerstören aller öffentlichen Rechte und Güter. Die französische Geschichte der letzten 25, die amerikanische der letzten 10, ja 200 Jahre beweiset die Wahrheit beider Seiten dieser Beobachtung."

Zu Dem, was hier Jefferson anführt, darf ich noch Eins hinzusetzen: es herrscht in Amerika eine unbegrenzte Achtung vor dem Gesetze; es würde kein Amerikaner jemals neben der gesetzlichen Verfassung, neben den gesetzlichen Behörden, wagen, einen noch so wohlwollenden politischen Gedanken durchsetzen zu wollen.

Ich habe vorhin gesagt, daß der Historiker das für und wider ebenmäßig zu betrachten die Pflicht hat; da es aber hier der Gebrauch ist, sich für oder wider einen Antrag einschreiben zu lassen, so habe ich das für gewählt, obgleich ich in keiner Weise mit allen gemachten Anträgen einverstanden bin. Zuvörderst bin ich der Meinung, daß der Vorschlag des Ausschusses, ganze Classen auszuschließen, unbrauchbar ist. Ich erkläre mich gegen den Gedanken, durch Bezeichnung des Berufes Leute wegzuweisen oder einzulassen. Hiebei will ich aber

noch etwas bemerken, was zeither wenigstens mit geringerem Nachdrucke hervorgehoben worden ist. Man kann nämlich gegen das Zulassen der Bedienten, Tagelöhner und Fabrikarbeiter den Einwand oder die Besorgniß aussprechen, daß der Vorschlag der Zulassung nicht demokratisch genug sei, weil zwar in Zeiten der Unruhe, in denen wir uns leider noch befinden, diese Massen vielleicht über das rechte Maß hinausgehen und für die gewaltige Bewegung, in der man das Heil sucht, ihre Hand anlegen werden; — aber in Zeiten der Ruhe da werden die Bedienten leicht abhängig von ihren Herren, die Tagelöhner leicht abhängig von größeren Grundeigenthümern, der Fabrikarbeiter aber vom Fabrikherrn, und dann bekämen wir eine Aristokratie, die schlechter sein wurde, als Das, was wir vermeiden wollen. — Ich darf Sie, meine Herren, an ein Beispiel erinnern. Ich war zu der Zeit, als die Reformbill berathen wurde, in England, und viele ausgezeichnete Staatsmänner hegten die Meinung, man müsse den kleinen Pächtern das Stimmrecht zugestehen und nicht dann ein Grundeigenthum verlangen, welches in England überhaupt nur in wenigen Händen ist. Es lebten jene Staatsmänner der Ueberzeugung, daß jeder kleine Pächter, der das Stimmrecht bekäme, unbedingt für die freisinnigen Whigs stimmen würde. Ich widersprach Dem damals und behauptete, es sei das Entgegengesetzte zu besorgen. So kam es auch, denn nach der neuen Parlamentswahl hatte sich herausgestellt, daß vielen dieser mit dem Wahlrechte beglückten Personen die Pacht wäre gekündigt worden, wenn sie nicht eingewilligt, mit ihren Verpächtern zu stimmen. (Stimmen auf der Rechten: Hört!)

Es läßt sich von den allgemeinen Bemerkungen, welche zu machen Sie mir erlaubt haben, nicht füglich die Frage trennen: ob eine directe oder indirecte Wahl vorzuziehen sei. Jede zeigt eigenthümliche Vorzüge, doch stimme ich für die erste. Man hat in Frankreich den Versuch gemacht, in Abstufungen wählen zu lassen, indem man den niedriger Besteuerten ein geringeres, dem höher Besteuerten ein größeres Recht einräumte. Dieser Versuch ist nicht geglückt, sondern hat große Unzufriedenheit hervorgerufen; denn er beruhte nicht blos auf einer Abstufungsnachweisung der Steuern, welche praktisch schwer durchzuführen ist, sondern er theilt gar leicht auch jede Kammer, ich möchte sagen, in zwei feindliche Lager, sodaß alle Vermittelungsversuche, sie auszusöhnen, vergeblich sein dürften. Wenn in England der Herzog von Sutherland, welcher wol hunderttausend Pfund jährliche Renten bezieht, im Verhältniß, oder doch bedeutend mehr Stimmrechte haben sollte, als

ein anderer wahlfähiger Bürger, so würde man sich dagegen gewiß auflehnen. Ich wünsche also aus mehreren Gründen keine übermäßigen Stufen, keine Wahlmänner, keine Doppelwahlen.

So kommen wir denn endlich auf den Census. Ich will hier der Merkwürdigkeit halber Jemand erwähnen, welcher in neuerer Zeit oft in einer ehrenvollen Weise angeführt worden ist, die er nicht verdient. Man schlug in Frankreich vor, daß die ärmeren Classen von dem Steuerzahlen befreit werden sollten. Robespierre behauptete dagegen, es sei eine Ehre Steuer zu zahlen, und wer sich dieser entschlagen wolle, der stehe nicht an der rechten Stelle. So betrachtet man diese Sache auch in Amerika. Dort sagt man: ich würde mich schämen, zu wählen, wenn ich nicht zum allgemeinen Besten meinen Steuerbeitrag entrichtet hätte. (Stimmen auf der Rechten: Sehr gut!) — Meine Herren! Wir stehen auf einer bedenklichen Stelle; ich will nicht weit abschweifen, aber es hängt Alles zusammen, und deßhalb gebe ich Ihnen Folgendes zu bedenken: Wenn wir jetzt in der Zeit der Bewegung abstimmen und für die wichtigsten Vorschläge nur eine kleine Majorität zusammenbringen, wenn wir glauben mit zehn Stimmen Mehrheit einen Reichsrath, mit einer Majorität von zwanzig Stimmen ein Wahlgesetz und mit einer Stimmenmehrheit von vielleicht fünfundzwanzig einen Kaiser machen und der Weltgeschichte eine neue große Wendung geben zu können, so irren wir uns; diese Meinung, diese Hoffnung ist auf Sand gebaut. Wenn wir uns nicht vereinigen und mit einer imposanten Mehrheit einen Beschluß zu Stande bringen, so wird dieß Zwiespalt erzeugen: Jeder wird glauben, das Vaterland zu retten, aber Keiner wird es retten. (Stimmen auf der Rechten: Sehr gut! sehr wahr!)

Ich möchte nochmals auf Etwas zurückkommen, denn ich habe darüber Erfahrungen gemacht: experto crede Ruperte! Zurückkommen möchte ich also auf das Wort des Herrn Vogt über die Abschickung historischer Gesandten. Es hat dieses Wort noch eine andere Bedeutung, als die oben erwähnte; es hat eine tiefsinnige, furchtbare Bedeutung. Es weissagt: Ihr werdet nicht blos im Jahre 1848, sondern auch in Zukunft historische Gesandte abschicken. Was heißt das? Es heißt: diese Leute werden in zierlichem Style und auf dem feinsten Postpapiere berichten über die Art, wie andere Völker die Blätter der Weltgeschichte mit ihren Thaten erfüllen; von uns, von unseren Einwirkungen, Thaten und Entscheidungen, von unserem eigenen Volke wird aber nicht die Rede sein. Ich habe Dieß bitter erfahren. Man hat mich mit der größten

Höflichkeit und Achtung, ja mit ausgezeichnetem Vertrauen empfangen und behandelt, so weit es meine Person betraf. Aber konnte ich mich eitel hiemit trösten, wenn ich täglich sehen und hören mußte, wie man mein Vaterland, wie man die Reichsversammlung, die Centralgewalt betrachtete und gering achtete? (Stimmen: Hört! hört! — Bewegung). — Sie erlauben mir zum Schlusse nochmals einige Worte von Jefferson mitzutheilen. Er sagte zu einer Zeit, welche in gewissem Sinne der unseren ähnlich war: „Mögen Alle den heiligen Grundsatz im Herzen tragen, daß, weil der Wille der Mehrheit in allen Dingen entscheidet, dieser eben deshalb gerecht und vernünftig sein muß, und daß die Minderheit ihre gleichen Rechte besitzt, welche man durch gleiche Gesetze beschützen soll, und welche zu verletzen Unterdrückung sein würde. Laßt uns deshalb, ihr Mitbürger, uns vereinen zu einem Herzen und einem Sinne. Laßt uns im geselligen Umgang die Harmonie und Liebe herstellen, ohne welche die Freiheit, ja das Leben selbst nur traurige Dinge sind. Laßt uns bedenken, daß wir aus unserem Lande die religiöse Unduldsamkeit verbannt haben, durch welche die Menschen so lange litten und bluteten, daß wir aber nur wenig würden gewonnen haben, wenn wir eine politische Unduldsamkeit beförderten, welche ebenso gottlos und zu gleich bitteren und blutigen Verfolgungen fähig ist." (Im Centrum und auf der Rechten lebhafter Beifall.)

10.

Aus einer Rede, gehalten in einer Berliner Wählerversammlung im Februar 1850. *)

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich dem Danke für Ihre ehrenvolle Einladung einige Worte anfüge. Von allen Seiten werden harte Vorwürfe über alle Mitglieder der Frankfurter Reichsversammlung ausgesprochen. In Frankfurt wurde aber jede Ansicht ohne Ausnahme vertreten, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, von Heinrich von Gagern bis Schüler. Ich halte es deshalb für unrichtig und ungerecht, die verschiedenen Männer in gleicher Weise zu loben, oder zu tadeln.

Ebenso unbegreiflich ist mir das Verdammungsurtheil, welches so Viele ganz allgemein über die in Gotha versammelten Männer aussprechen. Mit Aufopferung mancher Ueberzeugung (und mancher Vorurtheile) haben viele sich ganz und willig preußischen Vorschlägen angeschlossen, in dem Vertrauen, auf diesem Wege für das Heil des unglücklichen Deutschlands die nächste Hülfe zu finden. Diejenigen also, welche die Gothaer Beschlüsse verurtheilen, thäten besser gerade heraus zu sagen, daß sie Gegner der jetzigen preußischen Regierung sind und ein anderes System herbeiwünschen.

Allerdings, meine Herren, gibt es eine wichtige Partei, deren heimliches und offenes Streben dahin geht, daß in Erfurt gar nichts zu Stande komme. Aehnliche Wünsche hatte im fünfzehnten Jahrhundert diejenige Partei, welche Alles daran setzte, daß auf der Kirchenversammlung in Basel keine Kirchenverbesserung zu Stande komme. Sie siegte sich im Jahre 1518 erfolglos auf. Geschieht Aehnliches nach vierhundert Jahren in Erfurt, so wird in Deutschland nicht so viel Zeit vergehen als zwischen jener Kirchenversammlung und dem Auftreten Luthers; es wird über unser Vaterland eine neue Revolution hereinbrechen, im Vergleiche mit welcher die Ereignisse der letzten beiden Jahre nur vorübergehend und unbedeutend sind.

*) Nachher auf dem Stadthaus vorübergehend niedergeschrieben.

Das furchtsame, oder böswillige Schweigen aller Regierungen hat in dem Mißlingen der Frankfurter Bestrebungen wesentlich beigetragen; und auch jetzt geben Viele nur darauf acht, daß sich wieder eine Anzahl tüchtiger Männer in Erfurt abmatte und verunreinige. Aber aus ihren Gebeinen werden dereinst Rächer erstehen, und der eigennützige, für den Augenblick leider scheinbare Beweis, die Deutschen seien unfähig sich politisch zu gestalten, wird Diejenigen zuerst zu Grunde richten, welche für jenen Nichtsthun und Nichtserreichen kurzsichtig und verdammlich wirken.

Kann Deutschland sich jetzt kampflichlich durch die Schuld der Dynastien, des Particularismus und des Bevormundungsschwindels) politisch nicht gestalten, wie es nöthig ist; so werden die fremden Großmächte sich einmischen, zuerst mit brutalisch weltgemeinen Rathschlägen, dann mit Interventionen, die unser unwürdigst, verrätherst Vaterland dem Schicksale Polens anheim fällt.

Aber Verzagen, meine Herren, will meinen Grundsatz sagen: die Deutschen sind keine Polen, und ich stimme Ihnen vollkommen bei; die Aehnlichkeit hinsichtlich innerer Unsinnigkeit und politisch mangelhafter Einrichtungen läßt sich aber gar nicht leugnen. Zur Warnung will ich aber noch ein anderes Volk anführen, das man hinsichtlich der Höhe und Vielseitigkeit seiner Bildung bewundern, in dem der Verrath der edlen Zeloten einheimisch war. Auch die Griechen gingen lediglich durch ihre Uneinigkeit und Zerrissenheit zu Grunde.

Für Deutschland ist durch den wilden Ueberschwemmungen und durch militärischen Widerstand für den Augenblick unsäglich gewonnen und besorgt; kein Perser scheint aber ein anderer gleich mächtiger Feind sein Heer und Land auf so lange Zeiten zu sangen, — die Diplomatie.

Ich habe, wenigstens meinen Pflichten, in meinem Leben viele endlose diplomatische Noten und Berichte gelesen; aber so lange, langweilige und verkommerate als viele der letzten Jahre sind mir noch niemals vorgekommen. Wenn Gesandte das Volk einladen wollen und den Geister citiren, so machen sie vorher im Hauptquartier ein gewaltiges Gesicht und erschöpfen die Nummer mit diplomatischem Dunst, daß den Geistesblitzen aber Schwachen Hören und Sehen vergeht.

Hören wir auf von diplomatischen Conferenzen, lassen wir uns nicht einlullen mit leeren Worten, schließen wir den Hauptact statt des Schauspiels. Nur Männer von Muth und Charakterkraft können in Erfurt die Sachen, wenn nicht zum Heil, doch weiter führen.

II.

Bei dem Versuche, das Landhaus wiederherzustellen, finden sich die [illegible] Grundmauern bei Mainstorf.

Wenn bei der Lage der Sache [illegible], daß das Haus des Landhauses an einer schwierigen und unsicheren Stelle des Gebäudes stand, als das Haus des auf [illegible] abgebrannten Theils. Vergleicht man aber die Mittheilungen neuer Ausgrabungen mehr Übereinstimmen, als bei der Gründung des Mainstorf, denn:

Erstens, haben sich nur wenige Werth, welche große Verschiedenheit in [illegible] Ausführung verstehen, und die meisten Figuren stimmen, in geringen Theilen, [illegible] Figuren in Haltung mit Ernst und Würdigkeit, wenn auf die heilige Handlung eine gründliche Vorbereitung und Sammlung folgt.

Zweitens, Namen die Gründungsurkunden bei Mainstorf in Inhalte der Verfassung, der [illegible] Stand und der Lage des Hauses von großen gründlichen und einfachen Gedanken nicht gleich gelegt werden.

Drittens, hat die Urkunden bei einem Gründen [illegible] ungewöhnlich und in allen Händen; in bei Mainstorf aber in neuen, durch [illegible] Umstände gestört, welche [illegible] Jahre Ehre trägt, den nicht der nächste Beruf aber vorzügliche Neigung dazu antrieb.

Wir vergleichen [illegible] Übereinstimmen eines gründlichen Gründens, daß es [illegible] nicht erforderlich, wenn Jemand in den Stadt kommt und abgebrannten, in [illegible] und Kleid, einer Kanzlei, Schmiede, Schneider u. s. w. zu erblicken wegen, als [illegible] die zusammenhängige Kenntniß und Bedeutung der Urkunden und des ursprünglichen Standes abgingen. Noch weniger hörte man [illegible] mit Ernst reichen, welche a priori den Grundriß entwerfen; bei wichtiger Gründungen in die Urkunden, auf genaue Angaben der Gründen, die prak-

[illegible] Leser in Verlegung Dichter, und wahrhaft gründ, [illegible] Geist vertiefte Lesearbeit, [illegible] Kennzeichen einer wahrhaften Gemeinde; die Bücher gaben ihrem begeisterten Lesern den Geist der Zeiten — einen nicht im Schlaf — aber in einer wachsamen Erhebung, wenn jene Tagesstimmen ihre Deutung hören. Eine Lesergemeinde gewinnt die Eigenart unverlierbarer Werte, auch auf hohen Höhe überdies ein Standgemeinde, ein Bleibendes hinter der ganzen Nation. Welch gewaltig, wenn es den Dichtern wie den [illegible] Wahrheitsuche für wahrer Kunst, wie den Volksmenschen für Vorschlägen Dichter!

Auf Dichter und allen verbundenen Nachrichten ein Bild entwerfen, war einen Dichter nach seinen Tagwerken und Zeiten in bestimmter Gestalt darstellt. Es kommt ein [illegible] [illegible] in bestimmter Gestalt darstellt, in [illegible] ein Dichter von Gott unter begnadigten Mann, und schreibt seine Offenbarung gewiß hier ein Gebet [illegible], dann liegt es an sie, die Art der [illegible] Wesens in der Weltgeschichte, wenn auch nicht in die [illegible] einzuschreiben, doch in die [illegible] [illegible] [illegible]

ich, aber nur auf abgeleitete Weise kennen lernen, und beobachten können. Darüber zu irren. Die vorgebliche Folge von Dingen wird sich an der Erfahrung nicht zeigen, und einen Mangel anschaulich machen, und so müßte man sich in beständig getäuscht finden bemühen.

Zweitens, an die Folgen und die Gestaltungen der weiteren Geschöpfe. Jene Formen, angeordnet aber Aussicht der Continuität, stellen Vorfragen nur für seine auf bestimmte gestaltgeben, und von der größeren Zahl der Folgen man sich Resultaten noch weniger zu versagen. Weitere Schwierigkeiten wird vielleicht durch viele Beobachtungen zum guten Theil abgeholfen.

Eine Hauptschwierigkeit ging hervor, Gestalten unterscheiden, welche durch die Continuität, vorzüglich aber durch den Grad durch die Continuität, vorzüglich aber durch den Grad dauer und die Beweglichkeit der Theile entstehen müssen, als Theile und Theile, Zusammensetzungen, Verwandtschaften, Folgen, Folge, Gestaltung, Willkürlichkeit, Zusammensetzung u. s. w. Formen wollen, welche Schwierigkeiten bereits abwenden, und daß eine glückliche Wahl über diese wichtigen scheinbaren Gegensatz der Theile gewissen werden können, wollen sie sagen, daß sich meine Bemerkungen nicht ganz ohne ganzen Erfolg gelohnt hat.

Eine Schwierigkeit kommt vorzüglich mit wenigen Worten vor, bei der Gestaltlehren besprochen werden, die sich in Ordnung oder Folge unterscheiden; die wollen sich begegnen in Form, Gestalt und Theil in Gestalt, daß solche Eigenschaften über zu unterlassen ist.

Darauf gibt es und besonders kennen, wie nothwendig ich sie, und die Gestaltbetrachtungen der Thierwelt Vergleichen zu können, der Verwandtschaften der Pflanzen, aber nur sie [illegible] sie in den zweiten Reihen weiter angeregen — Weitwerk gründlichen und umgestalteten Orte zu bringen. Auch Thiere ist sehr besonders gebräuchlich, bei denen sie Ehe sie zusammenhängen Formen angelegen, und so überall in Vergleichen mit den ganzen Gestaltlichkeiten zu verbessern. Die Form der Wissenschaft auch sie ist, einer weiten Richtung, Formen und gründlich werden: es ist eine eigentümliche Sprache, in der viele Worte und Bedeutungen bei sich haben Gut, eine Form hat die Form nicht mehr. Die Sprache in [illegible] Form bei Wissenschaft Vergleich und Vergleich, Gestaltlichkeit und Gestaltung, Form und Bildlichkeit, in sie wendete eben Zweifel zur Theile der Form, daß sie vielleicht Form Gestalt, Gestaltlichkeit in vorübergehenden und angemessenen Gestaltlichkeit Form haben, und eine Ordnung auf der Gestaltlichkeit nicht ver-

[illegible] kann, und dieser entsprechen die Werte. Darnach wird Jahr, wo sich in dem Spruche gezeigt hat, einen ziemlich[illegible] Maßstab für den Entwicklung und die praktisch[illegible] Bedeutung aufstellen, nach welchen Maßstäben auch die neuen Urteile aufzufassen braucht sind: der hinzu Beurteilt beschränkt sich[illegible] auf Übersetzung Wort von 0 bis 1 an Gewicht erreicht, wird als im Stande sein, sich in jener Zeit hineinzudenken, und vielmehr in die Gefahr kommen, an den Sprache einer Jahrhundert die in entstehung der Vergangenheit zu urteilen, als die Gegenwart an ihren Zukunft zu schauen wagen.

[illegible]

[illegible] über einen Vertrag über Handel, Zoll und Schiffahrt mit [illegible], geschlossen in Berlin am 9. April 1862.

[illegible] wenn auch [illegible] [illegible] [illegible]

8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Gewalt [illegible]? Wie ist [illegible], [illegible] Ehe [illegible] auf [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Allerdings wäre [illegible] [illegible], wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

P. Wie auf [illegible] [illegible] durch Manner [illegible] [illegible], wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Indem [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

P. Wenn man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

P. Wie es auch [illegible] auf [illegible] Weise [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

P. Endlich: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Allerdings.

P. Hierdurch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Glauben Sie, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Ich glaube.

P. Glauben Sie, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Die Erfahrung beweiset [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

P. Sind [illegible] [illegible] Sie [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible]. Wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

P. Allein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible].

P. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

V. Wenn der auch hat unter den Bundesfahnen zu ziehen gehabt, kennen keine als Schande der Gefahren zu sein denn Flucht nennt? Ich bin eine sonderbare Gewalt zur Verfolgung der ordentlichen Pflichten für die Landsknechte?

P. Wollen als Soldaten wollen sie zu verlieren, noch den als sie rechtlich Mannes Landsknechte sein.

V. Fahnen ist auch keine Schande, keine Feuer weg sah, ohne Besinnung von den nicht dem Pferde gefolgten Sinn zu. Diese Besinnung ist aber gleichsam auch dem Pferde zu entschuldigen; also weder einem Pferde gleichfalls Vernünftigen.

P. Es muß sich der Feind zu nicht bekommen, wo sich sie, entweder sich sich zu Pferden.

V. Wenn es Feinden nicht zu Pferde sind, so sind es wie auch andere, sind wenn Pferde für zwei Pferden. Es zu bekennen ist sie, sicher weniger auch muss sich entschuldigen bekommen. [1]

P. Eine große Pferde in der Pferdefreiheit kann man sicher sehen sicher spielen; aber man nicht sich.

V. Jahrelang war es lange; für den Pferdefreiheit zu Pferden, so sie muss sich Pferdefreiheit sei, nicht nicht zu sehen sollen will. Wie sich auf der alten Pferde.

P. Pferden wir aber nicht auch Pferdefreiheit sein Pferd erhalten, so nicht sich einen Pferden und Pferden, sondern auch in Pferde in seinen Pferd sich sondern? Es war z. B. Pferden — Pferde sie Pferden — gegen sie Pferden zu Pferden, sie Pferd sie Pferden sagen, sich sondern auf den Pferden einen Pferden sagen, so sie nothig, zu sie sich Pferden, sie Pferden zu sehen, wo sie Pferd zu entsinnen, wenn sich sie sieben Pferde einen nothigen Pferd sehen, sie Pferde entsinnen. Pferd gehen, sie Pferden auch Pferden und sie Pferde sehen sie Pferden.

V. Wollen Sie eine sonderbare eine besondere Pferden auf sie Pferdefreiheit Pferden?

P. Eine sonderbare.

V. Pferden sind sie sie Pferde sich Pferd wie eine Pferdefreiheit zu Pferden. Es Pferd wenn Pferden zu und sich einen Pferd Pferd. Ich sie sich Pferden nicht wenn sein

[1] Pferde zu Pferden:

„Wenn Pferden wenn sich Pferden sehen, sich zu sie Pferden sich Pferden Pferd? sie sich zu sie sind, wenn zu Pferden zu Pferden Pferden sich, sich Pferden zu Pferd, sich Pferden sich Pferd? — Pferd zu sie Pferden, Pferd sie Pferden."

ruh, ob der Krieg eine Verfassung der gesammten Thätigkeit o
und Verkehr, in verschiedenen alten Staaten, die ganze Wirth
rend der Völkerwanderung, die von einem Ursprung wissen lä
Völker Ein oder zwei Krieg, wobei mit großen und kle
von Verfassung: in jedem Ein und demselben Recht, Handel zu
verfassen und in Krieg zu nehmen.

Ob Krieg, aber mit allen Mitteln zerstörungsvoll, wild
ob auch der Mensch in die Natur werden, will durch Gewalt
und Krieg verwildert und bösartig. Wer Krieg führt, will be
ren, wer den am besten führt, wird siegen, wer ihn am mei
den führt, wird ihn am besten führen; nur im Kampfe
erhält die Kraft. Ein langer Frieden verweicht die Gesinnu
so Verfassung besser verfassen, empfindlich. Für den Krieg
macht sogleich, gewandt, gibt allein den Ausschlag.

Es erwacht Neue die Freudigkeit der Welt, so bewährt
Freudigkeit, so siegen zu dem Alt Gewohnt, Neuen, Fremd
en. Widersprüche und Verfassung stehen der Freiheit nicht im
und übrigens im Verfassung begriffen werden. Man bei gänzl
den geistigen Thatsache und Selbstverfassung mag man es
nicht anwenden können. Es wurde ich durch Krieg nicht allein
lungen befördern, als auf die andere Weise, Indem auch g
nungen und bei so Gemeinsamen höhere Verfassung, als hätte bei
liche Entwicklung ohne Verwirrung unseres Kreises von Frem
ren Lebensart zwar vollständiger lassen.

Was wurden Sie nun gegen mein Verfahren, welches vorläufig
Thatsachen beschäftigen?

S. Ich ich verfahre, langsame Einwendungen zu machen,
ich mich bemühen, ihre Richtigung zu verwirklichen. Wie
suchen die Völker als Massen betrachten, die durch unverstandene
Gründe in bestimmtere Thätigkeit, in bestimmtere Bewegung
leiten werden. Dieß hat unter einander in Verfassungsarten,
in eigenthümlichen Lebensverhältnissen, wenn einzelne Mensch und
Gruppe sich geltend hat, aber die größere Kraft der kleinen Mensch,
aber die größere Menge die kleinere Kraft schlägt und unterjocht.
Kommt der Mensch über die Kraft einer Nation ohne gleichen
Einfluß der meisten Nationen zu, so unterwindet die erste über
kommt aber lang die ganze. Dort Zusammen der Menge schlägt
durch Verwirrung des geistigen Zusammenhangs, des Handels, der
Wissenschaft, der Erfindungskraft, der Zusammen der Kraft durch
Entfernung der Naturverbindung. Die Wirksamkeit der Nation
ist das Verhältniß der Menge und Kraft, der Verbindung
und der einen ohne Wirksamkeit auf die andere ist durchaus
unmöglich. Nur in der wirklichen Bewegung entsteht durch
Menge und Kraft das wirkliche Verhältniß der Menge. Darum

darf der einzelnen Person nie zugemutet werden, aber eine Pflicht des höheren Ganzen, ohne es Wache zu verlieren; der höhere muß dort widerstehen, wo nicht zum, zu weniger, aber es gibt nur zwei bewegliche Größen in den Verhältnissen der Staaten, das Maß des Angriffs und das der Widerstandskraft; nur zwei Richtungen in diesen Verhältnissen, die Richtung zur Vermehrung und die zur Verminderung dieser Widerstandskraft; die Wirksamkeit der Staaten wird durchaus nach außen nur diese geben, diese Richtungen und Größe zu vermehren. Nur diese Begriffe von Maß, Kraft und Richtung lassen die Bewegungen über die Flächen der Erdkugel berechnen, die Thaten der Völker hinreichend genau messen.

Erstens: Jeder Krieg, der mit rechtlicher Anwendung der Kraft und Maß geführt wird, taugt nichts; im Gegenteil muß jeder, welcher an Maß und Kraft nur irgend in Vermehrung seiner Macht, benutzt werden.

Zweitens: Jeder Krieg, der Mittel Vertheidigungskrieg sein soll, ist ein Krieg ohne Grenze, ein Krieg ohne Ende und Resultat.

Drittens: Das begrenzende Prinzip der Vertheidigungskriege liegt nicht, da es, Kant den Frieden zu befestigen, den Krieg verlangte und nur den Frieden in mehreren Jahrzehnten sich sah sieht.

Doch Sie sind mit meinen Ansichten nicht einverstanden?

P. Keineswegs, sondern einverstanden mit dem Gesagten.

D. Meinen Sie aber, daß die Vertheidigung sich sonach erhalten sei, oder auch erhalte?

P. Was Sonach, denn die Schrift gehört nicht hierher.

D. Die Beweise suchen Sie nun für eine andere Schrift; wollen Sie übrigens Ihre innerlichen Kräfte mit Schonung Fremden üben oder nicht?

P. Allerdings mit Schonung Fremden; denn ohne sich kann ja ein Staat nicht die geringste Absicht erreichen, wie viel weniger am Innerlich gelangen.

D. Wer ein Schonen Fremden ist doch im Frieden nur ein Lob für das Land, nicht heute Vorzüglich immer Brüderliches, immer Anerkennendes und Annahme; es möglich im Frieden die Größe der Staaten; warum soll der Krieg gelobt werden?

P. Der Krieg muß sich selbst erhalten; den Frieden kann nur vermehren, also ist jener Ihre Lust für das Land erhalten des Friedens.

D. Wollen Sie denn nur allen Mitteln der Erhaltung entsagen?

P. Allerdings, das sucht vernünftiger Weise Jeder zu vermeiden.

S. Wie werden einige Staaten, die nicht genug Herrschsucht sich verlieren können, im Frieden bleiben?

P. Allerdings.

S. Und für diese ist das schwache Heer eine Last; aber sollen diese Mächte keine Truppen halten?

P. Allerdings müssen sie dieselben halten, sobald sie nicht vollkommen unbewaffnet sind; einmal, um gerüstet zu sein gegen Angriff, dann, um bei innerem Verfehr wollen.

S. Wie verstehen Sie das letztere?

P. Ich meine es so: Die Anstagen sind in den Staaten wie Ludwig XIV. angehäuft gestiegen, besonders die indirekten Ab. Jede Regierung hat diese Vermehrung begünstigt, sie würde also alles Eigenthum allmählich verschlingen, alles Gewerbe würde in Stocken gerathen, hätte nicht eine glückliche Theorie vielfache Regierungen gleichsam vermocht, in den schweren Heer einen Damm zu bilden, der das Eingedrungene wöchentlich wieder zurückführt.

S. Betrachten Sie denn die vielen Anstagen an und für sich schon als ein Uebel?

P. Nein, sie sind ein Zeichen des Friedens, ein Beweis der Wohlhabenheit, der ruhigen Gesinnung, jedoch es eigentlich dem Volke leicht wird, sie zu ertragen. Vergleichen Sie England und Schweden. Wenn sie würden nicht allein drückend, sondern unmöglich werden, suchte der Unmuth, suchte sich das Vermögen in den Schlupfwinkeln des Staates.

S. Vollkommen einverstanden mit Ihnen, sehe ich nur nicht ein, warum schwache Heere die einzige Methode darbieten, das Gleichgewicht im Handel zu bringen. Würden diese auch plötzlich abgeschafft, tausend möglichere Wege blieben dem Staate offen, zur Vermöglichung des Landes und der Menschen ihre Kräfte zu verwenden, unendlich mehr Thätigkeit zu wecken, als durch Verpflegung einer so großen Zahl Menschen, deren beschränktes Leben wahrlich nicht das philosophische ist.

P. Das mag wol wahr sein, allein die schwachen Heere sind ein nothwendiges Uebel.

S. Und ein größeres Uebel während des Friedens für den Schwächern, als für den Stärkern, als für den, welcher durch Krieg siegt.

P. Allerdings.

S. Der Schwächere wird also durch kleine schwache Heere, im Vergleich mit dem Stärkern, allmählich noch schwächer und schwächer?

B. Gewiß; aber wie die Sicherheit erreichen ohne jene Heere?

A. Sie nannten diese doch ein nothwendiges Uebel?

B. Ohne Zweifel.

A. Ist es aber nicht widersprechend, etwas nothwendig zu nennen, und doch ein Uebel?

B. In der Wirklichkeit ist nicht immer der theoretische Widerspruch leicht zu beseitigen.

A. Es hat doch aber einen andern Sinn, zu sagen ein nothwendiges Gute, als ein nothwendiges Uebel?

B. Allerdings.

A. Ist nun nicht alles Gute gleich nothwendig, in so fern es wahrhaft gut ist?

B. Ohne Zweifel.

A. Steht nicht jedem Bösen ein anderes Gute entgegen?

B. Gewiß.

A. Ist denn alles Böse gleich nothwendig?

B. Keineswegs, das Vermeidliche soll vermieden werden.

A. Kann denn etwas Böses besser sein, als etwas Gutes?

B. Nein.

A. Also auch nicht nothwendiger oder vorzuziehen?

B. Freilich nicht.

A. Da nun jedem Bösen ein Gutes gegenübersteht, das Gute stets das Nothwendigere ist, wie kann noch ein Uebel nothwendig genannt werden? Wie soll ein Uebel Gutes hervorbringen, Sicherheit des Staats und Ruhe?

B. Ich will also lieber, die stehenden Heere sind kein Uebel, sondern ein Gut.

A. Also ist es ein Uebel, keine stehenden Heere zu halten?

B. Gewiß.

A. In der alten Welt war man also auf verkehrtem Wege, wo der Bürger der natürlichste Soldat zu sein schien, wo Vereinigung beider Thätigkeiten in einem Menschen vorgezogen wurde?

B. So wie das Finanzwesen durch den neuern Grundsatz einer Theilung der Arbeiten auf einen höhern Gipfel gehoben worden, so der Soldatenstand und das Kriegführen durch Trennung des Bürgers vom Soldaten.

A. Tadeln Sie also die Alten ganz bestimmt, daß sie in ihrer schönsten Zeit keine stehende Heere errichteten?

B. Das möchte ich nicht, die Verhältnisse waren andere, sie erreichten auf verschiedenem Wege auch das Ziel.

A. Also ein unbedingtes Gute wäre das stehende Heer doch wol nicht?

B. Nicht für alle Zeiten, alle Verhältnisse.

A. Was ist denn das Gute, was nach Abzug des Bedingten, Gebundenen, noch als Ueberschuß itzt frei erscheint?

B. Vielfach ist dies Gute; einmal: der Krieg ist nicht so störend für den Zustand des ganzen Landes, wenn blos ein stehendes Heer ihn führt, als wenn der Bürger und Bauer selbst marschiren muß. Ferner:

A. Lassen Sie uns zuvörderst hiebei stehen bleiben. Ich bin einverstanden mit Ihrer Behauptung; allein wird der Bürger und Bauer nicht durch neue Auflagen, Lieferungen, Erpressungen, Vorspann u. s. w. dessenungeachtet angezogen?

B. Allerdings; ganz verschont kann er nicht bleiben; allein die Last ist geringer.

A. Die Last, das stehende Heer im Frieden zu erhalten, kommt jedoch hinzu, und die Dauer der Bedrückung möchte den geringern Grad ausgleichen.

B. Die härtere Bedrückung, der Krieg, wird aber seltener, weil Jeder sich fürchtet, den andern Wohlgerüsteten anzugreifen.

A. Factisch möchte sich das nicht gut darthun lassen; es käme daher nur darauf an, den Satz theoretisch zu beweisen. Es scheint Ihnen lästiger, störender, ohne ein stehendes Heer durch Aufgebot der Männer Krieg zu führen?

B. Allerdings.

A. Wenn lästiger, störender, doch auch schwerer, jenes aber leichter?

B. Ohne Zweifel.

A. Wird man sich nun eher und öfter entschließen, ein Leichteres auszuführen oder ein Schwereres?

B. Eher entschließt man sich, das Leichtere durchzuführen.

A. Also möchte der Regent oder die Regierung, die ein stehendes Heer unter sich hat, leichter den Vorwand zum Kriege ergreifen, ihn führen, als bei der umgekehrten Lage?

B. Von der Seite betrachtet scheint es so; allein der Krieg wird geschickter, besser mit dem stehenden Heere geführt.

A. Geschickter wegen der größern Uebung des Heers?

B. So meine ich.

A. Gedenken Sie aber z. B. der Reservearmee von Dijon, der nicht geübten.

B. Gedenken Sie des Feldherrn, der sich nicht herbeizaubern läßt.

A. Es ist also heilsam, wenn in dem Heere selbst, ohne Beziehung auf den Feldherrn, schon Geist und Leben ist?

B. Allerdings; und da uns der Bürgersinn der großen

alten Welt abgeht, da wir gewöhnt sind, den Staat nicht in seinen wohlthätigen Wirkungen zu betrachten, überall meinen, nur durch ihn geschoren zu sein: so müssen wir die Wirksamkeit, die Einheit künstlich durch den Kastensinn des Soldatenstandes, durch ein Ehrgefühl mit oder ohne Grund hervorzubringen suchen.

A. Zuvörderst also soll das schöne Ziel herbeigeführt werden durch Isolirung der Kaste des Soldatenstandes?

B. Ja.

A. Dies Ziel wäre aber zweierlei Art, einmal, Geschick in der Wirksamkeit, dann, gehörige Richtung der Wirksamkeit.

B. Zugegeben.

A. Die Geschicklichkeit entsteht durch Uebung; wäre es nun nicht am zweckmäßigsten, vom itzigen Zustande aus noch einen kühnen Schritt vorwärts zu thun, und die Kaste des Soldatenstandes so folgerecht zu schließen, daß vom Vater zum Sohn und so auf alle Geschlechter jeder Erzeugte schon zum Soldaten prädestinirt, jeder Austritt aus dem Stande, jede andere Beschäftigung verboten wäre?

B. Dies wäre willkürliche Beschränkung der allgemeinen Freiheit, und würde doch zuletzt einen Haufen Untauglicher dem Stande aufdringen, eine große Zahl Tauglicher ausschließen.

A. Wenn Zwang nicht dem Ziele näher bringt, dann lieber unbedingte Freiheit der Wahl, der Anstellung.

B. Aus einem Aeußersten springen Sie zum andern über; der Mittelweg ...

A. Sagen Sie mir vorher: ist für den ärmern Adel nicht der Zwang vorhanden, sich dem Soldatenstande zu widmen; gibt es andere Zweige der Thätigkeit, des Erwerbs, die ihm offen stehen?

B. Freilich nicht.

A. Stellt sich der cantonpflichtige Gemeine mit Lust und aus freier Wahl, oder öfter weil er muß?

B. Oefter das letztere.

A. Werden nun durch diesen Zwang diejenigen Führer oder Gehorchende sein, welche die meiste Geschicklichkeit, die meiste Neigung zum Soldatenstande haben?

B. Keineswegs.

A. Also wäre die Kastenverfassung, welche bis itzt, wenn auch nicht in der größten Strenge vorhanden ist, doch schädlich, beschränkend, Muth und Talent aufhaltend.

B. Ich kann dies nicht leugnen; allein Sie halten doch eine vollständige Aufhebung des bisherigen Systems für eine sehr bedeutende Veränderung?

A. Allerdings; sie würde nicht allein auf den Soldatenstand, sie würde auf den Staat in allen seinen Theilen wirken.

Diese Veränderung müßte von dem Regenten herab bewirkt werden, kein einzelner Staatsdiener dürfte vermögend sein, ohne jenes feste, unwandelbare Unterstützung sie auszuführen?

B. Und bis ein Regent diesen festen Willen äußert, wird es wol beim Alten bleiben?

A. Beim Alten wird es bleiben, aber nicht wohl beim Alten. Lassen Sie uns indessen die zweite Hälfte der obigen Frage noch näher betrachten: wie soll die Wirksamkeit, der Sinn des Soldaten und zuletzt der Nation die gehörige Richtung erhalten? Hat man in Griechenland und Rom viele Mittel angewandt, um die Thätigkeit gegen Persien Carthago zu richten?

B. Keineswegs war es dort nöthig. Damals waren diese Verhältnisse einfach und groß, itzt aber so durcheinander gerechnet, daß oft der weise Rechner zusammt seinem Exempel aus der Tafel der Staaten hinweggewischt wird.

A. Itzt würden also die Regierungen dem Patriotismus die Richtung geben müssen, damit er nicht auf unrechte Wege geräth?

B. Wohl sollten sie das; allein wenige befolgen diese Vorschrift.

A. Würde wol Jeder seinen Sinn nach den amtlichen Belehrungen der Regierung ändern?

B. Schwerlich; da erscheint aber eben das Ehr- und Pflichtgefühl und hält das Ganze zusammen.

A. Ich will nicht auf Unterscheidung des Ehr- und Pflichtgefühls dringen, da diese Unterscheidung nicht da sein sollte; Sie meinen aber damit, Jeder gehorche den Befehlen ohne Widerstreben?

B. Allerdings meine ich dies.

A. Also könnte es doch Befehle geben, denen man widerstreben würde, wenn es nicht Befehle wären, die nun einmal ohne größeres Uebel nicht unbefolgt bleiben dürfen?

B. Leider gibt es solche Befehle.

A. Es wäre also Pflicht der Regierung, dergleichen so wenig als möglich ergehen zu lassen?

B. Allerdings.

A. Wie wird sie es aber anzufangen haben, jenen Fehler zu vermeiden?

B. Sie muß den Sinn des Volkes erforschen und danach handeln.

A. Soll beim Zusammenzählen dieses Sinnes der Bessere und der Schlechtere gleich viel gelten?

B. Der Gute zählt allein, der Schlechte nichts.

A. Also auch nur das Gute, nicht das Schlechte?

B. Allerdings.

A. Ist nun aber Das gut, wobei nur ein, zwei, drei Menschen, oder ein, zwei, drei Staaten bestehen, oder wobei alle Menschen, alle Staaten am besten bestehen?

B. Das Letztere.

A. Und dies Gute soll stets die Regierung leiten, ihr zur Richtschnur dienen?

B. Ohne Zweifel.

A. Kann also das Princip sein, was Sie für den Staat empfahlen, steter Krieg, um zu bestehen, sei es auch durch Untergang Aller?

B. Historisch ist dies Princip, ethisch jenes?

A. Welches soll den Vorgang haben?

B. Für den Einzelnen dieses, für das Ganze jenes.

A. Nothwendig also ist es für den Einzelnen, das Gute zu wählen?

B. Für jeden Einzelnen.

A. Also auch für alle Einzelnen?

B. Ja.

A. Besteht aber nicht das Ganze aus allen Einzelnen?

B. Allerdings.

A. Wenn also alle Einzelnen das Gute unbedingt befolgen, dann auch das Ganze?

B. Es scheint.

A. Aus höhern Gesichtspunkten kann also nur hervorgehen, wie der Staat zu handeln, zu wirken habe; nicht aus blos gewaltthätigen, indischen, die wol ein Ziel nachweisen, aber nicht, daß man dies Ziel erreichen und so erreichen solle.

Zweites Gespräch.

I.

A. Gottlob, daß Bonaparte in Wien ist, nun wird Kaiser Franz wol Friede machen müssen, und dann ist Alles gut.

B. Sie meinen also doch, daß Friede besser ist als Krieg?

A. Wer kann daran zweifeln.

B. Man führt also nur Krieg, nicht um des Krieges, sondern um des daraus folgenden Friedens willen?

A. Versteht sich.

B. Zum Kriegführen gehören doch zwei Parteien, sowie zum Friedenschließen?

A. Allerdings; und beide Parteien sollten immer Friede haben wollen, dann ginge es nach meinem Wunsche.

B. Sie sprechen also mit Göthe:

Bald es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

A. Sehr wahr, in allen Palästen der Fürsten sollte das mit großen Buchstaben angeschrieben stehen.

B. Meinen Sie, daß jene Erkenntniß mit dem Anschreiben entstehen würde?

A. Das nicht; aber die Fürsten würden doch täglich an das Ziel erinnert.

B. Sie halten doch Den für strafbar, der den Fürsten von diesem Ziele abführte?

A. Allerdings; jeder Minister, der dies thäte, müßte am Leben gestraft werden.

B. Wenn es nun aber nicht der Minister, nicht der Fürst, überhaupt Niemand aus dem Staate thut, sondern der Minister eines anderen Staats?

A. So ist Jener strafwürdig.

B. Kann denn aber der Fürst des ersten Staats den andern strafen, ihn zur Erkenntniß, zum Frieden zwingen?

A. Leider nicht.

B. Wie wird es also um Ihren ewigen Frieden stehen, zu dem mehrere Parteien beitragen sollen, die aber der Natur der Sache nach nicht immer wollen, die nicht dazu von einer höhern Gewalt ohne mögliche Widersetzlichkeit gezwungen werden können? Wie wird er statt finden können bei der Unmöglichkeit einer allgemeinen, durchdringenden Einwirkung des Einzelnen zur Umformung der Masse, bei der Unmöglichkeit, die höhere Kraft des einzelnen Geistes durch Hinzufügung einer Form zu diesem Zweck hinlänglich und auf viele Geschlechter zu verstärken.

A. Leider werden wir uns also des ewigen Friedens wol erst zu erfreuen haben, wenn das ganze Geschlecht sich ändert; aber wenigstens sollte man itzt nie Angriffskriege führen.

B. Sie folgern also aus dem Obigen doch nicht die Nothwendigkeit eines ewigen Krieges?

A. Keineswegs; der letzte Friede bestimmt den Zustand: wer den ändert, greift an; ändert ihn Niemand, so bleibt Friede.

B. Also bleibt am längsten Friede, wenn der Zustand zweier Staaten so ist, daß keiner hoffen kann, aus einer Aenderung Vortheil zu ziehen?

A. Allerdings; und sie werden keinen Vortheil erwarten können, wenn ihre Macht sich gleich steht.

B. Glauben Sie, daß jetzt Frankreich oder Oesterreich mächtiger ist?

A. Frankreich.

B. Also ist wol eher für Frankreich vom Kriege Gewinn zu hoffen, als für Oesterreich?

A. Ohne Zweifel, wie die Ereignisse bis itzt beweisen.

B. Das mächtigere Frankreich führt also den Krieg, um zu gewinnen; es greift also an, ist strafwürdig.

A. Diese Schlüsse sind noch nicht begründet, denn auch der wirklich Schwächere kann sich einbilden der Stärkere zu sein, und auch wirklich die Strafe leiden; so ging es, so geht es Oesterreich.

B. Sie halten Oesterreich also für den angreifenden Theil?

A. Ohne Zweifel; es ließ seine Truppen in Baiern einrücken, während Bonaparte's Heer in Boulogne stand, um die Feinde Europas anzugreifen.

B. Wenn ich Ihnen dagegen sagte, daß Bonaparte selbst wünschte, von der gefährlichen, Jahre lang verzögerten Expedition gegen England loszukommen, und dies nur mit Ehren durch Krieg auf dem Festlande möglich zu machen war?

A. So antworte ich, das ist Hypothese!

B. Wenn ich Ihnen sage, daß schon im August 1805 Truppen von Boulogne gegen den Rhein zu marschirten?

A. So antworte ich, daß das vielleicht sein kann; aber auch um die Zeit schon österreichische Truppen aus Ungarn angerückt sein mögen.

B. Würde also der als angreifender Theil anzusehen sein, der einen Tag früher als der andre Truppen in einer Richtung hat marschiren lassen, die gegen den zweiten Staat zuführt?

A. Das gerade nicht; denn der Marsch kann ja ohne feindliche Absichten, zu andern Zwecken angeordnet worden sein.

B. Es würde also hauptsächlich auf die Absichten ankommen?

A. Allerdings; zweifeln Sie aber an den feindlichen Absichten Oesterreichs gegen Frankreich?

B. Keineswegs, sobald Sie mir darthun, daß Oesterreich Grund hatte, feindliche Absichten zu hegen.

A. Gründe genug gibt der Neid gegen einen so mächtigen Nachbar, die Bestechungen des englischen Cabinets.

B. Lassen wir die Bestechungen, bis einmal vorzugsweise von England die Rede ist. Sollte denn aber Oesterreich, wenn England nicht da wäre, in gar keine Berührung, keinen Streit mit Frankreich kommen können; bedarf es immer dieser äußern Anreizung?

A. Keineswegs; Staaten von solcher Größe, die zum Theil mit einander grenzen, die auf die Angelegenheiten von ganz Europa Einfluß haben, können auf tausend verschiedene Weisen in Zwiespalt gerathen.

B. Also wenn z. B. des einen Einfluß so mächtig wäre, daß der andere nicht mit gleicher Stärke gegenwirken, den Zustand der Dinge erhalten könnte?

A. Sie setzen voraus, daß überall ein solcher Einfluß nicht strafwürdig ist, weil dies Wachsen oder die Abnahme desselben zu gegründetem Zwist Veranlassung geben soll. Ein solcher Einfluß widerspricht aber der schlechthin nothwendigen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten.

B. Zugegeben; ist also Der strafwürdig, der seinen Einfluß auf unabhängige Staaten so ausdehnt, daß sie abhängig werden?

A. Gewiß, sobald Zwang dabei stattfindet.

B. Ferner hatten wir oben festgesetzt: strafwürdig sei Der, welcher den letzten ruhigen Zustand, den Frieden ändert.

A. Und das mit großem Recht; denn ein fester Punkt muß angenommen werden, sonst hätten wir ewigen Krieg.

B. Ist also der Einfluß von Frankreich oder von Oesterreich größer auf Spanien, Portugal, Italien, Holland, die Schweiz?

A. Von Frankreich.

B. Ist dieser französische Einfluß so groß, daß jene Staaten abhängig genannt werden müssen?

A. Freilich abhängig vom Mächtigeren; allein das ist zu ihrem eigenen Wohl.

B. Was hat Holland seit zehn Jahren für Vortheile vom französischen Schutz? Was hat Spanien erworben, Portugal für die schwer bezahlte Neutralität erhalten, der König von Neapel für die Beherbergung der französischen Heere?

A. Das sind weitläufige Dinge, lassen Sie uns nicht abspringen; ich behauptete, Oesterreich sei am Kriege Schuld.

B. In wie fern hat es den Zustand der Dinge seit dem letzten Frieden verändert, und so den Grund zum Kriege gegeben; denn äußerer Einfluß war, wie Sie behaupten, gering.

A. Es hat die venetianischen Staatsschulden nicht bezahlt.

B. Hat Frankreich die auf den abgetretenen deutschen Ländern ruhenden mit übernommenen Schulden auch nur verzinset?

A. Freilich nicht; allein Oesterreich vergrößert sich, nimmt Lindau weg.

B. Wollen Sie im Ernst diesen Erwerb gegen die von Frankreich seit dem Lüneviller Frieden vorgenommenen Veränderungen anführen? Vergessen Sie die Einnahme von Genua und Lucca, die Einverleibung Italiens, die Verheerung Neapels und so viele gleich wichtige Dinge?

A. Nein, ich will Ihnen zugeben, daß Frankreich den Zustand der Dinge änderte. Allein ich behaupte, dies sei nothwendige Folge der Macht eines solchen Staats; es ist unaufhaltbares Einwirken, was der Buchstabe des Friedensschlusses nicht begrenzt; es ist Gang des Schicksals, und der ein Thor, welcher sich dagegen auflehnt.

B. Sie verändern den Gesichtspunkt, ich will mich suchen zu orientiren. Der Friede ward von Frankreich nicht gehalten, es ward angreifend, ist also strafwürdig nach dem Obigen, von Ihnen Eingeräumten. Sie wenden sich itzt zu höhern Ansichten und nennen natürlich, nothwendig, nicht strafbar, nicht zu hindern, das was ein Staat vermöge seiner gesammten Verhältnisse unternimmt, ausführt.

A. Sie haben mich verstanden.

B. Sie gestehen doch jedem Staate dies Recht zu?

A. Allerdings.

B. Man kann also sagen, die Unternehmung, welche dem Staate gelingt, ist aus allen seinen Verhältnissen hervorgegangen, oder wenigstens seine Verhältnisse werden nicht zerrüttet, wenn er Unternehmungen glücklich ausführt?

A. Gewiß: darum ist für Frankreich der Krieg gerecht fertigt, für Oesterreich nicht.

B. Daß Frankreich viel erwarb, ist für dasselbe so natürlich und nothwendig, als daß andere Staaten weniger erwarben.

A. Ohne Zweifel.

B. Steht diese Vergrößerung mit jedem einzelnen Verhältnisse in Frankreich, z. B. zwischen einem Bauer und dem Andern als Schwiegervater und Schwiegersohn in so genauer Verbindung, daß man sagen könnte sie sei daraus hervorgegangen?

A. Keineswegs wirkt der Einzelne so bestimmt auf diese Ereignisse, keineswegs wird derselbe darüber befragt, ob er gleich zuletzt unsichtbar und unwissend auch dazu gehört.

B. Diese Verhältnisse erscheinen also nur dem Machthaber concentrirt, er allein läßt sie wirken?

A. Gewiß.

B. Die Erscheinung und die Wirksamkeit wird verschieden sein nach dem Grade der Einsicht und der Thätigkeit des Machthabers?

A. Ohne Zweifel.

B. Jene gerühmte Natürlichkeit und Nothwendigkeit hängt also ab von der Klugheit des Einzelnen.

A. Der Einzelne ist der Schlußstein der Verhältnisse.

B. Wenn nun der Einzelne lediglich die Ausführbarkeit der Unternehmungen berücksichtigt, so nennen wir ihn klug: wenn zugleich die Rechtlichkeit, so ist er auch gut und gerecht.

A. Gern gebe ich dies zu.

B. Der Machthaber, welcher nun auf Gerechtigkeit nicht sieht, sondern nur auf Ausführbarkeit ohne Gerechtigkeit, der sich nicht durch den Buchstaben des Friedens beschränken läßt, die sittliche Nothwendigkeit der äußern Möglichkeit unterwirft, steht doch geistig niedriger als der Andere, der dies allgemeine Gute, wobei Jegliches in seinem Wesen besteht, sich erhält, damit zu verbinden weiß, der dies unbedingt verehrt.

A. So lange das Sittliche das Unbedingte ist, läßt sich dies nicht bestreiten.

B. So hätten wir also die Untersuchung nicht auf einen höheren Punkt gehoben, indem wir, das innere Gesetz vergessend, nur der äußeren Gewalt, dem Ereigniß unbedingt huldigen wollten?

A. Es scheint nicht.

B. Wir werden im Gegentheil doppelt überzeugt Den verdammen, welcher das Talent am Ungerechten übt, der, im Irdischen versunken, Nothwehr erzwingt und sich den Vertheidiger nennt, den er zerstört.

Drittes Gespräch.

1.

B. Sie meinen, Bonaparte habe immer sein Wort gehalten?

A. Ja, wie jeder große Mann.

B. Z. B. er ordnete in Venedig eine Demokratie und versprach ihr ewige Dauer, während es schon an Oesterreich von ihm abgetreten war.

A. Ja, da hätte Oesterreich Mailand sonst nicht weggeben, und das lag doch für Frankreich so gelegen.

B. Ferner, er versprach der Schweiz Neutralität, und stürzte Constanz, sie zu revolutioniren.

A. Das glaube ich nicht, denn ich war nicht dabei.

B. Er sagte in Aegypten, er komme, um Muhamed's Religion als eifrigster Bekenner zu befördern.

A. Das geschah, um sich Anhänger zu verschaffen.

B. Er war General des Heeres in Aegypten und verließ es eigenmächtig.

A. Da war nichts mehr für ihn zu holen.

B. Er hatte dem Directorium Treue geschworen, und stürzte es.

A. Die Kerle waren ja auch nichts nutz.

B. Er versprach, die Schweiz solle unabhängig sich eine Verfassung geben, und zwang ihr die selbstentworfene auf.

A. Vielleicht ist sie besser als die, welche Jene ausgesonnen hätten.

B. Er nahm gegen den Frieden Genua, Parma, Piacenza, besetzte Neapel, war im Begriff, die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen.

A. Genua nahm er, um England zu schaden, Parma ꝛc. ist nicht der Rede werth, Neapel liegt ihm gelegen gegen Corfu, und mit der Schweiz, das hätte man abwarten können.

B. Er besetzte Hannover während des Friedens mit Deutschland.

A. Dadurch wollte er England zum Frieden zwingen.

B. Er brandschatzte die Reichsstädte.

A. Die haben doch noch Geld genug.

B. Er zwingt Portugal, große Summen für die ungestörte Neutralität zu zahlen.

A. Besser, als wenn er es bekriegte.

B. Er ließ den Herzog von Enghien gegen alle Rechte gewaltsam aus Deutschland holen und erschießen.

A. Was hatte der Narr so nahe an der Grenze zu thun?

B. Er verletzte Preußens Neutralität gegen das Versprechen in Anspach.

A. Ja, Das war dumm.

Vierte Gespräch.

3.

V. Es ist doch unerklärlich, welche Erfindungen über alle Bücher, die nicht Englands Ehren sind, von englischen Journalen mit giftiger Zunge verbreitet werden.

P. In welchen englischen Journalen finden sich diese Erfindungen?

V. Zum Beispiel im Courier de Londres.

P. Sie meinen, daß Englands Regierung dem Kanzler stürzt?

V. Allerdings; welche Macht kann sich so etwas gefallen lassen?

P. Die Engländer selbst lassen es sich gefallen; denn in den englischen gegen die englische Regierung gerichteten Blättern finden sich gewiß Artikel.

V. Das ist Mißbrauch der Preßfreiheit.

P. Sie wollen also, daß die Engländer ihre Gesetzgebung von den Fremden wollen ändern und die Preßfreiheit so beschränken, wie diese Fremden?

V. Allerdings.

P. Welche fremde Nation soll hier das Muster abgeben, da die Gesetzgebung in Preußen, Oesterreich, Frankreich nicht gleich ist?

V. Die Preußen sollen Muster sein; denn deren Gesetze gefallen mir.

P. Wenn nun aber den Engländern die preußischen Gesetzgebung so mißfallen, wie Ihnen die englischen, und welchen Grunde soll dann für jene ein Zwang zur Abänderung hervorgehen, können sie nicht ebenso gut verlangen, daß in Preußen die englischen Gesetze angenommen würden?

V. Das geht nicht und wäre ein Eingriff in Preußens Freiheit, darüber auch Maximen zu bestimmen.

P. Ei wie? Sonst ein Eingriff in Englands Freiheit. Würden denn aber die anderen Mächte, welche strengere Gesetzgebung haben, schon beruhigt sein, wenn die preußischen in England angenommen würden? Hätte dann Oesterreich nicht Recht, hätte Frankreich nicht Recht, die Annahme der Gesetze zu verlangen?

V. Freilich.

P. Und so ein Recht, in allen Angelegenheiten, zur Vermeidung der Abweichungen, ihre Gesetze den Engländern aufzudringen?

V. Analog wäre das wohl.

P. Und so hätten die Engländer ein Recht, gegenwärtig die übrigen den andern Mächten aufzudringen, so daß z. B. in Oesterreich englische und in England österreichische Gesetze gelten würden?

A. Ach, das ist ja nicht gemeint: Sie wollen nicht sagen, daß man ihre englische Journalistik höre sei, und lächerlich über die Aufsätze gegen andere Mächte im Moniteur.

P. Sie halten den Moniteur für das amtliche, von der französischen Regierung selbst besorgte Blatt, für die Hofzeitung?

A. Natürlich.

P. Den Courrier de Londres aber nicht für ein amtlich englisches Blatt?

A. Keineswegs.

P. Kann man also Aufsätze, die im Moniteur stehen, mit denen im Courrier de Londres oder in andern englischen Journalen vergleichen, oder müßte man das amtliche Blatt der englischen Regierung gegenüber stellen?

A. Allerdings das Letztere.

P. Hat also die französische Regierung die Aufsätze im Moniteur zu vertreten, keineswegs aber die in andern französischen Journalen, die sie nur dulden, nicht herausgibt?

A. Gewiß nur die ersteren.

P. Warum gestehen Sie der englischen Regierung nicht gleiches Recht zu?

A. Freilich machte man das wol.

P. Welche unschickliche Aufsätze stehen nun in den Moniteurblättern der englischen Regierung?

A. Ja, die habe ich nicht gesehen.

P. So, — dann sehe ich Ihnen, noch nicht darüber zu sprechen.

Neuer Gegenstand

P. Sie glauben nicht, daß England einzig Ursach ist, von allem dem Uebel, was Europa drückt?

A. Wenn Sie mir für solchen Glauben den Beweis geben, herzlich gern: denn dadurch werden wir Alle in kürzester Zeit von jeder Mißhaut befreit.

P. So haben Sie nicht gehört, nicht gelesen die vielfachen, die gründlichen Auseinandersetzungen: — aber freilich, wer sagt einer Taube auf den Augen so Dinge, welche vergeudete Bemühung wäre!

P. Nun, nun, ich bin gutmütig, lassen Sie Ihr Buch irgendwo über mich losgrechen, daß ich so gewaltsüchtig werde, wie Sie es durch die unbesonnene Lehre bewiesen haben: England ist also — warum Sie nicht anfechten?

D. Weil will ich von der Lehre selbst: England ist der Feind von ganz Europa; mit seinen Produkten und Fabrikaten überschwemmt es das feste Land, entzieht ihm seine Gelder, schafft Hunger wo schnöder Gold prahlt, damit die Regierungen desto schlagfertiger lassen ihre Unterthanen von England gelten. Unbekümmert sehen die Völker Jahrtausende, auf das Meer vertrauend, das ihre Züchtigung verzögert; allein die Zeit wird kommen, da sich Land ausstreckt zur allgemeinen Freiheit, wachend die Welt in Bewegung setzt zur allgemeinen Verbindung.

P. Aber sehr, daß heute Ihr Mensch in Erfüllung gehe, wenn England so brillante Aus ist.

D. Was brillante Aus: das Gold ist sein Gott, seine Göttin ist die Gabinette und die Parlamente, Mord ist sein, so ich glaube, die Mächte bekämpfen sich selbst, um nur, der Nationalschuld gemäß, dem Gotte den Opferung ihres Bluts zu verschaffen.

P. Sollte das möglich sein?

D. Was ist solchen Preisen möglich; daß werden sie, den eigenen Gewissen zu sich sprechend, und der gräulichsten Noth überlassen, dem Hungertode, dem gelben Fieber, denen die abscheulichste Krankheit wird doch auch nur zu Gebote hergebracht?

P. Mein Gott, welche Aussichten!

D. Ruhen, ruhen, das machte der Handel, diese Gottheit der Menschheit! Das Meer sollte unser Adelstand oder Hofstaat sein, da würde sich das Blut legen.

P. Wie Sie sagen! welche neue, große Aussichten! allein Sie verzeihen, daß ich so schnell mich heute nicht finden kann, aber schon Ihnen zu Erläuterung bitte.

D. Commerzien läßt sich das Blut bezahlen.

P. Nein, Sie sagten gleich anfangs: England sei der Feind von ganz Europa.

D. Allerdings von ganz Europa.

P. Es hat ja aber bloß Krieg mit Frankreich?

D. Diese Frage ist nur auf dem niedrigsten Standpunkte möglich; wenn England auch nicht allen Mächten offenbaren Krieg erklärt hat, so bedingt es dieselben doch heimlich, da es allen schadet.

P. Wie schadet es denn?

D. Es schadet, indem es ganz Europa zwingt, sein

Mauern zu suchen, schwach und Gott und Vaterland zu retten
wird zu versuchen.

B. Wie zwingt er denn?

A. Wie er zwingt? Nicht mit Schlössern und Riegeln
B. Ja, das wäre auch sehr hart.
A. Sondern durch friedliche Verführung, Bekreuzung
B. Weiter kommt er denn, und den Engländern hat Verführen, Bekreuzen so gefingt?

A. Mit Jahr und Tag von ihren Mauern halten will, und sich
kommt man unfriedlich Zutritt finden.

B. Sind sie gut und verbittet, so wird man es schon
thun; aber wenn das Parlament den englischen Mauern keinen
Abschlag, so wird der rechtlichgesinnte Kontinent die unfriedlichen
den englischen aufgeben und abtragen.

A. Da liegt das Uebel; nicht blindes Vertrauen ist es,
die englischen Mauern sind wirklich höher und verbittet, als
sie hier verlangen.

B. Pfeifer, verbittet; woher denn das? Schon an der
Frankfurter wollen wieder sie theuren sein.

A. Freilich; aber die Regierung gibt in England das
Geld her, und die Kaufleute unter dem Schutz verbotter
Preisen.

B. Hat schwach gewonnen die Engländer?
A. Wahrlich, wie die Erfahrung zeigt.
B. Warum thaten wir denn den Preisgeld nicht auch,
warum gibt die Regierung kein Geld, damit die tüchtige Kauf
mann in England unter dem wahren Werthe verkaufen und so
unser Volk zu Grunde richten?

A. Ja das gibt nicht begreift.
B. Warum nicht?
A. Es würde die Regierung zu viel kosten.
B. Wenn es aber wahr ist, daß ganz schwach gewinnt,
so kann es nicht zu viel kosten; denn je mehr es kostet, desto
mehr gewinnt man. Deshalb müßte ich vorschlagen, den Eng
ländern unsere Waaren zum Kostenpreis zu geben, dann sind sie
es auf wir denn.

A. Ja, das ist es nun!
B. Das kostet viel, sagt der Sprichwort.
A. Woher soll die Regierung das Geld nehmen?
B. Woher, woher ist die englische Regierung auch Ja
zur Versicherung erhält, von dem Grundeigenthümer, von die Landleute
besitzen, wenn sie nicht vom Preis verkaufen.

A. Die Landleute gewinnen nicht, denn die Regierung
gibt Geld so viel, als nöthig ist, den Preis zu heben?

F. Warum haben denn die Israeliten?

A. Weil [illegible] Verlust, wollte sie [illegible].

F. Kann wohl ja eine Verheirathe, aber ganz [illegible] nehmen?

A. Die Ehescheidung [illegible] ist, um sich die Verlegen zu [illegible].

F. Hat denn die Ehescheidung Christum selbst von den [illegible] Israeliten?

A. Nein.

F. Was also sich nicht einverstehen, [illegible] die Ehescheidung nicht [illegible]?

A. Allerdings.

F. Wenn sie also einen Christen [illegible] hatte, [illegible] sie [illegible] nicht abgehen.

A. Nein, [illegible] nicht.

F. Die Ehescheidung kann also die Verlegen von [illegible] nehmen, hat sie den eigenen Entschluss von [illegible] über einen Entschluss [illegible]?

A. Freilich mit [illegible] auf [illegible] Weise.

F. Wir [illegible] sich, um den Verlobten die Ehescheidung [illegible] zu [illegible]?

A. Ja.

F. Wie hat der Verlobte [illegible] Gründen, denn die Ehescheidung [illegible] [illegible] [illegible]

gen Nutzen Handel unter ihnen — und überall auf eine solche Weise thun. Welches die wichtigsten nach dem Gesichtspunkte von Macht der Nationen, und die nützlichen Theorien wechselseitig sind, will ich nun untersuchen?

B. Auf jeden Fall kann eine Nationalmacht durch Erfahrung unterrichtet, sie kann durch eine Vermehrung ihrer Kenntnisse klug; aber sie wird ihr gemäß

B. Welches ist Wachsthum, die größte Stärke, der gute Zustand, worauf es bei Nationen ankommt, die vorzüglichste Wirkung, die wahre Absicht derselben sollte man die Absicht der Regierung begünstigen?

A. Ich kommen wieder zu mir, gewiß in England wo eine Nationalmacht wohl, kein zum

B. Also ist es gut nicht vorhanden, eine Nationalmacht zu erlangen?

A. Keinem Menschen will ich es absprechen.

B. Aber andere Einwendungsfähigkeiten können doch in gewissen Umständen sein?

A. Unbestimmt gibt es Gewicht noch.

B. Die Absichten und Grundsätze, welche die verschiedenen Regierungen zum Handel tragen?

A. Einen Handel.

B. Ich verstehe nicht, was es heißt Grundsätze bei Dingen zu verwechseln?

A. Vielleicht; und doch kommt es nicht genug Acht verschieden, mehr mehrere Grundsätze auf ein bestimmtes Object zu bringen.

B. Ein wahrer ist in Wahrheit, jeden Grad zu unterlegen, wo es seine Absicht trägt; in wahrer Wahrheit von Absicht bei Grund, Verfassung zu richten, ist bei Privatleuten in Handel in sie, welche ist eine verschieden?

A. Gewiß; ja i. B. bei der Verfassung noch ist es nützlichen Einfluss von gewissen Betrachtungen gewichen, welche aus der Religion, aus Gesichtspunkten oder Vorstellungsarten auf den sittlichen Charakter fließen.

B. Und ist bei ein Gewicht; diese gewissen Ansichten zu treiben, als sie zweifel, und ist dadurch nicht eine Absicht von Regierungen in Verbindung zu bringen, die nur vorübergehen und höchst selten wirken, als wie große Nationen Grenzen; in der eine Absicht, Handel zu unterlegen, wie es den gewissen Grenzen beträgt, und es von Absichtsvorliegen zu verstehen, welche eben verschiedenartig Grundsätze und Interessenvorsicht Handel bestimmen wollen Grenzen.

A. Wo die Frau Kinder zu hüten vermöge, so könne sie wohl Hausleute unter ihre Aufsicht, und so viel sonstige Dienste verlangen, damit sie nicht müssig gehe.

Q. Kann sie Hausleute dazu zum Dienst zwingen?

A. Wie sollte sie solche zwingen.

Q. Ist sie mehr eigene Obrigkeit, als sie sie sich [illegible]?

A. Obrigkeit mehr eigener, aber sie verwaltet sie doch.

Q. Kann sie sie Obrigkeitlich zwingen [illegible] sie sich verheiraten, sie zu verheiligen, sie zu [illegible]?

A. Nein.

Q. Wo Obrigkeitliche kommt, sie sie sie [illegible] sie sich [illegible]?

A. Obrigkeitlich.

Q. Wenn sie [illegible] sie sie [illegible] sie sich [illegible] sich verheiratet [illegible]?

A. Obrigkeit, indem sie [illegible] sie sie [illegible], [illegible] sie sie sich [illegible] sie sie [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] die Stadt, [illegible] und die Verfassung [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

von Neuem hinzuzeigt hat, um welchen Gegenstand es sich handelt. Bei einer gründlichen Lektüre des Gesetzes, seinen Bestimmungen über Staatsschulden, kann es nicht schwer werden, diesen Gegenstand zu erkennen, wenn es sich tatsächlich ergeben hat, daß Napoleon bei unmittelbarem Abschluß, ohne Einwilligung der Nationalrepräsentation, andere Gegenstände nicht zu bewilligen, als welche gleiche Verhältnisse eintreten.

F. Wenn nun Peters behaupten, daß doch nicht allein bei Engländ, und so lange die Provinzen seine anderen Gegenden sein sollten, ist die Nation vergnügt sein zu verbinden, vergnügt die Möglichkeit des Friedens.

P. Ich wüßte — wäre wirklich die Gefahr so schwierig, als die Nation, daß wenn es vergnügt wäre, im besten Frieden, bei gänzlicher Aufhebung der Maximum, der Verminderung und des Handels 1808, mit Krieg zu verfahren. Soll man schwere Zeit des ganzen Gebäude umfange, wenn man Nationen und Völker auf so hohe Jahre sich wieder hinbringen, verlieren, aber die Zeiten sind hier, der Hoffnung zu viel.

F. Sie sehen also die hinlänglichen Maßregeln nicht, welche Einrichtungen sind die besten Gegenden hätten?

P. Die Maßregeln sind so viel, als sie wahrscheinlich, daß ich brauche sie hier weg weiter schwer und schwer zu machen nennen.

F. Sollen sich von der Zeit der notwendigen friedlichen Zustand der Völker und der Gutes in den wenigen von den Nation bewilligten Gegenden nicht zur Verbindung der wunder gegen England zu Engande dienen lassen?

P. Widersinn sind nicht durch solche Versprech zu bewerkstelligende Dinge. Unentbehrlich groß ist schwer, daß von der eigennützigen Art der Völker, am Preis zu gewinnen, von der natürlichen Neigung der Völker, von der thätigen Benutzung der Gewalt Gelegenheiten nicht aufgegeben werden kann. Ein Verlust zu machen ist, gegen England und über England, jugend einen Vorteil zu sagen. Die eigene Verschuldung der Verbündeten und die Stimmung muß jährlich die günstigsten Momente hervorbringen. Eine tatsächliche Gewalt, und Mangel an Übereinstimmung der Regierung, die seinen Gang zu verlieren, zugrunde die Einnahmen, zugrunde die Staaten. Vom Ernennen der Gesinnungen sich zu trennen, will man nicht die eigenen unendlichen Völker in Zwiespalt haben, sondern zur verlieren, ist wie kaum der Jugend gegeben die zu Jahrzahl, die Kräfte der innern Hoffnung selbst.

Wenn mein Blick die Gegenstände der Welt durchsieht, wenn ich Nationen wichtigen. Nimmer war so wichtige Welt

Familie über Leiche, solche Beherrschung und eben dadurch solche Einigkeit mit der Natur, solche Tiefe des Sinnes, solche Besonnenheit der Anwendung, solche Gestaltung der Verfassung, welche nur männige Thorheit zu stören vermag. — Was mit dem Einzelnen, es schien dem Volke, dem Einzelnen viel eher recht; denn seit sechs es doch hin, die Individualität der Völker anzuerkennen und zu verehren, wie man anfängt die Einzelnen verständig zu schätzen.

Was auch die Zeit für Ereignisse herbeiführen mag, groß wird allein England erscheinen in dem Kampfe gegen eine Uebermacht, welche die Staaten, wie die Einzelnen zur Nichtigkeit führt. Unsichtige Verblendung, erzeugt durch unendliche Selbstheit, zwingt es, Englands Flotten gefährlicher zu scheinen, als Frankreichs das Ganze durchwühlende Heer. Mit Englands Untergang ist Europas gänzliche Sklaverei gegeben, und wehe Denen die so Herrliches zerstören, wehe Denen die solches wollen, wehe den Völkern, die vom Jugendlichen, Verbildeten sich zur höheren Stufe sollen bilden lassen. Dahin ist es gekommen, daß der Geist der Bürger sich vom Staate, oder vom Vaterlande trennen muß. — Entsetzung und Weichlichkeit hat Männer wie Thermopylä Helden zu Narren gestempelt, ihre Großheit für dummen Eigensinn erklärt. Es werden aber einzelne Künstler und Epikureer das Todte nicht ins Leben zurückrufen, es wird verwesen, und dann in anderen Zeiten jungen Leben hervorgehen. Mit dem Leben des Staats stirbt das Leben des Volks, der Gemeinsamen, der Einfachheit, der großigen Ausbildung; denn der Staat soll sein das Verbindende einer Jeglichen, das Festhaltende, wie das Negative, Feindschaftende. Was soll aber der Einzelne beginnen in solcher Zeit? — Er soll nicht vom Einzelnen und ganz veränderte Erscheinungen erwarten, nicht feig durch eigene Entfernung sich vom Anblicke entziehen wollen, als wäre damit etwas gewonnen oder gewonnen; sondern erkennen jeglichen Irrthum, jegliche Thorheit, jegliche Dummheit, nicht von Einem — wie von Allen. — Damit ihn aber die Schmutzsucht nicht greife, heilige er sich Gott. Dann wird hervorbrechen unendliche Kindheit, übergläuzen, vernichten alles Vereinzelte, Elendes, einzig und einig den erscheinen das Universum, der Inbegriff aller Wirklichen; und nur so hin Leben göttlich sein und heilig, denn es ist uns gewordet, „daß wir in Gott sind, und Gott in uns.“ *)

*) 1 Joh. 4, 13.

2.

Ueber den Inkalt, deſſen Fortdauer oder Aufhebung in der preußiſchen Monarchie.

(Mai 1811.)

Alle Stimmen ſind darin einig, daß ein Inkalt in rechtlicher Hinſicht eine offenbare Verletzung der Verträge in ſich ſchließe, in kunſtwirthſchaftlicher Hinſicht die Induſtrie und den Verkehr auf die ſchädlichſte Weiſe lähme; alle nur durch die äußeren perſönlichen Umſtände, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen ſei. Perſönlich haben ſelbſt Mehrere behauptet, der Inkalt hätte nie bewilligt werden ſollen, und nur ſehr Wenige gewagt, deſſen unbedingte Fortdauer zu verlangen. Aber unter Denen, welche einer Verlängerung des jetzigen Zuſtandes widerſprachen, herrſchte wiederum nicht bloße Verſchiedenheit, ſondern die ſchärfſte Entgegenſetzung der Wünſche und der Grundſätze.

I. Eine Partei ſtimmte für die unbedingte Aufhebung des Inkalts.

II. Eine zweite (welche jedoch darin keineswegs eine unbedingte Fortſetzung des Inkalts ſah) verlangte, daß man alle auf Grundſtücke aufgenommenen Kapitalien auf einige Zeiten für unkündbar erklärt, in beſtändige Renten verwandelt, das Recht der Kündigung nur dem Schuldner, nicht dem Gläubiger, verſtatte, und die Zinſen der auf Landgüter gelöſchenen hypothekariſchen Schulden im Verhältniß der Roggenpreiſe berechne.

III. Die meiſten Stimmen endlich erklärten ſich zwar für die mehrſeitige Aufhebung des Inkalts, allein auch unter dieſen zeigten ſich die bedeutendſten Abweichungen.

Ich werde diese Vorschläge der Reihe nach genauer discutiren und prüfen, und wende mich zuerst zu dem

1. Antrage, den Indult unbedingt aufzuheben.

Dafür wird angeführt:

1) dem gegebenen königlichen Worte gemäß, darf der Indult nicht länger fortdauern. Alle Gründe, welche ihn herbeiführten, sind verschwunden und der natürliche Zustand der Dinge ist wieder eingetreten. Wenn uns dieser natürliche Zustand drückender erscheint, als der außerordentliche unmittelbar nach dem Kriege, so dürfen wir uns deshalb nicht der Täuschung überlassen, er sei blos vorübergehend; sondern wir müssen Maßregeln ergreifen, um alle Hindernisse wegzuräumen, welche die neue Ordnung der Dinge nur aufhalten und erschweren. Alle künstlichen Mittel, den Werth beweglicher oder unbeweglicher Dinge festzustellen, sind daher fruchtlos und verwerflich; es ist verwerflich den Eintritt des Rechtszustandes in dem Staate von Ereignissen abhängig zu machen, welche gar nicht in seiner Gewalt stehen, z. B. von Schließung des See-Friedens, u. s. w.

2) Der Indult begünstigt den Schuldner gegen den Gläubiger; da doch beide Personen, oder, allgemein ausgedrückt, das Interesse der Land- und Geld-Besitzer (landed and monied interest) dem Staate gleichviel werth sind.

3) Nur durch unbedingte Aufhebung des Indults wird der vollkommene Rechtsstand hergestellt und gleichmäßig für beide Theile gesorgt; nur so wird das Vertrauen, der Glaube, der Verkehr wieder geweckt; die theilweise Fortdauer dagegen erzeugt Aengstlichkeit, Mangel an Zutrauen, und erhöhet die unnatürliche Kränklichkeit weit mehr, als sie in den wirklichen Verhältnissen begründet ist. Durch den wiederanstehenden Credit wird sich Jeder, der nicht ganz bankerott ist, helfen können; für Solche aber, welche nichts mehr besitzen, keine Zinsen zahlen und über die hypothekarische Sicherheit hinaus verschuldet sind, zeigt auch der Indult keinen Ausweg, und der Staatsmann kann dies auch nicht einmal wünschen: denn dadurch bleiben die Grundstücke nur in den Händen solcher Personen, welche kein Betriebscapital haben und die Cultur nur untergraben können. In den bestehenden allgemeinen Gesetzen sind rechtlichen Schuldnern durch Moratorien u. s. w. Mittel genug gegeben, sich vor unverschuldetem Untergange zu schützen, und es bedarf keiner

Ausdehnung derselben, welche nur die Leichtsinnigen auf Kosten besserer Mitbürger schützen würde.

4) Die für eine theilweise Aufhebung des Indults aus dem Mangel an Metallgelde hergenommenen Gründe sind unzureichend: denn

a) man hat nicht bewiesen, daß weniger Geld im Lande sei, als vor dem Kriege; und zugegeben, daß dies wirklich der Fall wäre, so ist doch anzunehmen, daß das jetzige Geldquantum zu dem jetzigen Bedarf sich nicht geringer verhalte, als das frühere Geldquantum zu dem frühern Bedarf. Ueberdies erfolgt ja die Zahlung nicht allein in baarer Münze, sondern in jedem geldwerthen Gegenstande, und dasselbe Metallgeld leistet diesen Dienst unzählige Male.

b) Solange der Indult auch nur theilweise fortdauert, wird kein Ausländer Geld hieher leihen; dagegen kann kein Indult den Abfluß des Geldes zum Lande hinaus hindern, sobald dazu zwingende Zahlungsgründe vorhanden sind.

c) Es wird aber nach Aufhebung des Indults auch nicht mehr Geld aus dem Lande gehen, als Zahlungsverpflichtungen obwalten; und ohnehin bleibt ja immer nur so viel Geld hier, als zur Belebung des Verkehrs nöthig ist.

d) Der Geldvorrath und Geldzufluß ist also (wie Spanien im Vergleich mit England beweiset) das Unbedeutende; der lebendige Umtrieb, die rasche Wechselwirkung dagegen Quelle und Beweis des Reichthums. Je langsamer producirt, je seltener bezahlt wird, desto größere Geldvorräthe sind zur Ausgleichung und zum Umsatze nöthig, weshalb verhältnißmäßig in Polen das meiste, in England das wenigste Geld war. Da also der lebendige Verkehr erst das Geld gewissermaßen erzeugt und jede Hemmung desselben es vermindert und wegtreibt, so wird eine gänzliche Aufhebung des Indults weit vortheilhafter winken, als eine theilweise. So gewiß die Hemmung aller Zahlungen der Gipfel der Verlegenheit und des Verderbens sein würde, so gewiß ist die Aufhebung aller Hemmungen der Gipfel der Rechtmäßigkeit und des Heils.

5) Wird nur eine theilweise Kündigung erlaubt, so kann auf Jahre hinaus Niemand sichere Pläne machen. Es ist dem Geldeigenthümer, welcher zu neuen Unternehmungen das Ganze bedarf, nicht geholfen, und eben so wenig

dem Grund-Eigenthümer: denn, wenn von dem gegebenen Ganzen nur eine Quote in Bewegung geſetzt wird, ſo iſt es nicht minder ſchwer, dieſe Quote herbeizuſchaffen, als das Ganze, — wenn das Ganze zu Markte kommt. Ja, die Verhältniſſe werden dadurch noch ungünſtiger: denn die theilweiſe Aufhebung des Indults erzeugt kein Vertrauen, wol aber einen Reiz die erlaubte Quote zu kündigen, und nicht etwa dieſe wieder auszuleihen, ſondern in Sicherheit aufzubewahren; ſodaß hiedurch offenbar verhältnißmäßig mehr gekündigt und weniger ausgeliehen, der Zuſtand der Schuldner alſo verſchlimmert wird. Das Geld und der Zinsfuß iſt dann am wohlfeilſten, wenn keine Geſetze die Schaltung über daſſelbe beſchränken, und es künſtlich vom allgemeinen Markte, vom raſchen Umlaufe hinwegdrängen. Der Indult dagegen verurſacht das Sinken des Werths des Grundvermögens und das Steigen des Geldpreiſes.

6) Nach unbedingter Aufhebung des Indults wird alſo entweder wegen der Herſtellung des Vertrauens, oder wegen der Unſicherheit einer anderweitigen Benutzung des Geldes wenig gekündigt, und dann iſt kein Grund vorhanden, große Umwälzungen zu beſorgen; oder aber es wird viel gekündigt und viel wieder ausgeliehen, und dann iſt die Gefahr nicht größer.

7) Schon der weiſe König Friedrich II. war dieſer Meinung und ſagt in ſeinen Werken (Thl. 5. p. 104 kleine Ausgabe): La justice accorda à la noblesse des lettres de répit pour deux ans, afin qu'ayant le tems de remettre leurs terres en valeur, ils se trouvassent en situation de payer au moins les intérêts; ces lettres de répit achevèrent de perdre le crédit de la noblesse.

8) Die Grundſätze der Mathematik, der unorganiſchen und der organiſchen Natur, ſtimmen, wie Beiſpiele zeigen, mit jenen Grundſätzen der Staatswirthſchaft überein.

a) In der angewandten Mathematik iſt das Gegebene, die Maſſe und die bewegende Kraft. Eins iſt nichts ohne das Andere und nur durch die freieſte Wechſelwirkung entſtehen die bewundernswürdigſten Erſcheinungen. Die Maſſe iſt der Grundbeſitz, das Geld die bewegende Kraft.

Das Indultgeſetz hat nur für die Maſſe wirken wollen und ſich nicht um die minder ſichtbare Kraft bekümmert, als ſei dieſe entbehrlicher. Dadurch iſt

die Masse allmählich erstorben, ja sie müßte bei ganz folgerechter Befolgung jener Ansichten ganz dem Tode anheim fallen und werthlos werden. Das Grundvermögen kann nicht im Preise steigen, wenn man alle Gegengewichte, durch die es steigen soll, hinwegnimmt.

b) Ein mit befruchtenden Theilen geschwängertes Wasser bewässerte die großen Besitzungen zweier Eigenthümer. Sie ließen sich bereden, es würde die heilsamsten Folgen haben, wenn sie das Wasser auf einen geringen Bezirk eindämmten, es daselbst tiefer stehen und den übrigen Theilen nichts zukommen ließen. Beide erkannten ihren Irrthum. Der Eine ließ rasch an allen Seiten den Damm wegnehmen, man erschrak, als das Wasser hinwegströmte; man fürchtete, der eingedammte Bezirk werde vertrocknen; bald aber stellte sich Alles ins Gleichgewicht; nirgends zeigten sich Löcher, nirgends war es zu feucht oder zu trocken. Der zweite wollte allmählich bessern und ließ an einer Stelle den Damm durchstechen. Da blieb es im Innern noch zu naß, an anderen äußern Stellen zu trocken; vor der Oeffnung aber entstand ein gewaltiger Durchbruch, ein nie auszufüllender Abgrund.

c) Zwei Männer hatten durch schwere Wunden großen Blutverlust erlitten. Sie dachten also, wir hatten vor der Verwundung kaum Blut genug, wie soll es jetzt für den ganzen Körper reichen? Wir wollen nur sorgen, daß der Ueberrest im Herzen bleibe; ob wir jetzt in den Beinen Blut haben oder nicht, ist ziemlich gleichgültig, besonders, da uns doch jetzt die Lust zum Gehen vergangen ist. Sie unterbanden die Beine und lagen still; gewahrten aber dann bald ihren Irrthum. Die Bluterzeugung blieb aus und Beide beschlossen Abstellung des Uebels, jedoch nicht auf gleiche Weise. Der Eine sprach: ja, wenn ich das Unterbinden gleich anfangs unterlassen hätte, so wäre der natürliche Zustand geblieben, aber nach solchem Mißgriff ihn durch plötzliche Lösung herstellen zu wollen, erscheint thöricht; erst allmählich darf sich der Blutvorrath verbreiten und den edleren Theilen entzogen werden. Er legte die Binde einen Zoll weiter abwärts und nach bedeutender Frist wieder einen Zoll abwärts — : und sah am Ende nicht allein, daß er um so länger hatte still liegen müssen, sondern, daß

überhaupt die Beine das Gehen verlernt hatten; ſie erhielten nie wieder die dazu gehörige Kraft. Der Zweite dagegen nahm kühn alle Binden hinweg; fünf Minuten lang fiel er in Ohnmacht, dann ſprang er auf und war friſch und geſund.

II. Dieſe Gründe ſcheinen den Vertheidigern einer bedingten Aufhebung des Indults nicht überwiegend, ſondern ſie behaupten:

1) Alle Geſetze haben ihren innern Werth nicht dadurch, daß ſie einſt ausgeſprochen wurden; und der Glaube des Geſetzgebers, ſein Werk werde nur bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt, oder über einen gewiſſen Zeitpunkt hinaus Kraft haben, iſt kein Beſtimmungsgrund, dieſe Kraft gegen die natürlichen Verhältniſſe zu tilgen oder zu erhalten.

Die Verpflichtung des Herrſchers, als Geſetzgebers, geht allein dahin die zweckmäßigſten Geſetze zu erlaſſen, die unzweckmäßigen aufzuheben.

Wenn nun zugegeben wird, daß der neue Zuſtand der Dinge dauernd, und daß er drückender ſei als der unmittelbar nach dem Kriege, ſo muß die Hülfe zwar nicht von unzuverläſſigen Ereigniſſen abhängig gemacht werden, aber ſie muß eine allmälige Cur ſein, und nicht eine ſolche, bei welcher für Alle in der Kriſis Todesgefahr eintritt.

2) Die Grundbeſitzer und die Capitaliſten verdienen zwar auf gleiche Weiſe den Schutz des Staats, allein da jene
   a) vorzugsweiſe an den Staat gefeſſelt und zur Tragung aller Laſten verbunden ſind,
   b) da ſie durch den Krieg und durch die Grundſätze des Beitrages zu den außerordentlichen Abgaben äußerſt gelitten und zu außerordentlichem Erwerb keine Gelegenheit gehabt haben, während die Capitaliſten ihre Anſprüche unverkürzt behielten; ſo muß der Staat jetzt auch vorzugsweiſe für die Grundbeſitzer Sorge tragen.

3) Die unbedingte Aufhebung des Indults kann kein Vertrauen erzeugen, weil ſie nicht zu verwirklichen iſt: man müßte denn das Sprichwort fiat justitia et pereat mundus in höchſter Strenge zur Anwendung bringen wollen. Die Ueberzahl der entſtehenden Subhaſtationen wird den Glauben an den Werth des Grundvermögens und den Credit vollends vernichten, und die gewöhnlichen geſetzlichen Mittel können die Meiſten nicht gegen jene Gefahr

ſchützen. Es iſt verkehrt zu glauben, daß alle Diejenigen, welche in dem Grundvermögen jetzt nicht ſogleich hinreichende Zahlungsmittel finden, Wucherer und Schwindler geweſen ſind. Nachdem an vierzig Jahre lang die Güter immerfort im Steigen waren, konnten auch ſehr rechtliche und vorſichtige Männer veranlaßt werden Speculationen zu machen, deren Mislingen vor wenigen Jahren auch der eigenſinnigſte Tadler nicht vorausgeſagt haben würde. Dieſe ſehr zahlreiche und achtungswerthe Claſſe kann nur durch modificirte Maßregeln gerettet, nur dadurch eine allgemeine Umwälzung alles Eigenthums vermieden werden, welche der Ruhe und Zufriedenheit der Perſonen nicht minder verderblich wird, als der Cultur.

b) Die Gründe für die unbedingte Aufhebung des Indults lauten gut und ſind wiſſenſchaftlich hergeleitet; allein wirklich vorhandene Umſtände ſprechen gegen ſie. So iſt es

a) Thatſache und durch kein Raiſonnement hinwegzuleugnen, daß das Geld, aus mehreren Gründen (worunter ſchon die Contributionszahlung an Frankreich höchſt bedeutend erſcheint) im Preiſe geſtiegen, das Grundvermögen und die Erzeugniſſe dagegen ſehr gefallen ſind; es iſt Thatſache, daß ohne ſehr hohe Zinſen kein baares Geld zu bekommen, und Vielen die Zinſenzahlung, wie vielmehr die Capitalzahlung, faſt unmöglich iſt; es iſt Thatſache, daß der Staat ſeine Schulden noch nicht bezahlen und keine Künftigungen annehmen kann. Es wird aber aus dieſen Gründen, und deshalb viel gekündigt werden, weil

b) die Geſetzgebung durch den Indult ſelbſt dahin gewirkt hat, daß auf einen Augenblick zuſammengedrängt erſcheint, was ohne jene Beſtimmungen ſich vertheilt hätte.

c) Das allgemeine Suchen des baaren Geldes muß den Preis deſſelben hinauftreiben; und wiederum, weil das Geld einen höheren Preis hat und höher als zu gewöhnlichen hypothekariſchen Zinſen genutzt werden kann, wird unfehlbar gekündigt werden.

d) Wenn nun die Capitalien nicht geſchafft werden können, aber nur dadurch, daß man Papiere und Güter zu jedem Preiſe losſchlägt, und das Nationalvermögen einem großen Theile nach vernichtet; ſo folgt, daß der Staat, die Inhaber der Papiere, die Schuld-

ner und die Gläubiger bei der unbedingten Aufhebung des Indults nicht gewinnen, sondern daß Alle leiden, und eine bedeutende Anzahl der letzteren leer ausgehen werden.

c) Man hoffe nicht, daß die Gläubiger nicht kündigen werden, sobald sie einsehen daß dadurch ihre Sicherheit leidet: denn es ist hiebei kein allgemeiner, von der Weisheit, sondern nur ein besonderer, von der Noth eingegebener Beschluß zu erwarten; es entsteht ein Ausfall aller nachstehenden hypothekarischen Gläubiger zum Besten der kündigenden vorausstehenden hypothekarischen Gläubiger.

5) Mit Aufhebung des Indults wird nicht sogleich eine große Leichtigkeit eintreten, Capitalien auf Grundstücke zu erhalten, denn

a) die Besorgniß vor einer ähnlichen Maßregel dauert fort, und in höherem Grade bei einer unbedingten, als bei einer theilweisen Aufhebung des Indults. Denn bei dem Bestehen aller echten Ursachen, welche für denselben je gesprochen haben, muß der plötzliche Uebergang in das ganz entgegengesetzte System als Mangel an Consequenz erscheinen und die Meinung erregen: so wie der Staat dadurch erkläre, früher ohne hinreichende Begründung einen außerordentlichen Nothstand erzeugt zu haben, so möge ein neuer Wechsel der Maßregel auch leicht wieder eintreten.

b) Die Capitalisten glauben, in den politischen Verhältnissen, oder in den Vermuthungen über etwa noch von Seiten des Staats aufzustellende Besteuerungsgrundsätze hinreichende Gründe zu finden, ihre Gelder nicht auszuleihen, oder doch so zu benutzen, daß theils der Betrag derselben nicht leicht zu übersehen ist, theils die Disposition nicht auf lange Zeit oder durch gerichtliche Formen gehemmt werden kann. Will aber der Capitalist dennoch sein Geld auf Grundstücke anlegen, so thut er am besten sich mit Vortheil anzukaufen.

c) Die milden Stiftungen und öffentlichen Körperschaften, sowie die eigentlichen Rentenirer haben durch den Krieg so viel verloren, daß sie zur Bezahlung dringender Schulden oder zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse kündigen müssen. Es ist dagegen nicht möglich gewesen, in den letzten Jahren viel Capitalvermögen zu ersparen und anzuhäufen; mithin stellt

sich auch hier das Verhältniß ungünstig für den Schuldner.

d) Angenommen, daß so viel Geld ausgeboten als gekündigt wird, so geschieht dies doch bei der Ungewißheit der wirklichen Beitreibung des Gekündigten nicht zu gleicher Zeit, und dieser interimistische Zustand, wo alle Forderungen wenigstens ein halbes Jahr früher eintreten, als die Anerbietungen, muß für die meisten schlechthin verderblich werden.

6) Die Aeußerung des großen Königs über den Indult beweiset nur, daß man ihn damals vielleicht nicht hätte bewilligen sollen, keineswegs aber, daß er jetzt unter so ganz eigenthümlichen Verhältnissen plötzlich aufzuheben ist.

7) Auf die mathematischen und naturhistorischen Beispiele wird erwiedert,

a) daß Maschinen, welche still gestanden haben, nur allmählich in Bewegung zu setzen sind, wenn die Räder nicht brechen sollen.

b) Daß der Damm, welcher von allen Seiten hinweggenommen werden müßte, die Continental-Sperre ist, über welche wir keine Gewalt haben.

c) Daß die vom Blutverlust Ermatteten die Binden nicht plötzlich abreißen, und nicht vom Stillsitzen zum Tanzen übergehen dürfen.

In diesen Ansichten und Antworten stimmten größtentheils sowol diejenigen zusammen, welche eine bedingte Aufhebung des Indults verlangten, als auch die, welche auf Unablöslichkeit der Capitalien drangen. Die letzteren aber suchten

III. diese vorgeschlagene, künftig gesetzliche Unablöslichkeit und die Herabsetzung des Zinsfußes nach Verhältniß der Roggenpreise als das einzige, die Tiefe des Uebels gründlich bessernde Mittel noch durch folgende Gründe zu unterstützen.

1) Wird durch diese Bestimmung jedem Wucher auf einmal Einhalt gethan, welches bisher durch kein Gesetz erreicht werden konnte.

2) Liegt darin das beste und einzige Mittel, den Capitalisten, dessen Interesse bisher dem allgemeinen Besten feindselig entgegenstrebte, an den Staat zu fesseln und sein Interesse mit dem der übrigen Staatseinwohner innig zu verbinden.

3) Nur auf diese Weise kann den Grundbesitzern diejenige Ruhe und Sicherheit verschafft werden, welcher sie be

dürfen, um ihrem Gewerbe völlige und ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen und durch sorgfältige Verbesserungen, wozu die meisten Güter so günstige Gelegenheit darbieten, den Ertrag der letztern und ihren Wohlstand zu vermehren.

4) Das Grundeigenthum wird dadurch künftig ganz schuldenfrei und den jetzigen Besitzern der Weg versperrt, künftig aus Leichtsinn neue Schulden zu machen. Die Capitalisten müssen streben sich anzukaufen und eine der Industrie vortheilhafte Theilung größerer Besitzungen muß allmählich daraus folgen. Besonders wird

5) der Werth des Grundeigenthums erhalten, und die Concurrenz der Käufer von Domainen vermehrt.

6) Das ganze landschaftliche Creditsystem, welches sich bisher so schädlich bewährt hat, indem hauptsächlich dadurch die übermäßigen Verschuldungen des Grundeigenthums veranlaßt und möglich gemacht worden sind, wird gestürzt.

7) Die vorgeschlagene Maßregel ist rechtlich, weil

a) dadurch das verdeckte, jedoch allein wahre Verhältniß des hypothekarischen Gläubigers (der nichts anderes, als ein Miteigenthümer pro rata ist) auf natürliche und rechtliche Weise hervortritt und ausgesprochen wird.

b) Weil nur dadurch der gänzliche Ausfall zurückstehender hypothekarischer Forderungen verhindert werden kann;

c) weil die Gläubiger dem Grundbesitzer, der während des Kriegs ihr Miteigenthum vertreten, und für die Erhaltung desselben sich aufgeopfert hat, dadurch den angemessensten Schadenersatz leisten;

d) weil der Sachwerth des Geldes und nicht der Nennwerth entscheidet, mithin ein Gläubiger, der die Zinsen in Metall empfängt, jetzt mit einem Drittel oder der Hälfte so viel Lebensbedürfnisse kaufen kann, als vor dem Kriege mit dem ganzen Betrage; also durch den mäßigern Zinssatz nicht schlechter, sondern nur dem Verhältnisse des Schuldners angemessen gestellt wird.

8) Die vorgeschlagene Maßregel ist politisch nothwendig, weil es kein anderes Mittel gibt, der Creditlosigkeit des Staats und der, das Dasein des letztern gefährdenden Verwirrung vorzubeugen, wovon die unvermeidliche Folge ein, vielleicht selbst bei theilweiser Aufhebung des In-

baldigst eintretender allgemeiner Concurs der Grundbesitzer sein würde. Die Regierung kann wegen dieser Maßregel nicht angeschuldigt werden, da ein unabwendbares Schicksal sie herbeigeführt hat, und jetzt blos der vorhandene Zustand als der gesetzliche ausgesprochen wird.

II. Auf diese Gründe für die Unablösbarkeit der Capitalien und die Herabsetzung der Zinsen ward aber Folgendes erwiedert:

Zu 1 und 2. Zwischen den ursprünglichen Eigenthümern solcher Capitalien, die auf Grundstücke noch vor dem Kriege gelichen worden sind, und solchen, welche Grundeigenthümer erst während oder nach dem Kriege geborgt haben, bestehet ein wesentlicher und in Ansehung der Bedingungen beider Arten von Anleihen bedeutender Unterschied. Jene Capitalien gehören nämlich in der Regel achtungswerthen Menschen. Sie sind in den meisten Fällen ererbtes Eigenthum oder Ersparnisse von Personen, welche durch Verhältnisse, Staatsbedienungen u. s. w. von bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, das zum Besten ihrer Familien und Nachkommen ersparte Geld weder eigener noch fremder Speculation anvertrauen wollten, sondern, mit einem mäßigen Gewinne sich begnügend, es auf die sicherste Art zu nutzen suchten. Zahlreiche Personen vom Adelstande, Wittwen, Minderjährige gehören zu dieser Classe der Gläubiger. Ihnen kann kein Wucher vorgeworfen werden; aber die Entziehung der Disposition über ihre Capitalien durch das Indultgesetz trifft Viele von ihnen unendlich hart, weil sie im Gedränge der Zeitumstände, zu ihrer Erhaltung und zur Deckung von Ausfällen, welche durch Entziehung von Besoldungen und Pensionen u. s. w. oder durch das Sinken der Credit-Institute und Staatspapiere entstanden, Geld zu hohen Preisen aufzunehmen gezwungen wurden, während sie sich mit einem ungleich (in den meisten Fällen drei- bis vierfach) geringeren Ertrage ihres Eigenthums begnügen mußten.

Anders verhält es sich mit den Gläubigern solcher Capitalien, welche Gutsbesitzer während und nach der Kriegsperiode aufgenommen haben. Von diesen Capitalien müssen gewöhnlich höhere Zinsen bezahlt werden, weil nur für solchen Preis diejenigen, in deren Händen baares Geld war, die Möglichkeit einer höhern Benutzung desselben auf anderem Wege anfertigen konnten. Darin liegt an und für sich aber ebenso wenig etwas Unbilliges, als daß z. B. ein Gutsbesitzer, ohne Rücksicht auf die Erhaltung zurückgekommener Tuchmacher, seine Wolle zu dem höchsten Preise verkauft. Auf jeden Fall müßte man jene

erste Classe der Gläubiger von der letztern trennen; aber es ist auch nicht einmal genügender Grund vorhanden, diese letztere ungünstig zu behandeln: denn Niemand verstößt, wie gesagt, gegen die Gerechtigkeit, wenn er sein Eigenthum so hoch nutzt, als er kann, und es ist gleich verkehrt durch Gesetze (nur die Freiheit kann es) ein Maximum der Getreide- oder Geldnutzung feststellen zu wollen. Mithin war es gleich unbefugt und unrecht, alle Grundbesitzer vor fünf Jahren Kornjuden zu schimpfen, und jetzt die Capitalisten als Wucherer zu bezeichnen und den Zinsfuß auf unnatürliche und gewaltsame Weise durch Gesetze herabzuzwingen.

Es läßt sich indessen mit Gewißheit behaupten, daß die Zinsen von neuerlich auf Grundstücke gerichteten Capitalien weit geringer stehen würden, wenn nicht die Ausdehnung des Inhalts auch auf diese Verbindungen beschränkt worden wäre.

Capitalien, in dieser Eigenschaft ausdrücklich gedacht, sind selten; öfter besitzt eine Person sowol Grund- als Capitalvermögen; sehr häufig hat Jemand erste und zweite Hypotheken. Für alle diese Fälle setzt der natürliche Gang der Dinge die Ausgleichung fest, welche kein Gesetz angemessen regeln kann. Das Interesse der Capitalisten für den Staat wird aber am sichersten durch Aufrechthaltung von Treue und Glauben befestigt, als durch Verletzungen des Schuldrechts, welche die Heiligkeit des Vertrags verletzen.

Wer Geld auszuleihen hat, wird es lieber andern Staaten zuwenden, in welchen die gesetzlichen Folgen der Darlehnsverträge mit aller Strenge aufrecht erhalten werden.

Zu 3. Der Zweck der Gesetzgebung kann so wenig der sein, alle Grundbesitzer als alle Kaufleute zu erhalten. Viele der letzteren sind bankerott geworden, ohne daß der Staat deshalb den Nothstand allgemein ändern wollte oder konnte. Aber selbst die vorgeschlagene gewaltsame Maßregel kann Diejenigen nicht retten, welche über die hypothekarische Sicherheit hinaus gegen Pfand oder Wechsel verschulden und nur als diese Personalien ihrer Güter zu betrachten sind.

Zu 4. Grundbesitzer erhalten überhaupt dadurch, daß man die Abzahlung ihrer Schulden lediglich ihrer Willkür überläßt, noch kein Betriebscapital in die Hände. Ihr Credit wird vielmehr durch die vorgeschlagene Verfügung völlig zerstört, und eine zweckmäßige Verbesserung der Wirthschaftsweise so lange unmöglich gemacht, bis einmal wieder Zeitumstände eintreten, wo sie bei der einmal bestehenden Verwirthschaftungsart z. B. durch bloßen Getreidebau in Verhältniß zu dem jetzigen tiefen Zinsfuß, d. h. auf Kosten ihrer Gläubiger, gewinnen.

Ohne disponibles Capital sinkt die Cultur, und jener vermindert sich, wenn sich der Capitalwerth des Grundvermögens mindert. Es kommt also nur darauf an, den sinkenden Werth der Grundstücke herauszufinden; die vorgeschlagenen Hülfsmittel müssen aber gerade das Gegentheil beweisen.

Wie ferner durch Ausführung derselben eine Theilung der größern Besitzungen herbeigeführt werden solle, ist nicht abzusehen; sie wird vielmehr verhindert, weil — wenn die Gläubiger nicht gefährdet werden sollen — ohne ihre Einwilligung oder theilweise Befriedigung, der Grundbesitzer künftig keinen Theil seines Eigenthums veräußern dürfte.

Zu 5. Dadurch, daß die Capitalien für immer der Schätzung der Eigenthümer entzogen werden und zum Theil in den Händen bankrotter Personen bleiben, die sie am wenigsten zu benutzen wissen; dadurch, daß der Preis des Vorrats für starken Monatskauf- und Verkauf gar nicht empfänglich ist (denn selbst der besten hypothekarischen Forderungen finden auf dem Markte keine Liebhaber), werden die Schuldforderungen nicht einmal den alten Werth behalten, sondern außerordentlich sinken, ungleich aber der Werth des Grundvermögens; welches für den Gläubiger und den Schuldner auf gleiche Weise nachtheilig erscheint. Es ist ungleich wichtiger den sinkenden Capitalwerth der Grundstücke möglichst zu erhalten, als die augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen des Besitzers zu ermäßigen: denn mehr, als derselbe auf dem letztern Wege durch Zinsermäßigung gewinnt, verliert er am Capitalwerthe. Die Unabtöslichkeit erregt Stockungen des Verkehrs, und dann erscheint allemal Geldmangel.

Zu 6. Der Nutzen der Credit-Institute wäre unbestreitbar und ganz unschätzbar; vielmehr erscheint es als nothwendig, solche um jeden Preis zu erhalten. Sie sind jetzt unentbehrlich, und mit ihrem Falle würden auch größtentheils alle Finanzpläne des Staats und gerade die sicherungswerthesten Grundbesitzer sinken. Die Credit-Institute, die Pfandbriefe genießen noch immer des größten Zutrauens: denn das Sinken derjenigen, von welchen Zinsen gezahlt werden, entsteht nicht durch Mißtrauen, sondern durch den jetzigen hohen Preis des Geldes. Nun die Credit-Institute halten den Werth der Grundstücke noch in der Höhe, welcher irgend die Verhältnisse erlauben; so wie sie fallen, ist dem Sinken kein Ziel abzusehen. Sie müssen aber bei jeder Gefahr an den Pfandbriefszinsen lassen: denn sobald man amtlich erklärt, aus einem Grundstück könne nur halb so viel herausgewirthschaftet werden, als sonst, fällt der Capitalwerth um die Hälfte; und, was noch schlimmer ist,

der Privatkredit hätte darüber, weil das Vertrauen auf die gesetzlichen Verträge geschwunden ist und die Furcht vor neuer Zwangsumwälzung nicht gering wird. Es ist eine ungegründete Hoffnung, daß er sich durch Verbesserung des Real-Credits mächtiger und kräftiger und noch ebenbürtig wohlfeiler ersetzen werde; denn einmal stehen jene beiden gar nicht in umgekehrtem Verhältniß, und zweitens ist nicht abzusehen, warum man Zinsen von Personalschulden der Grundbesitzer, die auf gleichen Zahlungsbedingungen nicht benutzt werden können, unwirksam lassen wollte? wenigstens muß jeder Gläubiger viele Furcht hegen. Die Unabhängigkeit der englischen Credit ist durchaus anderer Art. Wir erinnern jetzt nur an einen höchst wichtigen Umstand, daß sie nämlich zu einer gegebenen Zahlungsmittel Werth haben, hier aber jede einzelne Privatobligation umgekehrten, veränderlichen Werth hat und haben muß.

Vorspiele auf dem Theater von ähnlichen Maßregeln haben hier keine Anwendung: denn dort war es ganz gewiß, die Banque rückbar zu machen, und von Staatsrecht war sie die Rede; jetzt aber wird der Einzelne und der Staat immer bergen müssen, und ein Zahlschlag der Credit ist nicht Anderes als eine Auflösung der wichtigsten Verhältnisse. Es kann nur mit Aufopferung des jetzigen Geschlechts geschehen. Der Fall eines Credit-Institutes würde übrigens auf alle Anderen höchst nachtheilig zurückwirken. Darum müssen sich Alle ohne Vorurtheile, gleichmäßig unterstützen und retten; dann wird bei der Unsicherheit der übrigen Anwendungen jeder sein Geld am liebsten in Pfandbriefen anlegen.

In 7 a. Das Verhältniß der Gläubiger ist nicht richtig angegeben. Es ist nicht gezwungener Miethsmann auf alle Zeit ohne Kündigungsrecht; man hat ihm in früherer Zeit bei Originalen Konzessionen zu mehr gezahlt, und aus den unten angegebenen Gründen läßt es sich für die Zukunft nicht berechnen, wie seine Classe steigen oder fallen möchte. Was würde man gesagt haben, wenn 1805 die Gläubiger, als Miethsmänner, auf Kraftbestellung angetragen hätten? Niemand wollte bei Schätzung des wirklichen Verhältnisses sich viele Mühe geben, und der Zinsfuß war großentheils aus dem Grunde so gering, weil der Gläubiger die freie Schätzung über sein Kapital behielt. Ist der hypothekarische Gläubiger Miethsmann, so setzt man ihn in Besitz, setzt aber nicht die Zinsen einstweilig, wenn einige ungünstige Jahre kommen, besonders Den, welcher durch die Hypothek mehr Sicherheit zu gewinnen wußte und früher gesetzlich fand, nicht ungünstiger, als Pfand- und Vorzugs-Gläubiger. Man bedenke, daß es

kann nur nach Verhältniß gegen Pfand, Wechsel und Bürgschaft möglich werden.

§. 7 b. Es ist hier vielleicht Grund abzuhelfen, die verschiedenen Hypothek-Aktuarien auf Kosten der verschuldeten zu beseitigen, auch hätte ein Mangel nicht einmal so bösen Rath, wenn beim Kaufen der Eigenthümer die Grundstücke gerichtlich unter der Hypothek, auch der nicht, auch der zweiten, auch der letzten Gläubiger.

§. 7 c. Die Verantwortung der größern Verkäufe der Grundbesitzer ist anzuerkennen, es darf Kaufen und der Preis an allen Obligationen mit Kapitalforderungen mit dem Verluste an Staatspapieren gleichen Zahlen gemessen ist, und die Prüfung nicht einfach, auch einem oder dem andern Gläubiger vorgenommen werden darf, sondern allgemein ein ausführliches Gesetz folgerichtig und endlich nicht zum Verderb der Gutsbesitzer durchgeführt wäre.

Statt aber die Grundeigenthümer bei den Kriegsleiden zu sehr mitgenommen werden, so begründet man die Verpflichtung nicht durch den Umfang der Noth, sondern auf andere Weise, etwa durch Versicherung, doch mit der vorhandenen Bedrängniß, welche überhaupt das bewegliche Kapitalvermögen erfordert.

§. 7 d. Nur Gerechtigkeit gibt entschieden wenigen Gütern vor dem Krieg, und Gewalt mehr hinterlegt hat übrigen Schuldverhältniß zu Gläubiger nur. Ja, mit Vergleichung über übrigen Provinzen und Zeiten, haben jetzt alle übrigen Provinzen die Kontributionen, Einquartirungen, Plünderungen, Brände, Wüste u. s. w. noch in frischem oder gar in ungleich schwerem Andenken. Manche Güter, denen meiste ohne einige Einnahme auf die Pachtzeit ruht, können haben die Verpflegung nicht, welche von hier Gläubigern verbrauten Besitzer nicht. Viele und vor Allen Pfarrgüter, welche noch jetzt verschuldet sind, welche gut mit Hülfe der Gläubiger ihre Güter in besseren Zeiten gewachsen sind, welche bei Gott oft in ihren Vergütungen verwandt haben, wurden sich also durch die vorgeschlagene allgemeine Regelung, durch Herabsetzung der Zinsfuß auf Kosten der Gläubiger hinlänglich wiederherstellen können. Es ist übrigens unmöglich bei den mannigfachen Interessen der Einnahmen und Ausgaben, deren Quellen und Canäle für jeden Einzelnen verschieden sind, einzig und allein auf den augenblicklichen (an sich nicht unwichtigen) Reinertrag, durch ein sicheres Prinzip der Regel sie bei zu bestimmen, aber wie viel mehr aber wenigen Rath, Naturalien, Zehnten u. s. w. der Grundeigenthümer und der Kapitalien hinzurechnet. Und wie kann man Verkauf, Verpachtung, Besitzung, Tausch, Verpfändung,

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

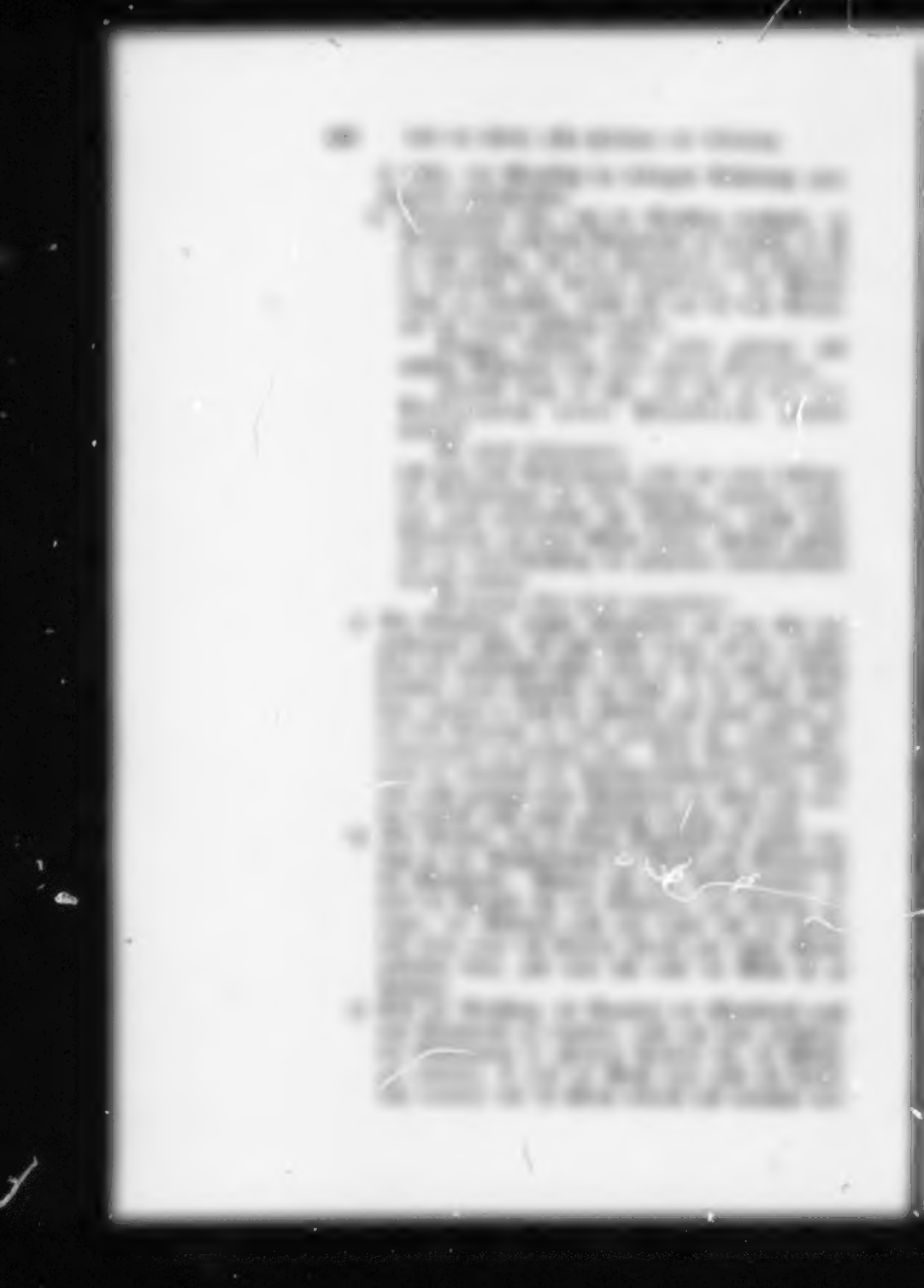
Der Gast aber soll sich seine Freiheit dennoch nicht nehmen lassen.

1) Als Fremdling, d. soll man selbständig und ungenirt sein. Wenn er Bedürfnisse hat, soll er sie selbst befriedigen, er darf nicht warten, bis man ihm alles bringt.

2) Als Wohnung soll er seine Zeit über nicht sein Zimmer und sein Bett als seine Angelegenheit betrachten, sondern nur sein Zimmer und sein Bett als gastliche Güter und Eigentum Anderer ansehen.

3) Er soll [illegible] Gastfreundschaft [illegible] Wirthes, als Wohnung und Tafel [illegible] Wirthes, als seine persönliche Freiheit und [illegible] Wirthes, als seine persönliche Ehre, seine Ruhe und die Ordnung des [illegible] Wirthes, [illegible] sie und sich [illegible] Gastfreundschaft [illegible] persönliche Rechte [illegible], und er soll seine Rechte und [illegible] seine Ehre [illegible], so weit [illegible] gastlichen Pflicht [illegible]. Wo möglich [illegible] Wirthes [illegible] Fremdling [illegible], [illegible] soll [illegible] die [illegible] Gastfreundschaft [illegible], soll er [illegible] Mittheilungen [illegible] seine [illegible] Gastfreundschaft [illegible], so [illegible] gastlichen [illegible] [illegible] gastlichen [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]



6.

Über die Verfassung der Städte im preußischen Staate.

[illegible]

sehr wohl zum wohltätigen Verbrauch, welche der König schon durch Aufhebung in seinen eigenen Provinzen ausübte.

König Friedrich Wilhelm III. benutzte bei seinem Regierungsantritt den edlichen Willen, die bürgerliche Selbständigkeit seiner Untertanen bei der Thronbesteigung in Ordnung zu bringen. Es entstand deshalb auch eine eigene Verordnung, welche auf eine Umgestaltung der ganzen Individuen des Staatsvolkes hinarbeitete, eine bedeutende Finanzmaßregel, von welcher die ärmsten Klassen auf eine kurze Zeit profitieren sollten. Allein die Verfassung der Menschen, die abgeschaffte Willkürgewalt zu ersetzen, konnte selbst der Tätigkeit, und eine viele Jahre andauernde aufgeweckte wohlwollige Aufmerksamkeit für das Gemeinschaftswesen, welche sie stützen und als Mittelpunkt besonderer Organisationsverfassung ständig umfassen, kann vermutet vom Thron eine ihre Vollständigung zu geben. Die einzelnen Menschen hatten gewisse Eigenheiten in ihren Händen, die eine einzelne, und bey andern nahen, die mittelbarerweise Gewaltige kamen in den nächsten Verkehr zur Verwaltung, und der Name des Gemeinschaftswesens war ein Name geworden. Wenn kann man voraussetzen, daß die alte Gesinnung nicht mehr unbedingt tauglich war, über gewisse harte Elemente (nicht nur einzelne Mißbräuche, z. B. der Leibeigenschaft, aufzuheben) zu eine gewisse allgemeinere Neigung?

Deutlich muß schon die neue Gemeinschaft der Personen entgegenstehen; allein der Menschen (Schätzung), welche sie ausüben, sondern sich der alten Zucht nicht einmal vor, und Gewalt daß in der ersten Zeit. Es fehlt überdem sogleich die weitere Praxis einer Verfassung und die ganze Technik ist nur langsam bekannt, den einen Einfluß auf die Formen der Verwaltung zu verschaffen, damit es sich in wirklich und wirksam in den alten Weisen verwandeln könne. Den Anfang mögen solche Pläne nicht, und es können weit auf einer Seite gewisse Fähigkeit und Neigung, auf der andern gewisse Widrigkeiten sein. Auch kann der Widerspruch, welchen jene zu erfahren haben, der Thor auch auf sich nehmen Gelehrsamkeit, eben die Natur eingenommen, schnell der Lehrmeister. Finde sag dem Klage als Person der Menschen vor, und je mehr Einfluß und Wirksamkeit in diesen Stelle mehr Einfluß machte es natürlich gewinnen. Wirklich sind nun es die einzelnen Personen noch eingewachsen in Tätigkeit, — es kommt der Sinne diese übrigen und richtigen anhalten, als jene Weisen und seinen gründlichen Standpunkt — allein sich bestimmt Einwirkung wandern sich so

wichtlich, weil der Lehnsverband nicht vom Range der Gerichte unterschieden war, sondern nur selten und dann auf amtlichem oder nicht amtlichem Wege vorgelegt wurde, oder weil er verloren; ferner, weil es nicht die Kreise und Provinzialstände auch selbst wünschen hatten, sondern bald in der That so auf-, bald dann sich diese als amtmännischen Verbindungen höherer Behörde darstellte, und die Minister, gleichsicht in ungewissem Verhältniß, sich bald zu Holz, bald zu brauchbig gegen ihn benahmen.

Bei diesen Verhältnissen war es wünschenswerth, daß die Wirksamkeit des preußischen Staats, welche man nach dem Letzten Frieden verschiedene, sich nothwendig auch auf die Gestaltung der Behörden erstrecken würde, und so erschienen:

1) das Publicandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in der preußischen Monarchie, in Beziehung auf die innere Landes- und Finanzverwaltung, vom 16. December 1808.

2) Die Instruction für die Oberpräsidenten in den Provinzen, vom 23. December 1808.

3) Die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialpolizei und der Finanzbehörden, vom 26. December 1808.

4) Die Geschäftsinstruction für die Regierungen vom 26. December 1808.

Jenes erste Publicandum äußert sich über die Hauptrichtung und den Hauptzweck der Veränderungen, in der Einleitung auf folgende Weise:

„Wir haben beschlossen, den obersten Verwaltungsbehörden für das Innere und die Finanzen eine andere, den Verhältnissen der Gegenwart, der durch andere Verhältnisse veränderten Lage des Staats, und den gegen Vorschriften dessen angemessene Geschäftsordnung zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzuführen, und die Geschäfte der Nation und des Staates auf die zweckmäßigste und einfachste Weise in Vorschlag zu nehmen. Die Regierungsverwaltung geht zu dem Ende künftig von einem dem Oberhaupte des Staats unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkte aus. Es wird von diesem nicht allein das Ganze übersehen, sondern auch zugleich zunächst auf die Verwaltung gewirkt. Eine möglichst kleine Zahl höchster Staatsdiener steht an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzter Behörden; im genauesten Zusammenhange mit dem Regenten, wissen sie die öffentliche Geschäfte, nach dessen unmittelbaren ihnen ertheilten Befehlen selbständig und kräftig, und sollen

Verantwortlichkeit und wirken so auf die Verwaltung der untergeordneten, in gleicher Art arbeitenden Behörden kräftig ein. Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten und dem Zwecke angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung; und dem aufgeweckten Talente in jedem Stande und Verhältniß wird Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen."

Jeder wird mit dieser Richtung, diesen Zwecken einverstanden sein, wenn er auch gegen die Angemessenheit einzelner Mittel Zweifel hegen sollte. Für die Sache selbst sagt nämlich jene Verordnung Folgendes:

1) die oberste allgemeine Leitung der ganzen Staatsverwaltung vereinigt sich im Staatsrathe unter des Königs unmittelbarer Aufsicht.

2) Das Ministerium besteht aus fünf Ministern: dem Minister des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Justiz.

3) Das Ministerium des Innern begreift die ganze innere Landesverwaltung im aufgeklärtesten Sinne des Worts, mit Ausnahme der eigentlichen Finanz-, Militair- und Justiz-Angelegenheiten, und zerfällt in folgende Abtheilungen: a) für allgemeine Polizei, b) für Gewerbepolizei, c) für den Cultus und öffentlichen Unterricht, d) für allgemeine Gesetzgebung, e) für Medizinalsachen, f) für die Angelegenheiten des Bergbaues, der Salzsiedereien, Porzellanmanufactur, Münze u. s. w. Die erste Section steht unter der unmittelbaren Leitung des Ministers; besondere Sectionschefs oder Dirigenten sind einer oder mehreren von den übrigen Sectionen vorgesetzt.

4) Das Ministerium der Finanzen leitet und verwaltet die gesammten Staatseinnahmen, sie bestehen aus Domainen oder Steuern. Die Staatsausgaben werden nur in so weit von dem Departement bestritten, als sie die Finanzverwaltung selbst veranlaßt, weswegen der Minister der Finanzen die Bedürfnisse der übrigen Verwaltungszweige den einzelnen Departementschefs, nach einer gemeinschaftlich mit ihnen vorgenommenen Ausmittelung des Bedarfs, in runder Summe anweiset. Diese, sowie die ihnen untergeordneten Sectionen, entscheiden über die weitere Verwendung. In dem Finanzministerium gehören a) die Sectionen des General-Rent-, Kassen-, Seehandlungs- und Lotterie-Wesens mit den natürlich ungeordneten Unterbehörden, b) die Sectionen für Domainen

und Forſten, e) die Section der directen und indirecten Abgaben. Unter der Leitung des geſammten Staatsraths, und vorerſt des Miniſterii, ſteht die Oberrechnungskammer und das Plenum der techniſchen und wiſſenſchaftlichen Deputationen. Die Sectionen verfügen in ihrem Namen, die Miniſter auf Spezialbefehl. Bei Gegenſtänden, die in den Wirkungskreis mehrerer Miniſterien oder Abtheilungen eingreifen, verfahren ſie gemeinſchaftlich. Die Miniſter ſind als Departementschefs übrigens ſo befugt als verpflichtet, die Geſchäftsverwaltung der einzelnen ihnen untergeordneten Abtheilungen zu beobachten, den Vorträgen in denſelben beizuwohnen, und ſich von dem Einzelnen der Verwaltung zu unterrichten u. ſ. w.

Jedem leuchtet ein, wie viele und wie große Veränderungen in der Verfaſſung der oberſten Staatsbehörden durch dies Geſetz eingetreten ſind, und manche dieſer Veränderungen (z. B. die Minderung der Zahl der Juſtiz- und Finanzminiſter) ſind unleugbar als Verbeſſerungen zu bezeichnen; andere Punkte verdienen eine nähere Beleuchtung. Dahin rechnen wir zunächſt die Aufhebung der Provinzialdepartements und die Errichtung der Abtheilungen nach Gegenſtänden. Sowie ſich bei der Lehre von den Verfaſſungen beweiſen läßt, daß die höchſte Gewalt ungetheilt, aber nicht in Einer Hand ſein müſſe (ſobald man anderes nicht von aller Form abſehen und blos perſönlichen Eigenſchaften vertrauen will), ſo bedarf jeder größere Staat getrennte Behörden. Nur wenn bei der Staatsverfaſſung von Körperſchaften die Rede iſt, welche neben einander zu ſtellen ſind, ſo muß hier hauptſächlich von Unterordnung geſprochen werden: denn die Nothwendigkeit, die Rechts- und Finanzverwaltung u. ſ. w. zu trennen, welche noch Niemand bezweifelt hat, bedarf keiner Erörterung; wol aber, wie Orts-, Provinzial- und Reichsbehörden über einander zweckmäßig aufzubauen ſind. So wenig eine Mauer Haltung und Feſtigkeit gewinnt, wo Stein auf Stein ſo gelegt wird, daß Fuge auf Fuge trifft, ſo wenig Tüchtigkeit hat ein bloßes Uebereinanderſchichten der Behörden. Man ſoll nicht wähnen, daß größere oder kleinere Maſſen des Gleichartigen, bloße Variationen der Geſchäftsbezirke und Geſchäftsrechte hinreichen, höhere und niedere Behörden zu ſondern und ſelbſtändig zu erzeugen. So wenig in Frankreich auf ſolche Weiſe durch die Bildung des Mathé der Alten und der Fünfhundert, bei innerer Aehnlichkeit der Beſtandtheile, eine wahre Entgegenſetzung und dauernde Staatsverfaſſung entſtand, ſo wenig läßt ſich auf ſol-

chem Wege eine echte Behördenverfassung herbeizwingen. Wenn also den Regierungen, wie wir unten sehen werden, durchaus zweckmäßig die Verwaltung aller Gegenstände zugewiesen ward, die innerhalb einer Landschaft an eine Staatsbehörde gelangen können, so durfte die höhere Behörde durchaus nicht auf einer ähnlichen geographischen Abgrenzung beruhen; im Gegentheil wird deren Sonderung nach Gegenständen, statt einer mechanischen Aufschichtung, nun eine organische Gliederung zeigen, und die Rücksichten auf das Oertliche und auf das Allgemeine, das Wohl der Landschaft und das Bedürfniß des ganzen Staats, gleichmäßig hervortreten, — mithin das echte Ziel eher als auf eine andere Weise erreicht werden. Man muß also jene Veränderung der alten Verfassung des Generaldirectoriums dem Umfange und den Zwecken des Staats angemessen finden, und die neue Bildung der Reichsbehörden in dieser Rücksicht billigen. Doch bleiben einige andere Bedenken:

1) die fünf Minister stehen mit gleichen Rechten neben einander, keiner hat dem andern zu befehlen, keiner will sich vom andern befehlen lassen; woher kommt die Entscheidung? Antwortet man: vom Könige, so läßt sich entgegnen, dies war auch bei mehreren Ministern möglich; und ist man nach dem erzwungenen Abgange des Freiherrn von Stein wirklich aus inneren Gründen von der Ueberzeugung abgegangen, daß ein erster Minister für die augenblicklichen Verhältnisse nöthig sei, welcher alle Zweige der Verwaltung übersehe und vereine?

2) Nur bei einer solchen Vereinigung dürften die Weitläuftigkeiten sich vermindern lassen, die aus der Trennung des Ministeriums der Finanzen und des Innern nothwendig entstehen; wenigstens war es der Form nach ein Fehler, daß an die Stelle gemeinsamer Sitzungen und Berathungen über Gegenstände, die den Wirkungskreis zweier oder mehrerer Ministerien betrafen, ein umständliches schriftliches Abstimmen Gebrauch ward, wobei Jeder in dem Maße fester bei seiner Meinung beharrte, als er ehrlich und redlich von deren Richtigkeit überzeugt war. Aber darüber blieben die Sachen auf der alten Stelle.

3) Das Verhältniß der Sectionen zum Minister ist durch das Gesetz nicht deutlich ausgedrückt, und bald zeigten sich hiebei Mängel, von welchen die Rede sein wird, wenn vorher von den Oberpräsidenten und den Regierungen gesprochen worden ist.

Die Anstellung dieser Oberpräsidenten erscheint Vielen, ungeachtet der gegebenen Beweise, überflüssig und nachtheilig. Sie sagen: als man früher beim Generaldirectorium sogenannte dirigirende geheime Finanzräthe anstellte, welche gewisse Gegenstände, nach der Bestimmung des Ministers, ohne seine Theilnahme, mit den übrigen Räthen bearbeiten sollten, so unterstützte man diese Maßregel durch den Grund: daß der Minister nicht Alles übersehen könne, bisweilen abwesend sei u. s. w. Besonnene Männer — und von diesen schlugen Zwei jene Stellen aus, weil sie von der Nutzbarkeit derselben nicht überzeugt waren — entgegneten: sei der Minister tüchtig, so könne er unbezweifelt alle Sachen übersehen (Kleinigkeiten sollten gar nicht an die höchste Behörde gebracht werden) — und dann erscheine der dirigirende geheime Finanzrath als Null; erhalte er dagegen durch Bequemlichkeit des Ministers einen größern, obgleich stets unsichern Wirkungskreis, so entstehe eine Art von überflüssiger Mittelbehörde, und es zeige sich ein nachtheiliger Unterschied der Ansichten und der Behandlungsart der Gegenstände von Seiten des Ministers und des dirigirenden geheimen Finanzraths. Wollten wir nun die Sectionschefs diesen dirigirenden Räthen etwa gleichsetzen, so bleiben die Oberpräsidenten immer noch übrig. Die Anstellung derselben, nach alter und neuer Weise, hatte größtentheils ihre Wurzel in der Sucht mehr zu hemmen und zu controliren, als zu fördern; ja, von dieser Sucht waren alle ältern oberen Behörden angesteckt, und die neuen haben, wie wir sehen werden, nicht überall lange genug Quarantaine gehalten. Man nahm nicht an, daß die angestellten Räthe in den Kammern ihre Sachen *gut*, sondern daß sie sie *schlecht* abmachen würden, und der vorgesetzte geheime Finanzrath, der doch nicht immer Ja sagen wollte, suchte oft vorsätzlich bis er etwas zu erinnern fand, worüber nicht selten die heilsamsten Sachen aufgehalten wurden oder liegen blieben. In den Kammern zeigte sich dagegen oft eine Gleichgültigkeit gegen den Gang der Geschäfte. Wenig bekümmert über die Folgen, berichtete man zur Entscheidung, hielt sich im Fall der Genehmigung von aller Verantwortlichkeit befreit, und freute sich wol obenein, wenn die hohen Herren ein übles Versehen begangen hatten. Dagegen halfen die alten und neuen Oberpräsidenten nichts. Jener konnte nicht an den drei bis vier Orten gegenwärtig sein, wo die ihm untergeordneten Kammern waren; er wohnte den Sitzungen nicht bei, und hatte keine vollständige Uebersicht der Geschäfte; ihm blieb also nur das Recht einzufragen und einzureden, gewöhnlich zu einer, in der That blos unnützen Mehrung der Arbeit. Zum Beispiel: es

ward Jemand von der Kammer über einen Gegenstand beschieden, welcher unbedingt zu ihrem Geschäftskreise gehörte; er klagte beim Oberpräsidenten; dieser forderte Bericht, war anderer Meinung, und die Kammer mußte ihren Bescheid ändern. Der Bittsteller ging jetzt zum Provinzialminister; hierauf ein zweiter Bericht und eine dritte Meinung, mit welcher sich die Kammer zum dritten Male bloßstellen mußte und in der so nothwendigen Achtung mehr verlor, als der ganze Gegenstand des Streites werth war. Oder, der Bittsteller übersprang den Oberpräsidenten, und versuchte erst sein Heil bei ihm, wenn der Minister schon entschieden hatte; jener forderte Bericht, die Kammer erstattete ihn, aber die Sache blieb unverändert u. s. w.

Die neuen Oberpräsidenten sollten:

1) „den Geschäftsgang in den Provinzen beleben;" sind aber die Regierungen und das Ministerium gehörig besetzt, so ist das echte Leben vorhanden, und der dazwischentretende Oberpräsident kann nur die Kreise verwirren.

2) „sie sind keine Zwischeninstanz;" — dies waren die alten eigentlich auch nicht, sie mußten es aber nothwendig werden, oder gar nichts von sich hören lassen.

3) „sie sind immerwährende Commissarien der Minister, um in ihrem Namen an Ort und Stelle eine genaue und lebendige, nicht blos formale Controle nicht so wol über die öffentliche Verwaltung an sich, als über die Treue und Dexterität der Beamten zu führen." Dagegen läßt sich aber einwenden:

   a) Sie können nicht an Ort und Stelle z. B. in der Kurmark, der Neumark und Pommern zu gleicher Zeit sein; also ist die Controle nicht genau.

   b) Sie haben keinen Antheil an dem Einzelnen der Verwaltung, können also dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit die Acten oder die Menschen besehen, weder von den Sachen selbst, noch von der Treue und Gewandtheit der Beamten eine genugende Einsicht gewinnen: dies Alles muß die wirklich vorgesetzte, in steter und genauer Verbindung bleibende obere Behörde ungleich besser kennen.

   c) Je lebendiger ihre Controle ist, deste mehr unnütze Arbeit. Da sie keine Instanz sind, und bei dieser Einrichtung im echten Sinne des Worts nicht sein können, so werden ihre, oft aus unvollständiger Uebersicht der Verhältnisse entstehenden Einwendungen nur

zu Streitigkeiten führen, die von den vorgesetzten Behörden entschieden werden müssen;

4) „Sie haben die Aufsicht über die ständische Verfassung;" allein dieß kann, wenn überhaupt das Verhältniß der Stände nicht berichtigt wird, vom Regierungspräsidenten oder vom Sectionschef füglich übernommen werden.

5) „Sie sollen Geschäften vorstehen, die einen größern Vereinigungspunkt bedürfen, als ein Regierungsbezirk, z. B. Vorkehrungen wegen Viehseuchen u. s. w.:" dies ist aber bis jetzt, ohne solche Dazwischenkunft, durch unmittelbares Zusammentreten der Regierungen, unter Leitung der vorgesetzten Behörde, sehr gut geschehen, und diese Mehrung des Schreibens nur verzögernd. Genug, der Oberpräsident oder der Regierungspräsident ist überflüssig; dagegen der Bleibende, welcher wirklich einer Provinz vorsteht, wichtiger als je, weil er nach der Einführung der sachlichen Abtheilungen in den obern Behörden das örtliche Landinteresse aufrecht halten und der allgemeinen sachlichen Betrachtungsweise gegenüber stellen muß. Er steht an der Spitze der Regierung, deren Wirkungskreis sich über eine ganze Landschaft erstreckt, und durch die Verordnung vom 26. Dec. 1808 dem Inhalte nach sehr erweitert ist.

Die ältern Kriegs- und Domainen-Kammern, an deren Stelle der zweckmäßigere Name von Regierungen getreten ist, waren fast nur Behörden für die Verwaltung der polizeilichen Angelegenheiten, der directen Steuern und der Domainen. Jetzt ist den Regierungen zugewiesen:

1) die allgemeine Landespolizei in ausgedehnterer Bedeutung des Wortes, so wie ein großer Theil der Landeshoheitssachen;
2) Medizinalwesen, Handels- und Schiffahrtssachen, Chaussee- und Bau-Sachen, Landarmenwesen, die polizeiliche Aufsicht über Post-, Gestüt-, Lotterie-, Bergwerks-Sachen;
3) die polizeiliche Aufsicht über die ständische und Gemeine-Verfassung;
4) die Geistlichen- und Schul-Angelegenheiten;
5) die Accise- und Zoll-Sachen;
6) die Magazinangelegenheiten.

Dagegen ist der Regierung abgenommen:

a) die Verwaltung des gesammten Communal-, Societäts- und Corporations-Vermögens, so wie aller

zu ſolchen Genoſſenſchaften gehörigen Angelegenheiten;

b) die bei Finanz- und Polizei-Angelegenheiten ſtattgefundene beſondere Rechtspflege; mithin gehen die bisher von den Kammerjuſtizdeputationen verhandelten Sachen an den Oberlandgerichten über.

Die Regierungen erhielten zur Bearbeitung der Geſchäfte folgende Abtheilungen oder Deputationen:

1) für das Polizeiweſen;
2) für den Gottesdienſt und öffentlichen Unterricht;
3) für das Finanz- und Kaſſen-Weſen, welche Abtheilung, des großen Umfangs wegen, gewöhnlich in die für Domainen und in die für Steuern jeder Art getrennt ward,
4) für das Militairweſen.

Eine oder mehrere Abtheilungen erhielten beſondere Directoren; ein Präſident ward, wie geſagt, an die Spitze des Ganzen geſtellt; und das Plenum aller Abtheilungen ſollte alle gemeinſame Angelegenheiten behandeln, die engſte Verbindung zwiſchen den Deputationen erhalten und allem ehemaligen Schriftwechſel ein Ende machen.

Schon dieſe kurze Ueberſicht zeigt genügend, daß es Hauptzweck war, alle Zweige der Verwaltung innerhalb einer Landſchaft ſchlechterdings Einer Behörde anzuvertrauen und alle bisherigen Spaltungen aufzuheben. Die Conſiſtorien, Acciſe- und Zoll-Deputationen, Chauſſeeämter, Landarmendirectionen u. ſ. w. vereinten ſich in dem großen Körper einer Regierung. Sie behielten durch die Abtheilungen ſo viel eigene Selbſtändigkeit, als es die Natur der Dinge zu verlangen ſchien; es waren ſo viele Vereinigungspunkte nachgewieſen, daß die Nachtheile einer gänzlichen Vereinzelung nicht mehr befürchtet werden konnten.

Da indeſſen das Vorſtehende genügt, um von den hierher gehörigen Geſetzen des Jahres 1808 einen Ueberblick zu erhalten, ſo erſparen wir unſere Bemerkungen über dieſe Einrichtung der Regierungen bis auf den Zeitpunkt, wo ſehr heftige Einwürfe dagegen gemacht worden ſind, und kehren jetzt zur Darlegung deſſen zurück, was ferner in Hinſicht der oberſten Reichsbehörde geſchah. Entſcheidend wichtig iſt hiebei das Geſetz vom 27. October 1810 über die veränderte Verfaſſung derſelben; und ſo unangenehm auch das Verändern des eben erſt Veränderten auffällt, ſo läßt ſich doch ſo wenig leugnen,

daß dies Gesetz Fortschritte zum Bessern nachweiset, als daß die spätern Veränderungen fast nur als Rückschritte bezeichnet werden können.

An der Spitze der gesammten Verwaltung finden wir jetzt den Staatskanzler, und dieser neue Vereinigungspunkt mußte, abgesehen von allem Persönlichen, in unsern Verhältnissen als Gewinn erscheinen; obgleich damit für jeden Ort und jede Zeit keineswegs die Nothwendigkeit eines ersten Ministers behauptet wird. Es ließ sich doch erwarten, daß ein Mann von so entscheidendem Einfluß auf alle Angelegenheiten, ein bestimmtes System bei sich überlegen, beschließen, folgerecht durchführen werde, was bis jetzt bei so widersprechenden Ueberzeugungen der verschiedenen Minister ganz unmöglich erschien; was bei neben einander geordneten Männern immer unmöglich bleiben wird, solange nicht alle Stellen der höhern Verwaltung, auf englische Weise, mit Männern besetzt werden, welche sich über ihre Grundansichten vereinigt haben, und sie mit gemeinsamen Kräften zu behaupten entschlossen sind.

Ferner war es Gewinn, daß das Kabinet durch jenes Gesetz eine Stellung erhielt, wo es, nicht wie sonst, bald zu viel, bald zu wenig wirksam sein kann; daß die Instanz zwischen den Sectionen und Ministern wegfiel; daß die Oberpräsidenten aufgehoben wurden, mithin die oben gerügten Uebel aufhörten, daß die Errichtung eines Staatsraths näher nachgewiesen ward u. s. w. Wir dürfen, um übermäßige Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht die einzelnen Veränderungen in Hinsicht der Stellung, des Wirkungskreises, des Geschäftsganges unter den verschiedenen Ministerien und Sectionen nachweisen, und geben nur Bemerkungen über einige mehr oder minder wichtige Punkte, welche die Aufmerksamkeit gleich anfangs erweckten, oder im Ablauf der Zeit als merkwürdig heraustraten.

1) Der Staatsrath besteht aus den königlichen Prinzen, dem Kanzler, den Ministern, dem Staatssecretair, und aus Personen, welche der König mit besonderem Zutrauen für gewisse Gegenstände und auf gewisse Zeit beruft. Er versammelt sich wöchentlich, kein Mitglied soll fehlen, alle Abänderungen alter Gesetze, alle neuen Gesetze kommen darin zum Vortrag, sowie ferner die, mehrere Ministerien betreffenden Angelegenheiten, die jährlichen Darstellungen der Minister über ihre Verwaltung u. s. w.

Nach einem solchen Staatsrathe haben sich Viele gesehnt, als wie nach einer Universalmedizin; und dennoch, seit drei Jahren hat er sich nie versammelt; weder alte, noch neue Ge-

setze, weder schriftliche noch mündliche Darstellungen sind vorgetragen, und der Staatssecretair hat bis auf den heutigen Tag noch nichts geschrieben! Woher nun jene Sehnsucht, jene feierlich gesetzliche Errichtung, und wiederum dieses kühne Beiseitsetzen des Wunsches und des Gesetzes? Es erscheint gleich irrig jene Sehnsucht als einen bloßen Irrthum zu bezeichnen, und für dieses Beiseitsetzen nur schlechte persönliche Gründe anzunehmen. Der Staatsrath besteht aus Männern, welche theils mit den Geschäften unbekannt sind, theils, wie wir schon bemerkten, entgegengesetzte Ansichten haben. Wenn nun jedem Mitgliede eine entscheidende Stimme zusteht, so wird bald diese, bald jene Ansicht überwiegen, und die buntscheckigste Gesetzgebung entstehen, oder die Sachen in Stocken gerathen. Erst wenn durch Kraft und Einsicht die Grundlagen einer allgemeinen Gesetzgebung für die Finanzen und das Innere festgestellt, und den Gliedern des Staatsraths dadurch unwandelbare Gesichtspunkte gegeben sind, können Willkür und Widersprüche vermieden werden. Jeder, welcher an der Spitze der Geschäfte steht, und irgend einen umfassenden, in einander greifenden Plan durchzuführen gedenkt, wird sich der Gefahr nicht aussetzen wollen, ihm im Staatsrathe zerbröckeln zu lassen; er wird die Stellung, wo er allein Herr ist, nicht aufgeben, um eine andere einzunehmen, wo er den Uebrigen fast gleichgestellt ist. Es fehlt an aller innern Nöthigung, sich in diese Abhängigkeit hinein zu begeben; denn der bloße Buchstabe eines neuen selbstgeschaffenen Gesetzes kann nicht als dazu genügend betrachtet werden, sobald einmal erhebliche Zweifel gegen den Nutzen der Befolgung entstanden sind.

Hierauf erwiedert man aber, mit nicht geringerer Wahrheit: Dadurch, daß der Staatsrath nicht in Wirksamkeit getreten ist, sind wir keineswegs vor einer Menge Gesetze bewahrt worden, welche in sich Widersprüche zeigen, und sich nicht aus einem festen wissenschaftlichen oder Erfahrungs-Standpunkte erklären lassen. Die allgemeinen Grundlagen einer würdigen Gesetzgebung werden besser durch gemeinsame Berathung der höchsten Staatsbeamten aufgefunden und festgesetzt, als durch die vereinzelte Denkkraft auch des talentvollsten einzelnen Mannes. Nur zu leicht gewinnt ein oder der andere Beamte bei dem ersten Minister überwiegenden Einfluß, und dann entstehn einseitige Gesetze; oder, was noch weit gefährlicher ist, es drängen sich Männer hervor, welche nie Geschäfte führten, aber behaupten, alle Zweige der Verwaltung mit angeblicher Genialität durchdrungen zu haben, während sie doch, der Wahrheit nach, nur mit bequemer Oberflächlichkeit daran herumspielten. Durch

ſolche Männer, welche weder Sachkenntniß noch Ueberſicht des Ganzen haben, weder Verantwortlichkeit tragen noch die Ausführung übernehmen, iſt in unſeren Staaten ſchon eine unzuſammenhängende Winkelgeſetzgeberei entſtanden; welches zuletzt immer dahin führte, daß die Geſetze ſo ſchnell wieder aufgehoben als gegeben wurden, und dem erſten Machthaber, ohne Rückſicht auf ſeinen guten Willen, aller Tadel allein aufgehäuft ward. Schon die gewöhnliche äußerliche Klugheit führt alſo zu der Ueberzeugung: daß für gemeinſame Beſchlüſſe die Vertretung leichter ſei, und daß die, welche, gegen ausdrückliche Beſtimmung der Geſetze, über die Geſetze nicht gehört ſind, ſie in der Regel ungern und ungeſchickt ausführen. Die Furcht vor zu kühnen Widerſprüchen der Abhängigen kann den Machthaber an der Spitze einer durchaus ruhigen Verwaltung nicht ſchrecken, wenn er Feſtigkeit mit Einſicht verbindet, und weiſes Hören fremder Meinungen und leichte Aenderungen, wie ſie die Verhältniſſe verlangen, vom Nachgeben gegen muthwillige Einreden und vom Untergraben der Grundzüge eines ſelbſtentworfenen großen Plans zu unterſcheiden weiß. Freilich wollte er es Allen recht machen, Jedem etwas nachgeben, Vielen gefallen, — das wäre ſchlimm für ihn und die Sache, und nicht weniger ſchlimm mit, als ohne Staatsrath.

Aber, hörte man von einer dritten Seite her, all dem Uebel könnte und ſollte ja die Abtheilung für die allgemeine Geſetzgebung abhelfen. In ihr ſitzen, den urſprünglichen Beſtimmungen gemäß, Männer, welche fern von allen Geſchäften nur der echten Theorie nachdenken, nie durch praktiſche Arbeiten das Licht der reinen Wiſſenſchaft getrübt haben; welche als Rathgeber a priori, ganz getrennt von der Verwaltung, ja zu den gewöhnlichen Beamten in dem Verhältniß der Reinen zu den Unreinen ſtehen; denen alle Geſetze vorgelegt werden, damit ſie die Schlacken, welche das tägliche Bedürfniß einer niederen Anſicht aufgedrängt hat, davon losſchlagen, und ſo mit Allgewalt alle Verhältniſſe zu dem Ideale hinantreiben, was ihnen wie ein Eldorado vor Augen ſchwebt.

Schade nur, daß die Section für allgemeine Geſetzgebung, aus Gründen die den obigen verwandt ſind, wenige Geſetze vor dem Abdrucke in der allgemeinen Geſetzſammlung zu ſehen bekommen hat: — oder vielmehr nicht Schade; denn ſo laut auch das Gold jener Verſprechungen ſich ankündigt, ſo erſcheint es doch nur als lärmendes täuſchendes Kniſtergold. Und wenn es auch zehn Geſetze ausſprächen, ſo ſoll man doch nie der großen Lüge glauben, daß Theorie und Praxis feindſelig gegenüber ſtehen, und jemals die eine ohne die

andere Bedeutung habe. Es ist ein grundverkehrtes Bemühen, die lebendige Menschennatur erst künstlich in eine theoretische und eine praktische chemisch zu zersetzen, und sich dann einzubilden, wenn man die Bestandtheile aneinander klebe, stehe der vollendete Staatsmann, wenn auch nicht mit Armen und Beinen da, so doch dessen wahrer geistiger *) Fervor, seine Quintessenz, in einem auf grauem Papier mit matter Dinte zusammengestümperten, zehnmal durchgesehenen, hundertmal hin und her geänderten, berichtigten, ausgestrichenen und wieder darüber geschriebenen Gesetze!

Was bloße Theoretiker durch Verachtung aller Erfahrung, durch diese Ertödtung ihres halben Wesens hervorbrachten, hat die französische Revolution gezeigt; was bloße Nachahmung des geschichtlich Gegebenen, des Athenischen, Römischen, Brittischen u. s. w. erzeugt, ist nie ganz so arg, aber immer noch nicht das Rechte. Ein jedes Gesetz soll aus dem Sinne, den Sitten, den Bedürfnissen der Nation örtlich und zeitlich sich entwickeln; so entsteht historisch ein Gesetz, was fast allemal von dem verschieden sein muß, was rein theoretisch als das beste Gesetz erscheinen mag. Von solchen todtgeborenen Verfassungs- und Verwaltungsgesetzen gibt es eine Unzahl; aber sie finden sich sogar in der privatrechtlichen Gesetzgebung, z. B. die Lehre vom Erbschatze und der Ehe zur linken Hand.

Also nicht dadurch entsteht eine tüchtige Gesetzgebung, daß man sogenannte Theoretiker und Routiniers in gewissen rationalen und irrationalen Verhältnissen zusammenwürfelt und zu jenem Geschäft einsperrt; nicht dadurch, daß man aus Büchern und Acten ein mittleres Recept zusammenquacksalbert: sondern dadurch, daß man den Gelehrten nicht vom Staate absondert, den Beamten nicht durch eine unbillige Last gewöhnlicher Geschäfte ausdörrt, vielmehr Einer wie der Andere im Geschäft auf die Wissenschaft, in der Wissenschaft auf die lebendige, sich gestaltende Welt hinblicken. Staatsmänner, in welchen die Wissenschaft und das Leben sich durchaus nicht durchdrungen haben, sind durchaus unbrauchbar; je mehr dies dagegen der Fall ist, desto größer und vollendeter erscheint ihre Natur und ihre Wirksamkeit. Wir erinnern zur weitern Würdigung an Sully, Colbert, Turgot, Necker, Walpole, Chatham, Pitt, Burke; wir erinnern an die Dürftigkeit unserer deutschen theoretischen Lehrbücher, an die Seltenheit deutscher Staats

*) Herren's Ideen II. 302.

männer, welche in der Wissenschaft irgend eine Erwähnung verdienten.

Trotz aller Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen findet sich doch darin eine gleiche Ueberzeugung, daß die Form unserer Gesetzgebung mangelhaft sei, und dies ist auch außer allem Zweifel; nur scheint jene verneinende Ueberzeugung noch nicht die nöthige Klarheit, nicht die genügende Einsicht über die größeren Grundmittel erzeugt zu haben. Alle nur von verwaltenden Personen ausgehende Gesetzgebung bleibt unvollkommen; gegen diese Unvollkommenheit sind aber nicht die einzeln neben der Verwaltung und außerhalb des Volks stehenden Theoretiker ein Heilmittel, sondern eine echte, besonnene Nationalrepräsentation. Erst wenn ein solches Plenum, ein solcher würdiger Rath des Nationalwillens und der Nationalansichten entstanden ist, wird auch ein Plenum der verwaltenden Weisheit im Staatsrath nöthig und wirklich werden, Theoretiker und Praktiker werden in dem Einen oder dem Andern eine angemessene Stelle finden, und die ersonnene Gesetzcommission als ein unbedeutendes hors d'œuvre ausscheiden. Da von der Nationalrepräsentation und den Ständen anderwärts umständlich die Rede ist, so kehren wir zu jenem Satz über die obersten Staatsbehörden zurück, und berühren

2) das Plenum der wissenschaftlichen Deputationen, wobei sich Irrthümer hervorthun, die mit den gerügten verwandten Ursprungs sind. Es sollte, gleich vernehm, wie die nicht vorhandene Gesetzcommission, dem nicht vorhandenen Staatsrath untergeordnet werden, und den Bestimmungen des Jahres 1810 gemäß aus den Mitgliedern aller der einzelnen wissenschaftlichen Deputationen bestehen, welche man zu dem Zwecke errichten wollte, die wissenschaftlichen Männer und die Beamten in nähere Verhältnisse zu bringen, und die Hülfe und den Rath der ersten den letztern zugänglicher zu machen. Daß diese Deputationen, welche mit den zur Prüfung von Schulmännern angeordneten nicht zu verwechseln sind, dem Staate eine bedeutende Ausgabe verursachen würden, war sogleich klar; ob aber aus solchen mechanischen Mischungen eine echte Wahlanziehung und Durchdringung jener entstehen könne, schien wenigstens sehr zweifelhaft. Wenn nicht tiefere Gründe die angeblich Gesonderten zu einander führen, so dürften es die zersplitterten kleinen Gehalte nicht erzwingen. Für gewisse Zweige der Verwaltung müssen dauernd Sachverständige angestellt werden, z. B. Forsträthe, Bauräthe u. s. w.; in andern Fällen ist nur von Zeit zu Zeit amtlich eine Berathung mit wissenschaftlichen Personen nöthig, und diese findet man unter gebildeten Männern, zunächst in den Universitäten und Akade-

wissen. Ist also nur davon die Rede, für die Wissenschaft äußerlich etwas zu thun, so werde man das Geld zu hohe Anstalten, und halte nicht bestimmten Mannichfaltigen ohne bestimmten anhaltenden Beruf und Zweck. Freilich geht es Fälle, wo die Behörden einen Arzt, einen Apotheker u. s. w. befragen müssen, und dafür eine Vergütung bewilligen, und gegen diese alte naturgemäße Einrichtung richten sich diese Einwendungen nicht, sondern zunächst gegen jenes Plenum aller Deputationen. Die Forstmänner, Apotheker, Bergleute, Aerzte, Physiker, Landwirthe, Chemiker u. s. w. neben einander gesetzt zum Sprechen und gemeinsamen Berathen, hätten entweder eine Akademie gebildet, welche schon einmal vorhanden war, oder nur ein entsetzliches verwirrtes Gespräch gestiftet, wofür der Staat nichts aufgeben wollte. So ist die Bildung jenes Plenums später vom Befehlen gemäß mit Recht ganz unterblieben.

3) Die Oberrechenkammer ist, als Revisionsbehörde für alle Rechnungen und Etats über alle und jede landesherrliche Einnahmen und Ausgaben, dem Staatskanzler untergeordnet. Es hat keinen Zweifel, daß sie von den einzelnen Ministern, deren Verwaltungsrechnungen zu prüfen sind, keine Befehle annehmen kann, auch ist der Wirkungskreis richtig bezeichnet. Aber mit Unrecht hat man früher und später diesen oft verkannt und verändert; man hat vergessen, daß sie nur revidirende, nie präsidirende, nur prüfende, nie anordnende Behörde sein sollte; daß sie fortwährend nur mit der Form, nie mit dem Inhalt der Rechnungen zu thun hat. Der Inhalt ist durch die verwaltenden Behörden bestimmt, und das Recht sachliche Anordnungen zu machen, würde die Oberrechenkammer in die höchste Instanz verwandeln, wenn sie, ihrer ganzen Stellung und Bildung nach, durchaus nicht bestimmt ist. Dagegen wird es ein Hauptgeschäft des Finanzministers bleiben, eine allgemeine Prüfung der Inhalte aller Verwaltungen in Hinsicht auf alle Einnahmen und Ausgaben herbeizuführen, für das Ganze einen Mittelpunkt aufzustellen, damit sich in jedem Augenblicke übersehen lasse, welche Kräfte hat der Staat, wie sind sie verwendet, was hat die Verwendung genutzt, geschadet, in welcher Richtung muß mehr oder weniger gewirkt werden u. s. w.

4) Die Abtheilung der Behörden schien jetzt so einfach zu sein als möglich. Ueber den landschaftlichen Regierungen standen einfache Reichsbehörden, welche im Konzert, als oberstem vorsitzenden Rathe des Königs, ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt fanden. Der Wirkungskreis jeder Behörde war so sehr erweitert, als es die Verhältnisse erlaubten, kurz, ihre Verfas-

lung hatte sich über der Vollkommenheit genähert. Bald aber schlichen sich große Mängel ein, wie es zu geschehen pflegt, wenn man nicht mit steter Aufmerksamkeit (wie Machiavel verlangt), der Einrichtung immer auf ihre ersten Grundsätze einigend zurückführt. Wir erwähnen nur einzelne zum Theil noch fortwährende Uebelstände.

a) Die Hebung der Staatseinkünfte zerfiel in die Abtheilung für die Steuern und in die für die Domainen und Forsten. Jeder ward ein Director mit entscheidender Stimme gegen die Räthe, beiden Abtheilungen aber ein geheimer Staatsrath als gemeinsamer Haupt vorgesetzt. Es fehlte nun an Vorschriften über die Verhältnisse des letztern zu den Directoren und den beiden Abtheilungen: sie wurden erhoben, entworfen, aber nie erlassen, und dadurch mehrte sich natürlich die Angreifbarkeit und das Uebel. Es schien so einfach, daß der geheime Staatsrath Präsident jeder Abtheilung sei, den Vorsitzenden schwacher und entscheidender Stimme selbst gegen den Director habe, diesem aber freigestellt bleibe, in erheblichen Dingen bei abweichender Meinung die Entscheidung des Staatsministeriums einholen zu dürfen. Es schien so einfach, eine Sonderung der Gegenstände anzuordnen, welche dem geheimen Staatsrath vorzulegen oder vorzutragen wären, sobald es einem Manne unmöglich erschien, sich mit Allem zu befassen. Statt dessen kam Dieser gar nicht in die Provinz, änderte aber doch häufig die vorgelegten Berichte oder Berichte, welches, da ihm die Acten und die mündlichen Erörterungen unbekannt blieben, nicht selten zu Mißgriffen führen mußte. Um aber der Abwesenheit bei den Provinzen nur formliche Rechtfertigung zu geben und die Idee eines umfassenderen thätigen Vorsitzes zu entfernen, ward die Verfügung gemacht, daß die oben genannten Sectionen bloße Sectionen wären, von ihnen abgesondert aber nothwendig ein eigenes Departement für die öffentlichen Einkünfte gedacht, also auch geschaffen werden müsse. Dies Departement hatte denn seine eigene Registratur, seine Canzlei und einen besonderen Departementsrath; es sog an sich, was es wollte, wirkte, was es nicht wollte, verfügte oft das Gegentheil von dem, was die Sectionen verfügt hatten, kurz, war die allerüberflüssigste Instanz, die nur aufgefunden werden konnte, und that einzig über die wahre Macht und Bedeutung des geheimen Staatsrathes im nachtheiligsten zu erhöhen. Als die Sectionen gestiftet, ob ein einzelner Beamter solche Grundveränderungen königlicher Befehle machen dürfe, wurde ihnen eine förmliche Untersuchung angedroht, die aber wol einen günstigen Ausgang für sie hätte haben müssen, da gleichzeitig der Justizminister

kung mit ihren Rechten übereinstimmende Entscheidungen zu treffen. Bei den Anstellungen für den Dienst, den öffentlichen Unterricht und die Gewerbe hatte der allein verfassende geheime Staatsrat die übrigen einfachen Beschlüsse mit dem besten Erfolge selbst ausfertigen, welches wie die Beschleunigung dem Publikum angenehm werden mußte.

b) Andere Geschäfte eignen sich bei den drei Abteilungen wie 1) für die Generalkasse, die Generalbuchhaltung und das Münzwesen, 2) für die Bank, die Seehandlung, Münze u. s. w., 3) für die Verfassung, die Staatsschulden und das Salzwesen. Jeder dieser Abteilungen war ein geheimer Staatsrat als Direktor vorgesetzt, welcher bei seiner dem Wesen der Zusammensetzung, ein Plenum zur Beratung über die wichtigen Gegenstände halten sollen. Weil aber der Finanzminister selten, und der Staatskanzler unmöglich Zeit hatte, auf das Einzelne einzugehen, so war jener Plenum Gleichberechtigter komplett, und es blieb unbestimmt, wer entscheiden dürfe, wie weit der Chef sich um den Rat der Kollegen bekümmern müsse, oder nicht bekümmern dürfe u. s. w. Von daraus entstehenden großen Uebelständen und Verwirrungen sollte eine Verordnung vom 27ten April 1817 ein Ende machen. Die Abteilung für die Kasse u. s. w. erhielt ein selbständiges Haupt, und es ward zweckmäßig entschieden, daß die Beratschlagung und Bestimmung der den übrigen Abteilungen des Ministeriums zustehenden ungewissen Gegenstände allein zustehe. Dieses weniger sah sich aber dazu eine Verbesserung erkennen, daß die Leitung und Verwaltung der beiden anderen Abteilungen einer Behörde von fünf gleichberechtigten Mitgliedern anvertraut wurde. Diese fünf zu Chefs der Kommissionen und Generalien verschiedenen, sich gegenseitigen sich absolutes Mitgliedern konnten unmöglich einig und zweckmäßig verfahren, als vorher eine geringere Zahl. Die Entscheidung von oben und unten nicht eingeholt, und kann blieben die Geschäfte liegen, oder sie wurden übel verwaltet, oder der Chef oder der Referent sagte sich von Verantwortlichkeit los u. s. w. Auf schnelle Entscheidungen durfte man selbst nicht rechnen, und der Zweck wurde nie durch genug angestrengt. Die Verschiedenheit zwischen der ersten Abteilung und diesen Finanzbehörde hatte zu sehr gelitten: die größere Zahl der Beamten konnte das Vertrauen der Nation nicht erwecken; und in diesen rechtlich allgemein als sehr nachteilig anerkannten Verhältnissen erscheint die Errichtung einer Finanzministerium wahrscheinlich als Gewinn.

c) Ein Beweis, daß der durch das Gesetz vom 27. April

[illegible] angenehmen [illegible] Gesellschaft [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

6.

Antwort: Welchen Wert hat die Stelle in Beziehung auf das Volk haben, daß sie angriff und aufhebens?

Antwort: Wie ist es möglich, daß solche Worte die Ehre und Volksanständigkeit gegen einander aufhebt?

Es wurde sich in Folge solcher Anschauungen z. B. ergeben: als ordentliche Rechtsgleichheit vor einem Gesetz hat Gleichheit in einem Staat die möglich größte Freiheit, aber nicht aufhebt; als die bürgerliche Freiheit in dem Maße wächst, aber nicht wächst, als mehr Personen an der Regierung Teil nehmen; als sie mehr in der Verfassung, aber der Verwaltung besteht; als sie aber aber einem Staates keine gewisse Teil, und unabhängig mehr die wichtige und unentbehrliche Fragen sollen sie nicht von ordentlichen, sondern in der Regierung ausdrücken; sie ist die Gemeinschaft der konstitutionellen Rechte und bürgerlichen Freiheit, durch Übereinkunft, so praktisch, so ehrenhaft verbunden.

Über ist und man in Praxis die Verwirklichung dieser Idee in einem constitutionellen Staate. Wie aber, wenn diese Idee der wirklich verwirklichten Verfassung nicht sich deckt oder, wie das hier, die aber auch Rechte und einen unabänderlichen Inhalt annehmen. Ich kann es sie, als wirklich Privatrecht in unabhängigen, in Praxis aber sie in aller Weise verschwindenden Rechte aufgehoben werden ist, als wie in der That auch mit Recht sich und andere Rechte über den konstitutionellen Fürsten gebildet können: daß es unmöglich, daß der Mann, auf in dieser man in der Ehe den mußte, dieses mehr Rechte sich sich Rechte in Praxis verwandelt.

Begonnen wir unsere Betrachtung von oben. Was hat Recht für den höchsten Fall, ist der König für den monarchischen Staat. Wie sichten, wie Regierung, wie weisen in Preußen, daß unser König über der ersten ist und sein soll wie ist die Natur, ist bekannt worden sind; Regen und Wetter sind Gott, unterwerfen sie Leben und in Preußen. Diese Gewalthaber, die so groß ist als die des eigenen Volkes, Lüge ist gar nicht in Erfahrung und Erfahrungsfragen kommen, und es braucht keine Zeitungsartikel, ob man gerecht oder nicht gerecht: ob über der König? und Recht einen Rechtsstaat und Rechtsstaat zu haben. Diese Rede und Einfachheit des Rechtes und Wichtigkeitsbewußtsein ist eben der praktisch-wichtige Inhalt der Gleichheit vor Gesetz; doch gibt es Begreiflich und soll sie geben, wo man in bestimmten Verhältnissen Ungleichheit und Unterschied über den verschiedenen Inhalt abgeleitet wird. Wie sich aus allgemein ethischen Zwecke und Wichtigkeit, als

oder ob gar andere Völker, die sich nicht auf diese Weise einrichten, im Stande schlechthin sind? Das ist eine große, zu bedenkende Frage.

Inzwischen möchten wir behaupten: die Verhältnisse der Franzosen zu der Charte sei mehr eine negative, als eine positive; sie suchten mehr das größere Uebel, was nach ihrem Vermuthen entstehen dürfte, als daß sie dasjenige hätten, als Bedingung der bürgerlichen Gesellschaft zu leben. Ob meinen sie verfassungsmäßig Lebendiges etwa nicht, sie haben zu viel, oder zu wenig? Sehen nicht die Charte so darauf an, sie zusammenzuziehen, wie die Anderen, ihren Inhalt zu erweitern?

Daß ein Staat wie Frankreich, dessen Theile schon so lange beisammen sind und untereinander überwiegende Aehnlichkeiten haben, einen Mittelpunkt, einen allgemeinen Richtungsstrahl haben könne, leidet keinen Zweifel; darauf kommt noch sehr viel an, wie er gebildet werde, und wie er auf die übrigen Theile wirke, sie gestalte, trage und von ihnen modificirt und wiederum getragen werde. Gegen die Bildungsweise wenden wir ein:

1) Daß das Ganze fast ganz willkührlich bestimmt, wer wählen darf, und wer wählbar ist. Es scheint uns gleich billig, man mag zur Ausübung politischer Rechte nur die Reife, oder auch die Thaten, oder nur die Pflicht fühlen. Dann kommt, daß durch die strengen Bestimmungen der Wahlfähigkeit [illegible] Talente Frankreichs überhaupt nicht benutzt, und sie die Deputirtenversammlungen nicht mannigfaltig genug besetzen können, alle übrigen aber so gut wie ganz öffentlicher Thätigkeit kommen. Fast unausbleiblich dürfte aber, über kurz oder lang, zwischen jener ungeheuren Mehrzahl und dieser einzelnen Minorität diese Spaltung entstehen, und die Kräfte der Verfassung, wenn nicht verhaßt, doch Vielen gleichgültig werden.

2) Die Art, wie die Minister und die gesammte Regierung selbst wieder von ihr als auf die Wahlen einwirken, aber gar wichtige auf gewählt werden, hebt den Begriff einer unabhängigen Volksvertretung großentheils auf, und die meisten Glieder der Kammer werden dadurch nicht von denen ganz abhängig, die sie constituiren sollen. So lesen, nach französischen Zählungen, in der verflossenen Kammer beinahe[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] Journalisten sich [illegible] öffentliche Meinung zu leiten, ja zu [illegible].

In Bezug auf die Art ihrer Verfassung und Zusammensetzung unterscheidet sich von den Ministern abhängige Kammer gewährt keine Gewährschaft der Freiheit, sondern nur eine [illegible] Tyrannen bei von ihm ausgeübten [illegible] Willkühr; und ebenso gefährlich ist es, wenn die Kammern in Augenblicken [illegible] Leidenschaft das Ministerium über den Haufen werfen.

In Bezug auf Pässen und Gewährsmännern nur eine Person, die Zeit mit [illegible] Leben ist, so weiß man nicht, ob Präfekten, Landrath, Steuer, Zollbeamten, Advocaten, Richter u. s. w. auf der Wahlurne herausgezogen werden, und die Gefahr, welche in der Unsicherheit der Gegenwart für einen [illegible] Lebens liegt, zwingt fast die Regierung zu Gewaltthaten, zum Rechte und Verlust abzuhalten.

In der politischen Thätigkeit besteht also in Frankreich kein, daß von [illegible] Millionen Menschen wenige Tausende die [illegible] Leute alle fünf oder sechs Jahre sich einen Tag lang, unter [illegible] Organ von Ministern und Journalisten, mit dem gar beschränkten Wahlgeschäfte befassen. Hieraus ist aber auch alle Thätigkeit und Einwirkung im Staat, und [illegible] dem hinwälzenden Nichtstun in Paris und einer Ohnmacht, wo die [illegible] Millionen sich unterdrückt, gibt es nur [illegible] Parteien, keine Meinungen, keine Wirkungskreise, das eigentliche Gemeinwesen schwebt, nur von Lärm und Phrasen getragen, in der Luft, ohne Zusammenhang, Sitten und Institutionen.

Alle hier gerügten Mängel stehen sich bei den [illegible] Verhältnissen nicht weiter Allgemeine bei Gesetz, noch übermäßige Einwirkung der Minister oder Journalisten, noch das Verwalten unbekannter Leben. Ob in einem Staate, der auf so verschiedenen Bestandtheilen besteht, wie der preußische, ein allgemeines Recht von beiläufig [illegible] natürlich und nützlich sei, kann hier nicht untersucht werden; doch steht fest, daß ein von seiner nationalen aufblickender Mann verständiger ist, als einer, welcher die Zeiten der Pyramiden mißt und in der Luft [illegible] will [1].

Wenn nun genügende Bürgschaft für die Tüchtigkeit und

[1] [illegible] daß man [illegible] einen Mann [illegible] [illegible] [illegible]

Festigkeit der öffentlichen Verhältnisse in Frankreich weder in dem Verhältnisse zur königlichen Familie, noch in der zweiten Kammer, noch in der sonderbar zusammengesetzten und erweiterten Pairskammer, noch in den, nicht vorhandenen Provinzial- und Communalreinrichtungen liegt, so fragt sich: ob etwa Philosophie und Religion auf geistigere, jedes Innere durchdringende Weise jene Trefflichkeit erzeugen und jene Bürgschaft gewähren? Ohne Zweifel hat die atheistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich an Credit verloren, und die Sitten haben sich (da Wollust und Blutdurst nicht mehr herrschen) bedeutend gebessert. Aber von einer positiven, mit der Religion Hand in Hand gehenden, den Menschen in ein höheres Dasein hineinführenden Philosophie gewahren wir nur wenig Spuren. Ein Inbegriff gewisser anständigen, mit Egoismus jedoch wohl verträglichen Lebensregeln möchte wol den Meisten noch ist Philosophie heißen, und den deutschen Schulen, trotz mancher Widersprüche und schroffen Seiten, der Vorzug gebühren.

Die Rückkehr Frankreichs zur christlichen Religion wäre ohne Zweifel der größte und wesentlichste Vorzug; allein die einseitige bigotte Weise, mit der eine Partei diesen Zweck betreibt und andere Absichten damit in Verbindung setzt, erzeugt in gewissen Gegenden und Verhältnissen nur zu leicht Heuchler; während die Mehrzahl, durch solche Uebertreibungen abgeschreckt, in die alte Abneigung oder doch Gleichgültigkeit zurückfällt und darin verharrt. Größere kirchliche Freiheit und Duldsamkeit findet sich in Deutschland, ohne daß dadurch die Tiefe des religiösen Gefühls und der religiösen Einsicht gelitten hätte, und jede Regierung könnte sich die preußische in der Art zum Muster nehmen, wie sie (wenigstens bis jetzt) die verschiedenen christlichen Religionsparteien nicht blos duldet, sondern für sie, ihre Geistlichen und Schulen, gleichmäßig sorgt und ihren Bekennern Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern gestattet.

Nach den bisherigen meist verneinenden Ergebnissen, können wir endlich für Frankreich die beste Bürgschaft und Haltung in der Verwaltung suchen. Man rühmt, wie rasch, folgerecht, ineinandergreifend diese sei, wie das savoir faire die Franzosen in dieser Beziehung über alle Völker erhebe. Da aber Raschheit und Consequenz Eigenschaften sind, die sich mit der Tyrannei wohl vertragen, und das savoir faire, wie Deutschland leider erfahren, über den Werth des Gethanen nichts festsetzt, so ist mit jenem Lobe nur wenig gesagt. Ja, es verschwindet ganz vor der lauten, allgemeinen Klage, welche über die ganze Beamtenwelt vom Minister abwärts ertönt, und das Wohl des

Volkes und die Thätigkeit der Beamten überall in schroffen Widerspruch stellt. Daß diese Klage durch die vorhandenen Formen einen ganz andern Grund bekomme, als bisher bei uns, leidet keinen Zweifel. Denn

Erstens werden alle Stellen lediglich von oben herab besetzt;

Zweitens kann der Minister jeden Beamten (nur mit Ausnahme der Richter), vom höchsten bis zum geringsten, ohne Angabe eines Grundes, ohne rechtliches Verfahren, in jedem Augenblicke nach Belieben verabschieden! Und dies geschieht nicht selten Ursachen halber, die mit der eigentlichen Dienstführung gar nicht im Zusammenhange stehen, oder (z. B. bei der Leitung der Wahlen) oder die Kräfte des Beamten zweifelsohne hinausreichen.

Drittens hat die Form der Alleinherrschaft (Präfecten, Unterpräfecten u. s. w.) fast jedes republikanische Element, fast alles Genossenschaftliche, Collegialische vertilgt.

Hieraus folgt nothwendig, daß die Beamten muthlos nach oben und tyrannisch nach unten sind, daß sie in Knechte verwandelt und vom Volke gehaßt, oder doch als ein unabwendbares Uebel betrachtet werden. Bei uns dagegen gesellt sich zu dem Monarchischen das Republikanische in den Wahlen der Landräthe, Bürgermeister, Stadtverordneten und in der collegialischen Stellung der Behörden. Ihre Unabhängigkeit erhält sie bei männlicher Kraft, sie sind sehr oft Vertreter ihrer Landschaft im besten Sinne und hassen den Minister nicht, weil sie nicht nöthig haben, ihn zu fürchten. Nur sorgsam gebildete, durch unabhängige Beauftragte streng geprüfte Männer darf der Minister bei uns anstellen; er darf nicht den Geringsten ohne zureichende Gründe (über deren Werth er nicht entscheidet) entlassen, und ein Beamter, der seine Pflichten erfüllt, lebt bis an seinen Tod in größter Sicherheit, während er in Frankreich zu jeder Stunde fürchten muß, aus seiner Bahn herausgeworfen zu werden.

Alle Franzosen, die wir hierüber sprachen, gaben zu, daß es in diesem Punkte an aller wahren Freiheit mangele; alle aber behaupteten: es müsse so sein und bleiben, weil kein Ministerium, von welcher Partei es auch sei, mit unabhängigen, fest oder gar lebenslänglich angestellten Beamten verwalten könne. Niemand würde alsdann gehorchen und Alles sich in Anarchie auflösen. Kann man denn aber da von einer freien Verfassung reden, wo die zweite unentbehrliche Hälfte, die Verwaltung, despotisch ist und absolut bleiben muß, und kann das Volk frei sein, wo seine Obrigkeiten, Lust, Gesetz und Ver-

kommen, willkürlicher behandelt werden dürfen, als das Gesinde. Ein tüchtiger Minister würde sich bei uns schämen, wenn er nicht das Größere verstände, mit unabhängigen Beamten zu verwalten, und diese üben einen edleren Gehorsam, weil er sich mit der Freiheit verträgt, ja aus ihr erst hervorgeht. *)

Nur in den Kammern und den Tagesblättern zeigt sich ein Schein von Freiheit; sie richten sich aber (ein ungesunder Zustand), fast lediglich gegen die Verwaltung, während Beide, Reichstag und Verwaltung, wie gesagt, der besten Stützen, des politischen Lebens in den Landschaften, Städten, Gemeinen entbehren, wodurch, statt einiger Tausend Wähler, hundertmal so viele, in eine ihren Neigungen und Fähigkeiten zusagende Thätigkeit gesetzt werden, das Republikanische überall Wurzel faßt und mit dem Monarchischen in einer Eintracht lebt, wovon die Franzosen keinen Begriff haben. Als wir in Paris einem sehr gescheuten Manne unsere darauf Bezug habenden Einrichtungen erklärten, erstaunte er, daß die preußische Monarchie so viel des Collegialischen und Republikanischen in sich schließe und doch so geräuschlos und gut regiert werde; er rief aus: „Sie haben die Sache, und wir den Schein!"

Nach so vielen theoretischen Erörterungen und praktischen Erfahrungen der neuern Zeit ist es für jeden Privatmann leichter als je, sich von einseitigem Götzendienste mit dem unbedingt Monarchischen oder Republikanischen los zu machen; sehr schwer aber bleibt es für einen König, hier zur rechten Einsicht zu kommen, und den Entschluß zu fassen, sie geltend zu machen. Ohne Gewalt, Unrecht, Blutvergießen, mit einem Worte, ohne alle Revolution, sind wir aber unter der Regierung unseres Königs durch freiwillige Verträge, durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit, auf der Bahn der wahren Freiheit und des echten Gehorsams weiter gekommen als unsere Nachbarn.

Die vorstehenden abgerissenen Bemerkungen, welche durchaus keinen Anspruch machen, für einen vollen Beweis dieser Behauptung zu gelten, sollen zunächst nur den, oft aus Unkenntniß über das eigenthümlich Deutsche, ausgesprochenen Tadel abweisen. Dasselbe soll und wird sich allmählig noch weiter entwickeln, es werden sich über alle Willkür erhabene, förmliche Bürgschaften dafür auffinden lassen. Zum Beweise jedoch, daß in dieser Beziehung schon viel geschehen sei, und unsere obigen Behauptungen sich wol näher darthun ließen, wollen

*) Voller Tact hat in dieser Beziehung Manches geändert und verschlechtert

wir heute das Verhältniß der Städte, Magiſtrate und Bürger, ſo wie es im Preußiſchen die Städteordnung vom 19. November 1808 feſtſtellt, näher ins Auge faſſen. Dieſen, durch Weisheit und Gnade eines Königs hervorgerufenen, mit echter Monarchie wohlverträglichen, republikaniſchen Elementen haben die Franzoſen nichts entgegenzuſtellen, und ihre Städte und Gemeinen werden ſo lange in völliger Nichtigkeit gehalten werden, als man ihr ſelbſtändiges Daſein fürchtet und auch leider wol zu fürchten Urſachen hat.

Um Sinn, Inhalt und Werth der Städteordnung beſſer zu verſtehen, iſt es nöthig, mit wenigen Worten an die früheren Einrichtungen zu erinnern. Die Magiſtrate ergänzten ſich in einigen Orten durch eigene Wahl, meiſt wurden ſie hohern Orts ernannt, und die Bürgerſchaft hatte, beſonders ſeit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, weder hiebei, noch hinſichtlich der Steuern, Rechnungen u. ſ. w., irgend einen erheblichen Einfluß. So zerfiel die Stadt in zwei ganz unverbundene Theile: die ganz Zurückgeſetzten gehorchten ungern und ſahen (nicht ſelten mit Recht) in den Magiſtraten nur einſeitige, eigennützige Gegner; und dieſe ſcheinbar Unbeſchränkten wurden doch auch ihrer Allmacht keineswegs froh. Denn erſtens galten die Stellen vieler Bürgermeiſter, Kämmerer, Rathsherren u. ſ. w. oft für eine bequeme Verſorgung invalider Feldwebel und Unteroffiziere, welche, ohne Rückſicht auf Fähigkeit oder Unfähigkeit, in die Magiſtrate hineingeſchoben wurden; zweitens ſtanden dieſe unter ſtrengſter Vormundſchaft der Regierungen, ohne deren Zuſtimmung kaum das Unbedeutendſte beſchloſſen und vollzogen werden durfte. Außerdem waren faſt alle Städte der näheren Aufſicht eines Steuerraths untergeordnet, d. h. eines Mannes, der laut ſeines Prüfungszeugniſſes oft nicht Regierungsrath werden konnte, aber doch für tauglich galt, zehn bis zwölf Bürgerſchaften zu regieren. Wenn Einige dieſen Zuſtand, weil er einmal auf eine kurze Zeit ſo dageweſen, vorzugsweiſe den hiſtoriſchen nennen und für immer herſtellen möchten; ſo beweiſen ſie nur, daß ſie nicht wiſſen was Bürgerthum und was Geſchichte iſt, und wie dieſe als Lehrerin für die Folgezeit benutzt werden ſoll.

All jenen Einrichtungen machte die Städteordnung mit einem male ein Ende. Es iſt nothwendig, ihren weſentlichen Inhalt hier in Erinnerung zu bringen, damit Lob und Tadel verſtändlicher werde, und ſich ergebe, ob und welche Aenderungen des Geſetzes nöthig, entbehrlich oder unheilbringend ſind.

Erſtens. Dem Staate bleibt das Recht der höchſten Auf-

sicht und Einwirkung, jedoch (wie sich gleich näher ergeben wird) mit Ausschluß all der Vielregiererei von oben herab, welche eine Zeit lang für den Inbegriff der höchsten Staatsweisheit galt.

Zweitens: die Städte werden, nach der Volkszahl, in große, mittlere und kleinere, und jede wiederum in Bezirke getheilt. Der ganzen Stadt ist ein Magistrat, und jedem Bezirke ein Bezirksvorsteher vorgesetzt.

Drittens: die Einwohner theilen sich in Bürger und Schutzverwandte. Aller bisherige Unterschied zwischen den Bürgern wird aufgehoben. Keinem ansässigen, unbescholtenen Manne darf das Bürgerrecht versagt werden. Stand, Geburt, Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien und überhaupt persönliche Verhältnisse machen bei Gewinnung des Bürgerrechts keinen Unterschied. Jeder, der städtische Gewerbe treibt und Grundstücke besitzt, muß Bürger werden und alle Bürgerpflichten übernehmen. Alle persönlichen Befreiungen hören in dieser Beziehung auf.

Viertens: die Bürgerschaft wird in allen Angelegenheiten durch die, von ihr auf drei Jahre erwählten Stadtverordneten vertreten. Deren Zahl beträgt, nach Maßgabe der Städte, mindestens vierundzwanzig, höchstens hundertundzwei; die Wahl erfolgt durch alle stimmfähigen Bürger, welche nach Stadtbezirken versammelt werden und nach Köpfen abstimmen. Stimmfähig und auch wahlfähig sind (mit Ausschluß der Magistratspersonen) in der Regel Alle, deren reines Einkommen in kleineren Städten über hundertundfunfzig Thaler, in größeren über zweihundert Thaler beträgt. Zwei Drittel der erwählten Stadtverordneten sollen mit Häusern in der Stadt angesessen sein. Nur in dem Bezirke, in welchem er verzeichnet ist, darf der stimmfähige Bürger gewählt werden. Jährlich scheidet ein Drittel der Stadtverordneten aus. Der Magistrat veranlaßt die Wahlversammlungen und leitet sie durch den Bezirksvorsteher oder einen besonders Beauftragten. Jeder stimmfähige Bürger darf einen Candidaten vorschlagen und empfehlen.

Fünftens: die Stadtverordneten erwählen einen Vorsteher aus ihrer Mitte auf ein Jahr; sie erwählen die unbesoldeten Magistratspersonen, die Oberbürgermeister, Bürgermeister und Kämmerer, aus der Bürgerschaft auf sechs Jahre, die übrigen besoldeten Beamten dagegen auf zwölf Jahre. Die Oberbürgermeister bestätigt der König, alle übrigen erwählten Beamten die Regierung.

Die eigentliche Verwaltung ist allein dem Magistrate, die Controle der gesammten Verwaltung den Stadtverordneten zugewiesen; manche Geschäfte werden in gemischten Deputationen

verhandelt. Außerdem ist den Stadtverordneten ein wesentlicher Antheil an allen allgemeinen Beschlüssen, an der gesetzgebenden Gewalt zugestanden, und die Bewilligung der Steuern (jedoch mit Rücksicht auf das allgemeine System des Staats), der Ausgaben, Anlagen u. s. w. in ihre Hände gelegt. Das Nähere über diesen und einige andere Punkte wird sich besser weiter unten beibringen lassen.

Ehe wir aber genauere Prüfung des Einzelnen versuchen, müssen wir der Einwendungen erwähnen, welche noch heutiges Tages hie und da gegen das ganze Gesetz ausgesprochen werden. Sie lauten etwa:

Wenn eine Monarchie in sich Einheit, Haltung, Zusammenhang haben soll, so müssen alle untergeordneten Kreise der Verfassung und Verwaltung lediglich nach demselben monarchischen Grundsatze abgestuft und eingerichtet sein; mithin ist die Städteordnung, in welcher lediglich das demokratische Princip herrscht, schlechthin verwerflich. Oder wenn es sich auch entschuldigen läßt, daß man zur Zeit ihrer Abfassung einen fieberhaften Zustand hervorbringen wollte; so ist es doch ganz thöricht noch ist darauf hinzuarbeiten, gegen demagogische Mißbräuche die Augen zu verschließen und den Werth stiller Ruhe und Ordnung zu verkennen. Auf diese allgemeine Anklage zur Antwort: Royalisten, welche königlicher sein wollen, als der König, erwachsen in der Regel auf weltlich oder geistlich oligarchischem Boden und vergessen, daß ihre Mehrheit nach obiger Lehre so wenig in die Monarchie hineinpaßt, als die bürgerliche Vielheit. Es bleibt auf diesem Wege folgerecht nichts übrig, als ein Sultan und Paschas von mehr oder weniger Roßschweifen; also eine Tyrannei statt der Monarchie, und, bei ähnlicher Behandlung der entgegenstehenden Form, statt der Republik nur eine Ochlokratie. Diejenigen, welche die Möglichkeit und Heilsamkeit der Verbindung monarchischer und republikanischer Bestandtheile leugnen, haben noch nicht das ABC des Staatsrechts begriffen und könnten eben so gut behaupten: weil der Mensch nur einen Kopf habe, müsse er auch nur einen Arm, eine Hand, einen Finger haben u. s. w. Uebrigens herrscht das demokratische Princip keineswegs ausschließend in der Städteordnung, und die wahre oder erheuchelte Furcht, von ihr aus werde die Monarchie umgestürzt werden, ist um so lächerlicher oder sträflicher, da in fast zwanzig Jahren gerade in den großen Städten nicht der geringste erhebliche Mißbrauch aus diesem Boden erwachsen ist *), und kleine Un-

*) Die Unruhen entstanden im März 1848 nicht durch die Städteordnung

kereien in ganz unbedeutenden Orten zwischen zehn bis zwanzig Menschen doch in Ernst wol nicht mit revolutionairen Aufständen in Paris (wo übrigens eine Städteordnung fehlte) verglichen werden können.

Gleichen Tadel verdient der Ausdruck: man habe einen fieberhaften Zustand erzeugt oder erzeugen wollen; denn Fieber ist eine Krankheit, und Keiner hat dieselbe bezweckt, oder sie thöricht für Gesundheit ausgeben wollen. Jener Zustand der edelsten Begeisterung in Zeiten der Gefahr verdient nicht, daß ihn Leute aus sicherem Winkel schmähen. Sie sollen die, selbst von Feinden anerkannten Thaten des Heldenmuths, der Tugend und Aufopferung nicht als Ergebnisse sinnloser Fieberhitze bezeichnen, nicht prahlen, als könnten sie mit ihren vertrockneten Stäben größere Wunder verrichten, oder als sei es die erhabenste Erscheinung, wenn die Städte sich um den dunkeln Körper eines Steuerraths herumzudrehen gezwungen würden. Gottlob! diese frühere Lebloſigkeit wird nicht wieder eintreten, und wenn ein glücklicher Friede auch nicht die äußersten Ansprüche an den Einzelnen zu machen nöthig hat, so bleiben doch Kreise genug offen, wo der Gemeinsinn sich zeigen kann und täglich zeigt.

Denen also, welche die Städteordnung überhaupt verwerfen, oder sie in ihren wesentlichen Grundlagen umgestalten wollen, müssen wir aufs Bestimmteste widersprechen; wogegen wir uns gern an Diejenigen anschließen, welche auf den Grund vielfachen Nachdenkens und einer fast zwanzigjährigen mannigfaltigen Erfahrung einzelne Abänderungen und nähere Bestimmungen für nothwendig halten. Es ist aber um so unerläßlicher, die Grundsätze, welche hiebei leiten sollen, einer strengen Prüfung zu unterwerfen, da ist nicht blos von Berichtigung des Gesetzes für die älteren Theile des Reichs, sondern auch von seiner Einführung in neu gewonnene Landschaften die Rede ist. Wir wollen, mit Uebergehung kleinerer Punkte, unsere Betrachtungen auf die drei wichtigsten richten, nämlich:

I. das Bürgerrecht,
II. die Wahlformen,
III. das Verhältniß des Magistrats und der Stadtverordneten.

I. Vom Bürgerrechte.

Die alten, und sehr viele der neueren Freistaaten haben eben deshalb nicht den höchsten Grad politischer Freiheit errei-

chen und darstellen können, weil ihre Verfassungen immer Stadtverfassungen blieben und sich nie zu Staatsverfassungen erweiterten und erhoben. Wenigen Hochberechtigten standen sehr viele ganz Unberechtigte gegenüber, und es war sehr natürlich, daß jene ihre Vorzüge nicht Anderen ertheilen und dadurch verringern wollten. Oligarchien und Monopole solcher Art passen durchaus nicht mehr für die heutigen Staaten: nur ist man, wie es zu gehen pflegt, plötzlich in das entgegengesetzte Aeußerste übergesprungen und hat die richtige Mitte verfehlt. Deshalb mußte der Grundsatz unbedingter Freiheit der Niederlassung einigermaßen beschränkt werden, indem, anderer Uebelstände nicht zu gedenken, Gemeinen dadurch auf unerträgliche Weise mit Gesindel und Bettlern belästigt werden konnten. Nicht minder fühlte man: es müsse zwischen bloßer Ansiedelung und Bürgerthum ein Unterschied gemacht, es müßten für letzteres mehr charakteristische, positive Kennzeichen aufgefunden werden. Deren sind nun laut der Städteordnung zwei: erstens der Besitz von Grundstücken, zweitens der Betrieb städtischer Gewerbe. Für wen beide, oder auch nur eins dieser Kennzeichen eintrifft, muß Bürger werden; alle andern Einwohner fallen in die Klasse der Schutzverwandten. Ueber diese Bestimmungen erlauben wir uns Folgendes zu bemerken:

Erstens, liegt ein übertriebener Nachdruck auf dem Grundbesitze, während Capitalvermögen und Einkommen aus anderen Quellen (die gerade in den Städten so wichtig und ergiebig sind) ganz übergangen werden. Wenn der reichste Mann sein kleines Grundstück verkauft, geht dadurch, ohne Rücksicht auf sonstiges Eigenthum, sein Anrecht auf das Bürgerthum verloren; wogegen Derjenige, welcher für zehn Thaler ein altes Gebäude ersteht, jenes Recht erwirbt. Das Gesetz würde, wie eine einseitige Prämie, den Preis des Grundeigenthums erhöhen, wenn nicht seine Folge mangelhafter Bestimmungen) das Bürgerthum eben so oft wie eine Last, denn wie ein Gewinn betrachtet würde.

Zweitens, hat der Gegensatz von städtischem und ländlichem Gewerbe jetzt keine Bedeutung mehr. Die Eintragung in die Gewerberolle berechtigt zu dem darin bezeichneten Gewerbe und zum Bürgerthume. Nach unserer Ueberzeugung ist es aber mindestens sehr einseitig, Bürgerthum und Gewerbe, die sich stets wechselseitig bedingen, hierdurch ganz gleich zu stellen, zu identificiren, und das letzte alleinherrschend an die Spitze zu stellen, statt es als untergeordnete Erscheinung zu betrachten und einzupassen. Die Erlaubniß zum Betriebe des Gewerbes beweist an sich, weder daß Jemand Vermögen habe, noch

wahrhaft das Gewerbe treibe; er kann dabei bettelarm und unbeschäftigt bleiben. Nun soll man zweifelsohne Niemandem die Möglichkeit nehmen, sich zu beschäftigen und zu nähren; hieraus folgt aber noch nicht das Recht zum Bürgerthume, und am wenigsten, seitdem das Gesetz alle Abstufungen innerhalb dieses Begriffs aufgehoben hat. An dieser Stelle entspringt

Drittens, der Ausdruck Schutzverwandte, womit alle Einwohner bezeichnet werden, die das Bürgerrecht nicht gewonnen haben. Sucht man, statt dieser blos verneinenden Bezeichnung, dieser negativen Definition einen nähern Inhalt zu ermitteln, so ergibt sich, daß darunter das Verschiedenartigste begriffen ist: nämlich Leute, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen, und die es nicht erwerben sollen, die hier zu hoch, dort zu niedrig stehen, um in dies engere Verhältniß zur Gemeine zu treten. Hierin sehen wir aber einen wesentlichen Verlust, der, wo nicht feindliche Spaltungen, doch eine große Schwächung, eine Vereinzelung dessen herbeiführt, was ein ungetheiltes Ganze sein sollte. Ist die Verfassung angemessen gegliedert und abgestuft, so muß der Höchste wie der Geringste, der Reichste wie der Aermste, seine rechte Stelle finden; geht man aber von der willkürlichen Annahme aus, Grundbesitz und Gewerbe gäben die einzige und beste Qualification zu genossenschaftlichem und öffentlichem Leben, so ist Einseitigkeit keineswegs zu vermeiden. Nicht minder verwirrt sich Ansicht und Bahn, wenn man die Erfüllung gewisser Pflichten, oder vielmehr Dienstleistungen, als unerläßig, unübertragbar bezeichnet und um dieser erkünstelten Schwierigkeiten willen Viele vom Bürgerthume ausschließt. Solch eine Ausschließung gilt Manchem für ein glückliches Vorrecht; die Gesetze erscheinen aber mangelhaft, sofern der Bürger über die Last seines Bürgerthums klagt, und der Schutzverwandte frohlockt, daß ihm alles Städtische gleichgültig sein dürfe.

Stellt man beide Klassen hinsichtlich der Lasten ganz gleich, so sollte auch die Verschiedenheit der Rechte verschwinden; stellt man sie ungleich, so wird sich eine Hälfte immer beklagen, es sei wegen Uebermaß der Verpflichtungen, oder wegen Verkürzung der Rechte. Nur dann erscheinen solche Verschiedenheiten natürlich und gerechtfertigt, wenn sie eigenthümliche, concrete Gründe haben; während aber das Gesetz diese, durch Aufhebung der Unterschiede von Großbürgern und Kleinbürgern u. dgl., zur Seite wirft, ergreift es den viel bestimmungs- und inhaltloseren Begriff der Schutzverwandten, welche ganz außerhalb des Bürgerthums stehen, anstatt daß jene Abstufungen nur verschiedene und verschieden in Thätigkeit gesetzte

Organe desselben Ganzen bezeichnen. Unsere Meinung geht also dahin:

Erstens: die durch erzwungene Aufnahme von Leuten aller Art gesunkene Würde und Wichtigkeit des Bürgerrechts muß dadurch gehoben werden, daß Einzugung in die Gewerberolle dasselbe nicht mehr allein verleiht, sondern daß auch auf andere Verhältnisse und Eigenschaften Rücksicht genommen wird; also auf Sitten, Thätigkeit, Kenntnisse, Vermögen, Steuern, Dauer des Aufenthalts, Bürgschaft von Mitbürgern u. s. w. Wie dies in nothwendigem Zusammenhange mit einer unentbehrlichen Gewerbeordnung steht, wollen wir weiter unten wenigstens andeuten.

Zweitens: nicht blos der Besitz von Grundvermögen gibt ein Anrecht zum Bürgerwerden, sondern, in irgend einem näher zu bestimmenden Verhältnisse, auch Vermögen und Einnahmen anderer Art. Insbesondere beruht die Ausschließung selbst der wohlhabendsten und gebildetsten Miether auf der einseitigen Ansicht: aus dem Besitze irgend einer Scholle wachse nothwendig und allein die Vaterlandsliebe hervor.

Drittens: man kann und soll zugleich als Staatsbürger und als Stadtbürger fühlen und wirken. Wer dies für ganz unverträglich hält, verkennt einen wesentlichen Fortschritt der neuern Zeit und läßt entweder den Staat in der Stadt, oder die Stadt im Staate zu Grunde gehen. Sobald man nur gewisse Modificationen über die persönlichen Verpflichtungen eintreten läßt, wird das Bürgerthum und der Staatsdienst fast nirgends im Widerspruche erscheinen. Ja, selbst Staatsämter und Stadtämter lassen sich oft vereinen, sofern nicht eins von beiden die Thätigkeit des ganzen Menschen in Anspruch nimmt, oder der Staatsbeamte zu einer der Bürgerschaft vorgesetzten Behörde gehört und seinen Einfluß auf *nachtheilige Weise* geltend machen könnte.

Viertens: die unbedingte Ausschließung der Geistlichen und selbst der Schullehrer von allem Einflusse auf die Angelegenheiten ihrer Gemeine ist vom Uebel und entsteht aus einer blos materialistischen Ansicht des öffentlichen Lebens. Wollt ihr sie, so hören wir einwenden, ihrer Würde und Stellung unangemessen, mit Handwerkern aller Art zusammenwerfen und an den Rau eines Reiches dieser Welt Hand anlegen lassen? Keineswegs; vielmehr richten sich unsere bisherigen und manche der folgenden Bemerkungen vorzugsweise gegen das irrige Gleichmachen des Verschiedenartigen. Wenn aber dies Verschiedenartige seiner innern Festigkeit und Eigenthümlichkeit halber jenen Versuchen hartnäckig widersteht, so sollte man es nicht kurzweg

(wie hier die Beamten, Geistlichen, Schullehrer) ganz unbenutzt zur Seite werfen, sondern die sich aufdringende höhere Aufgabe lösen, wie es, unbeschadet seiner Würde und Eigenthümlichkeit, eine angemessene Stellung und Einwirkung finden könne. Die genannten Personen, so klagt man, haben zu viel und allerlei Qualification, die sogenannten Patrizier hingegen zu wenig, um Bürger sein zu können; und diese Doppellage ist richtig, sobald man alle schlechthin auf dieselbe Linie stellen, ganz nach einem Leisten behandeln will, gegen welche Verfahrungsweise wir eben ankämpfen. Die katholische Kirche hat Mittel und Formen, sich als solche geltend zu machen, der protestantischen hingegen fehlen sie fast ganz; und erscheint aber die Allmacht, nach welcher jene oft strebte, so sehr über das richtige Maß hinausgegriffen, als die Nichtigkeit der letzteren dahinter zurückzubleiben. Ungegründet ist übrigens die Furcht, unsere Geistlichkeit werde in aller Eile ein Reich dieser Welt gründen, wenn man ihr Gelegenheit verschafft, darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe. Die Einwirkung von der Kanzel herab ist nicht die einzige, und Kirchen- und Schulangelegenheiten würden in vieler Beziehung anderen Zwecken nicht so nachgesetzt werden, wenn mehr Wechselwirkung und Verständigung zwischen Geistlichen und Bürgern stattfände, als bisher.

Fünftens: zu den allgemeinen Bestimmungen eines Hauptgesetzes über all diese Dinge müssen nach Zeit und Ort nähere Vorschriften hinzutreten, und alsdann der städtischen Behörde so viel freie Hand als möglich gelassen werden, ohne jedoch die höhere Controle des Staats ganz auszuschließen.

8. Von den Wahlformen.

Die Bedenken, welche uns im vorigen Abschnitte aufstießen, wo wir den Bürger nur, wir möchten sagen, in seinem negativen oder doch politisch unwirksamen Dasein betrachteten, steigern sich augenscheinlich, wenn wir ihn nunmehr in Thätigkeit setzen, ihm bestimmte öffentliche Geschäfte anweisen. Jene Abwesenheit so vieler tüchtigen, wohlhabenden, kenntnißreichen Männer, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen und auch dazu nicht verpflichtet sind, wird erst hier recht fühlbar und wirkt so nachtheilig, als die Anwesenheit Anderer, die man aufnehmen mußte. Der Gesetzgeber hat hier auch bemerkt und berücksich-

die eingesessenen Bürger von den Wahlgeschäften ausgeschlossen, sobald sie nicht in kleinen Städten hundertundfünfzig Thaler, in größeren zweihundert reines Einkommen besitzen. Allein diese Festsetzung ist insgemein niedrig, die Ausmittelung reinen Einkommens sehr schwer, und endlich zum Abweisen verschuldeter Grundeigenthümer keine Vorschrift erlassen. Zunächst würden wir also wünschen, daß diese Bestimmungen einerseits allgemeiner und andererseits mit genauerer Rücksicht auf die Oertlichkeit gefaßt wären. Außerdem gibt aber Theorie und Erfahrung zu folgenden Bemerkungen Veranlassung:

Erstens, ist laut der Städteordnung jeder Wählende auch wählbar. Zwischen dem einfachen Geschäfte des Wählens und dem weit verwickeltern eines Erwählten findet aber ein so wesentlicher Unterschied statt, daß mit Recht in allen gebildetern Verfassungen der Kreis der erstern weiter, und die an sie errichteten Forderungen milder gefaßt, der Kreis der letztern aber bei strengern Vorschriften enger gezogen ist. Will man hierbei nicht vorzugsweise Steuern (keineswegs blos die Grundsteuer) berücksichtigen, sondern Vermögen und Einnahmen verschiedener Art; so wäre es doch gewiß einseitig und wiederum eine übermäßige Begünstigung des Grundvermögens, wenn etwa acht hundert Thaler Capitalwerth zu Grundbesitz, oder zweihundertvierzig Thaler Rente aus demselben, einer jährlichen Einnahme von vierhundert Thalern aus andern Quellen, z. B. Zinsen von Staatsschuldscheinen, gleichgestellt würden.

Zweitens sind die Wahlen, insbesondere der Stadtverordneten für kleine Städte, keineswegs immer zweckmäßig ausgefallen, und es bieten sich allerhand Mittel zur Abstellung dieses Uebels dar, die wir kürzlich prüfen wollen:

1) „Man lasse die Stadtverordneten, statt auf drei, auf sechs Jahre wählen und jährlich ein Sechstel ausscheiden."

Für diesen Vorschlag spricht, daß Zeit und Uebung dann gehört, abgekürzt, vorkommt Aufsehen bei zu machen und Geschäftsroutine zu erwerben. Andererseits sind die hier zur Sprache kommenden Sachen in der Regel so einfach, daß Der, welcher sie gleich anfangs mit seinem Standpunkte als Bürger nicht begreift, durch Ablauf der Zeit dieses schwerlich zur Einsicht kommen wird. Häufiger Wechsel ist in der Versammlung der Stadtverordneten überhaupt nicht wünschenswerth, und die Gelegenheit der Wiedererwählung, welche beim Mangel anderer genügender Prüfung zur Verbesserungsfähigkeit wird, führt von hier zur Verlängerung der Amtszeit. Endlich werden sich, durch nähere Bestimmungen über die Eigenschaften der Wählbaren, Unzweckmäßige eher als durch jährlichen Wechsel der Erwählten

zuständigen lassen. Der Antrag, die Oberbürgermeister auf Bürgermeister, statt auf sechs Jahre, auf zwölf mit Zuziehung ehrenamtlicher Personen zu wählen, hat Manches für sich, da die Erfahrung lehrt, daß sehr brauchbare und geeignete Männer (welche nicht nöthig haben, aber darauf reflectiren, blos vom Gehalte zu leben) jetzt kaum noch oft auf sechs Jahre angestellt werden. Gegen den Gedanken, jene Männer in der Regel wieder auf Lebenszeit anzustellen, müssen wir uns jedoch erklären, da alsdann nur zu leicht Stillstand eintritt, mit einem neuen Bürgermeister aber meist Leben wenigstens beginnen kann. In der Mitte zwischen zeitlicher, unwürdiger Abhängigkeit und steter Sicherheit liegt das Richtige, das Wohl der Einwohner und der Beamten am meisten Fördernde.

2) „Man verringere die Zahl der Stadtverordneten, besonders für die kleineren Städte." — Würde jener erste Vorschlag einer Verlängerung der Amtszeit der Stadtverordneten angenommen, so läge darin schon mittelbar eine Minderung der Zahl der erforderlichen Personen. Ueberhaupt aber scheint es uns bedenklich, die Zahl der Stadtverordneten zu verringern und so wichtige Rechte, wie z. B. Bewilligung von Anleihen, in sehr wenige Hände zu legen. Es ist eben so wenig, aber Hülfe oligarchisch bei wenigen Reichen, als vor einiger Zeit bureaukratisch bei vielen Armen zu suchen. Eine genauere Bestimmung der Zahl, nach Maßgabe der Bevölkerung und mit Zumischung der ungeringsten Einkommen in große, mittlere und kleine Städte, dürfte dagegen sehr zu empfehlen sein.

3) „Man ersetze vor Allem die Wahlen einer vielköpfigen brauchbare und bleibende Commission, aber man lasse durch den Magistrat eine Liste von Personen anfertigen, aus denen die Wahl nothwendig erfolgen muß." — Diese Vorschläge können wir nicht billigen: denn die ernannte Commission würde nemlich ganz bedeutungslos werden, aber Widersprüche hervorrufen, aber durch Mittel und Nebengründe Einfluß gewinnen. Eine empfehlenswerthe Mittelstufe liegt aber die Wahlen einige ganz in die Hände der Magistrate, und dem Vorschlage und Einen der Stadtverordneten durchaus widersprechen. Dasselbe gilt von dem Vorschlage, andere Wahlbezirke einrichten zu lassen, welche die Verbindung zwischen den reichen Wählern und den übrigen Einwohnern ebenfalls ganz zerreißen.

Wenn man nach anderen Vorschlägen das Bürgerrecht mehr zu Ehren bringt, das Vermögen nicht als einzige und allein gültige Eigenschaft betrachtet, sondern auch nach andern

vor Allem für die Gewichtigen, Ernsten und Verantwortlichen, so kann sich die geringere Aufmerksamkeit weniger

Indem wir an dieser Stelle noch zu einer anderen allgemeinen Betrachtung veranlaßt. Die Entwickelung steht, wie wir sahen, jeder Stadt in Preußen und überhaupt vor, daß jeder Bürger nur in dem Bezirk, wo er wohnhaft ist, gewählt werden kann *). Der Zweck ist also die einzige sachgemäße Bürgerung, welche das Gesetz erlaubt und anerkannt hält; und obwohl sich gegen die ebenerwähnte Bestimmung die allgemeinsten Einwendungen erheben, weil sie nur in sich die tüchtigsten Männer ausschließt, man hat sich ursprünglich gewehrt, eine entscheidende Wahl auf die gesammte Bürgerschaft eintreten zu lassen. Als ich, hier konnte man auf den ersten Anschein folgern, das Gesetz noch nicht streng genug in Verbindung aller Unterschiedungen gewesen, es hätte, nach zweitmäßigem Verhalten als der kleinen Staaten innerhalb der Städte, nicht mit den Preußen neue hervorrufen, sondern alles gleich auf ungetheilt reformirender Höhe stehen sollen? — Wir kennen weder solche unbedingten Zahlen gegen die alten Wiederungen, noch sie gegen die neuen Preußen bürgern. Diese zu vermeiden haben ihren bestimmten Entscheidungsgrund, nämlich Nähe und Verfassung, der Volksvertretung. Sie werden sehr, wo es nicht aber weniger darauf ankommt, mit Recht berücksichtigt und in Thätigkeit gesetzt, also z. B. bei Wahrnehmung, Jagdrechte, Anlegung von Schulen, Abwehrung von Pferden u. s. w. Dagegen nicht jener Umstand der Volksvertretung innerhalb gewisser Grenze, innerhalb nicht bin, ist nicht schattenhaft, positiv und entscheidend genug, um, neuer Verwirrung aller anderen Wichtungen, politische Rechte und Gebräuche lediglich darauf zu gründen. Vielmehr weiter die Unzweckmäßigkeit einer über nichtwesentlichen oder gemeinschaftlichen Verhältnissen, im Belehrung und Verfassung aller öffentlichen Kreise, auf die Nothwendigkeit hin, noch andere mehr organische, an sich ihren politischen Grenzen zu schließen oder weiter zu erweitern. Eine wesentliche Seite dem Bürgerrecht im Jahre

*) Doch wurde in Erfüllung der Volksvertretung, und Wahl [illegible] auf die ständische Verfassung, eine Ausnahme auf den Besitz angenommen, wo es einzelne ist, daß eine die Zahl der Ortsvorsteher [illegible] Gemeinden, welche von Vertretung der Interessen der Bürgerschaft eine Vertretung haben sollen, auch solche als Stadtgemeinden [illegible] und die Stadtordnung hätten, wo die größte Zahl [illegible] der Bürger wohnt.

[illegible] vorzugsweise die abentheuren Schicksungen und Verwicklungen, die verschiedenen Gestalt, die dramatisch-plastische Verschlingung in die Tragik, welche nothwendige Zusammenhänge historischer und der Sinne bis an den Rand des Grabes brachten. Diese Kunst zu erfinden, ein neues Feld Leben zu eröffnen, [illegible] hier, und mit Recht, als die höchst verwunderliche Gabe erscheinen. In neuschlagen ist es immer, daß die zur Nennung der Sprache angewandte Organe manchen Eingriffen, besonders wenn es von Wörtern und Formen nicht verstand, hinter schwachen mußte. Gellert hat schon eine grammatikalische Erfahrung gemacht, in welcher Bildung man Lebensart einen Lehrer, aber nur mittelmäßige Stärke nicht zu bestätigen habe.

Hier erklären wir uns zunächst gegen die atomistische Methode, wonach der Schüler auf seinem Sprachen befehlt und so Lehren soll, und für Belehrung, für Verständlichkeit als vernünftig bezeichnet wird. Diese Methode setzt ganz auf Verstand des Lesers, als wenn man im lebendigen Leben die Gedanken der Rhetorik, Worte, Perioden verwirft und so lächerlich als Sprecher reden und in Thätigkeit setzen wollte. Die einzelnen, aber vielmehr verbundenen Sprachbegriffe lassen auch jener Theorie auf einen ebenen Fläche verstehen konstruieren, bis es dann einfam, verwirrlich der rohesten gewinnt auch einmal einen Zusammenhang zu beginnen. Diese Methode (es wurden Fabel zu Viele erfahren) ist nun in Widerspruch gekommen, den rechten Weg hat man aber noch nicht gefunden. Man sieht nämlich die Verkehrtheit nicht darin, daß man die Wörtchen als Nomen und als ganz gleiche Namen behandelt, sondern darin, daß diese sich zusammengefunden haben; jedoch man sieht nur einen, einzelnen Punkt, in dem Verstandesmaler mit der Wurzel ausgerottet. Wir setzen hingegen: so lange Geist und Regel in Sprachen sehr verbindet, ist man der Analysis und Konstruktion am nächsten; mit Belehrung, Verständlichkeit, Construktion schnell beginnen viele Gefahr ab. Auf jenen Weg ist es eine bedeutende Schwierigkeit, aus einer einzigen Form die Gesetze, [illegible] aus einer Art der Wortbeugung zu gestatten und zu construiren, die schwere aber unumgängliche, aber brillanten zu vermeiden. Wir sehen nun hat in der Regel ganz gewöhnlicher Satzzusammenhang die wichtigen Lehren, als manche andere Gründe, welche die Methode kennen aber verlieren; aber wie kurz hat Gerst, wie kalt der Lehrer, wie Gemeinen, in der Schule und die Verbindungen allein regieren?

Wir wenden uns jetzt noch zu dem eigentlichen Hauptpunkt unserer Betrachtung. Wenn wir sahen, so hat die einzige Lehre darauf gerichtet, daß in einer Sprache verschiedenen

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible] Bedeutung haben, haben in der Tonwelt [illegible] allgemeine Geltung erlangt. In der einfachen Melodie [illegible], wo nur die Melodie möglich und erlaubt erscheint, also zur Musik- und zur mehrfache Begleitung noch gewisse Zwischenräume nicht zum Ton gebildet haben: da bildet die Tonleiter in der höheren Melodie sich, welche dann, mit Rücksicht auf die ganz besonderen, sittlichen und geistigen Verhältnisse, den besten Umfang ergeben und beibehalten mag. Doch braucht sie nicht überall deutlich und durch den Gang ganz abgerundet und vollständig vorgebildet zu sein.

Möchte nun in der zum Schlusse hier Bemerkung (welche ich mit dem Gesagten gar nicht beschließen wollte) auf das Ganze gerichtet, so ergibt sich, daß die Entwickelung in dem aufsteigenden Theile als ein bestimmter Gang anfangs zu halten ist, und die absteigenden näheren Bestimmungen nicht in Widerspruche mit der besonderen Freiheit stehen, sondern nur eine weitere Entwickelung und Fortbildung bei in [illegible] und absteigenden Figuren sein sollen. Töne, welche hin und wieder die Stelle treten, sind nicht auf jene Bestimmung herangezogen; so ist überall gewissen Freiheit und so ein weiter gelassen, wo die besonderen Stellen sind und wenn es sein, auch von und verschiedenen Tonleitern und Tonfiguren [illegible] hat. Einzelne Widersprüche und Tadel und besonders Einschränken, welche die Einrichtungen neben theoretisch auch durch die Erfahrung bereichert haben, sollen ihre bestimmte, in Allgemeinen gewissliche Bedeutung nicht verhalten, und diese Stelle (die schwach an [illegible] für Schulen, Belehrung von Lehrern u. dgl. wichtig) nicht zu einzelnen Widersprüchen haben und in Wirklichkeit aufgehoben haben. Eine Leitung der [illegible] Gewissen, gleich mit rechtem und gutem Gleichmaße und [illegible] Gegensätzen, von großer Weite und weiterer Verwandtschaft, und [illegible] hat die [illegible] noch gefühlte Kluft ausfüllen und die gewaltige Entwicklung in bestimmte Theile, worauf die weitere Freiheit der Tonleiter zu [illegible] beruht, zu [illegible] Verhältnissen [illegible].

Die Begründung und Verbreitung meiner Lehre über die preußische Städteordnung. [XIX.]

Als im preußischen Parlamente einen Antrag wurde, daß, bevor die beabsichtigte alte Städteordnung [illegible] gehen soll, nochmals der Weg [illegible] in alle Kreise zu berichtigen, über zu berichtigen. Eine [illegible] Gelegenheit möchte ich wir erfüllen, nachdem meine Behandlung über die preußische Städteordnung zu mehreren, [illegible] Reden, Abhandlungen und Schriften Veranlassung gegeben, und wenigstens so viel erreicht hat, daß es in anderen Parlamente hinreichend zu Überlassen für die schwierigen Angelegenheiten hält, bevor man erlaubt die Parlamente [illegible] von unbedeutenden Dingen hinweg und auf so hohe [illegible]. In diesen Jahren endlich [illegible] Gesetzentwurf mit so ungenauen Grundgedanken, und die Abschriften z. B. machen beschäftigen, die Gelegenheit bei Zeitpunkt „in den Grundgedanken mit Landesordnung"; es [illegible] nicht hier Verhältnisse mehr, daß Gesetze in dem Maße [illegible] entwerfen, gründlicher gepreßt, richtiger [illegible] und wichtige besser werden, als die Berathung richtiger ist auf man einzelnen Personen nicht verlassen, eine Fehlgesetzgebung überall als Gesetz in die Welt hineingeschickt. — Wenn meine Behandlung über die Städteordnung irgend ein Interesse hat, so wurde sie hauptsächlich verursacht durch Mißverständnisse welche sich, in jenem wichtigen Theile, mit Gelehrsamkeit der höchsten Staatsbeamten, gemischt wurden, denn Meinungen auf einer historisch-politischen Basis, deren Richtigkeit auf der Theorie, können allein nicht hingenommen für eine [illegible] Behandlung zu geben.

Verfassungsrechtliche Bemerkungen nicht ausschließen. Die nicht durch Lust und Einleitung meiner Schrift. Jener hätte allerdings mehr auf den verschiedenen Gesetzen [illegible] Abhandlungen, als auf den vom Text aus [illegible] Gegenstand der Physik und Theorie [illegible] haben, doch hätte ausführlicher und schlagender [illegible] können. Wer ich in meiner Beziehung auf [illegible] Recht [illegible] (Bücher für das Land No. III, [illegible] ich im Schluß [illegible] Bedenken ausgesprochen; hier [illegible] auch ich. Ich [illegible] Gesetze Nach Englisch [illegible] es mir [illegible] Bemerkungen [illegible] Gesetz gegeben, [illegible] Bücher [illegible] für [illegible] Kammer in [illegible] Recht [illegible]

klung die Mängel der Wahlformen und Gemeindeordnungen laut gerügt, in der Frankfurter Versammlung eingehend hat, die willkürliche Deutung und willkürliche Behandlung der Gesetze ist ein Hauptgrund der schlechteren Verwaltung.

Wie Recht hat der Redner in seiner Schrift die Bestimmung getadelt werden, daß Jemand, der sein Grundstück verkauft, sein Anrecht auf das Bürgerthum verliere, daß die Geistlichen und Schullehrer u. s. w. davon ausgeschlossen wären. Ich kann sagen hören: Jener hat seine Pflicht, länger Bürger zu bleiben, Diese haben keine Pflicht, Bürger zu werden, sondern leben (trotz der gesetzlichen Gleichheit des Einzelnen) in Wahrheit draußen, außerhalb des Bürgerthums. Daß mir der Buchstaben der Gesetze bekannt sein mußte, und der erforderliche Grund und Inhalt meiner Schlußfolgen durch jenen mangelhaften Ausdruck hinreichend dahin fällt, haben Andere wohlwollend vermuthet und eingesehen. Es sagt ein geistreicher Rezensent (Berliner Conv.-Blatt 54), mich richtig verstehend: „was denn, daß die Schutzverwandten das Bürgerrecht erwerben können, bleibt es indessen wahr und ist mit dem Verluste zu bekennen, daß die Mehrheit so vieler tüchtiger, wohlhabender, kenntnißreicher Männer, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen und auch nicht dazu verpflichtet sind, die Versammlung der Stadtverordneten nicht zu Dem hat gelangen lassen, was sie durch die Anwesenheit derselben durchaus hätte werden müssen." — Gleich wahr äußert Herr Regierungsrath Heyn in seiner Schrift über die Städteordnung: „Die Berechtigung zum Bürgerwerden ist nicht zu bekämpfen, sondern die Verpflichtung dazu ist nicht aufgehoben genug." Diese Bemerkungen über Bürgerthum und Schutzverwandten (S. 11), und die Erörterungen jenes Rezensenten scheinen mich um so mehr einer weiteren Prüfung der Einwendungen des Herrn Geheimen Rath Stendtsch, da jene nothwendig in die Grundbegriffe von Staat, Stadt und Person eingehen, hier also zu weitläufig werden möchte.

Beleidigender und richtiger scheinen mir die Bemerkungen des Herrn Geheimen Raths über den zweiten Abschnitt meiner Schrift. Insbesondere stimme ich im Ganzen Dem bei, was über die Dauer der städtischen Aemter, die Zahl der Stadtverordneten, die Wahlunterstützung der Gewerbetreibenden gesagt ist. Auch gegen die dem Magistrate zu freigegebenen Fächer der gesetzlich Wählbaren habe ich nichts einzuwenden; mein früheres Bedenken richtete sich lediglich gegen willkürliche Empfehlungen einer Partei Vorgesetzter auf die Wahlzettel der Bürger. Nur das Unterstreichen der Namen, Gehalten, Stell-

lichen u. s. w. in die allgemeinen Stadtbezirke oder andere Gewerbsorganisationen scheint mir nach wie vor unpassend und ungrundsätzlich, weil sie dadurch bei ihrer geringen Anzahl und solcher Zerstreuung alle Bedeutung verlieren und unwirksam bleiben. So z. B. würden gewiß die Professoren einer Universität oder der Gymnasien gemeinsam einen tüchtigen Mann zur Theilnahme an der Angelegenheit des Staats oder der Stadt erwählen; nach Wohnungen oder Stadtvierteln vertheilt, können ihre vereinzelten Stimmen nie zu einer bestimmten Wirksamkeit und Vertretung großer wissenschaftlicher Interessen hinreichen, ja es ist voranszusehen, daß sie unter der großen Zahl der Urheiger gar nicht würden beachtet oder erwählt werden.

In einer letzten Entscheidung über das Zunft- und Gewerbewesen sind die Acten und Berathungen noch nicht vollständig genug; doch scheint es mir außer Zweifel, daß eine neue, der Zeit angemessene Gewerbeordnung nothwendig ist, und die neuen Genossenschaften dann in irgend ein thätiges, aber verfassungsmäßiges bestimmtes Verhältniß zu den Stadtangelegenheiten treten müssen.

Was Herr Geheime Rath Streckfuß (S. 69 u. f.) über die Verhältnisse des Magistrats und der Stadtverordneten beibringt, scheint genau den Gesetzen entnommen und deshalb über alle Zweifel erhaben zu sein. Wenn jedoch als dessen Ergebniß angesprochen wird: daß der Magistrat in allen Wesentlichen nur gehorchen und die Befehle der Stadtverordneten oder der Landesbehörden ausführen müsse, daß ferner der von mir angegriffene Vorschlag zur Ausgleichung von Streitigkeiten die Rechte der Stadtverordneten nicht erweitere, sondern verringere: so weicht dies allerdings sehr von meinen Ansichten ab, und ich sehe mich genöthigt, dieselben mit Bezug auf die Vorschriften der Städteordnung nochmals zu erörtern.

Ein Hauptgrund, weshalb Herr Streckfuß zu andern und wie ich glaube irrigen Ergebnissen kommt, liegt meiner Ansicht darin, daß er diejenigen Punkte, worin die Stadtverordneten eine entscheidende Stimme haben, nicht hinreichend von denen trennt, wo sie als begutachtende oder controllirende Behörde auftreten.

Eine alleinige Entscheidung der Stadtverordneten ist z. B. beigelegt: die Anordnung zu den Bürgerversammlungen zu den Wahlen (§. 65, 75—85), die Wahl der Magistratsmitglieder (§. 47, 152), die Festsetzung ihrer Besoldung, der Entlassung und Pensionirung (§. 187, 139), die Wahl der Mitglieder zu den Deputationen (§. 175), die Bestimmung der

zum Staatshaushalt erforderlichen Summen (181) u. s. w. Von diesen, durch unzweideutige Ausdrücke den Stadtverordneten allein zugewiesenen Dingen sondert das Gesetz ebenso unzweideutig andere Angelegenheiten, für welche sie als begutachtende und controlirende Behörden auftreten sollen. So heißt es z. B. im §. 175: über neue Einrichtungen im Gemeinewesen sollen die Stadtverordneten jedesmal mit ihrem Gutachten gehört werden, und §. 185 sagt: die Stadtverordneten controliren die ganze Verwaltung; sie sollen sich künftig über alle Gemeinegegenstände von Wichtigkeit zuvor erklären und ihre Erinnerungen genau berücksichtigt werden. So wenig nun Controliren der Verwaltung und Verwalten dasselbe ist, so wenig ist das Abgeben eines Gutachtens und das Erlassen einer zu befolgenden Vorschrift dasselbe. Die Urheber der Städteordnung wollten dem Magistrate offenbar in diesen Fällen eine eigenthümliche Theilnahme und Wirksamkeit zugestehen und ihn nicht, wie bei den oben aufgezählten Fällen, ganz ausschließen. Er darf keinen Schritt von Wichtigkeit thun, ohne vorher die Vertreter der Bürgerschaft darüber zu hören, deren Einwendungen zu erörtern und sie entweder zu widerlegen oder sich denselben anzuschließen. Müßte er sich jedesmal den Forderungen der Stadtverordneten schlechthin unterwerfen, so würde der Gesetzgeber nicht so sorgfältige Unterschiede zwischen Befehl, Gutachten und Controle gemacht, sondern kurzweg gesagt haben: der Magistrat führt aus, was die Stadtverordneten vorschreiben.

Auch erscheint allein bei meiner Erklärung des Gesetzes die Errichtung einer Behörde zur Ausgleichung von Streitigkeiten nützlich und nothwendig, sie ist bei der entgegenstehenden überflüssig und entbehrlich.

Nur die Frage kann an dieser Stelle hervortreten: ob es zweckmäßig ist, den Magistraten bei dem ihnen, nach richtiger Auslegung der Städteordnung, noch zustehenden Wirkungskreise eine selbständige Thätigkeit in der Verwaltung zu lassen? Ob man nicht befürchten muß, sie werden die Gutachten der Stadtverordneten wenig benutzen, das Beste der Stadt vernachlässigen und nur nach ihrer Willkür und ihrem persönlichen Interesse handeln? Diese Besorgnisse scheinen mir von keiner Bedeutung, denn:

Erstens besteht der Magistrat ja nicht aus lauter besoldeten Beamten (von denen Herr Streckfuß S. 80 jene Uebel befürchtet und weshalb er den Magistrat ganz der Stadtverordnetenversammlung unterordnen will), sondern nur aus einem Viertel, höchstens einem Drittel solcher Personen. Die übrigen drei Viertel, oder zwei Drittel sind unbesoldete, durch ihr Ver

mögen oder ihr Gewerbe selbständige Bürger, welche den besoldeten Beamten zur Seite gestellt sind und mit ihnen gleiche Stimmen haben. Das Uebergewicht ist daher auch im Magistrate immer auf Seiten der eigentlichen Bürger, also der Nichtbeamten.

Zweitens sind sowol die besoldeten als unbesoldeten Mitglieder des Magistrats durchaus abhängig von der Bürgerschaft. Sie können nach Ablauf von sechs oder zwölf Jahren, mehre der bedeutenderen sogar ohne Pension, wieder entlassen werden, sie haben eine Verbesserung ihrer Lage lediglich von den Stadtverordneten zu hoffen. Weit eher könnte man von so gestellten Beamten fürchten, daß sie gegen die Wünsche der letzten zu nachgiebig sein, als daß sie durch Widerstreben sich um Amt, Aussicht und Brot bringen werden.

Drittens hat der Magistrat nur die obere Leitung der Geschäfte. Alle Gegenstände, womit eine Verwaltung oder fortlaufende Aufsicht verbunden ist, stehen unter besondern Deputationen, die (§. 171, 175, 179) größtentheils aus Stadtverordneten und Bürgern, geringerntheils aus Magistratsgliedern zusammengesetzt sind.

Viertens ist der Magistrat dadurch, daß jede Geldbewilligung lediglich durch die Stadtverordneten erfolgt, in Hinsicht aller bedeutenden Pläne und Maßregeln immerdar von ihnen abhängig und genöthigt sich ihren Wünschen anzuschließen.

Fünftens, wird selbst Herr Struckfuß nicht in Abrede stellen, daß Leidenschaften, Vorurtheile, Eigennutz, Rechthaberei u. dergl. sich in allen menschlichen Verhältnissen, also bei Stadtverordneten wie bei Magistratsgliedern zeigen können, und die letzten (oder andere königliche Beamte) keineswegs um deswillen vermögsweise damit behaftet sind, weil sie für ihre Arbeiten bezahlt werden. Bei Gründung einer Verfassung darf man (wie ich schon in meiner ersten Schrift behauptet habe) nicht annehmen, daß auf einer Seite nur guter, auf der andern nur böser Wille vorhanden sei. Von beiden Seiten kann das Rechte wie das Irrige vertreten, und die Formen sollen dahin wirken, Jenes zu fördern, Dieses zu hemmen, von welchem Punkte es auch ausgehe.

Wenn Herr Struckfuß, indem er dem Magistrate fast keine Rechte, sondern nur die Pflicht zugesteht, den Willen der Stadtverordneten auszuführen, jenem, um sich Einfluß zu verschaffen (S. 309), unserm edeln König als Muster vorstellt, so finde ich dies sehr angemessen; nur könnte ein Anderer, welcher Lust hätte dem Magistrate, und nicht den Stadtverordneten, alle Gewalt zu übertragen, die letzten ebenso bequem auf

die dort genannten Tugenden verweisen. Davon ist ja aber hier zunächst gar nicht die Rede, sondern von gesetzlichen Formen, welche unser König in der Ueberzeugung erschuf, daß sich Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit dadurch erzeugen, befördern und erhalten lassen. Als er der Vielregiererei der Staatsbehörden (für welche jene Ermahnung auch paßt) ein Ende machte, sollte keineswegs (wie Herr Streckfuß will) alle entäußerte Gewalt ungetheilt den Stadtverordneten übertragen werden und der Magistrat bei der Erbschaft ganz leer ausgehen; vielmehr sollte jeder seinen angemessenen Antheil erhalten. Weder der Bürgerschaft noch Magistrat blieben durchaus was sie waren, für Beide traten Aenderungen und zwar Machtvergrößerungen ein.

Uebrigens kann Herr Streckfuß unmöglich im Ernste glauben, daß eben die Gründe, welche ein Volk bestimmen den Befehlen seines Landesherrn willig zu gehorchen, für die Versammlung der Stadtverordneten vorhanden sind, sich den Vorschlägen der Magistrate zu fügen. Der erste ist mit erblicher Souverainetät bekleidet, steht als Gesetzgeber und Vollstrecker an der Spitze der kriegerischen und polizeilichen Gewalt, spendet Ehren, Gaben und Aemter, erscheint als Mittelpunkt der höchsten irdischen Macht. Ein Magistratsglied wird dagegen (wie gesagt) von den Stadtverordneten gewählt, besoldet und, wenn es ihnen behagt, nach wenigen Jahren entlassen. Er kann aus eigener Macht weder Geld einnehmen noch ausgeben, keine Ehren, Gaben und Aemter spenden, er muß (nach der Auslegung des Herrn Streckfuß) Alles ausführen, was nur die Versammlung der Stadtverordneten von ihm verlangt, wenn es auch gegen seine volle Ueberzeugung läuft. Sollte es nun solchen machtlos hingestellten Beamten so leicht sein wie einem souverainen König, sich Folgsamkeit zu verschaffen?

Der großen Gewalt, welche das Gesetz den Stadtverordneten beilegt, muß durch eine feste Stellung des Magistrats ein Gegengewicht gegeben werden, und meine bei dieser Gelegenheit angestellte Betrachtung über die Volkssouverainetät ist keineswegs so müßig, wie Hr. Streckfuß sie nennt. Denn obgleich jene Lehre in ihrer ungeschlachten jakobinischen Gestalt keine Vertheidiger mehr findet, weiß sie sich doch (dies sehen wir) in einer etwas verhüllten und wohlgezogenen Gestalt Eingang zu verschaffen. Denn eine Versammlung von Bürgern, Deputirten, Stadtverordneten — und selbst polnischen Edelleuten — ohne Gliederung und genügendes Gegengewicht hingestellt, schließt jedesmal so gewiß eine schädliche Souverainetät der Menge in sich, als ein Magistrat, Senat, Oberhaus, oder wie

es Namen habe, in ähnlicher, vereinzelt allmächtiger Stellung, ohne hinreichend berechtigte Stadtverordnete, zweite Kammern u. s. w. zur Tyrannei hinausführt.

Wollte man endlich, um das Uebel auf die höchste Spitze zu treiben, die Verwaltungsbehörde ganz von den Beschlüssen über Verwaltungsmaßregeln ausschließen (wie Herr Streckfuß S. 80 fordert), so wäre dies ganz dem leblosen, anatomischen Systeme von Theilung der Gewalten angemessen, dem, in diesem Sinne, selbst alle besonnene Franzosen längst als völlig unbrauchbar den Abschied gegeben haben. Die laufende Verwaltung gebührt ohne Zweifel dem Magistrat allein, und es ist mir nie eingefallen in dieser Beziehung einem Theile wider den andern ein Veto beizulegen. Daher muß ich auch die Furcht des Herrn Geheimen Rath, als werde nach meinem Vorschlage die ganze Verwaltung zum Stillstand kommen, völlig ungegründet nennen. Wohl aber hat es für mich keinen Zweifel, daß man die Gesetzgebung, welche allgemeine Regeln für die Verwaltung aufstellt, ohne nachtheilige Folgen, weder dem Magistrate noch den Stadtverordneten allein in die Hände geben darf.

Am eifrigsten hat Herr Geheime Rath Streckfuß den von mir angegriffenen Vorschlag über die Beseitigung der Streitigkeiten zwischen Magistrat und Stadtverordneten vertheidigt, meine Einwendungen jedoch weniger durch allgemeine Gründe als dadurch zu widerlegen gesucht, daß in Fürstenau, Frankfurt am Main und Hamburg Aehnliches zur Anwendung komme. Wäre dies wirklich der Fall, so könnte man allerdings noch den Beweis fordern, daß daraus Nutzen entstanden sei; solcher Untersuchung ist man aber ganz überhoben, da die Einrichtungen dieser Städte wesentlich von jenem Vorschlage verschieden sind und dessen Unbrauchbarkeit vielmehr bestätigen, als seine Trefflichkeit erweisen.

Daß die hannoversche Regierung vor nicht mehr als drei Monaten eine Einrichtung in Fürstenau (einem Städtlein von 181 Häusern und 912 Einwohnern) getroffen hat, ist wahrlich kein gewichtiger Grund, sie in allen Städten der preußischen Monarchie als bewährtes Vorbild zur Anwendung zu bringen. Jene Regierung hat aber dort keine Commission, sondern, wie Herr Streckfuß berichtet, ein Collegium gebildet, dessen Glieder an unsere besoldete und unbesoldete Magistratsgenossen erinnern. Oder wäre jenes der Fall, so stünde das Verhältniß der Personen, aus dem Magistrate und der Bürgerschaft entnommen, wie Eins zu Zwei, während es Herr Streckfuß in den verschiedenen Städten unserer Monarchie (nach

Maßgabe der Anzahl von Magistratspersonen und Stadtverordneten) nicht blos zwischen eins und zwei, sondern willkürlich und ohne inneren Grund zwischen eins bis sechs auf- und abschwanken läßt.

In Frankfurt am Main, in Hamburg, ja man kann sagen in allen Reichsstädten, hat oder hatte nicht blos der Magistrat weit mehr Recht und Gewalt als ihm Herr Streckfuß beilegen will, sondern sogar weit mehr als ich für ihn in Anspruch nehme: daher scheint mir die Berufung auf jene Städte der unglücklichste Ausweg, den mein Gegner zur Vertheidigung seiner Ansicht nur ergreifen konnte. In Frankfurt am Main insbesondere ist die höchste Gewalt nicht bei zwei, sie ist bei drei Behörden, der gesetzgebenden Versammlung, dem Senate und dem ständigen Ausschusse, deren Wahlen, Rechte, innere Einrichtungen u. s. w. so sehr von den preußischen abweichen, daß für diese daraus nichts zu entnehmen, oder wenigstens der von mir angegriffene Vorschlag nicht zu rechtfertigen ist.

In Hamburg (sagt Herr Streckfuß) wird, wenn sich Magistrat und Bürgerschaft nicht vereinigen, aus beiden eine Deputation gewählt, und was die Mehrheit beschließt, ist unwiderruflich. — Wäre dieser Bericht auch erschöpfend, so folgt daraus meines Erachtens doch nichts für den Vorschlag des Herrn Geheimen Raths. Denn der Bildung von Deputationen im Allgemeinen hat Niemand widersprochen, sondern nur dem Zusammenwerfen von zwei, der Zahl und der Bestimmung nach ganz verschiedenen Körperschaften.

Wenn der Rath in Hamburg (welcher seine eigenen Glieder selbst wählt, die Bürgerversammlungen beruft, in denselben den Vortrag hat u. s. w.) sich mit der Bürgerschaft nicht einigen kann, so wird nochmals und nacheinander mit drei besonderen Behörden gerathschlagt, mit den Oberalten, dem Collegium der Sechzig und dem der Hundertundachtzig, und erst wenn alle, und insbesondere die beiden letzten Körperschaften nach vielfach genommener Rücksprache mit den uneinigen Parteien nicht zum Ziele gelangen, wird zur Entscheidung eine Deputation von höchstens sechszehn bis zwanzig Personen und zwar zur Hälfte aus dem Magistrate und zur Hälfte aus der Bürgerschaft erwählt *); wobei viele Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln eintreten, um die Tüchtig-

*) Grundgesetze der hamburgischen Verfassung S. 15, 91, 95, 241. Aus Schreiben von Hamburg III. 298, 317.

sten und Unparteilichsten aufzufinden. Der letzte Abschnitt des von diesen Einrichtungen handelnden Titels lautet: „Schließlich soll es eine unveränderliche Satzung bleiben, daß, solange Rath und Burgerschaft nicht zu einem einmüthigen Schlusse gekommen, des einen Theils Resolution und Entschließung für keinen gultigen Schluß geachtet, vielweniger zur Execution gebracht werden soll." — Ob nun dies Verfahren, diese Grundsätze irgend im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was Herr Streckfuß vertheidigt, kann jeder Unbefangene leicht entscheiden.

Am besten wurden alle Zweifel über Sinn und Auslegung der Städteordnung gelöset, wenn derjenige Mann sich umständlicher darüber erklären wollte, den Herr Streckfuß gleichwie ich als seinen Meister anerkennen und dem das Publicum schon um deswillen beitreten wird, weil er Haupturheber jenes Gesetzes ist und die Ehre hatte, für seine großen Verdienste um die Herstellung der preußischen Monarchie den persönlichen Haß Napoleons auf sich zu laden. Für itzt darf ich, mit seiner Erlaubniß, aus einem an mich gerichteten Briefe anführen: daß er dem Inhalte meiner Abhandlung über Burgerrecht und Wahlformen unbedingt beitritt, den Magistrat weder den Stadtverordneten, noch diese jenem unterordnet, sondern jedem besondere und beiden gemeinschaftliche Geschäfte überweiset. Zu denen, worüber keiner allein entscheiden darf, welche den Stadtverordneten und dem Magistrate zustehen sollten, rechnet Derselbe: das Recht, Statuten zu machen, unter Genehmigung des Staats zu besteuern, zu veräußern, zu vererbpachten, Abschluß von Vergleichen, Anleihen, Neubauten, Gehaltszulagen, Errichtung von Anstalten für Erziehung, Armuth und öffentliche Bequemlichkeit, Abnahme der Rechnungen.

Die Vorschläge endlich, welche jener Staatsmann über die Vereinigungs- und Ausgleichungsanstalt macht, sind von denen des Herrn Streckfuß wesentlich verschieden, mit dem aber ganz vereinbar, was ich S. 73 andeutend in dieser Beziehung verlangt habe.

Nie ist also die Absicht gewesen, die Obrigkeit der Stadt zum willenlosen Werkzeug einer, so oft in den Personen und daher leicht auch in den Ansichten und Triebfedern wechselnden Versammlung zu machen; aber ebenso wenig hat unser König die Städte (nach aufgehobener Einwirkung der Landescollegien auf ihre Angelegenheiten) der Willkür der Magistrate hingeben wollen. Jede Deutung oder Abänderung des Gesetzes, welche die eigenthumlichen Rechte des einen oder des andern Theils unmittelbar oder mittelbar vernichtet, welche die gemeinsame

Wirksamkeit aufhebt, Befehl, Gesetz, Gutachten und Controle durcheinanderwirft, nach Zerstörung alles Gleichgewichts durch sachliche Bestimmungen oder erkünstelte Formen irgend einem Theile, aus falscher Vorliebe, die jedesmalige Entscheidung in die Hände spielt, — ist verwerflich und unheilbringend. Gegen die Uebel, welche auf diesem Wege fast unausbleiblich entstehen müssen, ist freilich ein hinreichendes Mittel bereits in der Ferne angedeutet worden, daß nämlich bei zu großer Ungebührlichkeit einer Stadtverordnetenversammlung diese ganz vom Staate aufgelöset werde! Sobald dergleichen Beispiele sich in Folge der vorgeschlagenen, unzweckmäßigen Formen vermehren, werden Aengstliche oder Uebelwollende ganz allgemeine und heftige Klagen über demagogische Neuerungen erheben, es werden Freunde des Gemäßigten das Gesetz nicht mehr mit frischem Muthe und voller Ueberzeugung vertheidigen, und die, bei solchen Verhältnissen fast unvermeidliche Aufhebung der Städteordnung und aller Segnungen die daraus entstehn können, wäre nur die Folge einer ursprünglich gewiß sehr gut gemeinten, in Wahrheit aber sehr übel angebrachten, sogenannten Liberalität!

Beilage.

An zwei Unbekannte und ihnen gleichgesinnte Personen.

Ich habe zu gleicher Zeit zwei anonyme Briefe über meine Schrift, die Städteordnung betreffend, erhalten, deren Urheber mir Vorschläge mittheilen, wie ich im Fall einer zweiten Auflage Manches deutlicher und kräftiger ausdrücken sollte. Beide Männer haben in ihren Rathschlägen die Form der Ironie gewählt und mich dadurch auf meine Irrthümer und Verkehrtheiten aufmerksam machen wollen. Nur gehen Beide von ganz entgegengesetzten Standpunkten aus, und während der Eine mich für einen Obscuranten, für einen Feind aller wahren Freiheit zu halten scheint, wähnt der Andere, ich hätte jenen Deckmantel nur über den Jakobinismus gehängt, den ich schon früher als Geschäftsmann fördern helfen. Ich könnte mich beider Gegner vielleicht am besten erwehren, wenn ich ihre Briefe nebeneinander abdrucken ließe und durch diese Wechselironie ihre Beschuldigungen auf Null zurückbrächte: weil dies jedoch an

dern Bedenken unterliegt und zur Aufklärung der Sache ſelbſt wenig förderlich wäre, will ich lieber durch deutliche Antworten Einigung oder beſtimmtern Widerſpruch herbeiführen.

Die Anklage auf Jakobinismus alſo, weil ich der preußiſchen Geſetzgebung ſeit 1807 im Ganzen das Wort rede, halte ich für thöricht und verkehrt. Wer nämlich jene Geſetzgebung lediglich aus dem Standpunkte des für ſich abgeſchloſſenen, angeblich unveränderlichen Privatrechts betrachtet und ſie deshalb revolutionair zu nennen wagt, begreift nicht, daß Staatsrecht und Politik eben ſo nothwendige und unentbehrliche Elemente des öffentlichen Lebens ſind. Durch angemeſſene, zeitgemäße Berückſichtigung dieſer drei Beſtandtheile und Lebensquellen entſteht erſt wahre Entwickelung; revolutionair hingegen wird, wer Eins oder das Andere allein herrſchend an die Spitze ſtellt und das Alte oder das Neue, Beharren oder Aendern als das ſchlechte und immerdar Richtige anpreiſet. Nie iſt der Staat ein fertig Gegebenes, nie ein ganz von vorn neu zu Machendes, darüber ſind alle irgend Verſtändige theoretiſch in der That einig; praktiſch alſo kann und ſoll derſelbe Mann (ſobald er über einſeitige Parteien erhaben iſt), mit genauer Berückſichtigung aller Verhältniſſe, in einem Falle ſich für das Aendern, im zweiten für das Feſthalten muthig und rückſichtslos ausſprechen. — Auf ganz verſchiedene Weiſe, ja am einſeitigſten und oberflächlichſten verfahren aber freilich Diejenigen, welche erſt einen Gegenſatz zwiſchen König und Staat herbeikünſteln, an welchen, Gott Lob! König und Volk bei uns nicht gedacht haben, und gegen die erfundene Krankheit nachher Univerſalmedizin aus der Jeſuitenapotheke des Wunderdoctors Haller eingeben wollen, wodurch ohne Zweifel völlige Auflöſung alles Beſtehenden und die ärgſte Revolution hervorbrechen müßte. Einer ſolchen iſt man gerade durch das entgegengeſetzte Verfahren entgangen und hat die preußiſche Monarchie auf einen Punkt gehoben, wozu anbrüchige Hebel anderer Zeiten nicht mehr hinreichten. Es dürfte alſo gleich nothwendig ſein, falſchen Demagogen und falſchen Ariſtokraten entgegenzutreten und jenen zu beweiſen, daß man keineswegs mit Siebenmeilenſtiefeln in die Zukunft hineinſchreiten, dieſen, daß man nicht die Weltgeſchichte (wie in Tieck's „Zerbino") rückwärts ſchieben kann.

Meinem zweiten Gegner antworte ich, daß ein aufmerkſamer Leſer in meiner Schrift die Widerlegung ſeiner Vorausſetzung an vielen Stellen finden wird; hier ſage ich nur hinzu:

1. Die Franzoſen verdienen großes Lob, daß ſie an den Bürgſchaften ihres öffentlichen Lebens, Charte und Reichstag

festhalten, ohne welche sie leicht der bloßen Willkür noch einmal anheimfallen könnten; die Deutschen verdienen Tadel, wenn sie diejenigen Bürgschaften, welche zeither die beiden Hauptübel alter geselligen Einrichtungen, Tyrannei und Anarchie, von ihnen abhielten, gar nicht kennen oder verkennen.

2. Es ist zweckwidrig, wenn man verlangt, die Deutschen sollten unbedingt das Französische, oder die Franzosen das Deutsche nachahmen; es ist einseitig, wenn man wähnt, das eine Volk könne vom andern nichts lernen.

3. Weder das politische Gebäude der Franzosen, noch das der Deutschen ist fertig. Jene haben an demselben die von mir gerügten Mängel selbst mehre male lebhaft und geistreich angegriffen, sie bessern (und ich gern mit ihnen), daß man sie von oben herabsteigend antretten, oder doch mindern werde. Umgekehrt fehlen in manchen deutschen Staaten noch formale Bürgschaften in höchster Stelle, wogegen reale an sehr vielen Punkten und Verhältnissen gegeben sind, und der Bau unten eine solche Breite und Sicherheit hat, daß man (bei dem Vorrathe trefflicher Materialien und der unleugbaren Thorheit des Nichtvollendens, oder gar des Zerstörens) dem völligen Ausbaue mit Zuversicht entgegensehen kann. Dieser Zweck wird am besten gefördert werden, wenn die Machthaber sich durch keine Partei (sie sei geistlich, adelig oder bürgerlich) verlocken lassen, sondern erlauben, daß alle ihre Ansichten freimüthig aussprechen und dadurch wechselseitig berichtigen dürfen.

4. Es war meine Aufgabe, übertriebenen Lobrednern des Französischen und Verächtern des Deutschen gegenüber, die Lichtseite des Letzten hervorzuheben, sowie umgekehrt bei andern Zwecken allerdings übertriebenen Tadlern des Fremden und Lobpreisern des Einheimischen ein anderer Spiegel vorgehalten werden kann und muß. Bei Beurtheilung der Städteordnung (wozu mir allein Raum gegeben war) glaube ich mich von dem letzten Fehler frei gehalten zu haben und würde gleicher Unparteilichkeit nachstreben, wenn ich andere Zweige unserer Gesetzgebung, z. B. bäuerliche Verhältnisse, Census u. dergl., einer Prüfung unterwürfe. Es wäre alsdann z. B. (wie ich es anderwärts bereits gethan) hervorzuheben, daß der vom Preisfteller angeführte besondere Fall eines gewissen Bücherverbots, sowol dem Sinne als dem Buchstaben unserer Gesetzgebung widerspricht.

5. Sehe ich darin, daß jedes Volk einzelne seine Freiheit und deren individuelle Gestaltung für die beste hält, keineswegs bloße Dummheit und Anmaßung, sondern ebenso sehr ein Glück und eine Wohlthat, sofern dies vor Allem auf die

[illegible] [illegible] [illegible] [

5.

Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- und Handelsvereine. 1833.

Erster Brief.

Viel zu oft, verehrter Freund, habe ich die Frage: Sind Sie für das Anschließen Sachsens an Preußen? zu meinem Verdrusse kurzweg mit Ja oder Nein beantworten hören, als daß ich aus Bequemlichkeit selbst diesen Weg einschlagen und so recht eigentlich nach Vorurtheilen ein Vorurtheil aussprechen dürfte. Das bloße Zeitwort: anschließen, besagt an sich noch gar nichts Bestimmtes; denn man kann sich zu dem Guten wie dem Bösen, dem Vernünftigen wie dem Thörichten anschließen. Ebenso wenig reicht es aus, ein paar preußische oder sächsische Tarifsätze zu kennen, oder sich auf das Zeugniß von Leuten zu berufen, welche die bevorstehenden Maßregeln fürchten oder herbeiwünschen, lediglich je nachdem sie für sich Vortheile oder Nachtheile daraus ableiten.

Von vorn herein steht wol nur zweierlei fest.

Erstens, daß Niemand in dieser Sache ein wohlbegründetes Urtheil fällen kann, bevor die vollständigen Bedingungen des neuen Handelsvertrages bekannt gemacht sind, und selbst dann seinen persönlichen Standpunkt nicht für den allein entscheidenden ansehen darf.

Zweitens, daß Sachsen wie Preußen zu ihren wohlwollenden und väterlichen Regierungen das Vertrauen haben können und sollen: ihr Wohl werde sorgfältig berücksichtigt und gewiß nicht übereilt preisgegeben oder eigensinnig verkannt werden.

Diesen beiden Behauptungen darf ich wol (ohne Furcht, widersprochen zu werden) eine dritte hinzufügen: nämlich, daß die Steuer- und Zollsysteme der deutschen Staaten sich keineswegs

einer unbedingten Volksvertretung erheben, sondern vielmehr wesentliche Verbesserungen zum Vortheile aller Betheiligten bedürfen. Wenn wir also Vorwürfen zur Seite stehen, welche die höchste Weisheit kaum lösen, nicht zu thun und die Augen (wie der Vogel Strauß) gegen die dringendsten Forderungen der Zeit zu verschließen, so bleibt nur die Aufgabe: sich mit Personen zu verständigen, welche den großen Zweck ernstlich wollen, aber über Mittel und Wege verschieden denken.

Um hierüber nicht im Unbestimmten umherzuschweifen, ist es mir erlaubt, mich auf die Vorschrift meiner hiesiger Landsleute gegen den Abgeord. Jacobi zu beziehen, welche im „Vaterland" Nr. 70 und 71 abgedruckt ist. Da verschieden die Gesichtspunkte meiner Beurtheilungsweise von denen des achtungswerthen Verfassers sind, hatte ich doch eine Annäherung für möglich, da ich mit den von ihm im Allgemeinen aufgestellten Grundsätzen über Constitutionalität übereinstimme. Unmöglich kann ich jetzt auf das Besondere eingehen, dessen ich mich aber dem ersten Hauptpunkte ausgesprochen habe. Es heißt in jener Vorschrift: „Wir müssen, über Verschiedenheiten allgemeinere Namen zu erheben, überlassen wir es Andern, die Gefahr für die durch Jahrhunderte bewährte Unabhängigkeit unserer Vaterlandes und für die kaum gewonnene constitutionelle Freiheit zu untersuchen, die wir in einem so engen Bunde mit einem übermächtigen und der Selbstständigkeit der Völker entschieden abgeneigten Nachbarstaate jetzt augenblicklich bedroht sehen müssen."

Gerade diese Verschiedenheiten bedürfen einer genauen Prüfung: denn je nachdem man sie beseitigt oder vermindert, ist im Wesentlichen und Großen das Wichtigste entschieden, und die Fragen über Rechte oder jenen Tarifsatz, diese oder jene Förmlichkeiten u. dgl. erscheinen als ganz untergeordnet. Inzwischen muß ich den Gedanken und Ausdruck rügen: die preußische Regierung sei der Selbstständigkeit der Völker entschieden abgeneigt. Das preußische Volk ist so selbstständig als irgend einer in Europa und ohne seine selbstvertrauende Anregung würden die Kleinen deutschen Staaten weit noch immer an der Souverainetät Kabinetsregen, welche ein fremder Eroberer ihnen eigenmächtig schenkte. Haben einzelne Preußen über Verdienste um Deutschland eine andere gemacht, so ist das zwar nicht zu billigen; aber doch weit verzeihlicher, als wenn Manche so bereitet sind, französische Lobreden über das unbegrenzte Vermögen unserer westlichen Nachbarn für deutsche Freiheit sinnlich nachzuempfinden.

Bemerkt man: es sei hier nicht die Rede von der politischen Selbstständigkeit der Preußen, sondern wie man jetzt weit verbreitet sagt von dem constitutionellen Leben im Innern, so

sicht sich in einem weiteren Kreis, wo Wahrheit und Irrthum in solcher Weise vermischt liegen, daß hier nicht einmal der Versuch gemacht werden kann, beides zu sondern. Diesem Verfahren gegenüber können wohl die Pflicht und Bedürfniß, daß in Predigt und Lehre, Bürger und Bauern, Verbreitung der Bibelgesellschaften und des Innern-Vereins, Abhaltung der Synode, Wiederbelebung von Staat und Land, Vereinfachung des Gottesdienstes u. s. w., noch auf Jahre hinaus gar viel zu thun übrig bleibt, ehe das sächsische Volk dem gewünschten an Gottseligkeit gleichkommen wird.

Doch wozu viele Vergleiche? Wo der Regierung auf dem Boden des Rechts will und befiehlt, dann sich Jeder der Gnade und sucht das Schädliche zu vermeiden.

In dem Schädlichen unserer Tage scheint aber der politische Streitpunkt. Die eine Partei sucht alle Hände zusammenfassen bei den Pfarrern, und sieht darauf daß sie unbedingt vertrauen darf; das führt zu einem unerträglichen Mißtrauensvotum der Gemeinden. Die andere Partei hat angefangen darauf, daß die Pfarrern nicht singen, und sucht allerlei Hülfe in den Gemeinden, wodurch doch jetzt geradezu Zustand eine Verschiedenheit der Pfarrern und Gemeinden hervorgeht. Das Kirchliche zeigt sich der Streitpunkt da, wo irgend einer Form als absolut passend und Alles haltend betrachtet wird. Der Politiker, welcher sich auf diese Weise festlegt, ist dem Staatsleben unerträglich, weiter von jener Partei durch Unterschiedlichkeit zu erreichen. Im sechzehnten Jahrhundert glaubten die verschiedenen Parteien mit den Reichstagen der ordentlich Kirchenversammlung, der Concordienformel, den symmetrischen Büchern u. s. w. das ganze Christenthum und die reine Wahrheit zu besitzen, und verdammten und verfolgten alles Uebrige. Die jetzt unsere Bekenntnisse in jenem confessionellen Verstehen zur Empörung und Unruhe, unsere Glaubensregeln in jene gesetzmäßige Ordnung zur Irrnung.

Die Freiheit liegt nicht an einer Seite; es ist Wechselbeziehung, sie nur in einer Richtung zu sehen und zu suchen. In der einen Welt sucht sie z. B. Niemand in Glaubensbekenntnissen, während der Mittelalter Niemand in Wahlgesetzen u. s. w. Seine Fassung hat wirklich entdeckungen, einigen Werth; weil aber nicht jeder Forscher einen Bekenntnißzwang der Wahrheit in sich, und die Wissenschaft kann von vielen Seiten eindringen. Neben der Gottseligkeit, ja Wunder der Journalisten sucht die Verbreitung der Bibel und Presse, neben der politischen Freiheit möglich Individualität, neben manchem äußerlichen kirchlicher Abhängigkeit von den Reichsstaat, neben hochherzigem

[illegible] [illegible] [illegible] [

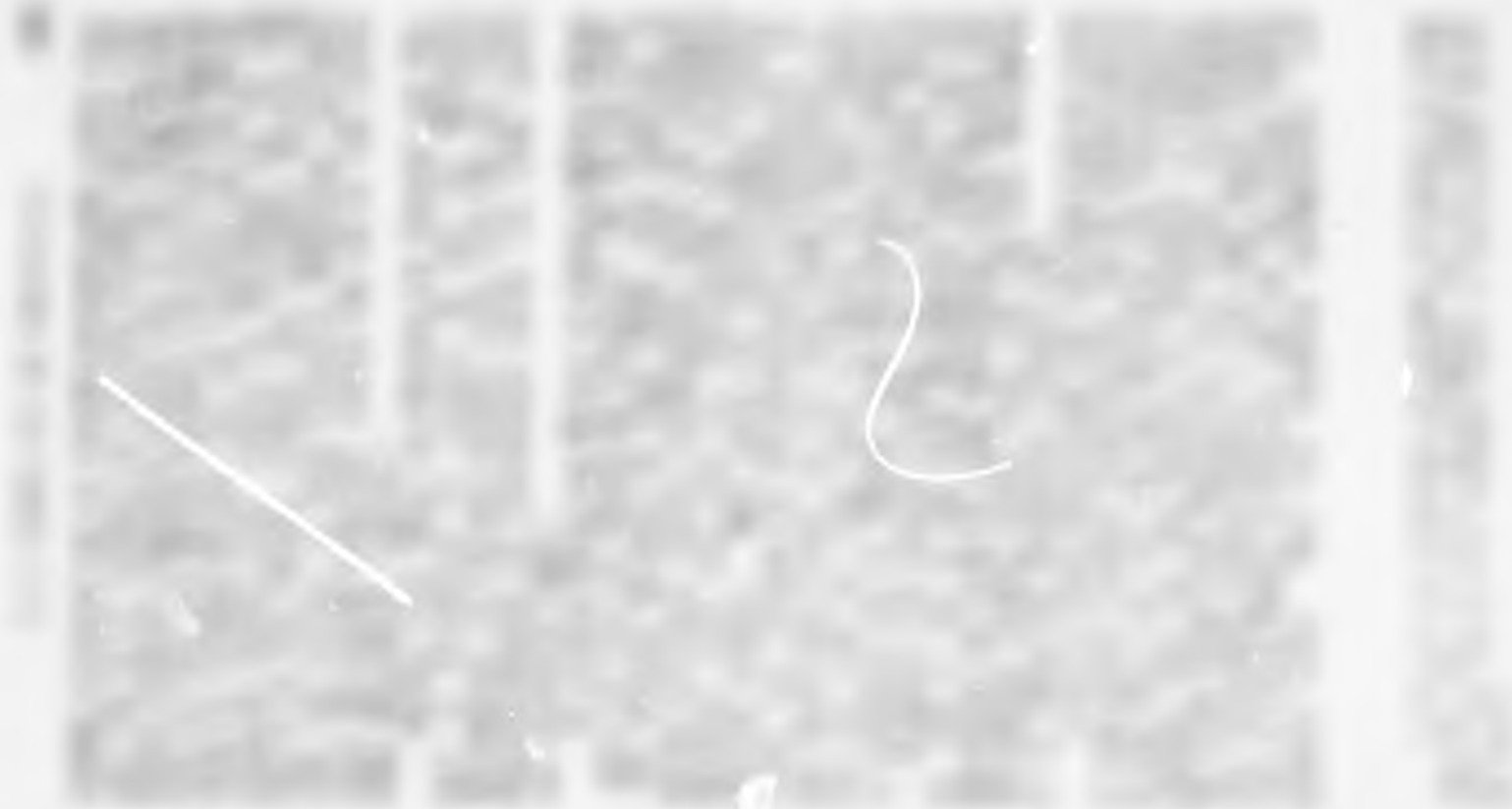
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Briefe über geschichtliche Fragen der Gegenwart [1920]

Erster Brief

[illegible] [illegible] [illegible] [

der Masse sind in Beziehung auf Unabhängigkeit, Wohlhabenheit und Menschenwürde jetzt viel glücklicher als sonst; ja, es ist in dieser Richtung mehr geschehen und versucht worden, als bei der rechtfertigen Lage. Wenn ein Landbesitzer seinem Knechte, welcher absolut einen Pflug nothwendig, weil er ein Glas zerbrochen hat, oder alle Pflüge einer Heerde auf Wochen zu hüten, bis zu einem Gehalte, welches allen Menschen das Existenzminimum verleiht.

Ich wiederhole: in Bezug auf Das, was man viel die Arbeit, die gütige Natur des menschlichen Fleißes nennen kann, sind (nach Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Lehnsverhältnisse) die größten Fortschritte in der Geschichte der Menschheit eingetreten, und die entgegenstehenden Klagen sind ohne Grund. Daß aber die neue Freiheit auch zu Zwiespalt und Mißbrauch führen kann und geführt hat, wer wird das leugnen; welche Thorheit indeß und Grausamkeit, der Wunsch gegen solche Uebel in einer neuen Verfassung, aber gar in der Herstellung jener Gesetze und Zustände zu suchen oder doch zu hoffen? Es wird sich später ergeben, wie Christenthum und Erziehung auch in diesen Gegenden heilsame wirken, als jene mosaischen Vorschriften.

Was hilft, daß man uns entgegen, all jene Gefahren von Menschenraub, Menschenwürde, politischer Theilnahme u. s. w., während Tausende hungern, darben, hassen und sich gegenseitig zu bedrücken nicht im Stande sind. Sollten denn wir sie in alter und mittlerer Zeit bei Mißwachs, Kriegen u. dergl. verhältnißmäßig weniger Menschen gehungert und gedrückt haben als jetzt? Wollte und könnte man denen helfen zu Hilfe kommen in einer Zeit, wo beim Mangel an Verkehr, Zusammenhang, Straßen u. s. w. jetzt örtliche und landschaftliche Uebel sich unvermeidlich war? Ist nicht die Empfindlichkeit der Fremden und der Einzelnen für Noth und Hülfsbedürftige jetzt so groß als zu irgend einer Zeit? Ja, ist die Macht der Massen nicht so, daß man sie berücksichtigen muß, wenn es zu großmüthigem Mitleiden käme? Herr Pückler in Muskau, wenn er sagt[1]: „Die Armen halten sich für unglücklicher als sonst, obgleich in Wahrheit der Zustand sich immer wenigstens bessert“? Hier muß bei so wenigstens nicht der geringste Zweifel, daß sich die Arbeiter in den Webereien bei Berlin ohne Vergleich besser befinden haben, als die Arbeiter an den ägyptischen Pyramiden und dem römischen Circus.

[1] „Aus Leben des Verstorbenen“, S. 113.

Man ersieht so oft, daß Armuth ein Verhältnißbegriff ist. Ein Armer in einem reichen Volke fühlt sich arm, während er in Wahrheit noch reich ist im Vergleiche mit einem Armen in einem armen Volke. Die Bewohner der englischen Arbeitshäuser befinden sich in Hinsicht auf Wohnung, Nahrung und Kleidung unendlich besser als alle wilden Stämme, ja als unzählige freie Landleute auf dem Festlande Europas. Arme gibt es nur im Vergleiche zu Reichen; und in jedem Lande hat man einen verschiedenen Maßstab für arm und reich. Daher ist das Bemühen in der Regel einseitig und fruchtlos, die Zahl der Armen in den verschiedensten Ländern nach einem Maßstabe ausmitteln, oder die Ergebnisse bei sehr abweichenden Maßstäben unter einen Namen zu bringen und Lob oder Tadel an die oder jene Zahl anzuknüpfen.

Ueber meine Behauptung von der fortschreitenden, preiswürdigen Entwicklung geistiger Rechte und Verhältnisse hinausgehend, und die materiellen Bedürfnisse ins Auge fassend, ergibt sich: daß unbedingt Hülflose in allen Zeiten und allen Ländern eben gleichsterben, und bei ihnen ein Mehr oder Weniger eigentlich gar nicht stattfindet. Alle Diejenigen, welche man hingegen unter der Benennung der ärmern Klassen begreift, stehen keineswegs überall auf derselben Stufe; ihr Zustand bessert oder verschlechtert sich aus vielen Gründen. Neben diesen Gründen der Verschlechterung (von denen ich erst später sprechen werde) haben sich in neuern Zeiten auch wichtige Gründe der Verbesserung geltend gemacht, welche man nicht übersehen sollte. So z. B. hinsichtlich der Kleidung die jetzige Wohlfeilheit der durch Maschinen bereiteten Stoffe; hinsichtlich der Nahrung die Verbreitung der Kartoffeln und die Fortschritte der Pflanzung. Ja, selbst der verdammliche Branntwein ist jetzt gemeiniger und gesunder, als der alte Zuckt. Die Wohnungen endlich bessern sich von dem Augenblicke, wo der Mensch Licht und Luft, in dieser Beziehung nicht mit dem Viehe gleichachten. Gewiß befinden sich Dienstboten, Handwerksburschen, im Ganzen und Großen, in einer bessern Lage, sind besser gekleidet und genährt, und wissen sich mehr Bequemlichkeit (comfort) zu verschaffen als vor sechzig, achtzig Jahren.

Ich will an dieser Stelle sogleich einer andern Ansicht widersprechen, welche ich in der Allgemeinheit, mit welcher sie ausgesprochen wird, für irrig halte. Nämlich: daß Noth und Armuth in weit größerem Maße die Stadtbewohner als die Landbewohner ergreife. Im Fall diese Behauptung sich wesentlich nur auf Zahlenverhältnisse beziehen soll, werde ich erst später darauf näher eingehen können; bereits hier aber muß ich bemerken

1) Diejenigen Städte, in welchen sich keine Fabriken befinden, sind nicht besser, sondern schlechter gestellt, und gehen der Verarmung oft noch rascher entgegen. 2) Die Landbewohner werden durch Jahre des Mißwachses nicht minder hart betroffen, als die fabricirenden Stadtbewohner durch unglückliche Handelsverhältnisse. 3) Die Noth mancher ländlichen Bezirke ist (selbst in England) größer als die Noth in gewerbthätigen Städten, und übermäßige Erhöhung des Pachtzinses wird oft noch leichter durchgesetzt als Verminderung des städtischen Arbeitslohns. Die Klagen und der elende Zustand polnischer Bauern werden leichter überhört und übersehen als die ungeduldigen, mächtigeren Widersprüche engverbundener Arbeiter in den Städten, und die entsetzliche Lage des irländischen Landvolks übersteigt Alles, was Menschenfreunde in Städten gesehen und besammert haben.

Ich will dem Gesagten noch eine Bemerkung hinzufügen: daß nämlich derselbe Buchstabe des Gesetzes keineswegs überall gleichmäßig wirkt oder zur Anwendung kommt; und daß bei scheinbar gleichartigen Verhältnissen doch die Zustände in der Wirklichkeit sehr verschieden sein können. So sind z. B. aus dem italienischen Gebrauche, die Früchte zwischen Verpächter und Pächter zu theilen, ganz andere Ergebnisse in der Lombardei wie in Toscana hervorgegangen. Die Verleihung des Grundeigenthums hat in dem einen Lande ganz andere Folgen gehabt als in dem zweiten. Die für England und Irland fast gleichlautenden Pachtgesetze haben (durch die Art ihrer Anwendung) in jenem Lande Wohlstand erzeugt, in diesem hingegen Elend und Unzufriedenheit hervorgebracht. Nirgend genügt deßhalb eine blos oberflächliche Betrachtung und Prüfung der Thatsachen und ihrer Gründe.

Zweiter Brief.

Die Armuth ist nicht denkbar ohne ihren Gegensatz, den Reichthum. Beide stehen in der Regel in einem geraden Verhältniß; das heißt: wächst das Eine, wächst auch das Andere, und der größten Armuth steht auch der größte Reichthum gegenüber. Diese beiden Aeußersten zu ermäßigen und zu einer gesunden Mitte hinzudrängen, haben die größten Gesetzgeber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet. Daher das Jubel- und Sabbathjahr des Moses und die Ackertheilung des Lykurgus. Beide mechanischen Mittel konnten aus Gründen, die ich

anderwärts entwickelt habe*), nicht zu dem erwünschten Ziele führen. Zweckmäßiger waren die Klasseneintheilungen des Solon und Servius Tullius, indem sie auf bewegliche Verhältnisse fortdauernd einwirkten und den größern Rechten größere Lasten gegenüberstellten. Die Demokratie Athens und die Weltherrschaft Roms überflügelten aber bald jene gesetzlichen Vorschriften, und der laute Ruf: Brot und Spiele (Panem et Circenses!) gibt den Text, um die Leiden und Folgen übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth darzustellen. Hier genügt diese Andeutung, und die Frage: ob und inwieweit diesem Uebel durch ein Steuersystem abzuhelfen sei, werde ich später zu beantworten suchen.

Nochmals aber warne ich vor den oft leichtsinnigen Versuchen, die Zahl der Armen in einem Lande nachzuweisen und daraus allgemeinere Schlüsse herzuleiten. Abgesehen von der großen Schwierigkeit, den Begriff von arm festzustellen, kommt dabei in Betracht: der Preis aller Bedürfnisse, Arbeit und Arbeitslohn, Leidenschaften und Gewohnheiten, Zahl der Kinder, öffentliche oder geheime Hülfe, Art dieser Hülfe, härtere oder mildere Grundsätze u. s. w. Irrig wäre es also z. B., die Zahl der Armen lediglich nach amtlichen Unterstützungen oder nach Todesfällen in Hospitälern festzustellen. So hat man gesagt: „Weil von 30,000 Todten innerhalb einer Stadt 10,000 in den Hospitälern sterben, so sind von 900,000 Einwohnern 300,000 arm." Leicht aber könnten jene 10,000 aus einer ohne Vergleich kleinern Gesammtzahl von Armen hervorgehen. Oder der gerühmte Satz: „In Rußland kommt auf 100 Menschen nur ein Armer", läßt sich dahin umdrehen: auf 99 Arme kommt nur ein Reicher. Das heißt: die Gleichartigkeit drückender Verhältnisse ist so allgemein, und das Entgegengesetzte so weit darüber erhaben oder hinaufgeschrieben, daß die rechte gesunde Mitte zwischen übermäßigem Reichthume und übermäßiger Armuth, daß der Mittelstand noch ganz fehlt.

Man hat gesagt**): „Von allen erschaffenen Wesen hat der Mensch die meisten Bedürfnisse. Vergleicht man diese Bedürfnisse mit seinen Mitteln, dieselben zu befriedigen, so ist der Herr der Schöpfung gewiß der Aermste in seinem Reiche." Dieser Stoßseufzer entspringt aus falscher Sentimentalität, halber Philosophie und einseitiger Beobachtung; er ist im Wesentlichen durchaus irrig. Die Kinder, welche man in der Regel jammernd

*) „Betrachtungen über die alte Geschichte", I, 216, 322.

**) Burke, „La misère des classes laborieuses", I, 101.

zuerst vorzeigt, sind keineswegs hülflos; sie sind noch Eins mit ihren Eltern und entbehren nicht des liebevollsten, mächtigsten Beistandes. Den Erwachsenen ferner ist keineswegs als einziges, schlechterdings zu erreichendes Ziel vorgesteckt: alle Möglichkeiten, die in ihrer Natur liegen, zu verwirklichen. Ist aber, obgleich der Mensch (wie keine Creatur) nie Alles erreicht, das Erreichbare und das Erreichte nicht schon vom größten Werthe? Ja steht das Streben des Menschen nach einem durch seine Erhabenheit vielleicht unerreichbaren Ziele nicht allen erreichbaren Zielen niederer Geschöpfe weit voran? Ohne Krallen und Klauen ist er durch seine Vernunft Herr aller Thiere geworden, und hinsichtlich seiner vielen Bedürfnisse nicht so dem Zufalle und der Noth preisgegeben wie die Thiere mit ihren minder zahlreichen, geringern Bedürfnissen. Auch sind die gezähmten Thiere durch des Menschen Sorgfalt in diesen Beziehungen günstiger gestellt als die wilden. So wenig wie man die Arzneikunde verwirft, weil sie den Tod nicht aus der Welt hinwegzuschaffen vermag, ebenso wenig die Staatskunst, weil sie nicht alle geselligen Uebel vertilgen kann. Selbst wenn es über das zeitliche Dasein hinaus keine Zukunft gäbe, ist der mit Vernunft begabte Mensch hinsichtlich seiner geistigen und leiblichen Bedürfnisse besser daran als alle andern Geschöpfe auf Erden. Dies dankbar anzuerkennen und diese Anerkenntniß zu verbreiten, ist verständiger und nützlicher, denn mit Kümmerei und Achselzucken schädliche Unzufriedenheit und Undankbarkeit gegen Gott, Mitmenschen und öffentliche Einrichtungen zu veranlassen.

Von diesem Standpunkte ausgehend, wird man also nicht verzweifeln, sondern beobachten, prüfen, handeln. Zwar sagt Voltaire*):

> Ne tant de conseils l'effet le plus commun,
> C'est de voir tous nos maux, sans en soulager un!

Jedenfalls ist aber das Sehen, das heißt die rechte Erkenntniß des Daseienden, von großem Nutzen und wird zunächst dazu dienen, der oberflächlichen Verwirrung ein Ende zu machen und die abstellbaren Uebel von denen zu sondern, gegen welche menschliche Mittel nichts ausrichten können, oder welche die in Anspruch genommene Sorgfalt gar nicht verdienen. Allerdings sind die hiehergehörigen gesellschaftlichen Fragen viel schwerer zu beantworten als die blos physischen, theils weil auf jenem Boden der Freiheit nicht so feste Gesetze vorliegen und überall zur

*) Marchand, „Du pauperisme", S. 10.

Anwendung kommen, theils weil man nicht so leicht, sicher und folgerecht belehrende Versuche anstellen kann.

Mit allgemeinen Sätzen, z. B.: „Man soll keinen Armen umkommen lassen", ist in Wahrheit wenig geholfen. Sobald die Ansprüche wirklich die vorhandenen Kräfte übersteigen, oder die Armen selbst die Zahl der Hülfebedürftigen sowie jede Art der Hülfsleistung vorschreiben, wird man bald nichts erreichen, weil man sich als Ziel das Unerreichbare vorsteckt. Wenn man aus England berichtet: „Von hundert Almosensuchenden *) kommen nur fünf bis sechs genügende Rechtfertigungsgründe ihres Zustandes beibringen"; so folgt daraus, daß schmähliche Nachgiebigkeit hier die Uebel nur vermehren würde und strenge Gerechtigkeit allein auf den rechten Weg hin- oder zurückführen kann. Vor Allem muß festgestellt werden: ob der Bittsteller an seinen üblen Verhältnissen schuld oder ob er unschuldig ist, oder ob endlich ein mittleres Ergebniß der hierüber angestellten Prüfung zu vermittelnden Maßregeln Grund und Veranlassung gibt.

Frégier geht zu weit, wenn er sagt **): „Die Verbesserung des Schicksals der Arbeiter hängt größtentheils von ihrem Willen ab"; denn es gibt äußere Verhältnisse von solcher Uebermacht, daß auch der beste Wille dagegen kraftlos bleibt. Wir werden indessen anderwärts Gelegenheit haben, die Selbstschuld der Nothleidenden für viele Fälle nachzuweisen, und daß sich das alte Sprüchwort unzählige male bewahrheitet: Müßiggang ist aller Laster Anfang! Arbeit (das wollen so Viele nicht einsehen) ist ja keine Strafe, sondern ein Glück und ein Lohn, ohne welche weder der Einzelne sich bilden, noch ein Volk auf der Bahn seiner Entwickelung vorschreiten kann.

Sehr oft ist Armuth zugleich Ursache und Folge der Unsittlichkeit. Die Verführung zum Laster durch Reichthum und Armuth mag gleich groß sein (wie auch die Bibel sich hart über die Reichen äußert): gewiß sind aber die Gründe, die Mittel und Wege, und die Folgen für die bürgerliche Gesellschaft sehr verschieden.

Die Laster der Reichen (welche meist wesentlich mit Verschwendung zusammenhängen) können von den Armen nicht nachgeahmt werden; wol aber geben sie Veranlassung zu heimlicher oder öffentlicher Unzufriedenheit. Und nachdem sich der Reiche übereilt zu Grunde gerichtet hat, werden auch die Armen

*) Steinfeld, „Pauperismus in England", S. 121.

**) Frégier, „La misère des classes dangereuses" I, 215.

oft (z. B. durch Minderung der Arbeit und des Verdienstes) in seinen Untergang hineingezogen. Aehnlich und unähnlich, aber immer verderblich wirkt es, wenn Geiz den Reichen beherrscht. Aber selbst der hartherzige Reiche kann nur kurze Zeit von der Noth der Armen unberührt bleiben; ja, wenn mit der Noth die Unsittlichkeit steigt, wird der geizige und der großmüthige Reiche gleichmäßig von der gesellschaftlichen Krankheit ergriffen, und das Gemeinwesen der Gefahr zerstörender Umwälzungen ausgesetzt.

Dritter Brief.

Von allen Seiten ertönt der Ruf: „Gebt Almosen, vertheilt Unterstützungen, Brot, Suppen" u. s. w. Unzählige wiederholen diesen Ruf, sehr Viele berücksichtigen ihn, und Alle hoffen dadurch unfehlbar ihr Ziel zu erreichen; während sich dasselbe in Wahrheit täglich mehr zu entfernen scheint, und das Uebel wie eine Lawine anwächst. Welche Verwirrung der Begriffe, welcher Widerspruch unter den Erfahrungen auf diesem Boden herrscht, geht schon daraus hervor, daß die eine Partei oder Schule aller jener Privatsorgfalt für die Armen ein Ende machen will, weil Unverstand, falsche Mildthätigkeit, Leichtgläubigkeit, Mangel an Uebersicht und Zusammenhang, Eitelkeit, Anmaßung und Großthuerei fast überall vorherrschten.

Ueber diese Anklagen erzürnt, erhebt eine andere Partei oder Schule die bittersten Gegenklagen, verwirft alle amtliche Einmischung in das Armenwesen, will alle dahin gehörigen Anstalten auflösen und lediglich der christlichen Mildthätigkeit und Privatsorge vertrauen. Schon vor aller Prüfung fühlt man daß jede dieser Ansichten, sofern sie die andere ganz verdammt und vernichten will, über das richtige Maß leidenschaftlich hinausgeht und einer wesentlichen Ermäßigung bedarf. So wäre es einerseits ganz thöricht, ungerecht und unausführbar, alles Almosengeben und alle christliche Privatmildthätigkeit ganz zu verbieten, weil ohne Zweifel Irrthümer und Misbräuche damit verbunden sind; und ebenso erweiset andererseits die Erfahrung, daß in unseren Tagen das zerstreute Wohlwollen der Einzelnen nicht ausreicht, die anwachsenden Uebel zweckmäßig zu bekämpfen und ihrer Herr zu werden. Jedenfalls muß die Wohlthätigkeit zwei Klippen vermeiden: die eines blinden Mitleidens, und die einer barbarischen Klugheit. *)

*) Naville, „De la charité légale", II, 231.

Das Vertheilen von Naturalien (Brot, Suppe u. dergl.) mag in manchen Fällen besser sein als das Vertheilen baaren Geldes, welches oft zu unnützen Ausgaben verwendet wird; oft aber ist die Lage des Hülfsbedürftigen auch so, daß nur baares Geld über eintretende Noth hinweghelfen kann. Deshalb soll man keine dieser Formen unbedingt anwenden, oder verwerfen.

Die Hauptgefahr, welche auf dem Wege der Privatunterstützung fast nie gehörig vermieden wird, ist das Herbeiziehen der Lässigen und die ganz eigentliche Begünstigung der Faulen. Mit großem Rechte ist deshalb gesagt worden*): „Jeder Pfennig, welcher dazu beiträgt, den Armen besser als den unabhängigen Arbeiter zu stellen, erscheint als directe Belohnung für Müßiggang und Laster." Allerdings gibt es noch immer Leute, welche eben in der Freiheit des Arbeiters eine Hauptursache geselliger Uebel und Leiden sehen; dennoch bleibt, trotz aller Mißbräuche und Schattenseiten, die Freiheit der Personen heilsam und gerecht im Gegensatze zu steter Bevormundung und Leibeigenschaft. Sind die Menschen einmal da, so helfen sie sich besser bei freier Bewegung als unter willkürlichen Hemmnissen der mannichfachsten Art.

Wenn ein Schriftsteller ausruft**): „Bei den jetzigen Einrichtungen ist die Arbeit ohne Sicherheit und Bürgschaft, wie ohne Schutz!" so liegt die Frage nahe: in welchem früheren Zeitraume man für diese Zwecke mehr habe thun können oder thun wollen; oder ob denn die neuesten Versuche, auf diesem Boden von staatswegen Größeres zu leisten, nicht als ganz thöricht sind erfunden worden?

Ebenso ist der traurige Satz***): „Im Gewerbe wie in der Politik wird die Freiheit des Einen zur Unterdrückung für den Andern" . . . in dieser Ausdehnung unwahr. Man könnte (wenn überhaupt mit derlei allgemeinen Formeln viel anzufangen wäre) vielmehr behaupten: jede Verminderung der Unterdrückung mehre und sichere die Freiheit für Alle. Mit Aufhebung der Sklaverei dringt erst der Lebensathem der Freiheit in alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, und wenigstens die ärgsten und ungerechtesten Kriege, die der Sklaven und Leibeigenen, nehmen ein Ende.

Ich muß jetzt noch etwas näher auf Prüfung der schon erwähnten Systeme der öffentlichen und der Privatarmenpflege-

*) Alexander, „Pauperismus in England", S. 6.
**) Buret, I, 70.
***) Buret, I, 22.

eingehen. Wenn sich das Unzureichende der letztern fast überall herausstellt, so wird man darauf hingedrängt, das Betteln, wenn nicht geradehin zu erlauben, doch zu dulden oder milder zu bestrafen. Die unmittelbare Folge dieser Milde und Nachsicht war indeß jedesmal die Mehrung nichtsnutziger Faulheit und unverschämter Bettelei. Neu angewandte Strenge führte alsdann fast nothwendig auf den Gedanken einer öffentlichen Leitung des Armenwesens, welche jedoch (um es hier schon im voraus anzudeuten) von Einführung einer Zwangsarmensteuer noch wesentlich verschieden ist. Als z. B. das französische Gesetz vom 24. Vendémiaire des Jahres II das Almosengeben untersagte, ward zugleich ausgesprochen: man solle den Arbeitsfähigen Arbeit geben, und dépôts de mendicité, sowie domiciles de secours einrichten. Man hoffte auf diesem Wege zu einer bessern und gerechtern Vertheilung der Unterstützung zu gelangen und angemessen für die öffentliche Sicherheit zu sorgen.

Als nun aber diese und verwandte Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, erhoben sich laute und bittere Klagen wider alle gesetzliche Armenpflege, deren wesentlichen Inhalt ich hier mittheilen will.

„Die Einrichtung einer gesetzlichen, öffentlichen Armenpflege mindert die Vorsicht des Armen, indem sie ihm eine nur täuschende Sicherheit gewährt *), das freche Laster ermuthigt und mittelbar auf Herabsetzung des Lohns hinwirkt. Gesetzliches Almosen empfängt der Arme nicht allein ohne Dankbarkeit und ohne irgend ein Zeichen der Zufriedenheit, sondern mit Stolz, Hohn und Spott **). Zu der Undankbarkeit und Unverschämtheit, welche eine gesetzliche Armenpflege dem Armen einflößt, und zu dem Gedanken, er habe ein Recht auf Unterstützung, gesellt sich Faulheit, Mangel an Voraussicht, Verschwendung und sittliche Entartung. Gesetzliche Unterstützung schließt fast immer die Prüfung der Würdigkeit aus und hält sich lediglich an die Thatsache. Sie stürzt die Verhältnisse um, auf welchen die bürgerliche Gesellschaft beruht. Die Vorsehung nämlich hat Reiche und Arme hingestellt um sich wechselseitig Hülfe zu leisten, um sich durch die süßen Bande der Wohlthaten und der Dankbarkeit zu verbinden, und um in ihren wechselseitigen Verhältnissen edle Tugenden zu üben. Indem die gesetzliche Armenpflege diese heilsame Ordnung aufhebt, stellt sie den Reichen und den Armen einander feindlich gegenüber. Dieser betrachtet

*) Burke, II, 246.

**) Naville, I, 68; II, 33, 263.

jenen wie den ungerechten Inhaber eines Guts, das ihm gebühret, und die Hülfe, welche er von der Menschlichkeit des Reichen erwarten oder durch Dienstleistungen erwerben sollte, sucht er ihm durch Ungestüm und Gewalt zu entreißen. Seinerseits betrachtet nun der Reiche den Armen wie einen Feind, welcher vor der Hand zwar besiegt ist, dessen Aufruhr und Treulosigkeit er aber fürchten muß. Er findet sich mit seinem Gewissen ab, um ihm nur das Allernothwendigste zu bewilligen, und hat nie genug Gendarmen und Gefängnisse, nie genug schreckliche Drohungen und Strafen, um sich gegen Angriffe der Armen zu schützen und gegen ihren Ungehorsam zu wüthen. So ist alle gesetzliche Hülfsleistung (charité légale) durchaus vom Uebel; die einzig zweckdienlichen Mittel sind christliche Liebe, sowie Verminderung der Lasten und Umbildung der Armen."

Vieles, was hier gegen gesetzliche Armenhülfe gesagt ist, folgt nicht nothwendig aus ihrem Begriffe; so z. B. daß sie nur die Thatsache, nicht die Würdigkeit berücksichtige. Ohne jedoch schon in das Einzelne einzugehen, muß hier im Allgemeinen bemerkt werden: daß weder das Nichtdasein noch das Einführen jener gesetzlichen Hülfe die beklagten und bekämpften Uebel vertilgt hat. Vielmehr ergibt die Erfahrung, daß sich in besonnener und freundlicher Weise das System einer allgemeinen Leitung des Armenwesens und die Sitte christlicher Mildthätigkeit versöhnen lassen; ja, daß eines des andern bedarf, um Lücken und Mängel auszugleichen und auszufüllen.

Vierter Brief

Man sagt: all das Sprechen, Schreiben, Drucken über die Armuth hilft den Armen zu nichts. Ich gehe noch weiter und behaupte: es sei mittelst Aufstellung und Anpreisung falscher Grundsätze und zweckwidriger Mittel den Armen oft großer Schaden gethan worden. Dessenungeachtet wird durch immer wiederholte Vergleichung, Bestätigung und Widerlegung der hiehergehörigen Theorien und Erfahrungen die Wahrheit zuletzt gefördert, und bei rohen Völkern (wo von dem Allem nicht die Rede ist) findet man noch mehr Noth und weniger Trost.

Wir sahen, daß es nicht zum Ziele führt, wenn man das Almosengeben verbietet und wenn man es übermäßig steigert, es ist in keiner Abstufung ein Universalmittel. Als ein Ergebniß

gründlicher Forschung und mit noch größerer Zuversicht wird uns als unfehlbares Mittel zugerufen: „Gebt den Armen Beschäftigung!“ Gewiß geht dieser Vorschlag tiefer auf die Sache selbst ein, als das bloße Almosengeben; allein eben deshalb wird auch die Anwendung schwieriger und verwickelter. Zuvörderst gibt es eine zahlreiche Klasse von Hülfsbedürftigen, die nicht im Stande sind zu arbeiten. Für diese muß man also in ganz anderer Weise sorgen, und nur feststellen daß Arbeitsfähige sich nicht aus Faulheit in diese Klasse der Arbeitsunfähigen einschmuggeln. Nicht minder wird man sich auch in Hinsicht auf die Fähigen überzeugen müssen, daß Arbeit so wenig die Armuth ganz vertilgt als man durch Arznei jede Krankheit heilen kann. In vielen Fällen fehlt es weder an Beschäftigung noch Fleiß, aber die Noth entsteht aus ganz anderen Gründen, und der Ertrag reicht nicht hin, die anderswoher übertrieben gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn ein Schneidergesell zehn, noch obendrein ungesunde, Kinder in die Welt setzt, wie kann er sie da mit seiner Nadel ernähren. Ja, es gibt ganze Gewerbsarten (wie die Handweberei), welche zur Erhaltung einer Familie nicht mehr hinreichen, und nur, mit andern gesunden Beschäftigungen verbunden, in den Mußestunden mit Vortheil können betrieben werden.

Es ist eine Grundregel und muß es bleiben, daß jeder Einzelne durch eigenes Bemühen am besten Beschäftigung findet. Nur in ganz außerordentlichen Fällen kann von dieser, aus der persönlichen Freiheit hervorgehenden Regel eine vorübergehende Ausnahme gemacht werden. Mag das Eingreifen von Behörden nach einer Seite hin nützlich wirken, so thut es nach der andern schon ebenso viel Schaden, weil es störend in den Privatverkehr hineingreift und ihn beschränkt. Will man aber ganze Massen von Armen in Genossenschaften vereinigen und unter Aufsicht arbeiten lassen, so vergrößern sich die Schwierigkeiten und Nachtheile, und man befindet sich in der Nähe der Arbeitshäuser (workhouses), von denen später die Rede sein wird.

Der Gedanke: daß der Staat jedem Einzelnen Arbeit verschaffen und dafür als Bürge einstehen solle, verkennt die Bestimmung des Einzelnen wie des Staats, erregt trügerische Hoffnungen, steckt sich ein unerreichbares Ziel vor, und erhöht die Uebel in dem Maße als man sich diesem Ziele zu nähern scheint. Daher sagt Naville [1]:

„Man könnte ebensogut versuchen, einen Felsbach in dem

[1] Naville, I. 259.

engen Bette seines Hundstagelaufes zu erhalten, als mit den zu Gebote stehenden Mitteln ein Elend zu bannen, dessen Anwachs, Wechsel und Ziel sich gar nicht messen läßt. Und doch beruhen alle Versprechungen gewerblicher Armenanstalten auf derlei Grundlagen! Die Aufgabe, allen Hülfsbedürftigen angemessene Beschäftigung zu verschaffen, ist unlösbar."

Das Vorstehende wird ungeachtet seiner Kürze zu dem Beweise hinreichen: daß weder Almosen noch Beschäftigungsvertheilung genügende, allgemein wirksame Mittel sind, Armuth und Elend auszurotten. Betrachten wir jetzt einen, gewissermaßen aus beiden Bestandtheilen erwachsenden und zusammengesetzten Hülfsweg, nämlich die Arbeitshäuser (workhouses). Almosen nämlich, ohne zugleich auferlegte Thätigkeit, beförderte nur zu oft die Faulheit, und Beschäftigungsvertheilung an Unzählige ohne weitere Aufsicht war geradehin unmöglich. Man gedachte also Arbeitshäuser zu gründen, welche milder Zuschüsse bedürften, weil sie sich durch eigenen Erwerb fast niemals erhalten und noch weniger erbauen lassen, und fand damit ein Mittel den Andrang zu ermäßigen und zu eigener freier Thätigkeit hinzuweisen. Trotz aller sentimentalen, aber irrigen, Rügen mußte nämlich der Aufenthalt im Arbeitshause stets unangenehmer sein und bleiben als das Draußenleben des freien Arbeiters.

Ich kann hier den Hauptinhalt der ältern und neuern englischen Armengesetze als bekannt voraussetzen, und füge nur hinzu, daß zum Lobe der letztern bemerkt wird [*]: es hätten seitdem die Sparkassen zugenommen, die Sterblichkeit und die allzu frühen Heirathen der Arbeiterklassen aber abgenommen. In Sussex seien 1834, 6160 arbeitsfähige Menschen dem Lande als Almosenempfänger zur Last [**]; 1873, wo man die Arbeitsfähigen ins Arbeitshaus verwies, blieben hiervon nur 121 übrig. Ebenmäßig sei in Kent die Zahl von 954 auf fünf. Eine ähnliche Abneigung gegen scharf beaufsichtigende Beschäftigungsanstalten findet sich in Frankreich; und wenn es für Paris weniger der Fall ist, so gilt dies mit Recht für ein Zeichen des größten Uebels und der größten Gleichgültigkeit [***].

Der fröhliche Glaube: durch Anlegung der Arbeitshäuser eine völlige Lösung des so schwierigen Räthsels gefunden zu haben, ward aber bald durch wichtige Einreden und traurige Erfahrung gestört. In der nothwendigen Trennung einzelner

[*] Brinkmann, 2. 15. 65.

[**] Thornton, „Over-population", 2. 211.

[***] Paris, 1. 215.

Personen von ihrer übrigen Familie, in dem Verlangen von Tabak, Thee und Branntwein sahen Viele eine unmenschliche Grausamkeit, und es zeigte sich die Gefahr daß die eigentliche Bestimmung der Arbeitshäuser schwer festzuhalten und zu erreichen sei, daß sie sich vielmehr entweder in milde Anstalten oder in Zuchthäuser verwandelten.*) Man behauptete ferner der wenige Muth und die geringe Energie, welche Arme vor dem Eintritt ins Arbeitshaus besäßen, gehe daselbst ganz verloren, und sie würden unfähig jemals wieder als selbständige Menschen ins Leben einzutreten. Sobald man aber durch unabhängige Gründe gezwungen ward auch außerhalb der Arbeitshäuser Unterstützungen zu vertheilen (out door relief), brach das abgeschlossene System auseinander, und die Nothwendigkeit einer Armensteuer schien sich von neuem herauszustellen.

Fast die größte und unerwartete Schwierigkeit fand man aber darin, die Armen in den Arbeitshäusern zu beschäftigen; weshalb Manche auf den Einfall kamen die Bewohner gar nicht zu beschäftigen, sondern sie mit völliger Faulheit zu — bestrafen. Das hieß denn freilich die Kosten verdoppeln und sündigen Müßiggang als bessernden Heilmittel verschreiben. Ich will von den Gründen, welche jene Schwierigkeit herbeiführen, beispielsweise nur einige erwähnen: 1) Es sind sehr Viele bei ihrem Eintritte ins Arbeitshaus zu keiner daselbst möglichen Beschäftigung vorgeübt und zum Erlernen einer neuen ungeschickt, oder sie verlassen das Haus bereits in dem Augenblicke wieder, wo sie einige Fortschritte gemacht haben. 2) Verengt sich schon hierdurch der Kreis der aufzugebenden Arbeiten, noch mehr aber durch den lebhaften und gerechten Widerspruch der freien Arbeiter und Handwerker, welche durch Mitbewerbung von Anstalten leiden, die wohlfeiler erzeugen können weil viele der erforderlichen Ausgaben und Bedürfnisse, durch außerordentliche Zuschüsse, freie Wohnung, Steuerfreiheit u. dgl. gedeckt werden. Jene Widersprüche hemmten fast in allen Ländern die Thätigkeit und den Erwerb der Arbeitshäuser; z. in Lyon wurden Nonnenklöster zerstört**), weniger aus religiösen Gründen als weil ihre Arbeiten den Preis der freien Arbeit niederdrückten. 3) Verstärkt sich zwar einerseits der Absatz in jenen Arbeitshäusern, weil Manche daselbst aus Mildthätigkeit kaufen; andererseits entsteht aber viel öfter eine An-

*) Naville, I, 253, 250, 227.

**) Degérando, „De la bienfaisance publique", Naville, I, 201 — 300, III, 217.

häufung von unverdaulichen Ernährungen und die Nothwendigkeit mit der Fabrikation innezuhalten. Besser ist es ländliche Beschäftigungen mit gewerblichen zu verbinden; nur fehlt dazu oft hinreichende Gelegenheit.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen dürfte sein: daß Arbeitshäuser nicht ganz zu entbehren, sondern mindestens für den unsittlichen und faulen Theil der Bedürftigen nothwendig sind; daß sich aber die Armenpflege darüber hinaus erstrecken und auch außerhalb Hülfe gewähren muß. Diese Ausdehnung führt (da freiwillige milde Beiträge in der Regel nicht ausreichen) zu der wichtigen, aber viel bestrittenen Frage über die Armensteuern. Sie sind durch den ungeheuren Mißbrauch welcher bekanntlich damit in England getrieben werden, fast überall in schlechten Ruf gekommen, und insbesondere klagen französische Schriftsteller bei dieser Gelegenheit zugleich über den Protestantismus und die gesammte Staatswirthschaft der Nachbarreiche. Sie vergessen aber, daß die Urheberin der französischen St. Simonisten, Fourieristen, Socialisten, Communisten u. s. w. die in Staatsumwälzungen hinausgehetzt haben, während man in England bei Arbeitshäusern und Armensteuern stehen blieb. Gewiß führte die neue englische Gesetzgebung zu wesentlichen Verbesserungen [1]), und minderte z. B. die zum Theil sehr schädlichen früheren Ausgaben um 22 Procent. Indeß werden unsere Erfahrungen nicht unbenutzt bleiben und vielleicht eine gleichmäßigere Vertheilung der Armensteuer herbeiführen. Jetzt nämlich fallen davon auf Grundeigenthum und Bekenntniß zweiundsechzig, auf Wohnhäuser einunddreißig, auf alles andere Eigenthum nur sieben Procent. Man sieht, daß das Einkommen von Gewerbe und Handel aus unzureichenden Gründen und mangelhaftem Herkommen fast ganz freigelassen ist. Bei der Einführung von gewerblichen Zwangsarmensteuern pflegen mancherlei arge Folgen sich unausbleiblich einzustellen: 1) die Abnahme freier Gaben; 2) der gefährliche Aberglaube, es sei Pflicht die Armensteuer so lange zu erhöhen, bis der Arme sich selbst für befriedigt halte und sein herausgesetztes Recht zu voller Geltung gekommen sei; 3) folgt umgekehrt aus der Forderung einer Zwangssteuer auch die Forderung einer Zwangstaxe und eines die freie Bewegung der Menschen hemmenden, sterilen Arbeits- und Ansiedelungsgesetzes.

Hieraus ergibt sich: daß das Armenwesen große, unausweichliche, durch freie Beiträge nicht zu deckende Aufgaben

[1]) Edinburgh R. [illegible]

hervorgehoben. Besser würde es jedoch sein, keine normativen Zwangsnormen aufzuschreiben, dadurch von wilden Gaben einschränken und ungerechtfertigte Ansprüche hervorrufen, sondern die Armenpflege auf andern Grundsätzen (in Berlin z. B. auf der Wohnsteuer) zu bestreiten.

Noch jetzt bestätigt sich, was man schon zur Zeit der Liberalen wußte*): „Ist es ein Gesetz, ein Zwang, immer zu geben, so erwartet die Bettelhaftigkeit und folgt die Sorglosigkeit; wird eigene Furcht oder Hoffnung, Alle in Sicherheit fremde Hülfe erwartend, für sich sind und sind sie todt."

Fünftes Buch

Bei Betrachtung aller gesellschaftlichen Verhältnisse stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja es drängt sich die Überzeugung auf: es gibt in allen irdischen und sittlichen Dingen nichts Vollendetes, Vollkommenes, Unverbesserliches. Insbesondere kann die bürgerliche Gesellschaft niemals Alles vollenden und wieder gutmachen, was der natürliche Gang der Dinge oder gar Leichtsinn und Dummheit der Einzelnen verdorben hat. Deshalb haben Manche auch bezüglich des Armenwesens das berühmte Wort: Laissez faire! zu ihrem Wahlspruch genommen. Es schlechterdings jede Übermenschlichkeit ist, würde doch die Anwendung jener Grundsätze auch nützliche und nothwendige Einrichtung aufhalten; es würde, nach Maßgabe der Umstände und der Macht, zur Unterdrückung der Armen oder Plünderung der Reichen führen. Allerdings ist die richtige Grenze zwischen persönlicher Freiheit und Einwirkung der Regierung hier wie überall schwer aufzufinden, und nach Maßgabe der Ansichten, Gefühle und Grundsätze verschiedener Völker und Zeiten auch verschieden bestimmt worden. Es genügt die Erwähnung, ein Zuviel und ein Zuwenig so gleichmäßig zu vermeiden. Es ist Vernachlässigung des Armenwesens gewiß ein Übel; aber es nicht nicht besser, wenn es gleichsam der Mittelpunkt der ganzen Staatsverfassung und Staatsthätigkeit wird, und über Andere vernachlässigt, unterdrückt, unfruchtbar bleibt. Auf gradem, sicherem Wege läßt sich hier weniger ausrichten als man in der Regel glaubt.

*) Luther: „Vermahnung", S. 28

Wir insbesondere darf man annehmen, daß in einem großen Lande nicht vielmehr ganz widersprechende Temperamente nebeneinander bestehen können (wie hat lange auf der politischen Bühne in England der Fall war); daß aber andererseits die Übereinstimmung, die Harmonisierung sich nicht zu weit ausdehnen könne, sondern die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Trieb- und sittlichen Anschauungen anerkennen müsse.[1] Der Gedanke: jene Übereinstimmung sei zu fordern, daß für alle Arten von Menschen eine bestimmte Normalform angeordnet werde, über die sie nicht hinausgehen dürfen.

Vergleichen wir Frankreich mit England, so haben hier Sonderer große Mißstände eine schärfere Übereinstimmung nötig gemacht, während man dort bei weniger abweichenden Anlagen eine größere relative Mannigfaltigkeit gestattet. In Frankreich gibt es nur wenige, meist scharf eingeprägte Charaktertypen, die Zahl der Arten ist aber verhältnismäßig nicht größer als in früherer Zeit. Wenn in England bei einer kleineren Bevölkerung höhere Gegensätzlichkeiten sich finden als in Frankreich, so folgt daraus, daß unser Maß innere ist als dieses. Vielmehr entspringt viele Übelstände offenbar aus früheren Zuständen und Verhältnissen; gewisse Gegensätze in Frankreich sind Gegensätze zwischen den örtlichen Gesinnungen[2]; östlich steht der schärfere Gegensatz von arm und reich in England mehr hervor. In Frankreich gibt es eine ruhigere Masse (peuple) und weniger Gefahr der Plebs (populace).

Man hat sich besonders in neuen Zeiten die sittliche Aufgabe vorgesetzt, das Gebiet der Armen und Reichen in eine engere, wechselseitige Verbindung zu bringen, und dadurch Innere zu stärken sowie Übel zu verhüten. Insbesondere hat hierbei nicht bleiben, daß es einen Mittelstand der Privatgrundbesitzer gibt, welcher die bürgerliche Gesellschaft ausmacht, indem man sie nicht durch allgemeine Staatsgesetze einrichtet; und daß Reichtum (ohne eigene Arbeit) ohne Arbeit in vielen Beziehungen einen anderen Charakter annimmt, als Reichtum auf eigener Thätigkeit hervorgebracht. Jener, z. B. auf Grundbesitz, Lehnsrecht, Fideikommiß beruhende, verschafft die im Besitz befindlichen den Vorteil, welchen sonst Armere sich nur auf die andere Seite ein gleich großes Verlust gegenüber. Ja, bei dem Armen ist oft nicht derselbe Widerstand wie bei dem Reichen (Armere vorgesetzt), bei dem

[1] Vgl. [illegible], S. 129.
[2] Vgl. I, 113–141.

[illegible]

Paul [illegible]: „Wenn Christ und Christi durch [illegible] mit göttlichen Kräften geschieht [illegible], regt sie die Verkündigung von Jesu in [illegible] Welt, und die Kirchen kommen [illegible], ohne sich überwältigt zu [illegible]." Denn hier in der [illegible] wird unendlich gültiges Christi über und Christi [illegible], heißt es handelt, und unter dem „gekreuzigt" zu verstehen ist, und wie man sich eine Verkündigung in Kraft bringen [illegible]. Auch wenn [illegible] erhalten, wie Widersprüche, wirkt doch [illegible] die Erhaltung der Weltkirche begründen, eine Verringerung der Kirchenzahl [illegible].

Auch Durchbruch gewaltsamen Verfahrens kann nur von Theilung der Gemeinde und Verlust, aber auch von Widerherstellung der Kirchenmitgliedschaft der Welt [illegible] wie z. B. Luther, Schäfer [illegible] einen Kirchenbruch befreien oder noch befreien. Schwieriger [illegible] Auseinandersetzungen auf Gemeinde und Verlust [illegible] Kirchenrechte und Kirchenbücher. Die Frage hat nämlich in der Regel [illegible] zum Widerstreben und Verhältnisse, und den Eigentümern [illegible] Gang der Verwaltung und der Handel hätte mit [illegible] Einfluß und Uebergewicht verbunden. Die Verordnung [illegible] Jahrhunderte hat (bei dem unentbehrlichen Gewicht der Schrift, dem verschiedenen Gesichtspunkte und den höhern oder geringern Fähigkeiten) große Schwierigkeiten. Soll [illegible] daß die Rechtsverhältnisse einer [illegible] Kirche [illegible], wenn nicht einstweilen Verlust völligen Einklang und Entstehung auch [illegible] sollen soll. Es ist als Voraussetzung; einfacher [illegible] die weiter [illegible] Gelegenheit, näher auf die [illegible] Kirche einzugehen.

Siebentes Kapitel

Kirchen von langer Zeit von der Aufgabe gewerblicher Verhältnisse und Schriften über [illegible] für die [illegible] Gesellschaft [illegible] kann, erhält man jetzt für [illegible] Verhältnisse [illegible] der Gesetzen. Gesetzt, wie es bei allen Gesetzesvorlagen [illegible] pflegt, mit Vorsicht, [illegible] es [illegible] und [illegible] auf die [illegible] gewichtig.) Wenn [illegible]

[illegible]

Die Lehre sagte zum Beispiel: „Der Lauf der Zinsen ... Gesetzlichen, aber nicht Vertragszinsen.“[1]) Das Prinzip der gesetzlichen Zinspflicht hat es aber von jeher eine Bedeutung für Schuldner und Gläubiger, und mit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist sie in der Regel auch der Grund nicht für die Zinsen, sondern auch für Höhe gewesen. Obwohl sich neue Gründe nicht gefunden, und voraussetzlich in der theoretischen Lage „Die Lage in der Zinsfrage (wie in vielen) anderen rechtlichen mit Aufrechterhaltung ihrer Prinzipien.“ Es gibt aber keinen Satz ohne Ausnahme, und in Anbetracht ist nur, keine Zins möglichst zu vermeiden. „Das Prinzip spricht man immer mit der Bestimmung der Grenzen für möglichst Gewinn für Schuldner zu Gunsten der Zinsfrage.“ Wir und unsere Verhältnisse haben sich gibt es also einfache Grenzen, und nicht sind in den Gründen, sondern Schuldner in sich gegenüber Verhältnis unter den Kapitalmarkt, wie Zinsen Kapitals Gut wird mit Rücksicht die Chancen für diese Gut von Gewinn bestimmt werden.“[2]) „Die Zinsfrage der Gegenwart Sitz in gewissen Verhältnissen zur Wucherfrage.“ Wenn Kapital Zins entstanden wurde, Kinder oder von Personen auch Erwerben, von Verhältnissen der Zinsfrage, von Angehörigen und gesetzliche Zinsen angewiesen, so wurde als gesetzliche Gläubiger im Großen (ungef. entsprechen) haben. Auch und man Person erwerben, daß der verzinsliche Kapitalmarkt, welcher — in dem Verkauf oder auf Bestellung von Eigentümern schwierig, ob auch Gläubigern Person ist es nur ein Kapitalmarkt einem Zahlungen und einen Gegenstand entstehen. Obwohl nicht der Gläubiger der Schuld jenen nicht wieder hat, und diese Regeln werden wieder Abschluß als für einen gewöhnlichen Fall.

Von einem höheren Standpunkte sieht sich der Zinsrecht der Kapitalisten und seinen Schuldner an sind und vielfach (Zinsen für Zinsen) der Regierungen und Kommissionen), und wenn sich Gründe oben aber unter in diesen eigenen Gründen verbinden, so haben sie doch ob auch Einwände und persönlichen Verhältnisse[3]), aber keinen Gesichtspunkt einzigen eigentlichen Grundsatz aufgegeben.

Besonders wie die Frage im Gegen und Großen, so kann die Bestimmung der Grenzen nicht aber Zinsfrage ... nicht werden, und die Erhöhung der Zinsfrage ist nicht

[1]) Roscher, I, 3. Aufl., 73.
[2]) Wagemann, 1.
[3]) Roscher, I, 773.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] in hohen Gerichtssachen. Die Kinder gehören nicht mit, sie gehören ins Gemeine, ins Ganze; wohl muß sie ernähren, kleiden, erziehen.[1]) Diese Kinder haben Bürgerrecht in der ganzen Welt, sondern sie erhalten die Landschaft; aber sie haben nicht für eine erblande, nur ja ein Abendland, empfangen Zuneigung nicht mit. Wie Kinder sagt Hoffnung ein [illegible] Schuldbrief: es ist die Pflicht einer jeden Mutter nicht zu betrüben, wenn sie die Gewißheit hat, daß es Frau und Kinder erziehen kann.[2]) Diese Meinung ohne Schwierigkeit muß wie ein andres einen Regel unterworfen sein, wenn nun die Mutter nicht beschwichtigen will in einem über [illegible] Kinder.

Man hat mit gesagt: Daß dem Schwierigkeit bei Kindererziehung bei andern Kinder muß die Vorteil bei den kleinen nicht werden; ob Kinder aber unbemerkt und verschwiegenheit mehr Lieber bei Frauen als bei Männern. In dem ersten Punkt von Paul aus in Kindergrad am 17 Pergen gelbe ab im wirklich[3]), und die Kindertaufe Kinder zwei wie klein werden sein empfindet Mittel, sie am Leben zu erhalten. Zum Druck einer wirklichen Folge kommt 0, daß man den Patienten [illegible] die gleiche Verordnung auf 6 Uhr [illegible].

Wer ist nun die [illegible] Kindermutter, schwierige Verhältnisse von Leben der Mädchen und die besonderen Gefährdung in dem? Nicht, antworten sie über Frau oder Kinder. Die Mädchenerziehung der [illegible] kann [illegible] ist ein ungleich wichtiger und verantwortlicher Eingriff in die Selbstbestimmung eines Einzelnen, ein [illegible] Verbrechen der Menschheit, ein Verbrechen der Mädchen Eigenster Persönlichkeit. Daß auch weniger ob auf die Zahl der Kinderen kann man von [illegible] einen besonderen Einfluß auf die Zahl der Kinder annehmen, aber wichtiger ist die sittlichen Werte die Zahl der [illegible] in dem Maße steigern, als man die Kinder [illegible]. Die Erziehung der Kinder und Verwandten, durch die gleiche Wertschätzung und die Selbstbestimmung der Persönlichkeiten und Individualitäten hier wo alles die Hoffnung hebt, wenn nicht anfangen, doch zu mildern.

1) Novalis, I, 190, von Hardenberg.

2) „Wenigstens ist es ganz gewiß, daß [illegible]", II, 145.

3) „Chemie des Lebens", Braunschweig 1846; Liebig, S. 254 (s. „Natur"), 46, 1850.

4) Novalis, I, 70, 1845.

Hinzu kommen wirtschaftliche Notstandsursachen: Wenn die Regierungen nicht durch wirksamere Maßnahmen (z. B. durch Getreidelieferungen) in weitestem Maße helfend eingreifen, so ist es den Pfarrern kaum durch persönliche Mittel zu ermöglichen. Mögen bei einzelnen Ehebeschränkungen einige uneheliche Kinder mehr geboren werden, so ist doch diese Steigerung der Zahl sehr unbedeutend im Verhältnis zu der, welche innerhalb der bisherigen erlaubten Ehen erzeugt wird. Der Einfluß von Aufklärung und Vorurteilen ist in unsern Tagen so gering als die moralischen Vorteile der Keuschheitslehre, auch darf der Staat es nicht unbedingt verschulden, wo die Wirkung seiner Thaten und Lassen die wichtigsten und ebenso nachteiligen Folgen für das private Wohl hat. Nachdem es also deshalb seiner Pflicht (eben zur Abhilfestellung der drohenden Gefährdung zu verhüten) die Notwendigkeit zur Verheiratung von redlichen vermögenslosen Leuten zu erkennen, und hiervon nur in einzelnen Fällen (z. B. einer bestimmten notwendigen Provinz) Dispensationen zu gestatten.

Ähnliche Vorschriften bestehen für Baiern. In Preußen hat Niemand Heiratserlaubnis erhalten[1], der in Armenunterstützung verfallen und so nicht zurückgezahlt hat. In Schweiz und Österreichen kann die Obrigkeit den Armen das Heiraten verwehren; in Bern, Freiburg, Tessin und Österreichen müssen Paarlinge eine Summe zur Armenkasse zahlen. Von Wien aus wird (unter dem 27. Juli 1846) berichtet[2]: „Der hiesige Magistrat hat abermals Orts eine amtliche Erhebung gegen die wucherischen Liebesbündnisse abverlangt, welche aus der Überhäufung von Bettelgewerbungen und Heiratsverleitungen für die Aktivbürgerschaft hervorgehen, daß die Erteilung von Heiratspässen sogenannte heimliche Verbindungen und Ehestiftungen ohne allen Zweck gestattet, die heimathen wirkliche Dirnen in Folge deren aber Gebäude gründen und die Stadt mit erwerblosen Personen überschüttet wird, welche einzig als Hauptmittel und Vorwand von Seiten der Eheleute und der ehemaligen Mannbarkeit erklärten weisen."

Diese Forderung trifft den Mittelpunkt der geistigen Übel und Krankheiten, und es wird, wenn die entsprechenden Schwierigkeiten beseitigt zu finden, dennoch hierin der Staat und die Kirchen nicht müßig sein, die heilsamen Wege Umgang zu verfolgen, welche das Übel von Jahr zu Jahr verschwinden

[1] Preuß. L. R. II, 1, 792; Novelle, 1. III. 1844.
[2] „Preußische Zeitung", 1846, Nr. 218.

bis zum Unerträglichen vergrößern. Unbedingte Freiheit der Eheschließung, Heirathen und der unehelichen Kindererzeugung ohne irgend eine Bürgschaft für die Gemeinden, sichert diese unausbleiblich zu Grunde. Aber nicht blos die Behörden werden mehr oder weniger eingreifen und regeln müssen, sondern vor allem liegt es den Geistlichen ob, in heilsamer Weise für das Wohl der Einzelnen, der Familien, der Gemeinden zu wirken. Statt des Uebrigen: Im Himmel werden die Ehen geschlossen, der Herr hat zwei Herren zusammen geführt, die Kinderlein kommen vom Storch u. s. w., setzen sie in viel ernsterer und strengerer Weise auf die unendliche Wichtigkeit und Schwierigkeit jeder ehelichen Verbindung hinweisen, und daß die Kinder kommen nach Maßgabe der Selbstbeherrschung. Man kann in unseren Tagen nicht oft genug wiederholen, daß es ein Unrecht und eine Sünde ist, mehr Kinder in die Welt zu setzen als man zu ernähren und zu erziehen im Stande ist.

Ich muß an dieser Stelle noch großer Anstalten erwähnen, welche die besprochenen Uebel mindern sollen, in Wahrheit aber auf schreckliche Weise vermehren: dies sind die Findelhäuser. Im Jahre 1871 wurden 2023 Kinder in das mailänder Findelhaus gebracht [1], während in der ganzen Landschaft nur 1576 uneheliche Kinder geboren wurden. Wären also (eine irrige Voraussetzung) auch alle unehelichen Kinder ohne Ausnahme ins Findelhaus gebracht worden, so mußten sich doch unter jener Zahl 1019 ehelich geborene Kinder befinden. Im Jahre 1876 wurden 2967 Kinder im Findelhause ausgesetzt, von denen 1764 starben. Auf eine Bevölkerung von 2,000,000 Seelen (ungefähr die der Gemeindeschaft von Berlin) kommen in der Landschaft Turin jährlich 2000 ausgesetzte Kinder. Im Gemeindehaus waren 1817 1907 Findlinge verhanden, 1875 aber 2555. In demselben Jahre wurden lebensfähig aufgelesen und lebendig gefunden 771, todt gefunden 167. Das elfte Kind war im Durchschnitt ein Findling. Im ganzen Lande betrug 1875 ihre Zahl 7189, wovon 1817 starben. Von 2552 in das Findelhaus in Padua aufgenommenen Kindern innerhalb der ersten achtzehn Monate 1878. Unter 7000 Findlingen waren in Lodrano (infolge einer Epidemie) etwa 5000 eheliche Geburt, die Sterblichkeit betrug hier volle Jahre hindurch auf 80 vom Hundert. In Neapel wurden ausgesetzt im Jahre 1871 1977, davon starben 1171; im Jahre 1876 2072, davon starben 1440. Die Zahl der in Mailand ausgesetzten Kinder beträgt monatlich 30 bis 50. In

[1] Bonacci, „Diritto", I, 242, 329, 99; II, 407, 415.

einer paternitanischen Uebersicht für 1836 sind (die lebendig gefundenen Kinder ungerechnet) folgende drei Posten oder Klassen aufgeführt: Im Drehrade wurden todt gefunden 21; halbtodte Kinder, welche sehr bald darauf starben, 45; durch Fehlgeburt und Abtreibung umgekommene 56. In Paris wurden von 1670—1770 jährlich im Durchschnitt 2000, in Summa also 200,000 Kinder ausgesetzt.*) Im Jahre 1834 gab es 129,699 Findlinge in Frankreich, 1784 aber nur 40,000. Die Zahl der Findelhäuser steigt daselbst bis auf 300. Von etwa jährlich in Paris geborenen 30,000 Kindern werden im Durchschnitt 5500 ausgesetzt. Im Jahre 1815 befanden sich 85,808 Kinder in den Findelhäusern; binnen 25 Jahren wurden 880,639 ausgesetzt, von denen 475,127 starben.

Doch genug der Beweise und Thatsachen, daß diese, unbegreiflicherweise noch immer von einigen angeblichen Menschenfreunden empfohlenen Anstalten leichtsinnige Ehen und sündliches Kindererzeugen befördern, das Gefühl und den Sinn für älterliche Pflichten untergraben, den überlebenden Findlingen Haß gegen Aeltern, Familie und bürgerliche Einrichtungen einimpfen, und eine Mördergrube werden für Die, welche man zu erretten vorgibt.

Blicke ich zurück auf meine Briefe, so sehe ich sehr deutlich, daß sie nur ungenügende Andeutungen und unvollständige Bruchstücke enthalten; ich wiederhole aber, daß es gar nicht meine Absicht war, etwas irgend Vollständiges zu liefern. Indessen bleibt es jedenfalls nützlich, sich zu orientiren und vorläufig davon zu überzeugen: es gebe kein Universalmittel gegen die großen und beklagten geselligen Uebel, und ebenso wenig tauge es immer nur zu verneinen und die Hände in den Schooß zu legen. Durch immer wiederholte Betrachtung und Prüfung der Thatsachen steigt indessen die Erkenntniß, und vermehrte Erkenntniß bringt jedem Ziele näher, wenn auch nicht jedes vollständig erreicht werden kann.

*) Marbeau, S. 300; Parent, I, 418; Villeneuve, II, 519; Degerando, II, 185.

III.

Erzählungen.

I.

Eine venetianiſche Familie. 1815.

Wenn ein Staat ſo ſchnell und furchtbar durch äußere Gewalt und innere Parteiung zu Grunde geht, wie Venedig, ſo müſſen auch die Familienverhältniſſe oft zerriſſen, Lebenshoffnungen zerſtört, Tugenden verkannt und Laſter erhöht werden. Dies beweiſet folgende Geſchichte, welche ich dir mit den Worten einer edeln Donna erzähle, die ich näher kennen lernte, und durch meine Theilnahme für ihr Vaterland zu einer offenen Mittheilung veranlaßte.

Mein Vater, erzählte ſie, war einer der angeſehenſten Edeln Venedigs, ein Mann von großem Ernſte und muſterhaftem Wandel. Seine Kenntniß der venetianiſchen Geſchichte und lange Uebung in Geſchäften erhoben ihn mehre Jahre hindurch über alle ſeine Nebenbuhler; als aber die Zeiten der Revolution heranrückten, genügte er weder ſich noch Andern. Die zu Neuerungen Geneigten und in der Weisheit der letzten Tage Befangenen ſchalten ihn langſam, pedantiſch, beſchränkt und hemmend; und er ſelbſt fühlte, bei dem feſten Beſchluſſe nicht einen Finger breit von den Geſetzen abzuweichen, daß dieſe Geſetze den herannahenden Sturm nicht beſchwören konnten, und jede Aenderung wiederum die Gefahr gänzlicher Zerſtörung herbeiführte. Dieſe unglücklichen Verhältniſſe minderten nicht ſeine Kraft und ſeine Thätigkeit, aber ſie machten ihn noch ernſter, ſtiller, und nahmen ihm die freudige Hoffnung, daß die Anſtrengungen der Edeln auch hienieden ſchon ihren Lohn finden und dauernd einwirken.

Meine Mutter ward im Sinn und Wandel durch meinen Vater aufrecht erhalten, ſo daß ſie zu den nicht zahlreichen tadelloſen Hausfrauen Venedigs gehörte. Dies erſcheint als ein doppelter Verdienſt, da ſie außerordentlich ſchön war und wol

schwerlich die Größe ihres Mannes jemals ganz erkannt und geehrt hatte. Von drei Söhnen war der älteste der Liebling meines Vaters und Franzesco verehrte wiederum seinerseits jenen auf eine fast mehr als kindliche Weise. Ihre Charaktere schienen große Aehnlichkeit zu haben: Franzesco zeigte sich für seine Jahre ernst und fest, in seinen Sachen hielt er die größte Ordnung, gehorsamte dem Vater aufs Wort, litt aber von Unberechtigten nicht die geringste Beschränkung, sondern that, ohne ihnen gerade zu widersprechen, was ihm Recht dünkte. Selten brach die Fülle seines Innern hervor, dann aber mit der größten rücksichtslosen Gewalt, und nichts konnte ihn zur Besinnung bringen und beruhigen, als des Vaters bedenkliche Frage: hast du auch Recht? Ganz das Gegentheil war mein zweiter Bruder Henrico: laut und lärmend und Alles durcheinanderwerfend, bald Jedem, bald Keinem gehorsam und leicht zu flüchtiger Begeisterung aufgeregt. Mein Vater nahm an dem Allem schweren Anstoß und weissagte Uebles für die Zukunft; wogegen meine Mutter, vielleicht aus ihrem tiefsten Innern heraus, Henrico entschuldigte und alles Gute von ihm hoffte. Dem Alter nach stand zwischen beiden Brüdern meine ältere Schwester, ein stilles gutes Mädchen, die aber nicht zum Vermitteln taugte. Ein jüngerer Bruder kam noch in keinen Betracht, und die leidenschaftliche Liebe, welche Franzesco und Henrico zu mir, ihrer jüngsten Schwester, trugen, ward öfter ein Gegenstand des Zwistes, als der Versöhnung.

Jene ältere Schwester heirathete einen würdigen Mann, der sich an Franzesco anschloß; dieser selbst hatte in frühester Jugend eine Zuneigung zu einem Mädchen gefaßt, und da er nie etwas aus seinem Herzen ließ, was er einmal ergriffen hatte, so wählte er sie zum Weibe; obgleich ihre Beweglichkeit und leichtsinnige Fröhlichkeit keineswegs zu seinem Wesen, sondern vielmehr zu dem Wesen Henrico's paßte. Doch hätte sich vielleicht Alles, trotz der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit friedlich erhalten, wenn nicht die Bewegungen in Frankreich auch auf unser Vaterland gewaltsam eingewirkt und heftige Parteiungen erzeugt hätten. Bei dem täglich erneuerten Streit über die öffentlichen Verhältnisse erklärte sich Franzesco für das Herkömmliche, Henrico hingegen erwartete Alles von den neuen Lehren der Franzosen; und dem Vater, der keine Versöhnung stiften konnte, schien es gerathen, auf einer Sendung nach Wien, Franzesco und mich mitzunehmen. Während jene Beiden größtentheils mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt waren, lernte ich durch einen geschickten Lehrer die deutschen Meister-

werke der Tonkunst kennen; den größten Vortheil für meine Ausbildung zog ich aber aus dem täglichen Umgang eines würdigen Geistlichen, der seit vielen Jahren Italien verlassen und sich in mancher Hinsicht zu einem Deutschen umgebildet hatte, ohne die lebhafteste Theilnahme für sein Vaterland aufzugeben. Er hoffte wenig von der Zukunft, und als Francesco am letzten Abend unsers Aufenthalts in Wien von dem Glücke einer sehr vornehmen Verheirathung sprach, welche er nicht ohne Anschein des Erfolgs für mich betreiben wollte, fand ich Abends von der Hand jenes Verehrungswürdigen folgende Zeilen auf meinem Schreibtische:

Zum Leiden Anna wirst du auferzogen,
Daß selbst vor Fremden fließen Deine Thränen,
Ein dunkler Schleier und ein finstres Sehnen
Hat jeder Lust dich, jedem Gut entzogen.
Dein brennend Herz kühlt sich nur angezogen
Von Schmerzen, und dein langes, langes Leben
Scheint dir vom Himmel dazu nur gegeben,
Daß auf dich stürzen alles Jammers Wogen.

Es waren seine Abschiedsworte, sie gingen in Erfüllung und ich schrieb später hinzu:

O Weissagung, du hast mir nicht gelogen,
Und laut will ich es aller Welt verkünden,
Daß ich in Wehmuth nur kann Ruhe finden.
Aus Thränen bau' ich mir den Himmelsbogen,
Und gäbst der Qualen eine noch auf Erden,
So acht sie mir, sie soll die meine werden!

Als wir nach Venedig zurückkamen, erfuhr Francesco erstaunt, seine Frau habe ihre Leidenschaft für Henrico nicht verbergen können, und dieser Franzosen und Französischgesinnte bei ihr eingeführt, ja eine fast stehende Gesellschaft von Neuerungssüchtigen errichtet. Der furchtbare Zorn Francesco's traf seine Frau: als sie sich flehend nahte, stieß er sie zurück, sie warf Blut aus und starb. Meines Vaters Zorn richtete sich mehr gegen Henrico, und der meiner Mutter gegen Francesco. Hierüber zerfielen meine Aeltern unter sich so sehr, daß eine herzliche Versöhnung unmöglich ward. Nur unter der Bedingung wollte der Vater Henrico verzeihen, wenn er sich ganz von der französischen Partei trenne; aber dieser verließ lieber Venedig, mit dem Fluche des Vaters beladen. Francesco war

nicht glücklicher: denn obgleich ihn die Gesetze nicht verdammten und ein unverschuldeter Zufall obzuwalten schien, verschwand er doch ebenfalls aus Venedig. Wahrscheinlich hielt er sich eine Zeitlang an der dalmatischen Küste auf, wenigstens schloß ich dies aus einem Sonett, dem einzigen Lebenszeichen, welches er mir zukommen ließ und welches seinen Gemüthszustand lebhaft schildert.

Finstre Thäler, himmeldrohende Berge,
Tiefer Abgrund, Felsen schroffzerspalten,
Feuchter Nebel, graufe Luftgestalten,
Wüst Gemäuer, aufgerissne Särge,
Nur der Schlange und des Wolfs Herberge,
Die auf Leichen Festgelage halten,
Bis sie selbst vor Furcht und Angst erkalten,
Jedes suchend, wie es sich verberge.
Hier, und an des Meeres kahlem Strande,
Wo den Schmerzensruf des Menschen höhnet
Furchtbar Brüllen wiederregter Wellen,
Leb' ich büßend weit vom Vaterlande.
Aber bleibt der Himmel unversöhnet
Trotz der Buße, weih' ich mich der Höllen.

Mittlerweile kam die Gefahr eines Krieges mit den Franzosen immer näher; es verbreitete sich das Gerücht eines Umsturzes der alten Regierung. Mein Vater, durch Krankheit abgehalten, hatte an dem unglückseligen zwölften Mai seine Ansicht selbst nicht vortragen können, und wir harrten ängstlich des Ausgangs. Da erscholl plötzlich der einstimmige Ruf: es lebe der heilige Marcus, und indem ich zu einem Fenster in den Procuratien eile, erblicke ich Franzesco, der, in geringe Kleider gehüllt, einen der Mastbäume hinanklettert und die alten Fahnen der Republik befestigt. Niemand konnte ihn in diesem Augenblick wieder auffinden, aber bei dem blutigen Kampfe, der darauf folgte, fand er seinen Tod, und einige für unsere Familie wohlgesinnte Einwohner brachten seine Leiche am folgenden Abend in unser Haus. Meinen Vater übermannte das öffentliche und häusliche Unglück, er starb. Beide sollten an einem Abend beerdigt werden; meine Mutter, meine Schwester und mein dritter Bruder waren allein um die geliebten Todten, um ihnen den letzten Schmuck mit Blumen und Kränzen zu bereiten, da trat durch eine wenig bekannte Seitenthür ein Offizier in französischer Uniform ein, es war Henrico. Er stürzte zu Boden und erst nach einigen Stunden

konnten wir ihn wieder zur Besinnung bringen. Am andern Tag verließ er in bürgerlicher Kleidung das Haus, wir haben nie wieder von ihm gehört. Mein Schwager mußte als österreichisch gesinnt Venedig verlassen, meine Mutter pflegte ich noch ein Jahr, dann starb sie. Mein dritter Bruder, erzogen unter solchen Ereignissen und eine höchst eigenthümliche Natur, konnte weder die französische noch österreichische Herrschaft ertragen, er lebt bald hier bald dort, heimatlos, aber in seiner Art noch glücklicher, als viele Andere.

Hier schwieg Donna Anna, und auch ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Nach einiger Zeit fuhr sie fort: ich wollte Ihnen Vieles umständlicher, oder eigentlich geschichtlicher erzählen, aber mein Schmerz trieb mich zum Schlusse. Ich will Ihnen aber bis morgen einige Papiere anvertrauen, aus denen Sie auch meinen dritten Bruder näher kennen lernen. Diese Papiere waren sehr anziehend, aber leider fehlte es mir an Zeit, viel aus ihnen abzuschreiben. Ich gebe indessen die Hoffnung nicht auf, ganz in ihren Besitz zu kommen, und theile dir heute folgende Bruchstücke mit:

I.

Wenn eure Briefe mir Freude machen sollen, so hört endlich auf, mir immer und immer Maß und Ruhe anzuempfehlen. Sperrt eure Kräfte, eure Liebe, euern Haß in Flaschen ein, pfropft sie, verpicht sie, und laßt euch dann geduldig auf dem Meere des Lebens umhertreiben. Das will ich nicht, das soll ich nicht. Ihr fragt warum? Was hälfe die schon hundert mal gegebene Antwort, welche ihr vorsätzlich mißversteht! Euch erscheints als eine edle Pflicht, mich nach euerm Maßstabe zu messen, zu verrenken, zu quälen, bis ich in das Fachwerk eurer Tugenden hineinpasse. Ich verschmähe aber diese Tugenden und bin viel milder als ihr, da es mir nicht einfällt, euch meine Weise aufzudringen. Wenn euch einmal, Gott weiß durch welchen Zufall, etwas heiß ums Herz wird, so schreit ihr gleich nach Wasser um die mittlere gesetzliche Wärme festzuhalten; und wiederum, wo ihr vor Entsetzen erstarren und Zähneklappen bekommen solltet, da zieht ihr sogleich den Mantel eurer Weltweisheit über, daß man nicht weiß ob ein lebendiger, fühlender Mensch, oder ein Murmelthier drinnen sitzt. Und dies Stockfischleben soll ich mitführen? Nein, ich will glühen wie der Aetna, und frieren wie sein ewiges Eis, ich will weinen wie ein Kind, lachen wie ein Mädchen, lieben wie eine Mutter, und hassen wie ein Calabrese. Das nennt

ihr Thorheit, dabei riebe ich mich auf! — Ein Klotz iſt kein Selbſt, und ein Licht was nicht brennt, reibt ſich freilich nicht auf, aber es leuchtet auch nicht. Reihet das Glück und das Unglück meines Lebens, reihet dieſe dunkeln und glänzenden Perlen zu einer Schnur aneinander! Könige könnten mich um ſolch einen Schmuck beneiden, und ihn ſollte ich vertauſchen gegen die dürftige Einerleiheit eines ſchläfrigen Pflanzenlebens?

II.

Ihr hoffet und hoffet, und meint, darin ſitze die wahre Kraft und das erhebende Vertrauen. Zuletzt läuft aber Alles darauf hinaus, daß ihr an die Vergangenheit nicht glaubt, die Gegenwart nicht verſteht, und euch einbildet, gar weiſe in die Zukunft hineinzublicken. Wär's um euch ſo beſtellt, wie es ſein ſollte, ſo hättet ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zwar nicht in einer Nuß, aber in euch ſelbſt, und aus dieſer Wurzel würde etwas Anderes hervorgehen, als unfruchtbare Klagen, falſche Bewunderung und kindiſche Hoffnung.

III.

Ich ſoll Muth faſſen! Habt ihr deſſen ſo viel übrig, daß ihr mir welchen verkaufen könnt? Wahrlich, wenn ich in eure Kreiſe zurückträte, wie ihr verlangt, mein Muth würde den euern hundertmal überbieten und wie in frühern Zeiten als Uebermuth und Frevelmuth erſcheinen. Was mich erfreute, ſtärkte, meine Kraft entwickelte, mich über die menſchliche Natur hinaus erhob und in Jubel ausbrechen ließ, das ängſtigte und ſchwächte euch und ſchlug euch zu Boden. Wenn ſchwere Gewitter heraufzogen, die Blitze ziſchend durch das Dunkel in die Wellen fuhren, oder die Flammen ein Schiff ergriffen und in die Luft ſprengten, wenn ich einſam auf den ſchmalen Mauern zwiſchen dem Meere und den Lagunen ſtand und die wilden Wogen mich von allen Seiten in Staub und Schaum hüllten, dann fühlte ich die Kraft und Gewalt, welche aus der Natur ſo übermächtig herausbrach, auch in meinem Innern, und wie ein Sieger hätte ich mich triumphirend in den ſcheinbaren Untergang hineinſtürzen mögen.

IV.

Kann ich's euch doch nie recht machen: bald ſoll ich mehr, bald weniger empfinden. Ertrage ich denn nicht das

Leiden, was mich trifft, so gut als Andere; wenn mir also das größte Leiden, die Elephantiasis des Stoicismus einimpfen? Die großen Mauern und der Glockenthurm sind geborne Steifer. Wäre ich aber in ihrer Lage, schon aus Langeweile hätte ich mich von den Wellen auflösen oder von Blitzfeuer verbrennen lassen. Dadurch erst könnten diese ungeselligen, aus dem Kreise der Natur herausgerissenen, von Menschenhänden verfertigten Geschöpfe wieder in das allgemeine Leben hineinwachsen. Laßt mich empfinden, wie ich empfinde, und überredet, wenn's euch beliebt, die Mühe aufzugraben, woher dies komme, und ob ich auf rechtem oder falschem Wege sei. Warum konnte ich z. B. auf dem Schlachtfelde meine todten Gefährten kalt betrachten? Warum mußte ich dagegen weinen wie ein Kind, als in dem niedergebrannten Dorfe das einzige Lamm, welches den Flammen entronnen war, durch die Bajonette hindurch zu unserm Wachtfeuer kam und wehmüthig blökend in meinen Armen Rettung suchte? Weiß Gott ich bin nicht gleichgültig gegen das Schicksal meiner Brüder; aber nichts hat mich so gerührt, wie dieses Lamm. In uns war die Bestialität und der Teufel, nicht in dem unschuldigen Thiere.

V.

Nein, ich komme nicht nach Venedig, sondern bleibe in meiner Einsamkeit, eher erziehe hier lieber die Kinder der Landleute, als daß ich auf diese Weise mein Vaterland recken und strecken und täglich hören sollte: ihr taugt nichts; wir Fremden müssen euch erst zu Verstande bringen. Freilich taugen Viele von uns nichts: wenn es aber als Glaubensartikel hingestellt wird, kein einzelnes Geschlecht könne ausarten und sich der Regierung unwürdig machen, wenn die Völker Gut und Blut für die Herstellung der vertriebenen Herrscher aufopfern sollen, warum nennt man es Aberglaube daß auch unter den Edeln Venedigs noch Würdige sind? warum soll die Buße uns weniger gereinigt haben, als andere Häupter? Jedes Anrecht monarchischer Familien heißt unverjährbar, und nur das Anrecht des Adels, gegen den jeder Andere in der Welt blutjung ist, des Venetianischen, gilt für nichts! Für manchen neuen Staat trägt man die größte Ehrfurcht zur Schau und schenkt ihm Verwandtschafts halber einige Tausend Seelen; soll nun dieser älteste dagegen selbst unter die Seelenverkäufer gerathen, soll es ihn nicht erretten, daß er allein noch unmittelbar das Alterthum an die neue Zeit knüpfte? Als werde die Dienstanweisung eines fremden Organisationscom-

muſicirens ihm mehr Leben einhauchen, als die Lebensarznei ſeiner dreizehnhundertjährigen Geſchichte!

VI.

Wenn ich's einſähe, ich würde es ja nicht leugnen: aber ob ein Pluvrock mit reichen Aufſchlägen, oder ein Wehrock mit gelben Aufſchlägen den Palaſt des venetianiſchen Dogen bewacht, — gilt mir gleich. Seitdem die Franzoſen die Banditen aufgehängt und die unzähligen Schmutzwinkel abgeſchafft hatten, war es in den Straßen nicht mehr unſicher und übelriechend, und ihr konntet mehr als jemals ein freies öffentliches Leben führen. Die Oeſterreicher werden, wie ich glaube, dieſe Grundverfaſſung nicht ändern, und, auch im Uebrigen ihren Vorgängern nachſtrebend, euer Geld nach Wien und eure Vorgeſetzten von Wien ſchicken. Ehemals ſolltet ihr abwechſelnd regieren und gehorchen. Dem waret ihr nicht gewachſen; jetzt iſt euch die halbe Laſt abgenommen und ihr ſchickt euch vortrefflich ins Gehorchen, da der bloße Wechſel fremder Herren euch ſchon wie eine Wetterwendung erſcheint. Als Venetianer, als Italiener finde ich darin keinen geſunden Sinn.

Meint ihr aber, bei dieſer Anſicht der neueſten Ereigniſſe müßte ich meine bisherige Meinung von den ältern Verhältniſſen aufgeben, ſo irrt ihr ſehr. Als einſt in der Schule unſer Lehrer mit der größten Genauigkeit und Bewunderung die Wahlart des Dogen entwickelte und meine Mitſchüler ſich abquälten, das Labyrinth von Zahlen und Wahlen und Looſen ihrem Gedächtniß einzuprägen, lachte ich laut auf und ſagte: ſo ſpaßen und ſpielen wir grade auch! Damals wurde ich ſo derb vom Lehrer, wie jetzt von euch, zurechtgewieſen. Glaubt ihr, möchte ich aber fragen, glaubt ihr denn wirklich noch immer an das Leben und die Rettungskraft der unzähligen, ſo lange nach ihrem Tode nun Gottlob endlich begrabenen Formen? — Wenn ein Feind, welcher von der Kriegsliſt nicht unterrichtet iſt, ausgeſtopfte Soldatenkleider aus der Ferne für wirkliche Krieger hält, ſo iſt das zu entſchuldigen; wenn aber Die, welche das Stroh in die Hülſen ſtopften, zuletzt ſelbſt an die Weſenheit und Würdigkeit der Popanze glauben, ſo haben ſie ſich gewiß dem unſinnigſten Aberglauben hingegeben. In dieſen Formen hat mein Vaterland nicht gelebt; in dieſen Formen iſt es nicht untergegangen; durch ſolche Formen kann es nicht auferſtehen. Was heißen alle die wohlgeordneten Orgelpfeifen, wenn Keiner da iſt, der ihnen Leben und Geiſt einhaucht.

Hab ich es nicht von trockenen Schleichern hören müssen, ich sei seiner Liebe und Begeisterung fähig, weil ich die drei, die gehn, und die vierzig und andere Heerenzissern nicht andete, weil ich nicht darüber klagte daß diese goldenen Kälber zerschlagen worden, weil ich die neuen Bildnereien und Töpferbeschreiben verlachte. Alle sachlichen Inbegriffe dieser Art, alle sogenannten moralischen Körperschaften sind in ihrer Abgezogenheit für mich ein langweiliger Hokuspokus; ich bin ein lebendiger Mensch und kann nur lebendige Menschen lieben oder hassen. In ihnen allein offenbart sich unmittelbar die Größe und Gemeinheit; jene Prismäntel, Uebertröcke und Schnürbrüste der Persönlichkeit haben dagegen für sich keine Bedeutung und jeder kann hineinkriechen. Weil aber einmal ein Held oder ein Schuft darinnen saß, bildet ihr euch ein es sei eine anständliche manfängliche Bekleidung für Helden, oder für Schufte; und wenn diese längst die Plätze gewechselt haben und das Gehäuse in andere Hände gekommen ist, meint ihr es immer noch dem ersten Inhaber und meint recht kindisch, das Kleid mache den Mann!

Der Pater, welcher mir Unterricht in der Religion gab, hielt mich für ungläubig, und meinte am weitesten zu kommen, als er mir eine Gottheit aus unzähligen Eigenschaften zusammenstellte, Christus in einen langen Rosenkranz von moralischen Vorschriften aufstellte, und die Taufe beim heiligen Geist für ein äußerliches entbehrliches Symbol erklärte. Durch dieses Verfahren ward mir aber mein Lehrer ganz widerwärtig. Ich steige zu Gott durch lauter Personen in die Höhe, und wenn auch die höchste Persönlichkeit, die ich in ihm verehre, nicht ganz zu fassen ist, dann doch eher als die Hof- und Staatskleidung, womit ihn unsere Geistlichen so behangen haben, daß man von ihm selbst nichts mehr sieht. Der heilige Geist wollte mir immer unter den Händen abhanden kommen, und ich hätte ihm vielleicht frech den Teufel vorgezogen, wäre er mir nicht durch die Tauben ebenfalls persönlich geworden.

So auch in der Weltgeschichte: wo die schärfste, stärkste Persönlichkeit hervortritt, werde ich angezogen vom Guten wie vom Bösen. Werft mir nur nicht deshalb vor: ich erkenne die Wölfe in Wolfskleidern nicht; vielmehr kann ich euch verwerfen, daß ihr oft die Wölfe in Schafskleidern verehrt. Was gilt's, ich mache euch einen Fetisch, den ihr anbetet wie der? Um eine taube Nuß lege ich vierzig Theile Großmuth, aber diese dreißig Theile Eitelkeit, bedecke das Ganze mit zwanzig Theilen heiligster Großmuth und streiche als Firniß zehn Theile zuckersüßer Redensarten darüber: nochmals, was

geht, da kommen gefiederte wie hungrige Vögeln und saugen gar fröhlich das süße Gift ein! Ein Netz aus langen Haaren und Zeuge würden ihr bald verderben und der Gefahr des Zerreißens und Verbrennens entgehen; aber an einer solchen Spinnstube von Dreck und Pest hängt sie gewiß so lange herum, bis sie selbst krank und schmutzig und allen Schanden zum Spott dastehet.

VII.

An wen soll ich mich denn enger anschließen; auf wen vertrauen? Den Einen entführet die Frau, den Zweiten die Kinder, den Dritten der Beruf, wer bleibt dir ganz und unerschüttert? — Doch nein, dies ist nur Schein, und hinter ist weiter entfernt von der Armseligkeitswirklichkeit unserer Dichter, die da meinen, man liebe in dem Maße mehr und werde in dem Maße mehr geliebt, als man sich seine Schlüssel und Riegeln einsperren lasse, oder sein Kleinod einsperre und dann für die ganze übrige Welt die Augen verschließe. Freunde verschwinden die gegenseitigen Bahnen nicht, aber nehmen sie und wandeln sonstig mit, und in dem Maße als Frau, Kind, Beruf, Wissenschaft, Kunst mit voller Liebe ergriffen werden, mindert sich ja nicht unser Reichthum oder verdrückt sich, sondern nach allen Richtungen sind wir mächtiger, dessenniger, dessfühlender geworden. Wenn ich dagegen die Sammlungen unserer Poesie und Tonkunst durchsehe, so wird mir ganz schlecht zu Muthe über die viel, viel ärmlichen, aber zu Kartoffeln aufgeblasenen Gedanken, über die ganz sichlichen, zerrissenen und zerfetzten Gefühle, als ob hier Nahrung sind ganze Leben. Einige raten zwar ganz vernünftig den Tod, lassen es aber bei dem unvernünftigen Schmachten bewenden. Man könnte es ihnen verzeihen, wenn sie begriffen daß Leben oft größeres Zeichen der Begeisterung und der Liebe sein könne, als Sterben.

Wie oft thut Armuth mit Armuth groß, wie selten begreift man die Steigerungen in der Liebe, wie oft nimmt man das Nichtigste für das Höchste! Wenn zu zwei dunkele Körper aneinander stoßen bis sie brennen, so ist dies dem rohen Menschen, der sich eine Suppe dabei kocht, das wahrhaftere, merkwürdigste, ungeheure, verehrungswürdigste Feuer. Andere an sich dunkle Körper können fremdes Licht einsaugen und für eine Zeitlang bewahren, sie stehen höher als jene, aber erst die Sonnen sind die Ungeheuer alles Lichts. So gibt es Menschen, welche durch die Liebe Licht erhalten und in ihrem Leben einen schönen Augenblick der Sonnennähe haben, dann aber die

Schauspiele unserer Dichterin hervorstechen: es gibt zärtliche Gemüther, welche Licht und Liebe verbreiten und wie die Sonne eine Welt von Planeten und Cometen um sich im Lebenskreise. Das sind in der Gesellschaft die höchsten Naturen, wie die Sonnen in der Körperwelt die Könige und Herrscher sind. Aber weder haben die Sonnen ihr Licht, noch von Gott.

Diejenigen, welche so lieben können, wegen Zeugniß der Wirklichen in sich: wenn aber eine Natur der anderen spricht: ohne dich kann ich nicht leben, so heißt die Sprache der Natur-ei heißen Nächten eine Lüge. Wer sich willenlos solcher Macht hingibt, er wird verderben wie eine Pflanze ohne Wasser, wie der Zeit hingibt, aber entkommen wie die Natur: immer verjüngen sondern Mächte.

Der höchste Genuß auf die höchste Liebe folgt im Tode, darum sind unsere Liebesgeschichten und Liebeslieder nur klingende Schalen.

2.

[illegible]

Eine Erzählung in Briefen

Erste Abtheilung.

[illegible] an Charlotte

Ich habe keine Verpflichtung nicht so feierlich versprechen können, gleich nach meiner Ankunft an Dich zu schreiben; denn das Versprechen ist zwar leicht, aber, lieg Mütterchen, das Halten ist schwer, insonderheit wenn man so viel zu sehen und zu thun hat, wie ich. Liebe Charlotte, Du kannst Dir keinen Begriff machen von einer großen Stadt. Das Haus des Kaufmanns Brunnen, bei mir immer so prächtig vorkam und worin wir gute Herren waren, ist nur eine Schachtel im Vergleiche mit den hiesigen Häusern; und den großen Theil von Frankfurt seinen Garten könnte man in einem von den fünf Thoren von Frankfurgen Thore sind Mal übereinander stellen, und es würde nicht an die Decke reichen. Die Straßen sind so hell wie Schlafstube und auch sauber, aber so viel Menschen gehen doch nicht darauf herum, als bei uns Sperlinge auf Krähen. Deutlich, wenn man hier alle Tage hätte, würden sich die Leute auch beschränken; denn schon einem Dienstjungen will es fast einen Zentner geben. Weißt Du wol auch, wie Karoline immer das Leichen am Sonntagmorgen anzuziehen mir lange als die Dienstjungen gieht macht, bis Abend an den Tag sind?

Ich bin hier sehr fleißig, auch es auch sein. Mütterchen will die Bibel, die wir gerne haben, nicht verkaufen (denn sie bekommt nichts dafür), sondern sie in eine neue Ordnung bringen.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] an [illegible]

[illegible] — [illegible] — [illegible] — [

[illegible] und mich [illegible]. Ich [illegible] mich [illegible]: ich hätte [illegible] einen Bekannten: er [illegible], [illegible] durch nicht gelitten, misshandelt, er heiße von —, bei General [illegible] in — Dresden, habe ein ausnehmend gutes und weiches Herz, sei ein unabhängiger, talentvoller Mann, befleißige sich der Erwerbung alle Eigenschaften wohlgesinnten. Ihr Bekannter, habe [illegible] er hat, ist ein langer, unförmlicher Mensch, ein Sperling auf [illegible] Dache, abhängig von Ratten, Mäusen, Wanzen und Flöhen. Dergleichen unleidliche Thiere sind Schmeichler ohne Delikatesse und Ehre, und Sie haben hinreichende, gutdenkende Menschen zu glauben, daß der Junge nicht, gleichwie alle, gegen mich, und Sie kann gütigkeit als eine verdammliche Pflicht ihnen bürden. Bei mir hingegen ist Wort auch Thun einer, und die Freiheit trauen oder Lügen. Sonder ich bitt, daß Sie eine junge, nicht Mörder; über ich bitte, daß Sie es auch nicht über haben. — Schließlich bin ich nicht so alt wie Sie glauben. — Bei vielen Menschen übergeht es mit den Lebensjahr. Wie ich sind gewesen bin geworden ist, daß Gesicht entwickelt war, und Jugend abverwischt. Denn Gesicht! Ich bitte, daß Sie sich mir in Gedanken um zehn Jahre jünger gemacht haben; wenn ich, weiblichen Verordnen gemäß, schätzte dann, so bin ich noch acht Jahre alt und achte Stunde Ihnen eine Antwort zu geben, die auch nur dem Alter einer Erfindung käme. — Diese Worte bitten den Mann übel zu schauen; es ging fort und ich [illegible] nicht wiedergekommen.

Von andern jungen Herren, die sich an mich drängen, weiß ich eben nichts Bedeutend zu erzählen; doch verweile ich mit die Zeit, welche einem, so scheint es mir, im Bösen, und willkommen großen Belagen, halb lang werden kann.

[illegible] — Gedanken [illegible] von — an die Königin von —

Die Nachrichten, welche Ew. Excellenz über die Fortschritte meiner mit die Erziehung Ihrer Enkelin angefangenen Sache, haben Sie völlig Wahrheit: es hat mir Mühe und Zeit unendlichlich gekostet. Vielmehr, bringe es wollte, überzeugen, gewissenhaft war, studierte ich die Lieb und Lebendigkeit der Kinder; schaft es aber, was mir einst nicht gelingt, in gewaltigen Fehr gesetzt, von hochherzigen Thaten, gefühlvollen Freundschaft, Ehrsucht der übermenschlichen Gedanken sprach und schien: dies eigener, unverschämter Wille ist, daß es

als Geliebte nicht von ihr zu trennen, — da sahst ich große Hoffnung, es sei so wunderbar wie die meisten jungen Leute, diese Neigung liege meist halb vergraben und so wie Liebhaber sie in ihrer Liebsterin hineingesehen hätten, würden verschiedene Liebhaber sie zu seinem Besten wieder herausdeuten können. Von Ihr Geistern unterschiedener Vielmacht Gebrauch machend, glaubte ich mich für einen verwandten Zustand verbürgen zu können.

Nächsten die Hoffnungen, welche Liebhaber mir in Hinsicht auf meine Person machen, ebenso glücklich in Erfüllung gehen.

Der Kampf von — zu seiner Ehre Versöhnt

Unser alter Gefährte, der ein menschlichstes Herz besessen haben, ist die Liebe der Weiber zu den Kindern das natürlichste, selbstverständlichste, unverträglichste. Daß Kinder sterben nicht in gleichem Maße verweinen, liegt weil in der Natur der Dinge; weniger klassisch ist aber, daß jene nur so oft verunglücken, der Mann ist ihrem Verlust entgegen, und warum habe ich hier von Ihr geschrieben?

Unsere zwei Kinder waren mir zwiefältig gesonnen: über Deine Neigung und über Deine Verheirathung mit Marie; und in beiden Weisen hast Du mir jetzt so schön Recht gegeben. Deine Abneigung gegen meine Thätigkeit, Dein Wunsch gesellschaftlich bei Laune zu bleiben, das hieß, in konventionellem Ueberthun zu schweigen, ging nur auf die heterogenen Anspielungen an Marie hinaus. Du wunderst Dich Augustus und Verkennens, Kinder; ich hatte bisher Vergleiche als Du von Deiner Freundschaft, aber niemals von Deiner Freundschaft und Liebenswürdigkeit. Denn wenn die Freundschaft sich nicht beschäftigen, in einem bestimmten, Dir beschwerlichen, Sinne beschäftigen, so ist Handlungsweise Indolenz übergehen, sich darin nicht verwandeln kann. Es ist so vergänglich und oft verdammlich. Was ich hier von der Liebe behaupte, gilt auch vom Beruf, der Religion, von allem wirklich Großen und Edeln.

Nach anfänglichem schmerzlichen Gegensatze mit Marie, hast Du angefangen sie zu ehren, sie zu bewundern, und soweit Du Deinen früheren Irrthum durch übermüthigen Trotz, mißt Du ihn jetzigen durch übertriebenen Zorn verschlimmern, und nicht einsehen, daß Dein Vater allein zu dem richtigen, mittleren Standpunkte befähigt. Das mag ich Dich nicht mehr-

dingt verdammen, denn ich hoffe, der zweite Irrthum wird noch leichter zu berichtigen sein, als der erste.

Daß große Schönheit auf Dich großen Eindruck macht, ich finde es natürlich; daß das Ursprüngliche einer unverdorbenen Natur Dich mehr anzieht, als das überall gleichartig ertönende Echo einer oberflächlichen Bildung, — wer könnte sich darüber wundern? Willst Du aber im Leben glücklich sein und bleiben, so lerne schon in der Jugend, daß man nicht jede Schönheit besitzen kann, und Jahre kommen, wo es lächerlich gefunden wird, sie auch nur zu bewundern. Lerne, daß die fremdartigsten, eigenthümlichsten Erscheinungen auf das lebhafteste reizen und Kopf und Herz beschäftigen können, ohne daß wir sie deshalb ganz in uns aufnehmen und lebenslang mit ihnen Hand in Hand gehen sollen.

Wie durftest Du Dich mit Wilhelminen insgeheim verloben? Es ist ja unheilbringend für Dich und für sie, lieblos gegen mich, rechtswidrig in Bezug auf feststehende, verständige Gesetze. Ich will jetzt nicht untersuchen, ja nicht einmal vermuthen, daß ihrerseits Eigennutz, Deinerseits bloßer Sinnenreiz mit im Spiele sei: aber glaubst Du denn, der Reichthum des Liebhabers, welcher der armen Geliebten so willkommen ist, könne die Frau nicht drücken und, im Vergleich mit ihrer ursprünglichen Armuth, das Gleichgewicht der Ehe stören? Oder bist Du Deiner so sicher, daß Dich dereinst nicht der beschämende Argwohn ergreife: das Mädchen habe Dich nur des Geldes halber vorgezogen?

Ebenso verhält es sich mit dem Abstande der Bildung. Was Dich jetzt reizt und erfreut, es wird Dich dereinst ärgern und zurückstoßen. Die Menschen bedürfen, um lange miteinander leben zu können, einer gleichartigen Entwickelung und ähnlicher Interessen. Der Europäer geht zu den Wilden, man bringt die Wilden nach Europa; sie besehen sich wechselsweise und der Ueberlegene experimentirt mit dem Schwächeren; aber ein näheres Verhältniß ist und bleibt unmöglich.

Lotgerötteit magst Du Wilhelminen vielleicht schon jetzt haben aus ihrem natürlichen Boden und angemessenen Umgebungen; aber anwachsen wird sie nicht in Deinem, und die leisen Dissonanzen, welche Dir jetzt fast willkommen und leicht auflösbar erscheinen, werden allmählig immer schreiender hervortönen und Eure Herzen zerreißen. — Deine Ueberlegenheit wird Wilhelminen drücken, ihr Zurückbleiben Dich ängstigen: ja es werden Fälle eintreten, wo sie in Wahrheit höher steht als Du, wo sie Dir voraneilt; dennoch werdet Ihr Euch

immer an der unrechten Stelle ſuchen und nie wahrhaft finden!

Wollte ich aber zugeben (was mir höchſt zweifelhaft erſcheint), Eure Naturen paßten und ſtimmten zuletzt ganz zu einander; ſo wirſt Du doch nie mit ihren, ſie nie mit Deinen Verwandten und Umgebungen in Harmonie zu bringen ſein. Du kennſt unſere Familien- und Staatsverhältniſſe, ſie werden durch eine Verbindung mit Wilhelminen ſämmtlich und für immer zerriſſen; ein Verluſt, den Du jetzt angeblich aus Liebe, in Wahrheit aber lieblos, äußerſt gering anſchlägſt, deſſen Werth Dir aber von Tag zu Tag wieder fühlbarer werden und zuletzt unerträglich erſcheinen muß.

Aus dieſen, leicht zu mehrenden Gründen, ſehe ich in einer Verheirathung mit Wilhelminen Dein und ihr Unglück, und befehle Dir, die eingegangene Verbindung auf eine möglichſt milde, für das Mädchen unnachtheilige Weiſe zu löſen. Denn Irrthum und Schuld geht von Dir aus, es iſt Deine Pflicht, das Uebel wieder gut zu machen, nicht es in falſcher Conſequenz maßlos zu vermehren.

Solteſt Du meiner väterlichen, Dir ſo heilſamen Ermahnung nicht Folge leiſten, ſo werde ich mich derjenigen Mittel bedienen, welche die Geſetze in meine Hand legen; ja im äußerſten Falle mein Vermögen dem entziehen, der es verſchmäht, der gute Sohn eines guten Vaters zu ſein.

Bernhard an Friedrich

Mein theurer Freund.

Gemüthsbewegungen ſo gewaltſamer und verſchiedener Art zerreißen mein Inneres dergeſtalt, daß ich nicht zu ruhigem Denken, viel weniger zu feſtem Beſchließen kommen kann. Ich erhielt von meinem Vater den anliegenden Brief. Je mehr er in meine Anſicht einzugehen, ſich in ſie zu verſetzen ſcheint, deſto bitterer wird die Widerlegung derſelben, deſto erſchreckender ſein am Schluſſe feſt ausgeſprochener Wille. Vergebens hoffte ich, ein Brief Wilhelminens ſollte, wie eine Art von Gottesurtheil, meinen Zweifeln ein Ende machen; ſie aber, das Geſchehene und meinen Zuſtand nicht ahnend, ſchreibt übermüthig von ihren alten und jungen Liebhabern, was mich vielleicht unter andern Verhältniſſen ergötzt hätte, jetzt aber nur verletzen konnte.

Morgen kehrt sie zurück; ich habe ein kleines Fest in ihrer Wohnung bereitet. Welche Freude, welcher Schmerz warten meiner!

Wilhelmine an Adelheid.

Der Aufenthalt in Teplitz mit seinen Freuden und Langweiligkeiten ist zu Ende, vorgestern kehrte ich und meine Mutter nach — zurück. Bernhard hatte meine Stube auf allerlei Weise verzieren, unter dem Spiegel eine Art Thron errichten, ihn mit Blumenkränzen umwinden und meinen Namenszug darüber anbringen lassen. Du kannst denken, wie mich das Alles freut, besonders wenn ich meine jetzige Wohnung mit der ehemaligen vergleiche. Zum Abend erlaubte er mir einige Gäste zu bitten: ich wählte nur die schlanke Friederike und Wilhelm, ihren zierlichen, aber nicht größeren Verehrer. Meine Tante konnte nicht kommen, schickte aber ihre beiden hübschen Kinder.

Bernhard, der schon am Tage verdrießlicher Amtsgeschäfte halber mißgestimmt war, ließ sich selbst des Abends durch unsere Fröhlichkeit nicht erheitern. Als ich, um seine übele Laune zu überwinden, ein Glas Wein auf seine und ein zweites auf der Mutter Gesundheit trank, und alle Uebrigen diesem Beispiele folgten, sagte er: es gebe Zeiten, wo Fröhlichkeit unzeitig sei. Diese, am Tage der Rückkehr einer Braut gewiß unzeitige Bemerkung nahm ich ohne Rüge hin, kam aber auf einen andern Einfall. Während nämlich Bernhard sich mit der Mutter entfernte, um über einige Dinge zu sprechen, eilten wir, uns aus den neuen Schätzen meiner Garderobe zu costumiren und zu drapiren. Ich nahm gebührenderweise auf dem für mich bestimmten Throne Platz, die Kinder als Engel vor und neben mir, Wilhelm als heiliger Georg zur Seite; Bernharden endlich ward, als er eintrat, eine große Pelzpellerine umgehangen, um den Johannes in der Wüste darzustellen. Weil er dennoch verdrießlicher drein sah, als der dresdner Johannes, sagte ich ihm: Heiliger aus der Wüste, lege Dein Amtsgesicht ab und nimm Theil an unserer heiteren Begeisterung, sonst sollst Du künftig nur Heuschrecken essen und keinen Honig bekommen, am wenigsten von meinen Lippen.

Als ich sah, daß Bernhard's Gesicht noch ernster ward, während die Uebrigen lachten, sprang ich von meinem Throne hinab, gab ihm einen Kuß, dem heiligen Georg mit Seitenblicken auf Friederike einen zweiten, die meisten aber den hüb-

schen Kindern, welche über den Scherz außer sich waren und gar nicht wieder in ihre gewöhnlichen Kleider hineinkriechen wollten.

Bernhard an Friedrich

Ich weiß nicht, fodert Liebe die vollste, wechselseitige Aufrichtigkeit, oder ist es rathsamer und heilbringender, der Geliebten oft Mancherlei zu verschweigen? Das letzte habe ich gethan: denn was sollte Wilhelmine durch Mittheilung meiner Sorgen gewinnen? Sollte sie auf meinen Vater schelten? Mich trösten? Sich von mir abwenden? Wird meine Last geringer, wenn ich ihr einen Theil aufwälze?

Jedenfalls folgte aber aus meinem Schweigen, daß sie gestern Abend meinen Ernst nicht verstand, und ihre Heiterkeit mich auf das Wehmüthigste berührte. Mehr als je, schien sie sich als die Meine zu betrachten, ja fest auf mich, wie auf ihr eigenstes Besitzthum hinzublicken. Sie ahnete nicht, welche Gefahr ihr und mein Glück zu untergraben droht.

Nebst einigen Andern kam sie auf den Gedanken, Correggio's heiligen Georg darzustellen und wies mir bedeutsam die Rolle des Johannes zu. Als sie von ihrem Throne in glänzender Heiterkeit herabschaute, mich mit siegreicher Kühnheit aufforderte, nicht des Ernstes, sondern unserer Liebe zu gedenken: — sie war von einer unbeschreiblichen Schönheit, und mein Herz von Freude und Schmerz zugleich so erfüllt und gepreßt, daß ich fürchtete todt zu ihren Füßen niederzufallen.

Ich kann, ich darf, ich will nicht ohne sie leben. Mein Schweigen mag meinem Vater erweisen, daß, wenn seine Weltklugheit ihn weiter in die Ferne schauen läßt, ich das Nächste besser erkenne: mein und Wilhelminens Herz.

Der Kanzler von an seinen Sohn Bernhard.

Dein Schweigen, mein Sohn, beweiset mir, daß Du Deine Leidenschaft zwar noch nicht bezwungen hast, mein Brief jedoch Zweifel und ernstes Nachdenken herbeiführte. Gern ließe ich Dir mehr Zeit, um allmählig auf den richtigen Weg zurückzukehren; aber eine Krankheit, die mir meinen nahen Tod verkündet, zwingt mich schneller auf jenen Gegenstand zurückzukommen.

Ich habe ohne Leidenschaft und Vorurtheil nochmals Alles abgewogen, was sich für und gegen Deine Verheirathung mit Wilhelminen sagen läßt, und bin mehr als je überzeugt, daß sie zu Deinem und ihrem Unheile gereichen würde. Nun könnte ich, wie es sonst wol öfters geschehen ist, zur Abschreckung meinen Fluch über Euch aussprechen; vielleicht aber reizte Dich dies nur zu hartnäckigem Widerspruch, oder erschiene Dir doch als ein unverständiges, tyrannisches Hinausgreifen über die Grenzen dieses Lebens. Daher spreche ich nur in der Form einer Bitte, eines Wunsches. Aber ein so ausgedrückter Wunsch eines sterbenden Vaters gilt einem guten verständigen Sohne noch mehr, als der harte Befehl eines lebenden.

Schon zu der Zeit, als Du mit jugendlicher Uebereilung Mariens Werth zu hoch anschlugst, machte ich Dich auf Christine von — aufmerksam. Ich habe sie seitdem noch genauer beobachtet und kennen gelernt. Der Gedanke, daß sie meine Schwiegertochter werden möge, daß sie eher als irgend ein weibliches Wesen Dich glücklich machen könne, ist bei mir festgewurzelt; und wenn Du beharrlich widersprichst, muß ich sie und mich dadurch entschädigen, daß ich sie zur Tochter annehme.

Traust Du meinem Urtheile über ihren Werth nicht, so befrage Deinen Freund Friedrich; er wußte sie früher und richtiger zu würdigen als Du, ja er hatte ihre Vorzüge wol schon zu der Zeit erkannt, wo ich noch Beobachtungen anstellte, um mich von deren Dasein zu überzeugen.

Wer weiß, ob ich eine Antwort auf diesen Brief noch erlebe; ich scheide aber von Dir mit der Ueberzeugung, Du werdest sie über kurz oder lang so ertheilen, wie es Dein treuester Freund zu erwarten berechtigt ist.

Wilhelmine an Adelheid

Ich habe durch Bernhard mehre vornehme Männer kennen gelernt, aber dabei gewiß nichts gelernt. Alle haben gute Lebensart, das heißt Einer macht dieselben Bücklinge wie der Andere, und sagt mir dieselben Süßigkeiten, Glückwünsche, oder verdeckten Spöttereien. Wahrlich die Häßlichen sind in jeder Beziehung besser daran als die Schönen; wenigstens langweilt und ärgert sie Niemand durch Reden und Betrachtungen über ihre Häßlichkeit. Lieber als diese Visiten und dies Geschwätz ist mir das Schauspiel, wohin mich Bernhard oft führt,

oder mit meiner Mutter gehen läßt. In der Regel sucht er nachher über Gang, Werth und Bedeutung des Stücks ein Gespräch anzuknüpfen, oder das zu thun, was die Leute kritisiren oder recensiren nennen. Ich benehme mich aber dabei sehr ungeschickt, und mein Hauptvergnügen ist gewöhnlich verschwunden, wenn er mir gezeigt hat, warum ich mich nicht freuen soll.

Noch schlimmer geht es mir mit der Oper; denn während Bernhard mir erweiset, daß sie gar nicht da sein sollte, bleibe ich dabei, wenn er Recht hätte, würde sie gar nicht da sein. Am ersten will er noch die großen ernsten Opern dulden, wie die Vestalin oder Olympia; ich dagegen preise Mozart's Figaro und sein: „So machen sie es Alle"; unbekümmert um jede Einrede Bernhard's über Form und Inhalt. Diese Opern sind für mich in der Musik, was Correggio in der Malerei und der Sommernachtstraum in der Dichtkunst.

Du siehst, wie gelehrt ich werde und mit welcher Kühnheit ich Dinge behaupte und vertheidige, von denen ich eigentlich gar nichts verstehe.

Gestern bot mir Bernhard am Schlusse eines Streites über jene Oper ein bedeutendes Geschenk, wenn ich sie gar nicht mehr sehen wolle; mich verdroß aber die Art, wie er mir dieses Vergnügen abkaufen und mich von meinen Lieblingen trennen wollte. Meine beharrliche Weigerung schien ihn zu verdrießen; soll ich ihn denn aber in seinen Grillen bestärken, oder mir selbst dergleichen zu wechselseitiger Qual einimpfen? Wenn er mich schon oft im Scherze Frau Baronin von — nennt und einen Brief so an mich adressirt hat, darf ich wol auch das Frauenrecht geltend machen, welches keine blinde Unterwerfung fodert oder billigt. Jenem Briefe war ein lächerlich großes Familienwappen aufgedrückt, als solle es anzeigen, aus welcher Niedrigkeit ich stamme und zu welcher Größe ich erhoben werde.

Bernhard hat lange seines Vaters nicht erwähnt; es müssen also von diesem und der übrigen Familie keine neue Einwendungen gegen meine geringe Person gemacht worden sein. Doch fürchte ich mich vor ihnen Allen, ja selbst vor Bernhard, wenn ich bedenke daß er viel mehr zu ihnen als zu mir gehört, und mich zuletzt nur liebt, weil ich anders bin als jene.

Bernhard an Friedrich.

Mit der Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt ich die anliegenden ſo milden und doch ſo ſtrengen Worte des Scheidenden. Mein Schmerz war ohne Grenzen, und ich fand um ſo weniger Troſt bei Wilhelminen, als ſie dergleichen Stimmungen nicht begreift und ich Bedenken trage, ihr alle Gründe derſelben mitzutheilen.

Es gibt eine Seite, von welcher mir der Tod meines Vaters als Gewinn erſcheinen kann, ja muß: daß ich nämlich dadurch unbeſchränkter Herr meiner ſelbſt geworden bin. Dieſe Betrachtung trat nach einigen Tagen ſo ſehr bei mir in den Vordergrund, daß ich ruhiger wurde. Wiederum führte mich dieſe Ruhe zu einer verſtändigeren Betrachtung der Wichtigkeit ſeiner letzten Wünſche und Gebote, und zu einer neuen Unentſchloſſenheit, mit welcher Mißſtimmung des Gemüths faſt nothwendig verbunden iſt. Wilhelmine, welche die Gründe derſelben nicht vollſtändig kennt, ſcheint ſie durch verdoppelte Heiterkeit, ja ſelbſt durch Uebermuth austreiben zu wollen, der mich indeſſen öfter verletzt, als bekehrt.

Sonderbar, viele Dinge und Erſcheinungen ſind ihr in der That ganz neu und treten zum erſtenmale vor ihre Seele, ſo z. B. Kunſt, Literatur, vornehmer Umgang —; zum rechten Erkennen derſelben gehört alſo Belehrung, Vergleichung, Reflexion. Deßungeachtet haftet jener erſte unmittelbare Eindruck, jene erſte Erſcheinung ſo feſt und beſtimmt, ihr Urtheil iſt, ich möchte ſagen, ſo eigenſinnig, daß alle Bemühungen es zu läutern und zu erweitern vergeblich bleiben und mir ſchon der Gedanke durch den Kopf gefahren iſt, ob es nicht beſſer ſei, ſie nur innerhalb ihrer urſprünglichen Kreiſe anſpruchslos zu entwickeln.

So habe ich nicht umhin gekonnt ſie einigen Diplomaten meiner Bekanntſchaft vorzuſtellen. Anſtatt aber durch die gewandte Beweglichkeit des Einen, den hohen Ernſt des Zweiten und das einſchmeichelnde Geſpräch des Dritten angezogen zu werden, nennt ſie übermüthig den Erſten einen Hampelmann, den Zweiten einen Naſenrümpfer und den Dritten einen Honigkuchenritter. Suche ich ihr Beobachtungsvermögen zu ſtärken, mache ich ſie auf die intereſſante Verſchiedenheit dieſer Männer aufmerkſam, ſo beharrt ſie dabei: Alle ſeien aus demſelben Teige gebacken und vom Kuchenbäcker nur verſchieden garnirt worden.

Aehnliche Streitfragen haben wir über die Oper. Hier, wie ſo oft, genügt es ihr daß etwas iſt; ſie fragt nicht, ob

etwas ſein ſoll; ein Verfahren, wobei man in der Empirie feſthaft und das Ideal verborgen bleibt. Von Allem was ich ihr aus den äſthetiſchen Theorien mittheilte, hat ihr nur Eins Freude gemacht und ſich ihrem Gedächtniſſe eingeprägt: nämlich der Voltaire'ſche Satz, daß das Langweilige immerdar nichts tauge. Wenn ich ihr alsdann beweiſe, daß das perſönliche Urtheil des Einzelnen hierüber gar keine wahrhafte, entſcheidende Regel gebe, beharrt ſie dabei: ſie könne ihre Empfindung nicht unempfunden machen, laſſe jedem ſeine Weiſe und wolle ſo wenig Regeln geben, als ſich aufdringen laſſen.

Als ich ihr letzthin mit Gründen darzuthun ſuchte, Rafael ſei ein größerer Maler als Correggio, antwortete ſie: es mag ſo ſein, im Fall Du beide untereinander vergleichſt; ich aber vergleiche ſie mit mir. Wenn alſo Jener hundert Fuß und Dieſer fünfundzwanzig Fuß hoch iſt, und ich (einen Fuß hoch) ihnen gegenüberſtehe, ſo iſt mein Mißverhältniß zu Correggio viel geringer, als zu Rafael; darum überſehe und verſtehe ich ihn beſſer, und es wäre ein unfruchtbares Bemühen, wenn ich meiner Länge etwas zuſetzen wollte.

Ebenſo wenig kann ich Wilhelminen über das Verhältniß von Sittlichkeit und Kunſt zur rechten Erkenntniß verhelfen. Sie leugnete mir z. B. zwar die Zweideutigkeit des Figaro keineswegs ab, behauptete aber: es ſei dies nicht wichtiger, als ob Correggio auf grober oder feiner Leinwand gemalt habe. Mozart's Melodien ſolle ich hören, nicht die Buchſtaben leſen: jene ſeien ſo heiter, klar, durchſichtig, wohlthuend, wie der ſchönſte Frühlingstag; in ſolcher Luft möge ſie immer leben, und wer ſich hier vor moraliſcher Erkältung fürchte, habe den Schnupfen oder Ohrenſauſen ſchon vorher gehabt.

So, mein Freund, habe ich täglich Gelegenheit, Verſuche und Betrachtungen an mir und über mich und meine Braut anzuſtellen, und ich hoffe, Du wirſt es nicht als einen Rückſchritt betrachten, daß wir nicht immer Uniſono, ſondern bisweilen auch zweiſtimmig ſingen.

Nur Einzelnes bleibt mir bisweilen ganz unverſtändlich, ſo z. B. als ſie letzt im Scherz ſagte: Max habe des Kaiſers Dragoner ohne Noth aufgeopfert; als ſie im Ernſt, ja faſt mit Leidenſchaft, behauptete: Thekla habe ihre Mutter ſchlechterdings nicht verlaſſen ſollen. Wenn Wilhelmine in ſolchen Wechſelfall geſetzt würde; ſie wäre wahrlich im Stande, die Poeſie ohne Rückhalt zu verleugnen.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard's Vater ist gestorben. Zwei Tage lang war er fast von Sinnen, den dritten aber schon wieder ganz ruhig. Mir unbegreiflich: wenn ich so wäre, aber er!

Mein Leichtsinn oder leichter Sinn mag tadelnswerth sein; aber gehört er nicht zu meiner Natur? Launen hingegen, plötzlich und ohne genügenden Grund wechselnde Stimmungen, kann man doch nie zur eigentlichen Natur eines Menschen zählen. Jeder sollte sie auszutilgen und Haltung in sein Leben zu bringen suchen.

Eben geht Bernhard von mir; er hat mich sehr erschreckt. Denke Dir, binnen vierzehn Tagen soll ich mit ihm nach — abreisen, um uns dort trauen zu lassen und unsern Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Ich habe, von Tage zu Tage heiter lebend, dem Gedanken der Heirath wenig nachgehangen und am wenigsten damit die Versetzung in ein anderes Land in Verbindung gebracht. Jetzt erklärt Bernhard: er wolle und müsse sein hiesiges Amtsverhältniß aufgeben und in seine Heimat zurückkehren.

Daß ihm nicht viel daran liegt die Mutter mitzunehmen, habe ich ihm wol angemerkt, aber mich gestellt, als hätte ich nichts gemerkt. Es steht geschrieben: man werde Vater und Mutter verlassen, um einem Manne anzuhangen; denn jene Beide helfen und stützen sich noch untereinander. Aber die einzeln stehende, verlassene Mutter zu verlassen, wäre für jede Tochter eine Sünde; wie vielmehr für mich, da sie allein durch meine Sorgfalt erhalten wird und eine Trennung von ihr mir unerträglich fallen würde. — Und was hilft es, wenn ich Bernharden dahin bringe, daß er sie mitnehme, da sie um keinen Preis — verlassen will und alle Aerzte einstimmig versichern: das Wohnen in jenem kalten, kalten Lande bringe ihr auf jeden Fall schnellen Tod.

Ich muß zunächst die Sache, bis zur völligen Herstellung der Mutter, in die Länge ziehen.

Bernhard an Friedrich.

Vor einigen Tagen erklärte ich Wilhelminen, wir wollten Beide binnen kurzer Frist — verlassen und uns in — ansiedeln. Anstatt sich, wie ich wol erwarten durfte, über diese nahe und günstige Entscheidung ihres Schicksals zu freuen, er-

ſchrak ſie ſichtbarlich, ich glaube aus Furcht ſich von ihrer Mutter zu trennen. Bei einer Ehe, wie ich zu ſchließen im Begriff bin, iſt aber ein großer Anhang von Verwandten unbequem, und es erſcheint rathſamer dieſelben in ſorgenfreier Entfernung zu halten, als ſie in den Kreis des engſten Umgangs hineinzuziehen. Ich hielt dies um ſo eher für möglich, da Wilhelmine ein Kind armer Aeltern und nur von ihrer Mutter adoptirt iſt. Sollte indeß meiner Braut ſehr viel daran liegen, ſich nicht von dieſer zu trennen, werde ich ihren Wünſchen keineswegs widerſtreben.

In dieſem Augenblick erhalte ich einen Brief Wilhelminens, des Inhalts: es ſei ihr ganz unmöglich, ihre Mutter zu verlaſſen, dieſer aber (nach einſtimmigem Urtheile der Aerzte) unmöglich, vor ihrer Herſtellung eine Reiſe nach — zu unternehmen. Sie bitte alſo, dieſe und die Heirath vor der Hand aufzuſchieben.

Was ſoll ich hiezu ſagen? Die Krankheit der Mutter ſcheint von der Art zu ſein, daß ſie ſchwerlich jemals eine völlige Herſtellung erwarten läßt. Iſt es denn nun Wilhelminen angenehmer, Krankenwärterin, als meine Frau zu ſein? Liebt ſie ihre Pflegemutter mehr, als ihren Bräutigam? Oder gibt es gar andere Dinge, die ſie beſchäftigen und feſthalten? Auf jeden Fall erſcheint es unpaſſend, ſie allein hier zu laſſen, und doch muß ich ſchlechterdings eine Reiſe nach antreten.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard hat, obwol ungern, eingewilligt, daß ich mich von meiner Mutter nicht trennen und ſie vor ihrer Herſtellung nicht verlaſſen ſoll. Er ſelbſt wird ſeine Reiſe indeß bald antreten und nach einiger Zeit zurückkehren.

Seitdem mir dieſer Stein vom Herzen iſt, lebe ich doppelt heiter, ja faſt ausgelaſſen. So kam dieſer Tage Friederike zu mir und bat mich ſo geheimnißvoll als dringend, Abends die Oper zu beſuchen: ich würde daſelbſt Neuigkeiten ſehen und hören. Ich war darauf gerade nicht ſehr neugierig, allein man gab Figaro, und Bernhard erzählte mir: er ſei den Abend ausgebeten. Auf ſeine Bemerkung, ich würde doch zu Hauſe bleiben; ſagte ich: ſoll ich nicht Deinem Beiſpiele folgen? und als er hierauf etwas erwiederte, das faſt eiferſüchtig klang, gab ich zur Antwort: Verbotenes thut man am liebſten.

Ich ſaß mit der Mutter auf meinem gewöhnlichen Platze und wartete anfangs auf Friederikens Neuigkeiten; bald aber dachte ich nicht mehr daran, ſondern hörte nur die heitern Melodien, und träumte in meinem Innern weiter und weiter. Anfangs ſah ich die Schnee- und Eisfelder, die bereiften Bäume meines neuen Vaterlandes: dann flatterte der Schnee aufwärts in die Lüfte und verwandelte ſich in ſilberne Wölkchen, auf denen ich einherfuhr, aller irdiſchen Bedenken, Sorgen und Laſten entledigt. Das Eis fing an ſich zu bewegen, im Wiederſcheine des erwärmten Himmels erhoben ſich die Waſſernixen aus den blauen Wogen, und winkten den Luftgeiſtern, welche mich umſchwärmten. Die früher bereiften Bäume trieben jetzt Knoſpen, Blätter und Früchte hervor, der Duft der Orangen und Myrten ſtieg aufwärts; tanzend nahten ſich wunderbar geſchmückte Jünglinge und Mädchen, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich zu einem Zauberer, den ich wieder zu erkennen glaubte und der mir ſagte: ſo leben wir hier Jahr ein Jahr aus, ein Leben das für die armen unnachteten Erdgebornen nur in einzelnen Augenblicken hervorblitzt, und das ſie dann wehmüthig einen Sommernachtstraum nennen!

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo noch fortgeträumt hätte, da ging die Thür auf, ein Herr nahte ſich mir und bat um die Erlaubniß, mich nach Hauſe zu bringen. Schon hierüber, noch mehr aber zürnte ich, als er meine Hand ergriff und ſie zärtlich drückte. Auf meine heftige Zurückweiſung lachte er faſt laut und ſagte: Minchen, kennſt Du mich denn nicht? Es war Friederike, im Anzuge ihres Bräutigams.

Luſtig verließen wir die Oper, bei einer Wendung ſagte indeß Friederike erſchreckt: Ich glaube da ſteht Bernhard, und zog uns in ein Haus, das einen wenig bekannten Durchgang darbietet. So kamen wir in unſere Wohnung und legten uns raſch zu Bette. Friederike hat ſich indeſſen ſicherlich geirrt, denn Bernhard würde ſonſt nach ſeiner Weiſe gründliche Betrachtungen angeſtellt und gründliche Auskunft verlangt haben.

Bernhard an Friedrich.

So iſt denn Gewißheit geworden, was ich längſt ahndete: Wilhelmine iſt eine Argliſtige! Meine Liebe ſo zu täuſchen, meine Wohlthaten ſo zu vergelten; es iſt unglaublich, ſchändlich und doch nur zu wahr und wirklich! — Verlange keine Erzählung, keine Beweiſe; ſoll ich in meinem eigenen Unge-

weiden wühlen, mein Herz nicht blos durchbohren lassen, sondern auch selbst durchbohren?

Wiederum liegt die einzige Labung und Erretung darin, daß ich meinen Schmerz austoben, meinem Zorne freien Lauf lasse. Nur dadurch kann ich mich wieder aufrichten, daß ich Alles das Unwürdige mit Füßen trete, was ich seither göhendienerisch verehrte.

Ich schrieb Dir schon, daß Wilhelmine eine übertriebene Vorliebe für gewisse Opern hegt, welche mir, wenn nicht aus ästhetischen, doch aus moralischen Gründen mißfallen. Ich erklärte ihr vor einigen Tagen den Wunsch, sie möge eine derselben nicht besuchen; und der Wunsch eines Bräutigams sollte doch wol so viel gelten, als der Befehl eines Ehemanns. Sie antwortete unfreundlich, und hielt sich für sicher, da ich vorgab den Abend in Gesellschaft zubringen zu müssen. Statt dessen ging ich in die Oper, setzte mich in einen Winkel ihrer Loge gegenüber, und kaum bald den Verdruß sie mit ihrer Mutter eintreten zu sehen. Mit meinem Fernglase konnte ich jede ihrer Mienen erkennen. Anfangs, wie gewöhnlich, die seinste Darstellung mit Scherz und Lachen zu begleiten, sah sie schmachtend gen Himmel und war in Liebesträumereien versunken, bis der erwartete Verehrer eintrat. Nun folgte Scherz und Lachen in verkörperlichter Maße. Ich saß wie vom Schlage getroffen, betäubungslos und versteinert, bis ich gewahrte daß Alle noch vor dem Schlusse der Oper aufbrachen. Ich stürze nach, sehe mit eigenen Augen wie Wilhelmine ihrem Begleiter, einem blutjungen Laffen, zierlich am Arme hängt, ihm lachend die Hand drückt, ja, wie sie wähnt unbemerkt, auf öffentlicher Straße einen Kuß gibt! Und die arge Mutter läuft sorgendes und gefühlloses zugleich! Endlich gehen Alle, sehen sich umsehend, in ein Haus: ich eile nach, stoße mir aber in der Finsterniß den Kopf so heftig, daß ich zurücktaumele; als ich wieder zu mir selbst komme, sind Alle verschwunden. Vergebens warte ich mehrere Stunden auf ihre Rückkunft, die Nacht wird, wie in Oper und Haus, in Kuß und Wollust verbracht und die Heuchelei ist schon so bei Wilhelminen ausgebildet, daß ich am andern Tage kaum eine leise Verlegenheit auf ihrem Gesichte bemerke.

Ich schweige, denn sie hätte reden, entschuldigen, erklären, sich rechtfertigen sollen. Vorgebend auf einige Tage verreisen zu müssen, stelle ich meine Späher rund um Wilhelminens Wohnung auf, und verweile in der Nähe, um bei der Hand zu sein. Bald berichtet man mir: es sei ein Herr in das Haus gegangen; es war nicht der heute Tage der vorigen Tage.

sondern ein langer, beleibter Mann, den sie, ich konnte es hören, freundlich entließ. Die Treppe wieder hinabschleichend, begegnet mir ein Diener, der nach ihrer Wohnung fragt. Verwundert nehme ich ihm ein Billet zur weiteren Besorgung ab, öffne es nach seiner Entfernung und lese: „Liebes Mündchen! Ihre bekannten Freunde sind heute am bekannten Ort versammelt, um sich lustig zu machen. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, Ihrem pedantisch-sentimentalen Liebhaber eine Nase zu drehen und sich, worauf wir Alle rechnen, bei uns einzufinden."

Nun konnte ich mich nicht länger halten, stürze hinauf, reiße fast die Klingelschnur ab, dringe vor in ihr Zimmer und sage ihr Alles, was guter Recht, Eifersucht und Zorn mir eingaben. Anfangs schien sie erschreckt und erkünstelt zu sein; dann aber nahm sie zu dem gewöhnlichen Mittel der Treulosen ihre Zuflucht, leugnete alle eigene Schuld und machte mir bittere Vorwürfe, daß ich Gesellschaft und Reisen vorgegeben habe um sie zu belauschen, daß ich Gesindel als Spione gegen sie aufstelle und handgreiflichem Betruge Glauben beimesse. „Ein Mädchen, Herr von ..., so schloß sie ihre Rede, das Sie so behandeln, will nicht Ihre Braut sein, kann nicht Ihre Frau werden. Sie sind aller Verpflichtungen gegen mich, ich bin aller Verpflichtungen gegen Sie entledigt. — Mit diesen Worten zerriß sie das Billet, was ich ihr gegeben, warf mir die Stücke zu Füßen, ging in das andere Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu.

Durch diese unwürdige Behandlung von neuem aufgebracht, eilte ich zu meinen Freunden bei der Gesandtschaft, die mich schon oft genarrt, ja verspottet hatten; ich ging redlich zum Gesandten selbst und erzählte ihm Alles. Er gestand, durch Späher Wilhelminens Wandel ebenfalls erforscht zu haben und schien das Geheimnis jener weiblichen Verstellungen zu kennen. „Um Sie nicht noch tiefer zu kränken, sagte er endlich, will ich von allem Einzelnen schweigen; aber Glück, junger Mann, muß ich Ihnen wünschen, daß Sie diesen Täuschungen entrissen werden, bevor Ihr ganzes Lebensglück dadurch gestört ist. Der Wunsch, ja der Befehl Ihres Vaters wird Ihnen von jetzt an in [illegible] Lichte erscheinen und dem harten Zerbrechen einer langen [illegible] Fesselung eine Ehe folgen, wie sie Ihrer und Ihrer Familie würdig ist. Um Ihren Schmerz schneller zu lindern, wünsche Sie sich von hier zu entfernen, und es ist mir eine angenehme Pflicht Ihnen zu sagen, daß Sie, wichtiger Aufträge halber, schon morgen nach ... abreisen werden."

Wie war dieser Verlust willkommen; mit zwei Worten schrieb ich der Mutter, daß ich Wilhelminens Aufklärungen meinem Verhältnisse machen, und von weiterer Korrespondenz nicht die Rede sein könne. Dieser Mann und Mensch, der sich erdreistet hat, sich von schändlichen Mitteln abzuwenden, hatte ich es für Niemand irgend eine fernere Zudringung zu erfüllen; Wilhelminen wurde dadurch nur in ihrem verdammlichen Vorhaben bestärkt werden.

Zweite Abtheilung.

Wilhelmine an Werther.

Du klagst, daß ich Dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, und Du hast Recht; aber was soll ich schreiben? Seit die Geschichte mit Bernhard aus, ganz aus ist, lebe ich, ich weiß nicht ob vergnügter, ob ruhiger, ob ernster, ob leichtsinniger. Auch läßt sich ja nicht Alles niederschreiben, was man thut, und Vieles würde man nicht thun, wenn man es sogleich niederschreiben müßte. Alte und Junge, Vornehme und Geringe, von den Prinzen bis zu — ich weiß nicht wem — schwuren Anbetung an meinem Schicksale, und möchten mich sonnen lernen, mit ihrer Theilnahme beweisen. Vielweniger glaube ich an jenen Antheil und ferner mich daneben; kann fällt mir ein, daß sie mich viel für ein herzenloses Ding und eine leichte Beute halten, und darüber gerathe ich in ernstes Nachdenken, bis mir alle Gedanken vergehen.

In der Lage, in welcher ich bin, ist es am besten ich denke gar nicht.

Wilhelmine an Werther.

Ach lieber, lieber Werther! im Sprechen kann man einem Alles begreiflich machen, nachweisen, entschuldigen, verfechten; aber im Schreiben! Ist es denn ein Glück oder ein Unglück schön zu sein? Die Häßlichen werden wenigstens nie von

den Schlüssen gefunden, und brauchen nicht zu sagen: Herr, lehre mich nicht in Versuchung! Aber die Tugend, die Treue der Schlüsse, wie weit ist sie treue der Tugend?

Wenn Einer unter Schönheit versteht, meint er denn mich? Er irrt sich: ich will ihm danken, die Schönheit scheint Vorrecht eines Augenblicks, das selbst Lebensmüdigkeit haben, den übrigen werden an Zeit und Kunst. Doch sein, nicht an der Kunst; denn wer sagt danach: Gut wir doch 1000 Jahre wie Statuen ganz gleichgültig.

Doch was schreibe ich Vorbemerkungen, und sicht hat was ich schreiben wollte!

Seit meinem Monaten ist meine Mutter schwer erkrankt. Gemütsbewegungen verschlimmern ihr Befinden sehr, seit sie mir einige Tage gesagt habe, seit sie Nachricht verschwunden sind; hier und Aufenthalt haben ihr aber die ursprüngliche Gesundheit fast ganz geraubt. Ich wusste und schrieb, und wollte mit heutige Tage mit Nacht: ich fühle, daß ich eigentlich keinem Menschen auf Erden herzlich zugethan bin und niemand zugethan sein werde; auf Ihr allein werden sich alle die Fäden treuen ich fähig bin. Die Männer! Heiß man um mir Wir gleichgültig, sagt sich für mir auch verächtlich. Daß sie die Tugend nicht achten, darf ich es tadeln? aber die Schönheit, werden sie sagen, ist denen auch nicht einmal ein Augenblick; denn sie wollen sie ja sich untergraben und zerstören. Wir hilft der Glaube die Schönheit — aber ich habe sie verloren und verlieren müssen; aber hätte ich sie auch wie ein Mann, wie würde sich Leiden unbegreiflich, wahnsinnig sein.

Nein, nicht die Schönheit, nicht die Leidenschaft kann mir jemals gefährlich sein. Wenn aber sind Blut sieht, was traut? Man kann nicht wissen, nicht fühlen, was man nicht nicht tut, aber es gibt im Leben jenes stündige Gemütsklingen, so auch Ergüsse, plötzliche Erschütterungen.

Auf meiner einfachen, beschränkten Lebensweise wird ich durch Verstand plötzlich in eine Welt meiner Gemüts versetzt, und der Mensch wird zum Verhängnis. Ein Leben ohne Verhältnis und Mensch erfüllen wir unserer gleichgültig, unbekannt — auf, wenn selbst mehr im Leben, die Mensch ist ein großes Übel, der Nichtsein ist ein Glück. Und doch kann ich mir noch nicht erklären!

Die Krankheit der Mutter verlangerte die Aufgaben, die unbedeutenden Studien blieben unvermindert, ich ging zu Tisch, auf die Musik — mein bester Augenblick war der Abe

an einige Briefe — denen ihren Rücken beschlagen, sorgte ich so wenig, weil man hätte es gebrauchen

In jeder Lage gibt ich einen Brief mit einem Kuß für die Mutter in die Tasche, und sagte ihr morgen Abend meinen Abschiedsbesuch machen zu dürfen. Aber der Brief, gestaltet durch den Schein anfangs sentimentaler Weichheit, aber weil wirklich nur diese Mittel helfen konnten, kam die Sache verbitterter, weiter der Papa Geld und Pässe verlangte. Bei dieser Zerrissenheit, die mein ganzes Benehmen mir überlag, sprachen mir die Tränen auf den Augen und einige Worte wichen die meine Verlegenheit verschleierten. Da wandte sich die Mama um, die an einem offenen Fenster stand, betrachtete mich eine Zeit lang, wie es schien, mit einem tief Gefühl von Schmerz und sagte: morgen um sechs Uhr bin ich wieder bei dieser Gegend, wo Sie mir einen meinen Verdruß erlassen können.

Gütiger, verklärter, versöhnter, gesegneter sind Sie auch Gott! Wie war denn der andere Tag hin, mit jeder ich damit Weg machen, weil ich kein Geld hatte, oder Gesichter und Bitte zu schreiben? Ich dank tief Ihnen! — Der Himmel hat seine Gaben so reich und mannigfaltig verteilt, und uns erscheint es freilich so oft und wirft den Zweifel. Ist denn die Wahrheit nur nicht auch eine Gabe der Himmel? Ist sie es nur für den Dichter, nicht für den Richter? Hat der Arzte, der Gelehrte, der Geistliche eine Pflicht, seine Kapitale bei einzelnen mit ihren entbehrlichen Einzug von der Hand zu weisen?

Ich bitte Sie, ich weiß aber, es muß Ihnen angst werden, auch nur so schon weiter. Wir Pfarrer in Schlesien sind hier mit der mindesten Arbeit die Ehrenhaftesten, die Predigtamts verlieren auch abgesehn davon sonst Ansehn besonders, wo sich Leute mit den Schulmeisterbrauchen, so gehen die Pfarrhöfe zur plebejamsten an wie meiner; ich sehe sie nicht, ich höre sie nicht; mögen sie selber ihre Pfarrhäuser sein, ich schreibe während am heftigsten widerlegender Predigt!

Warum schätzen die Leute so viel auf die Schreibfedern? Hätte ich nur eine recht große, dicke Schreibfeder, sie würde mich erquicken, beglücken. Ich bitte Sie, Sie sind so freundlich, und es ist mir Ernst; auch kann Ihnen nicht viel Mühe machen, sie hier anzuschaffen, sondern auch überhaupt auf Ostern.

Wie meinem Freunde sage ich Ihnen einen Dank, Sie sind so gütig, wie gütig weiß ich nun auf

seiner Eigenliebe getraut zu beweisen, warum sie ihn verzweifelt verachtet; aber hat er einmal zugeschlossen Ohren, so gibt sie den Versuch auf, für ihre Verachtung schlüssige und vernünftige Gründe in seinen Ohren verständlich, sie ist auch Weiber genug, um sich zu schämen.

Wenn nun Leonard sich über sich selbst ärgerte, über sie, über seine lächerliche Leidenschaft, über Verzweiflung, über Eifersucht? Auf diese Frage kann ein Mannsbild lange sinnen, Rat sucht jeder auf Fragezeichen vergeb.

Er lief in der ganzen Frühe wie ein wahnsinniger, und wenn er sich überlief, kommt er zu seiner Besinnung, und wenn er sich zu müde lange um einzelnen Haus. Und er fährt, fährt die ganze, und sieht nicht hin, verlangt, sieht sie da, gibt sein Wort und Versprechen und schickt sich über die Konsequenz, ja über die Possenreiß und auf Weiberwitze hinaus.

Neunter Auftritt

Gestern schrieb ich von Ihrer Freund Bedienten und seine Pferde bestellen. Heute reisen sie nicht, aber sie sind, sie sind!

Ihre lieben Briefen die ich mit Ungeduld erwartete, wie sie voller liebenswürdiger Worte gewesen, ja vergötterten waren. Ihr Verlangen meine Abwesenheit eine Zeitlang gerade mit Worten zu Verringerung; auch über die Mühe deren Briefe zu schreiben, sehr artigen Entschuld und tausend zärtlichen Redensarten. Fürwahr ein Mann, wenn mir sich recht wenn zu beweisen, wenn nicht zu Weiberwitz!

Was ist mit meinen begehrten Erklärungen über, wenn Du weißt, mit meinen Leidenschaften gewachsen! Hätte ich je vor Zeit und Tag für möglich gehalten, daß ich nur Ihnen schreiben könnte, für ich, die mich nicht kennt! Und doch ist es mit Ihnen gar nicht Widernatürlich zusammen. Sterben sie Mich, Verstand, Charakter, ganz Ihnen, Ihnen mit Ihnen weiß und sind. Warum wollte mir Ihnen mit nicht so wenig Umstand, ich wenn ich in einer fremden Gegend oder über, wenn jemand begegne handelt mich und gut ihre Gestalt zu Wohlgefallen, warum gewiß es mir, wie die Möglichkeit, jemand Arzt mit Brief. Warum kann ich Sie nicht lieben, warum kann ich Sie nicht lassen? Warum weiß ich auch immer zu Ihnen zurückgehen, während ich Sie verachte? Weiß auch mit

[illegible] Text in alter Schrift [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Wirkung an Distanz.

Die Idee, Kräfte wirken Dinge zu machen, die nachweisen, die Luft, seine Anziehungskraft, seine Größe und andere Dinge. Es ist so die Erscheinung, daß man nicht die Anziehungskraft jedes Dinges nachweisen, sondern nur Wirkungen sehen kann, die man nachweisen kann. Wenn Du nun große materielle Körper, wie Sonnen, Planeten, ganze Weltsysteme anziehen, die wie wir sie kennen, sondern Dinge, die nur gleichsam Materie besitzen, sondern Du, wie materielle Körper, die Du siehst, und Du bist ein Mensch, Du kannst Dich und Deine Wirkungen und Eigenschaften. Wenn ich Dir sage, wenn ich Dir Dein organisches nehme, glaubst Du, daß Du noch Du bist? Du bist ja nicht Du, sondern nur Bestandtheile? Nicht wie ich es nicht Du bestehen, Du, Du Bestandtheile zu geben?

Du hast noch Bedenken? Du sagst, ich weiß, ich weiß, ich Du Dinge und Wesen, die nur an Deinen Sinnen, Deinen, Deinen Weg Deinen nachweisen kann. Und Deine Sinne sind Deine Sinnen Wirkungen, und Wirkungen sind nicht Du! Sagst Du es nicht? Du kannst nicht Deine Wirkungen wirken und gewisse Dinge, und wenn Du nicht wärst und sind, wenn Du meine Wirkung und Du, Deine Sinne, Deine Sinnen, Deine Sinnen und Deine Sinnen, und Du, Wirkungen und Eigenschaften zu geben? Du sagst?

Sagst Du es, Freiheit, meine Wirkung ist nicht Deine, Du Deine materiellen Dinge sind. Du Deine Du nur nur Deine Sinnen, nur Du Deine, Deine Du Deine Wirkungen, Deine Deine, Du Deine Du nur Deine und Deine Sinnen.

Aber ich sage Dir, Deine Sinnen Deine Du nur Du Du Deine Deine Deine und Deine Deine. Du sagst, Du Deine Deine Deine

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

ben, wenn ben Engel und Gottes u. s. w. Es sind die Worte allgemeinen Sinnes; und je weniger sie sich deutlich aussprechen wollen, desto eher lügen sie, durch Einfalt verführt, so auf mich beziehen und zu meinem Vorteil auslegen können. Jetzunder sind mein ganzes Gemüt aber meine gesamten Gedankenkräfte Eigen, und ich lasse bei nächtlicher Lage zu Worte: so sie mir nützlich oder den Meister, indem sie sichtbar durch Schweigen widerlegt und ihren Forderungen widersprochen habe. — Wie ich mich darauf lange recht so und sage endlich, indem sie mir Thränen in das große Auge rust: Ich bitten Sie mein Stillschweigen aufzulegen?

Mich ergriff eine unbeschreibliche Schwäche, daß ich Wilhelmine lieber hin wünschte, als sie Männer, welche durch ihre Schönheit angezogen, so gewalt ohne mein Wissen anfallen; und so glühten Zorn durchwebte mich der Gedanke, ich habe Rhee widerstanden und niedergerungen, aber das Ganze sei nur eine gewandte Komödiantenart, wobei ich junge aufgeklärte wurde und weiblichen aufgeschickt zu werden.

Gedanken an Dorothee

Ich glaube, wenn ich schweige, möchtest Du auch schweigen, aber vermöchtest Du, daß Deine Briefe mich auf die Letter werden und wie das Herz durchstehen.

Du sagst Du bekommen, besucht meine die ganze, auch die kalte, besonders zur Zeit Begeisterung, daß Buch einmal auf die weltlichtige Höhe Deines Gefühls zu nur, spielt mit dem Phantasiespiel künstlich gebrochen Gedanken, schlägt von Entfernung die völlige Gleichgültigkeit über Preis oder Widerstand, und daß zu rechten Zeit zwei Thränen in die Augen treten, damit sie als glaubwürdige Zeugen Deine Verschlossenheit bekräftigen. Einst mit offenem Herzen in das Herz Wilhelmine einsehen, die Gründe hinwegschaffen, die Deinen nun zu begründen, glaubst Du leichtsinnig zu sein Übereifrige haben, hältst mit den Gefühlen und hindst nicht wie der Lenker der Gestirn Dich von einer, der Lenker der Gefühlswelt von der andern Seite angezogen, um Dich für das Dasein zu sichern, und Du zu Ihr, so sie — vielleicht auch zu Wilhelmine hingeht.

Antwort an Friedrich

Es ist ja Deine ursprüngliche Natur und Deiner ursprünglichen Stimmung nach so ganz hübsch und mild, daß Du von Wilhelmine noch spricht als sei sie Dein Geschöpf, nachdem Du mir ihr gedroht, ihr verlangt, eine Wahrheit gesprochen hab und sie noch mir vor die Thüre kämst! Und wüßte Dich nicht der Zeit, da Du sie noch hast, daß Du Dich nicht hörst, nicht in Deinen Augen wie Du es meinst, wirst, um Dein Verhältniß zwischen Euch Beiden jemals möglich zu

Du handelst alle thörichte und ungerechte in Bezug auf Dich, auf Wilhelmine, auf mich und auf Deine tadellose wichtige Ehre. Du hast meiner Treue Verhältniß zu Wilhelmine für richtig aufgefaßt hatten, heißt Dich zu rechten und zu vertreten, und Dich verletzte meine und Dein, meine nicht allein Schuldlos, doch allein verschuldet ist. Und wenn Du Dich in Schwachheit wieder zu Klagen und anschlagen, ist Du natürlich glücklich, und haben wir Schwachköpfchen ein Recht, Dir Vorwürfen zu machen und zu mißbrauchen?

Du beschuldigst mich heute: ich handele Deinem gegen Wilhelmine. Wieviel habe ich mehr gethan als Deine Pflicht erfüllt? Habe ich Dir Dich geschwiegen und Dir auf Deine Fragen beantwortet, für in Verhandlung gebracht, Deine Schwächen geschwächt, Dir Mann überhäuft? Antworte!

Endlich sagst Du: ich trage Deinen Namen so wie Dich; und Dich? Was hat mich angeschlossen an diese Erbärmlichkeiten. Du willst Dir nicht verhehlen, was ich entbehre, wenn Du mich nächstens heimsuchen ohne anzukommen. Zuerst schon mich Dein Anfang an Wilhelmine, darauf folgte der Entschluß an der Führung einer glücklichen Aufgabe, ohne die Verpflichtung auf meine Person. Weil nun aber jene schöne Aufgabe leider Dir an Dich unerfüllbar, unergründlich ist; so bleibt jene Verpflichtung, die nicht die trockenen Pflichten ist, einen Entschluß und Ausspruch aufrechthält jener Innerlichkeit, sicher für allgemeiner gültiger Erklärung in den Kreis seiner Verhältnisse, und macht mit der Uebergang nicht nur mir Deinen Ihr Deutsche Pflicht nie erfüllen, als möglichen und in dem Maße als man seinen eigenen Kreis aufgeben will, kommt verschwindet, und selbst in einer wenn, zu einer Widersprüchen möchte.

Auf diesem Wege ist Dein so schöner Freund in eine Abhängigkeit von Minna gerathen, welche ihr nicht ahnet, ja welche ihr lächerlich und verächtlich finden würde. Der erste Gedanke, nachdem ich zu diesem Entschlusse kam, war, mich von hier zu entfernen und das Mädchen sie wieder zu lassen; aber abgesehen davon, daß dies leichter gesagt, als gethan ist, was würde es ihr, was mir helfen? Nur sie liegt in der Weise meiner Bekanntschaft nicht die mindeste Gefahr; und was — wer kennt die Geheimnisse der Zukunft — wie verändert nach einiger Zeit ganz natürlich und schmerzlos erscheint, würde mich jetzt, etwas nicht in äußere Widerwärtigkeit, doch in unaufhörliche Verstimmung rathloser Gedanken über Nothwendiges hineinstürzen. Ich habe mich nun einmal, ich möchte sagen, so angelegen, ich bin so verwachsen mit diesem fremden Leben, daß ein plötzliches Zerreißen einer der schönsten Fäden wäre.

Und warum weinst Du, warum bitter ich mir, — denn Wilhelmine ist wohl unbetheiligt — auch so langsam herausschleichende tiefen Nachtgewässer abenteuliger unerschöpfter Leidenschaften nicht gewinnen? Wenn ein Mann im Herbste sein zerstreutes zu Hause kommt, Du kannst es als Vergnügen seiner Wiederkehr betrachten; wirst Du ihn aber vergessen, wenn Du ihn mählich aber übersorgfältig die Thüren austreibt. Du wirst von Allen nur so viel haben, und vorzüglich von Denjenigen als Deinen innern Schatz betrachten werden.

Du Schönheit, klagst Du mich an, ich trag aber gefälligen Gestalten, wahrlich mit im Spiele. Und warum nicht? Meinst Du, ich hab mich deshalb verbannen? Die das Gefühl für Schönheit nicht als ein angeborenes Talentchen ingendlichen Planet ist, da erscheint es mir als etwas ganz Vergängliches, Privatmenschliches, und kann sich — wie reichen es täglich — ebenso leicht auf das Häßliche und Gemeine werfen. Ich behaupte sogar, die Schönheit ist eine Offenbarung des Göttlichen, die man in seinem Innigsten der Form sich schon lassen, wenn man innerlich bedarf. Wie sie, als eine Gabe der Himmlischen, dem Menschen ohne Verdienst zu Theil, kann auch der Gefühl für Häßliche. Ja, man kann ohne Schönheit sehr glücklich leben, indem der Verständige oft mehr davon genießt als der Prägende; wer dagegen ohne Gefühl für Schönheit ist, entbehrt der heiligen Verklärung der Form; wer es verkennt, greift mit seinen Händen, ungeschickt tölpischen Bärenpranken in die feine Mache der Göttlichkeit.

Ob und in wie weit die, durch Schönheit angeregte sich wechselseitige Innigkeit der Liebenden natürlich und zu recht-

heiligen sei, brauche ich um so weniger zu untersuchen, da hierin zwei Parteien gehören.

Ist denn aber wirklich die fabulierende Sentimentalität eine edlere, gründlichere Reinigung und Heiligung der Leidenschaften, als jener verheerend brausende Sturm, der die Geister weckt und zuletzt von den Banden befreit?

Man nennt es Gotteslästerung, wenn Jemand den Handschuh seines Geliebten lebendig auf dem Herzen trägt; wäre es denn Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, wenn er darin nur diese oder jene Thierhaut erblickte? Es ist gar mancher Aberglaube mit Religion gemieden worden; wem aber dafür der Sinn ganz abgeht, der vergißt, daß ja Alles was wir wissen, denken und fühlen, nur Reliquien, Ueberbleibsel und Bruchstücke sind!

Ich habe früher Dein Gedicht gerathen, gerathe aber selbst hinein, und bin damit noch lange nicht zu Ende. Trotz der Unergründlichkeit des weiblichen Geistes und Herzens, bestätige ich mich unablässig mit dem Wohlwollenden, und was ich nicht weiß und von außen erfahre, erschaffe ich mir selbst und habe es in meinem Innern zusammen.

Weißt Du es französisch finden, daß ich mich auf dem Punkte ertappe: sie möge nicht ganz schuldlos sein? Der vollen Unschuld gegenüber, was bleibt mir weiter für eine Aufgabe? Da ist keine Vertheidigung, Entschuldigung, Versicherung, Theilnahme, Reue und Verklärung. Meine Aufregung, mein Interesse erwächst ja eben aus dem Geheimnisse, wie sich Gutes und Böses, Leichtsinn und Ernst mischt und zu einer lebendigen Persönlichkeit gestaltet. Das, mit moralischer Anatomie oder Chemie, aufgelöste Gute oder Böse ist ja nichts als todte Lektur, dem Geist und Leben entfloh. Mögt Ihr diese ängstlich feinen Elemente noch so mühsam auseinanderkleben und binden, nie wird ein wahrhaft lebendiger Mensch auf diesem Wege hervorgehen.

Versuch an Zelter.

Statt Deiner pferdeartigen Gedanken, hätte ich gern Manuskripte gehört, wären sie auch schriftlich nur der kürzesten und unbedeutendsten Art. Jetzt muß ich zwischen den Zeilen Deiner Briefe lesen, und Du wirst mich vielleicht wieder der Unverständigkeit beschuldigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn ist doch nur der: daß Du in Rom, wenn nicht auf

meine, dann doch auf Deine Weiſe verliebt biſt. Um dies zu entſchuldigen, mahnſt Du mich an meine Frau, thuſt Dir etwas zu gute auf die Blüten Deines Altenmannesſommers, hältſt eine überflüſſige Lobrede auf die Schönheit, ſehneſt Dich nach dem Ueberreize ſinnlicher Leidenſchaft, hältſt Alles auf Erden für Reliquie und Bruchſtück, nur Dein künſtlich erwärmtes Herz nicht, und langſt endlich bei dem wahnſinnigen Wunſche an, Wilhelmine möge nicht ganz ſchuldlos ſein.

Hinter dieſem Wunſche liegt gar nicht, wie Du eitel zu wähnen ſcheinſt, ein beſonderer Tiefſinn, oder ein großes Geheimniß der menſchlichen Natur verborgen; er erwächſt ſichtbarlich auf dem Boden des Egoismus und der Unſittlichkeit.

Friedrich an Bernhard.

Ich könnte Dir allerdings von vielen Thatſachen Bericht erſtatten; will jedoch lieber meine Betrachtungen und Grundſätze, als Wilhelminen Deiner Kritik unterwerfen und preisgeben. Es ließe ſich leicht erweiſen, dieſe Kritik wurzele darin, daß Dein Verſtand nicht klar, Dein Wille nicht ſtark genug iſt, und Beide obenein noch immer in Uneinigkeit leben. Gefühl ohne Verſtand hat Dich in Deine Leidenſchaft zu Wilhelminen hinein, Verſtand ohne Gefühl wieder hinausgeführt. Jetzt möchteſt Du gern Zeugniſſe für die Richtigkeit und Angemeſſenheit Deines Benehmens haben, vergiſſeſt aber ganz, daß wenn ſie zu Gunſten Deines Gefühls lauten, Dein Verſtand darüber zürnt, und wenn man dieſem Recht gibt, Dein Gefühl von neuem verletzt wird. So wirſt Du immer von der Scylla in die Charybdis gerathen, bis Du Dich feſt entſchließeſt, dieſe Klippen und Untiefen nie mehr zu befahren.

Jetzt ſchiltſt Du meine Lobrede auf die Schönheit unnütz, und noch vor Jahr und Tag nanntest Du es eine verkehrte Trennung und Unterſcheidung, als ich meinte: das Gute falle nicht ganz damit zuſammen, und dürfe den Häßlichen keineswegs immer abgeſprochen, oder den Schönen unbedingt beigelegt werden.

Du ſpotteſt meines gebrochenen Herzens und nennſt ſeine erneute Lebenswärme erkünſtelt, und haſt mich doch früher heftig getadelt, daß es, um einzelner bitterer Erfahrungen willen, zu ſchnell erkaltet ſei.

Der Sinn endlich, welchen Du meiner Bemerkung über Wilhelminen unterlegſt, läßt jene allerdings als ſo unverſtändig

und unsittlich erscheinen, daß ich kaum weiß, ob Du mich nicht besser verstehen willst, oder kannst. Ohne sie näher zu erklären, darf ich zur Abwehrung Deines Angriffs nur fragen: in welchem Lichte Du Dir selbst erscheinen mußt, wenn sie ganz schuldlos ist? Und ob, wenn sie auf tadelnswerthe Bahnen gerieth, Du nicht die Hauptveranlassung gegeben, wenigstens gewiß nicht hinreichende Gegenmittel angewandt hast. Bist Du denn in Wahrheit dem Uebermaße sinnlicher Leidenschaft ganz entgangen, und hast Du ein Recht die etwanigen Nachwirkungen dessen, was Du erregtest, so streng zu verdammen? Doch von dem Allen ist ja eigentlich nicht die Rede. Kein Mensch wird gefunden ohne Sünde und Fehl, keiner ist so unbedingt dem Bösen hingegeben, daß das Umkehren und Erneuen ganz unmöglich wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Grenzpunkten bewegt sich die gesammte, der Erlösung bedürftige Menschheit, und kein Mann, kein Weib gehört zu den völlig Schuldlosen oder Schuldigen. In diesem Sinne hättest Du zuvörderst meine hingeworfene Aeußerung verstehen, oder berichtigen können.

Fast alle Sittenlehrer weisen nun jedem Menschen, jeder That ihre Stelle auf jener langen Bahn an, messen aber dabei lediglich mit einem quantitativen Maßstabe; das heißt, sie entscheiden wie nahe oder fern Dieses oder Jenes, in seiner einzelnen oder vereinzelten Erscheinung, ihrem abstrakten Begriffe des Guten oder Bösen stehe. Dieses Verfahren nun nenne ich einseitig, ungenügend, es ist ein bloßes Rechnen mit unbekannten Zahlen, ohne Rücksicht auf das Qualitative, die Persönlichkeit. Dies, jedem einzelnen Menschen Gegebene, dieser Kern und Lebensquell seines Daseins, soll sich nicht zu eigenliebigem Hochmuth erweitern und über jedes allgemeine Gesetz hinwegsetzen; aber er ist ebenso wenig etwas nicht zu Berücksichtigendes, oder gar Auszutilgendes. Diejenigen Schulen, welche mit einer scharfen, äußersten Entscheidung alle hieher gehörigen Räthsel lösen wollen, zerschneiden nur den Knoten und gerathen in Tyrannei oder Willkür, in muhamedanische Vorherbestimmung, oder gedankenlosen Zufall. Die Lehren vom Berufe, der Zurechnung, Milderungsgründen, Vergebung, Begnadigung verlieren alsdann alle echte Bedeutung. Selbst die Dinge oder Thaten, deren äußerlicher Begriff so leicht festzustellen ist, z. B. Diebstahl, Mord und dergleichen, erhalten durch individuelle, qualitative Auffassung oft eine ganz verschiedene Physiognomie; wie viel mehr alles tiefer in Kopf und Herzen Wurzelnde. Was darf man dem Glücke, dem Ernste, dem Leichtsinne, dem Verdienst, der Schuld zuweisen, oder

nicht zuweisen? Täglich brauchen wir dieſe Worte, meiſt gedankenlos. Und wer wiſſenſchaftlicher forſcht, kommt eben auch nicht weiter, ſondern grübelt über Vorherbeſtimmung und Gnadenwahl, Hülfloſigkeit und Kraft der menſchlichen Natur, — ſowie ich über das Herz des Mädchens! Beides liegt in derſelben Bahn, Beides iſt ein Geheimniß.

Ich wiederhole: alle Ultras in der Sittenlehre ſprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte ſelig, oder verdammen ſie zur Hölle; aber gerade da, wo ſie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachſen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat z. B. klingt ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte erhalten; denn hiemit iſt die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben. Und doch hilft dieſer Orakelſpruch nur ſo weit, als er ſich von ſelbſt verſteht oder überflüſſig iſt; er läßt rathlos ſowie man an das Leben ſelbſt kömmt. Denn das Recht iſt ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches, ſondern die Schwierigkeit geht erſt an, wo wir es erzeugen, auffinden, neugeſtalten ſollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeſchichte, die Entwickelung der Menſchheit vernichtet und verſteinerter Götzen unverſtändig gehuldigt. War es Recht vom geſetzlichen Heidenthume zum Chriſtenthume überzugehen, die Sklaverei und die Leibeigenſchaft aufzuheben, Duldung zu verſtatten oder zu verſagen? Hatten die Schweizer, Niederländer, Amerikaner, Polen Recht oder Unrecht? Das Lebendige läßt ſich nicht auf ſolch einen chemiſchen Gegenſatz oder Niederſchlag reduciren.

Von dieſen Standpunkten aus erſchien mir der quantitative Maßſtab auch für Minna unbrauchbar; ich wollte den qualitativen für ſie entdecken, und lebe der Ueberzeugung, daß, wie eigentlich nie, ſo auch bei ihr die Ergebniſſe dieſes doppelten Verfahrens nicht unbedingt zuſammenfallen.

Jede Abweichung von der, durch den Geſetzgeber vorgeſchriebenen quantitativen Sittlichkeit fällt dem Richter zur Beſtrafung anheim; das Qualitative hingegen wird gewürdigt, dargeſtellt, gereinigt, verklärt, durch den Freund, den Geliebten, den Dichter, den Geiſtlichen.

Was kümmert es Dich, wenn ich Minna gegenüber mich in dieſe Stellungen hineinträume, um deſto beſonnener zu erwachen?

Wilhelmine an Adelheid.

Ich lebe jetzt heiterer als seit langer Zeit, die leidenschaftlichen Zustände und Aufregungen nehmen ein Ende, die täglichen Beschäftigungen verlieren seit der Mutter Herstellung ihre bittere Seite, einzelne alte Bekanntschaften haben wir wieder angeknüpft, und wenn ich sie auch nicht besonders anziehend nennen kann, macht mir doch der neue Umgang mit dem Baron viel Freude. Es ist dabei gar nichts Ueberspanntes, Uebertriebenes. Freilich setzen Viele dies über das Natürliche, Gesunde hinauf; ich bin aber keine solche Freundin von Fieberschauern, oder habe soviel davon gelitten, daß mir der ruhige Pulsschlag des Lebens für Leib und Seele heilsamer und erfreulicher erscheint.

Vielleicht hat der Baron bisweilen trübe Stimmungen und Grillen; er weiß sich aber zu beherrschen, oder ich suche sie zu verscheuchen. Nur letzthin, als ich aus Neugier das Gespräch auf seine Frau lenkte, ward er sehr ernst und sagte: sie besaß alle guten Eigenschaften, nur die nicht, welche jeder Ehe zum Grunde liegen sollte; sie liebte mich nicht, und zeigte dies mir und Andern, um meine übergroße, ihr lästige Liebe zu erdulden. Das geschah zwar nicht, aber das Glück suchte andere Wohnungen.

Meine Neugier ward durch diese Erklärung mehr bestraft, als befriedigt, und ich fühlte daß es nöthiger ist, an sich zu denken, als sich um Andere zu bekümmern.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund! In welche Stellungen und Stimmungen haben wir uns hinein gedacht und gefühlt, oder vielmehr hinein raisonnirt. Ohne zureichenden Grund stehen wir fast feindlich gegenüber und tadeln uns wechselsweise, statt uns zu stützen und aufzuheitern. Insbesondere mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich verspottete, weil Dein an Liebe so reiches, so bitter verschmähtes Herz sich nach langem Schmerze einmal wieder öffnet; als offenbare sich darin nicht der Urquell alles echten Lebens, sondern nur ein unreifiges, geckenhaftes Abmühen.

Ich bin jetzt ungemein viel ruhiger und milder, als noch

vor kurzer Zeit; allein der Fieberhitze folgt Erschöpfung, und was der Geist gewinnt, büßt der erkrankende Körper ein.

Friedrich an Bernhard.

Ich habe mich Deines milden Briefes und Deines beruhigten Gemüthszustandes doppelt gefreut, da ich Dir leider eine neue Aufregung nicht ersparen kann. Minna's Mutter ist nach langer Krankheit endlich gestorben. Die Sorgfalt, Geduld und Ausdauer der Tochter überstieg jedes Maß, so wie jetzt ihr Schmerz. Ich würde Dir hievon vielleicht gar nichts geschrieben haben, wenn sich nicht noch eine andere, äußere Sorge hinzugesellte. Du weißt, daß Minna als ein armes Kind geringer Herkunft von ihrer Mutter adoptirt ward. Diese hat aber die hiezu erforderlichen Förmlichkeiten nicht beobachtet, auch kein Testament gemacht; und so fallen nun die entfernten Verwandten nicht allein über den eigentlichen Nachlaß der Verstorbenen her, dessen Verlust Minna ertragen muß; sondern nehmen auch Alles in Anspruch, was Du ihr jemals geschenkt hast, so daß sie nackt und bloß aus dem Todtenhause gehen müßte. Durch meine Bemühungen sind vorläufig alle hierauf Bezug habenden Maßregeln eingestellt; ich sende Dir indeß hierbei ein Verzeichniß aller in Anspruch genommenen Sachen, damit Du eiligst das Eigenthum Wilhelminens bescheinigen mögest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Wer hätte gedacht, daß die wiederkehrende Heiterkeit meines Lebens so schnell verschwinden würde. Als im vergangenen Jahre Krankheit und Noth drückend hereinbrach, da lebte die Mutter doch und die größten Opfer erschienen gering, um sie zu retten, und die Hoffnung erhöhte alle Kräfte. Aber jetzt! Ich habe den Gedanken, daß die Mutter sterben werde, nie ausbilden, nie festhalten können; und noch jetzt gehe ich umher wie ohne Besinnung. Nur die äußerste Noth und die bittersten Geschäfte wecken mich wie aus einem Todtenschlafe. Seit Kindesbeinen hatte ich keinen andern Gedanken, keinen Wunsch, als die ihrigen; sie dachte und handelte für mich, und nun soll ich plötzlich ganz allein stehen in schwierigeren Lagen.

Bin ich denn ohne Liebe geweſen, weil ich nur die Mutter und ſie über Alles liebte? Was ſie an irdiſchen Dingen hinterließ, wird mir genommen, meine Liebe lege ich freiwillig in ihr Grab. So bleibt mir nichts, gar nichts übrig, und ich hätte mich ohne Weigerung mit begraben laſſen.

Sonderbar, der Baron, deſſen erſtes Erſcheinen mir ſo unbequem war, iſt der einzige Menſch, der ſich meiner mit Ernſt und Liebe annimmt, und mich ins Leben zurückruft.

Chriſtine von — an Friedrich

Ihr letzter Brief an meinen Mann hat ihn nicht mehr getroffen. Heftig überreizten Zuſtänden folgte eine ſo raſche Abnahme aller Kräfte, daß er den — ſanft verſchied. Mein Zweck: ihn zu neuem friſchen Leben zu erwecken, das Gleichgewicht ſeiner geiſtigen Kräfte und Gefühle herzuſtellen, iſt verfehlt, von ihm jedoch in der letzten Zeit zu meinem Troſte wenigſtens anerkannt worden. Sie, mein edler Freund, haben (dies ſehe ich aus Ihren Briefen an meinen Mann) dafür redlich gewirkt und mich nicht verkannt. Ich werde das nie vergeſſen.

Ein Verzeichniß aller Geſchenke, die mein Mann an Wilhelminen gemacht, hat ſich glücklicherweiſe gefunden; ich lege es bei, um davon Gebrauch zu machen.

In die ſchwierige Unterſuchung: ob Wilhelmine gegen meinen Mann gefehlt habe, oder nicht, mag ich mich um ſo weniger einlaſſen, da ich ja ähnliche Fragen über mich ſelbſt aufwerfen könnte. Gewiß iſt ihre Schuld nicht förmlich erwieſen, und es erſcheint mir als Unrecht, unbeſtimmter Vermuthungen halber, mit Erfüllung beſtimmter Verſprechungen länger zu zögern. Daher halte ich mich für verpflichtet, — ſelbſt ohne Rückſicht auf den Inhalt Ihrer Briefe und die Lage Wilhelminens —, Dasjenige zu übernehmen, was mein Mann ihr, wie ich jetzt aus ſeinen Papieren erſehe, bei der Verlobung und für den Fall ſeines Todes zugeſichert hat. Ich bitte Sie alſo — Thaler bei dem Bankier — in — zu erheben und gegen Rückgabe der Handſchrift meines Mannes an Wilhelminen auszuzahlen. — Endlich lege ich Ihre, an meinen Mann gerichteten Briefe in der Vorausſetzung bei, daß ſie Ihnen ein willkommenes Andenken ſein werden.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard iſt geſtorben, ruhiger und milder, als man zu erwarten Grund hatte. Warum ward er durch das Andenken an mich noch immer ſo heftig aufgeregt? Lag hiebei ein dunkles Gefühl ſeiner, oder meiner, oder unſerer Schuld zum Grunde? Hoffte er die Mißtöne durch irgend ein Mittel dereinſt auflöſen zu können? Vergebens!

Wozu frage ich aber nach fremden Räthſeln, da ich kaum die meiner eigenen Bruſt kenne. Hat mich doch die Nachricht von Bernhard's Tode ſelbſt in hohem Grade bewegt! Der Mann, welcher mich am liebſten hatte auf Erden, die Frau, welche ich allein auf Erden liebte, Beide ſind geſtorben und ich ſtehe allein da, jedem Sturme preisgegeben. Die Erinnerung an frühere Fröhlichkeit, an ehemalige Genüſſe, welche ſonſt, wo nicht tröſtet, doch beſchäftigt, iſt mir gerade jetzt am widerwärtigſten; während die Erinnerung an meine Leiden mich aufrichtet, und ich mich getraue vor dem erhabenſten Richterſtuhle mein Unrecht und mein Verſchulden, weit eher als meine Freuden, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen.

Ich mache Bernhard keine Vorwürfe, doch bin ich durch ihn für mein ganzes Leben in eine unpaſſende Stellung gerathen. Viele Dinge und Menſchen erblicke ich jetzt unter mir und mag ſie nicht mehr, mit denen ich mich ſonſt heiter auf gleicher Linie bewegte; umgekehrt ſehe ich in höhere Regionen hinein, aber nur wie von den Sproſſen einer ſchwankenden Leiter, welche hinauf oder hinabzuſteigen gleich gefährlich erſcheint. Wo iſt denn nun meine Heimat, wo finde ich einen ſichern Boden, wo meines Gleichen, ohne welche zu leben unerträglich, ja unmöglich iſt?

Du weiſeſt mich an mich ſelbſt, aber der reichbegabteſte Menſch genügt ſich ja nicht, viel weniger kann ich armes Kind für mich allein ſtehen. Und überdies finde ich in mir kein einfaches Selbſt, mit dem ich in Frieden und Eintracht verkehren könnte, ſondern ein doppeltes, mit ſich in Zwieſpalt lebendes. Will meine urſprüngliche Natur ſich an das Tageslicht wagen, erſcheint es mir faſt wie ein Unrecht, und ſeit der Mutter Tode drängt ſich etwas ganz Anderes in mein Bewußtſein, das ich ſonſt nicht kannte. Wie ſoll ſich nun Bejahendes und Verneinendes, Heiterkeit etwa und Sehnſucht mit einander vertragen und unter einander ausſöhnen? Doch wozu dieſe Grübeleien, womit mich Bernhard und Friedrich wol angeſteckt haben.

Faſt vergaß ich darüber Dir das Wichtigſte zu melden: Chriſtine von — hat aus eigenem edeln Antriebe und auf Friedrich's Bemühen mir die Summe auszahlen laſſen, welche Bernhard mir zuſicherte, aber vorenthielt, weil er (unbekannt mit den Leiden und Gefahren der Armuth) wähnte, mich durch Noth für das Gute zu erziehen. Dieſem thörichten Verſuche entgehe ich für die Zukunft und bin mindeſtens gegen Nahrungsſorgen geſichert. Sonſt habe ich über mein künftiges Leben noch keinen Beſchluß gefaßt.

Friedrich an Chriſtine von —

Sie glauben nicht, meine gnädige Frau, mit welcher Freude und Wehmuth Wilhelmine das Geſchenk empfing, welches Sie großmüthig einer ſchuldloſen Gegnerin überſandten. Bei längerem Leben würde Bernhard (mit Ihrer Zuſtimmung) gewiß daſſelbe gethan haben.

Ueber ihr künftiges Leben hat Wilhelmine noch keinen beſtimmten Entſchluß gefaßt, und es iſt ihr ſchwer zu rathen, da ſie durch Geburt und Schickſale kaum einem beſtimmten Kreiſe von Menſchen angehört.

Die Reiſe in meine Heimat kann ich allerdings nicht lange verſchieben, doch halten mich mehrere Gründe zunächſt hier noch feſt.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Du biſt meine älteſte, treueſte, einzige Freundin! Ich komme zu Dir, ich lebe mit Dir, ich habe für mein künftiges Leben einen raſchen, aber wohlbegründeten Entſchluß gefaßt.

Wie dieß Alles zuſammenhange, wie es gekommen ſei; werde ich es Dir deutlich machen, erzählen können?

Bernhard's Umgang ſtimmte die Saiten meines Geiſtes und Herzens immer zu hoch oder zu tief, daraus folgte ſelbſt für die einfachſten Mittheilungen und Belehrungen eine wechſelſeitige Mißſtimmung, welche meinerſeits durch jugendlichen Muth und Uebermuth minder vertilgt, als nur übertönt wurde. Ich glaubte, ſo ſei aller Umgang mit Männern, und der Unbedeutende mußte mir deshalb faſt lieber ſein, als der Bedeutende. In ſolcher Stimmung lernte ich Friedrich kennen, gewöhnte

mich an ihn und fand, wie ich Dir bereits schrieb, seine Ruhe bequemer, als Bernhard's leidenschaftliches Treiben. Wenn mich die Pflege der Mutter erschöpft hatte, rief er nicht die Heiterkeit jener früheren Zeit, vielleicht aber eine edlere, gewiß eine wohlthuendere in mir zurück, die ich in diesem Leben nicht wieder zu verlieren hoffte. Nach dem Tode der Mutter sorgte er noch treuer für mich als zuvor, und ermahnte mich auch wol zu ernsteren Beschlüssen, während ich zufrieden war, vom Tage zum Tage zu leben.

Vorgestern geriethen wir nun immer tiefer und tiefer in diese Gespräche, Friedrich ward lebhafter und bewegter, bis er mir endlich, zwar nicht mit ganz klaren, aber doch unzweideutigen Worten seine Hand anbot. Ich erschrak aufs äußerste über diese mir ganz unerwartete Wendung des Gesprächs, und alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, aller Jammer und alles Leiden solcher Mißheirathen standen plötzlich vor meiner Seele. Ich wollte nicht zwei mal in denselben Irrthum verfallen, ich durfte seine Güte nicht mißbrauchen.

Was ich ihm sagte, kannst Du hienach ermessen; doch ward er wieder ruhig, und reichte mir beim Abschiede, ich weiß nicht ob mehr freundlich oder wehmüthig die Hand.

Es ist meine Pflicht, dies Verhältniß abzubrechen; morgen reise ich ab und bin in zweien Tagen bei Dir!

Friedrich an Christine von —

Sie, meine gnädige Frau, sind so sehr meine und Wilhelminens Freundin, und so vertraut mit unserem Schicksale, daß sie es nicht mißdeuten werden, wenn ich Sie noch weiter davon unterhalte.

Aus den Briefen an Bernhard kennen Sie den Gang meiner Bekanntschaft mit Wilhelminen. Je mehr ich ihre eigenste Persönlichkeit begreifen lernte, desto mehr schwanden alle allgemeinen Bedenken und Einreden wider dieselbe. Neugier führte zur Wißbegier, und so durch richtigere Kenntniß, Angewöhnung und Freundschaft hindurch kam ich zu der besonnenen Ueberzeugung, es sei am gerathensten, wenn ich ihr meine Hand anböte. Um sie auszuforschen, begann ich mit leiseren Andeutungen und sprach, als sie diese unbeachtet ließ, allmählig so bestimmt und deutlich, daß sie mich gar nicht mehr mißverstehen konnte. Da erschrak sie dergestalt, daß sie erblaßte, lange schwieg und endlich mit ängstlicher Eil mir alle

Gründe wider eine ſolche Verbindung, etwa in der Art zuſammenzählte, wie früher Ihr Herr Schwiegervater in dem abmahnenden Briefe an Bernhard. Da nun dieſe Gründe auf mich faſt gar keine paſſende Anwendung finden, ſo ging für mich leider daraus hervor: daß Minna ſich ihrer nur bediene, um ihre Gleichgültigkeit, wo nicht ihre Abneigung gegen mich zu verdecken. So hat die pſychologiſche Beobachtungsgabe ſich wieder einmal ſehr ſchlecht bewährt und Ihres Mannes Vorwurf über den lächerlichen Altenmannesſommer beſtätigt. Ich habe von Wilhelminen mit zwei kurzen, aber freundlichen Worten Abſchied genommen und ihr geſchrieben, ich ſei im Begriff nach — abzureiſen.

Nachſchrift. So eben erhalte ich von Wilhelminen einen Brief des Inhalts: „Mag ich unſer letztes Geſpräch richtig oder falſch verſtanden haben, auf jeden Fall iſt es, wo nicht für Ihre, doch für meine Ruhe nothwendig, daß ich — verlaſſe. Forſchen Sie nicht nach meinem Aufenthalte; doch hoffe ich, Sie werden mich in der Ferne, ungeachtet meiner Erklärungen, nicht ganz vergeſſen." Was ſoll ich von dieſem Briefe, dieſem Entſchluſſe denken, wie ihn erklären? Ich weiß es nicht; wol aber hat er mich plötzlich in eine ſolche Stimmung verſetzt, daß meine frühere Ueberlegung mir als Thorheit, meine Ruhe als affectirte Kälte erſcheint, und mir jetzt nur ein Gedanke vor der Seele ſteht: ich könne die Trennung von Wilhelminen nicht ertragen. Was ich jedoch in dieſem Augenblicke thun, was unterlaſſen ſoll, ich weiß es nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

In dieſem Augenblicke ſchreibt mir Friedrich, er reiſe fort, da kann ich ja wol meine Abfahrt verſchieben, denn unſer beiderſeitiger Hauptzweck iſt — ſo ſcheint es — doch nur, uns zu trennen. Als brauchte man dazu eines räumlichen Zwiſchenraumes, als wäre das körperlich Nächſte nicht oft das geiſtig Fernſte, und umgekehrt. Friedrich's leichthin gefaßter Entſchluß erweiſet, wie gerecht meine Furcht vor einem zweiten mühſeligen Brautſtande war, und daß kalte Zuneigung und überheiße Leidenſchaft ſich unerwartet an vielen Stellen begegnen können.

Drum mag es nur bei dem erſten Entſchluſſe bleiben, ich komme zu Dir!

Nein, liebſte Adelheid, ich kann dieſe Zeilen ſo nicht abſchicken. Ich habe gegen Dich nicht geheuchelt, aber ich bin doch auch gegen Dich und mich nicht ganz wahr geweſen. Alle Bedenken, die ich

wider eine engere Verbindung mit Friedrich äußerte, ich fühlte sie wirklich, und sprach aus Angst über ihr Gemicht mit einer Heftigkeit, die ihn fast nachwendig zurückschrecken mußte. Aber diese Angst, diese Heftigkeit entstand erst bei noch tieferem Besorgniß, daß sie unausbleiblich sein möchten. Sie mußten ihm so erscheinen, denn er schwieg; ein Zeichen, daß er nicht liebte wie ich.

Diese bittere Erfahrung hat mich erst zur Selbsterkenntniß gebracht. Blicke ich zurück auf den Gang meiner Bekanntschaft mit Friedrich, so ist er mir kaum erklärlich; doch gibt der Tod meiner Mutter den Mittelpunkt des ganzen Verhältnisses. All die Liebe, die ich ihr von Kindesbeinen zugewandt, die mich für alle Andern fast gleichgültig gemacht hatte, sie lag jetzt brachliegt, ja verachtet vor mir. Ich erblickte eine unermeßliche, unausfüllbare Lücke in meinem Innern, das Gefühl der Sehnsucht wuchs täglich mächtiger empor, ich träumte, ja ich erkannte, daß ohne eine Befriedigung dasselben meine Thätigkeit ihren Frauenschleier nie abheben könne und werde. Friedrich war der einzige Mann, den ich zugleich liebte und ehrte, mit dem ich zugleich heiter und ernst sein konnte, von dem ich täglich lernte ohne Unbequemlichkeit, gegen den ich mich aussprach ohne Besorgniß, der mich verstand ohne Umdeutung, der mich liebte wie ich war.

Doch nein, nein, das that er nicht; denn gäbe ich meinen irrigen Träumen und Hoffnungen den Abschied, und komme zu Dir aufs Land um noch einmal in Träumen der Vorzeit, der ersten Jugend, zu leben. Nicht mit Extrapost und Estaffetten wollen wir reisen, sondern wir sanft auf Wolken, Sonnenstrahlen und Thautropfen durch die Welt fahren. Der irdischen Bedürfnisse wollen wir vergessen, denn mehr Silber als wir brauchen bietet uns der See, mehr Gold jeder Morgen- und Abendroth. Statt der steifen Kleidergracht, wird mich das Gewand der Elfen und Nixen wieder ansprechen, und wenn ich über die Menschen, zunächst über mich selber, lachen will, so soll Du mit Deinen Kindern mich erheitern. Im Angedenken an so manchen Schimmer werde ich wieder aufleben, in der Erinnerung an meine Lieblinge mein eigenes Wesen wiederfinden, und wenn die Gespenster, Hobgoblins mich verbannen wollen, mich noch einmal im Vertrauen auf den Schutz Saraffro's, Tamino's und des heiligen Georg in den Garten der Lebensgöttin hineinwagen.

Abschied an Friedrich

Ob ich gleich, Herr Baron, nicht die Ehre habe Sie persönlich zu kennen, hörte ich doch von Ihnen so viel, daß ich

abkürzen. Ich habe, Sie werden es billigen, meine ich nach langem Zweifeln an Sie geschrieben.

Sie sind Meister der Gesellschaft, von Ihnen umgeben, bei Ihrer Jugendfreundin. Ich erfülle Ihren tiefsten Herzenswunsch, wenn Sie in liebenswürdiger Art bitten kommen, sodaß man Sie auch mit besonderer feiner gesellschaftlicher Auszeichnung lassen, und allem Schwierigen vor nicht in Ihrem, doch in Wilhelmines Benehmen ein Ende machen. Sie glaubt sich von Ihnen nicht geliebt, sie hält sich für gezwungen, Ihnen entsagen zu müssen; und ich wünsche Sie mit aller Kraft in diesen Ansichten bestärken, wenn ich sie theilte.

Die äußern Gründe der Trennung meiner Freundin von Fleischbart waren oberflächlich, bloße Widerwärtigkeiten, keine völligen Mangel innerer Einigkeit hätten aber alle Versuche sie aufzuheben zu nichte gemacht. Jetzt liegen die Verhältnisse anders: das Mädchen klagt mir einer Zuneigung zu Ihnen, die sie sich selbst nicht gestehen will, die ich aber deutlich erkenne und für die ganzen Wesen mir mit neuem Glanze, so mit tiefem Schmerze durchdringt.

Ich Ihr, lieber Baron, gar nicht, aber Gott verhüte, daß Sie jemals Wilhelminen Ihre Hand zu reichen, ich weiß es nicht auf keinen Fall lassen Sie sich jetzt durch eine verliebte gesteigerte Aufmerksamkeit, eine sentimentale Stimmung bestimmen, denn darauf würde kein Verlaß für Sie, und auch wenigen für meine Freundin hervorgehen.

Nichts aber kann meiner Ansicht einen wahrhaft reellen Gegenstand und einen Gesichtspunkt besser verschaffen, als wenn Sie Wilhelminen noch genauer kennen lernen als bisher. Deshalb über lade ich Ihnen — natürlich ohne Wissen meiner Freundin alle Briefe, welche sie mir von ihrem ersten Aufenthalte in hier an Ihre Adresse schrieb. Ich habe sie jetzt selbst alle bis in nigste Theilnahme wieder lesen können, will aber hauptsächlich meiner Empfindungen Ihnen aufdringen.

Ueberlegen Sie mit Ruhe, beschließen Sie mit Ernst und teilen Sie mir bald Ihre entschiedene Gesinnung, ob meine Freundin Sie vergessen muß, oder ob Ihnen werden soll.

Zweites an Lothar.

Wir sahen, wie vorauszusehen war, daß glücklich das Gemüth des Freundes sich beruhigte. Nach heimmarschlichem, vergnüglichem Zechen war es so vergnüglicher, da ich kaum wußte, ob irgend ein vernünftiger Grund dafür vorhanden sei — erhielt ich von Wilhelminen Jugendfreundin den nachgesandten Brief. Er bezeugt, daß sie zu

[illegible] wurde mich meiner Freiheit [illegible] unwiderruflich [illegible] haben. Mich [illegible] Mädchen oder Witwe [illegible], hatte ich in der That kaum halb gewußt: ich erfahre es erst ganz aus dem Munde [illegible], welche die verständige Freundin mir mitspielte. Die Zartheit und Originalität der ersten Jugend, die glänzende Blüte der nächsten Jahre, beide und doch natürliche Widersprüche, Mängel mit Krankheit und Not, Kinderlieb ohne Maß, neue Bekanntschaften und neue Zerstreuungen, endlich die herzliche Liebe welche mir, so unverdient, zu Teil wurde! Eine Welt ging nicht an mir vorüber, wie ich mich so hoch und höchst mich gelegt ganz und für immer mit Wilhelmen verlebt.

Wie erstaunte sie über meine Rückkehr, wie schalt sie die Freundin über ihre Mitteilungen, während sie mir den Hals fast toll kaum zu sein sich wendend sprach sie: Heinrich, Sie können mich ganz eigentlich besser als ich mich selbst kennen; wollen Sie es denn mit mir wagen? — Ich war so gerührt, daß ich kaum antworten konnte. — Sie wären denn, sahe sie fort — gegen und über Erwartung — heiterlich und schwärmerisch und verliebt; nachdem ich dem Schwatzhaften ihren entlegt hatte, begann für mich erst die schönste Zeit. — Und in der That, von Tag zu Tag schien Mignonne schöner aufzublühen, Zeichen der Erfahrung glänzten neben den Blüten der Jugend, Ernst und Scherz gaben Hand in Hand, und nach manchem Irrthume führte mir Glückliche und zu einem Ziele, welches uns Beiden für tiefes Leben unzerstörbar erblühte.

Ich habe Wilhelmen[illegible], Bernhard's und meine Briefe nach der Zeitfolge geordnet. Wenn sie auch dem Kenner und Künstler hinlänglich als ein wichtiges Glanz, als ein gründlichstes Handwerk erscheinen können, sind wir doch viel zu gutmüthig genug zu wähnen: es gebe noch Menschen auf Erden, welche sie, zwar nicht mit unserem eigenen Interesse, aber doch nicht ohne Teilnahme lesen werden.

IV.

Geschichtliche Scenen.

Der Aufstand in Spanien

während der Jahre 1520 bis 1522

(Redaktion im Winter und Sommer 1921)

Personen:

Kaiser Karl V.
Adrian, sein Lehrer, dann Papst als Adrian VI.
Kardinal Ximenes und Mönch, regierender Statthalter in Spanien
Chièvres, Karls Lehrer
Karl von Gattinara, Kanzler
Karl von Croy, Herr von Chièvres
Don Juan Manuel, Gesandter am Hofe
Don Pedro Ruiz de Soto, Gesandter am Hofe
Don Juan Pacheco
Maria Pacheco, Frau von Juan, die Aufrührerin
Padilla, Befehlshaber der Truppen
Bravo, ihr Anhänger
Maldonado, Führer der Truppen
Acevedo, Diego de Espinosa, seine Helfer bei dem
Bischof Fonseca
Alexander, Führer der Bürgerwehr von Segovia
Don Juan Bravo, Bruder des Führers von Segovia
Alexander Ruiz, Verwalter, Diener, Soldaten,
Bürger, Volk

(Für Zwecke des Unterrichts in d. Ges. Klassen, Schule in Wahlstatt
und im Regierungsbezirk Jahr der Jahre 1520 bis 1521)

Sechs Bild.

Ort der Szene.

Erscheinung in der Luft. Der Herzog, Mutter Jesu, der mit Schrecken
Den ewigen Verdammten wissen will machen,
Und zwar bei Nacht, wenn Christ schläft und Gottes Geist
Der wilden Wacht und Wachtern seine scheinen:
O, euch Gottes Gabe, O zum Heil
Der Christenheit weidlich Gnaden ausstreuen:
Und Hymnen singt bei Nacht bei wilden Stein,
Der wandelnd in der Finsternis weilt
Mein treulich Wunder und verleih dem Heiden
Und den gläubigen, und er an Gott und Christenheit
Den Geist verlange, damit er schaut in Gnaden
Die Hoffnung auf sein ewig Heil hat,
Der Auferstehung Hoffnung schenken,
Der Seligkeit Heil und Ewigkeit verleihe.

Der Böse Geist. Was andere Klang ist in Luft und Erd
Noch weiter weiß, Herr Gott, ist nie,
Und weiter erkannt, als das Herz und Ohr,
Ja gehen über Sinnlichkeit ist;
Denn ist es, das Ohr und Auge zu sehen.

Erscheinung. Wenn Ton ist in Freude Ohr und Ohrenton,
Die Luft entzweit, und Ohr zu verhehlen.

Guter Geist. Halt ein, werden hier! Was Ton ist ist,
Und auch der Hymnen mit jenem Klang
Verstehen, hoffen, wissen, zu verstehen,
Wenn wilden Wahn es ist zu heilen Licht.

Erscheinung. Der zweifelt alle, ob bei Kindesbeten
Ja Ton und Hymnen Klingen mit der Ohren
Empfangen schwingen ist, schützen
Die Ohren die Seele ist zu Gott gewendet?

Guter Geist. Ja, Herr, wir wissen: Wenn bei Kindesbeten
O rund singenden Mutter Mariens
Sie zu hören auch von guter Klang
Die Lieder und singenden rund trauten,

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Chorus.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Cornelia. Ich war bei Gott zum Lachen hinausgeschickt, sonst hätte man auch hineinschicken, aber im Lachen ist doch nichts, daß er uns allen Trost eine allgemeine Lebensfreude heißen.

Erster Landleiherer. Wir machen bei der Rechnungsablegung nicht überflüssig.

Cornelia. Gehn nur Acht, ob Ihr nicht Mondkot zwei und bis, und man sie mit auftheilen heißen.

Erster. Wir wollen mit der Rechnung von Rechnungsführer entbinden.

Zweiter. Ohne Anspruch gemeinen.

Meier. Ihr Fuchs, Cornelia, Ihr, ihr wilden Gott,
Ihr wißt schmählich hier ich schonen,
Statt aufmuntern, weinlich zu beschwichtigen.

Cornelia. Damit Ihr in Ungnade bei Natur schlafen, überall verwundert, während Ihr doch an über den kalten Weg hinaufkommt, um immer noch Neuem aufhören zu können.

Meier. Wer überall Zeit hinaufschicke, nicht so wenig,
Als wollen Pfeil nur Freiheit einschießen.

Cornelia. Wie hat Euch denn heraus zu entscheiden, wo nur Zeit ist? Und wenn Ihr meint es sie hat ganz Recht gefunden zu haben, so werden wir in Ungnade doch und wollen, wie wir sie auf Bürden wieder und wo haben hat. Ist Ungnade nun gelungen wie Jahre?

Alle. Nein, nicht gelungen?

Cornelia. Hab wir Bienen auch Rechnen einmal gegen, wie man wir ungemeinen Pfennig empfehlen hat.

Alle. Ja, wir wollen es gegen!

(Meister gibt Euch eine Bestimmung in die Hand.)

Cornelia. Für ist uns bisanen, und Ihr hab auf Nicht trunken. Sollen wir lieben, daß die Stunden in der Kirche verbringen, wie sie ich hier Wind erhalten wollen, wich und so auf die Stunden lang warten lassen.

Erster (zu den Weiterem tretend). Aufgemacht!

Zweiter. Sind Klingen wie die Thür da!

Dritter. Sind Leiten wie durch die Fenster!

Vierter. Gute Landleiher heraus!

(Nachbarinnen und Landleiherinnen herausbringend, mit einem Kinde in der Hand.)

Landleiherin. Vorsichtig Euch, Ihr Herr'n, ich bin zu schwach!
Für Euch von Alten Nachsichtheit zu geben
Wut auf den Gemüt ich in meinem Hand
Und sie von Kindig Gut.

Cornelia. Hat Gott zu Ende beschlossen den Flammen Glut zu dämpfen?

Leofelissa. Den Flammen nicht; doch weicht dem Könige, Wenn ihn Verhängnis Tödlich hingerafft.

Cornelia. Und Verderben kam von den Flammen, und von Verbrennen, heilige Vernunft und Wahrheit.

Leofelissa. Der Zerstörung Grund und Macht zeigt sich Schuld.

Diana. [Ähnlich ist mit Lilande hingeeilt zu sehen.]

Imelina. [Kommt in Eile und zu Lilande.] Dem Tode hat Verderben, wie wollen wohl Gott danken.

Leofelissa. Wie kannst Du solchen Irrtum Dir erlauben, Der Tod hat Dir wahrlich nicht gefehlet.

Cornelia. Wie kannst Du, hohe Fürstentochter, Vaters und Onkels schweben?

Orbet. Er ist ein Verräter!

Imelina. Ein Verräther!

Trinter. Ist Gefängnis mit ihm.

Alle [durcheinander]. Schlagt ihn todt! Hauet ihn auf! Werfet ihn ins Feuer! Stecht ihn in Brand!

[Trinter wird von den Mitverschworenen festgehalten.]

Cornelia. Ihr seid auf rascher Flucht! Folgen Sie meinem Rathe auch, so ist der Sieg den Flammen nochmal; kann kommen zu Rache an den feindlichen König, und an den Landesverräther, abtrünnigen Ort!

Zweiter Akt.

Erste Szene.

[Ort: Bestand Lilande. Der Nachtlicht und Gespenst. Lilande in Wirkung. Der Kommende Wirkung.]

Lilande. Ich habe Euch, Ihr Feuer, Kinder brachen.
Kommt Ihr mir, mit Hülfe Euren Stärke:
Die heilige Gottheit, den ewigen Worte,
Nicht gelten meinet, wenn ich soll schützen
In Euren ungeschützenen, grausen Zeit

O hätte Karl, mein großer Herr, gewußt
Was hier geschah, er hätte bei der Botschaft
Auch Deutschland mit der Herrlichkeit schwerer Wunde
Nicht zugedeckt, als hätt' ein Leichtes Spiel.

Velasko. Zweifachen Brauche an Herrscher schreyst:
Der nicht'ge Einsicht und den kühnen Muth.
Wo Einer nur ist, da lahmt das Regiment;
Wo Beides fehlt, geht Alles rasch zu Grunde.

Hadrian. Wenn man nicht Beides hat, darf man doch sagen,
Daß man nach Beidem ruhig hat gestrebt.

Velasko. Das thaten Ihr gewiß, hochwürd'ger Herr!
Doch hält es schwer, wenn ein geweihter Mann,
In fremden Reichs plötzlich hingeschneyt,
Erst neue Sitten, Rechte und Gesetze
Mit Mühe wählen, mit Begeisterung lieben.
Was Eingeborne wissen, übt die Zeit;
Was sie verletzt, er schützet es kaum zu sehen;
Was ihn reizet, heißt ihnen nicht gethan.
Ja mehr noch, heißt ihnen heilig verehrter
Gewohnheit Ordnung aller Art ringt um ihn her,
Die er, im Labyrinthe rasch verstrickt,
Durch Milde wie Gewalt das Ziel verfehlt.

Hadrian. Ich habe meine Pflicht, Don Velasko,
Ihr wohl erfüllt, nur ungern angenommen.
Der Kaiser gab sie mir, weil Euer Gnaden
Die heftige Bewerbung in den Ferngern,
Ein Jahr hinsichen, keinen Folgen wollte:
Doch ich vermittelte wieder, war sein Wunsch.

Manuel. Ihr könnt's, hören Ihr auf die Kunst und Weisheit
Der spanischen Prälaten hat Euch Gott
Mit ihrer Hülf' allein hoch Ihr im Stande
Den Adel wie der Bürger Ueberwuth
Einzeln zum rechten Maß zurückzuführen.

Hadrian. Die Kirche bleibt des Staates Regierin,
Und Karl, ihr Schutzherr, wird sie hoch verehren.

Velasko. Wie eine Mutter! Doch geschätzte Kinder
Erzieht man anders als wie neugeborne.

Manuel. Das Neugeborne, Herr, ist ihr Sieg.
Den auf'm Zeit in täglicher Verbindung
Allein verdirbt, und weil sie heut erzogen,
Sich morgen schon verständlich weggeworfen,
Der Lehrmeund hegt betrübtem Verhältnisse.

Velasko. Nicht unrecht, Edelknecht, ist was Ihr sagt:
Doch bleibt der Gegenstand Euch treue ernsthaft.

Wenn Andere des frischen Daseins spotten
Und Namen legen auf des Lebens Thron?
In schnellem Wechsel treibt das Rad der Zeiten
Die Stunden, Tage, Jahre auf der Tiefe
Der finstren Nacht zum Tageslicht empor
Und auf der Zukunft wird Vergangenheit. —
Inmitten beider glänzt die Mittagshöhe
Der Gegenwart! Hier soll der Staatsmann herrschen,
Sein Vorgestern vor- und rückwärts kehren
Und seinen Schritt der Zeiten Fortschritt theilen,
Sie weder hemmen, noch sie übereilen!

Adrian. Den Grundsatz wird Euch Keiner je bestreiten,
Nur zeigt die Anwendung viel Schwierigkeit;
Drum, kommen wir zur Sache. Wohlbekannt
Ist Euch, daß auf der letzten Reichsversammlung
Ein Theil den billigen Wünschen unsers Kaisers
Entgegenkam, ein andrer sie verwarf.
Der Ersten löblich Thun ward in den Städten
Nicht hier getadelt, sondern gab den Vorwand
Sogar zu Irrsal aller Art. Zamora,
Medina verjagten die Alkalden.
Toledo schützt Padilla gegen Karl;
Segovia, der ärgsten Schuld theilhaftig,
Entsetzte den Stadthauptmann,
Und Alle drohn durch eine städtische Junta
Des Königs, gleichwie Euer Recht zu schmälern:
In dieser Lage, sagt was ist zu thun?

Velasko. Das was man kann.

Nonat. Nein, was man wahrhaft soll!

Adrian. Bei strenger Prüfung muß viel Vorrat stimmen!

Nonat. Das Unrecht strafen ist die höchste Pflicht.

Velasko. Der Unrecht Ursprung, habt Ihr ihn erforscht?

Nonat. Die sündliche Begier, die in der Menschen Brust
Seit Adams Fall geherrscht, erzeugt das Unrecht.

Velasko. So wurzelt auch das Recht in unsrer Brust;
Und wenn der König, wenn die Obrigkeit
Das lehrt, es entwickelt, überall
Ihm zuströmt, verschwindet fast das Unrecht,
Und wenig nur bleibt dann zu strafen übrig.

Nonat. Meint Ihr, auch jetzo sei kein Grund zu Strafen?

Velasko. Der Klagen Grund ist öfter als die Arrest:
Beseitigt die ersten vor der Strafe,
Prüft, ob zu diesen nicht die Macher Euch zählt.

Manuel. Wer zweifelt dran?
Velasko. Es zweifeln wack're Männer,
So — Pedro Casso. Was in diesem Briefe
Er schreibt, mir scheint es klug und wohlgemeint.
Hadrian. Verargwohnt Ihr den Feind des Königs nicht?
Velasko. Der Gegner sieht oft schärfer als der Freund;
Was Euch auch Pedro sei, Ihr müßt ihn achten.

Ich bin (dies schreibt er) nach ernster Ueberlegung fest davon überzeugt, daß weniger darauf ankommt Segovia zu strafen, als zu prüfen: ob man durch Strenge nicht den bösen Sinn vieler Gemeinen aufregt. Fehlt es obenein, wie ich glaube, an hinreichender Kraft, streng zu sein, so setzt man sich durch erfolglose Versuche ohne Zweifel der Verachtung aus und führt zu größerer Tollkühnheit. Kein Ritter, kein ehrbarer Bürger hatte an jenen Ermordungen Theil; wollt Ihr sie von vorn herein für schuldig erklären und das Böseste voraussetzen? Durch den Frevel von funfzig Wollkämmern verliert nicht eine ganze Stadt ihre Unschuld, und wenn Ihr Alle Verräther scheltet, erzeugt Ihr erst Verrath. Anstatt Lobredner Eurer Rechtspflege zu erwerben, verwandelt Ihr die Meisten in Freunde Toledos, welches nach der gewöhnlichen Ansicht auch Strafe verdiente, die zu verhängen Ihr ebenfalls außer Stande seid. Noch ist Segovia ruhig, nicht in den Waffen; sobald Ihr aber Unschuldige in die Verdammniß einschließt, werden Alle an Vertheidigung und kriegerische Abwehr denken und leicht in andern Städten Verbündete finden. Deshalb halte ich es für das Beste, sich jetzt mit strenger Rechtspflege nicht zu übereilen, sondern Manches zu übersehen, ohne jedoch die Schuldigen für unschuldig zu erklären.

Hadrian. Theilt Ihr, Herr Erzbischof, auch diese Ansicht?
Manuel. Nein, keineswegs! Wie war der Dinge Hergang?
Auf jenem Reichstag hat zuerst Toledo
Mit Ungebühr dem König widersprochen,
Und da dies straflos blieb, folgt hellen Haufens
Die Schar der kleinern Städte. Könnt Ihr glauben,
Daß in Segovia wenigst Gesindel,
Trotz vieler tausend Bürger solche Frevel
Hätt' üben können, wenn es Alle nicht
Gewünscht, gebilligt, mitgeholfen hätten?
So arge Heuchelei erschwert die Schuld:
Denn was zum Scheine sie entschuld'gen möchten,
Gilt, wo sie offen reden, für Verdienst.

Des Pöbels wild Geſchrei heißt Gottes Stimme
Und Freiheit nennen ſie den neuen Götzen,
Der wie ein Moloch ſich von Menſchenopfern nährt.
Ihr werdet auch des finſtern Wahnſinns Beute,
Wenn Ihr den Schild des Rechts, der Zauber löſet,
Nicht raſch entgegenſtellt, durch Strafe heilt.

Hadrian. In dieſer Abſicht zieht ſchon jetzt Monquillo
Mit Heeresmacht nach der empörten Stadt.
Ein ſtrenges Beiſpiel wird die Andern ſchrecken
Und Eurem Rath gemäß geb' ich dazu Befehl.

Velasko. Monquillo, den mit Recht Segovia haßt,
Wird nur der Rache, nicht des Rechtes Schwert
In führen ſcheinen, und den kleinern Flammen
Erſt Nahrung geben, daß ſie, um ſich greifend,
Dem ganzen Lande Untergang bereiten.

Hadrian. So nehmet pflichtgemäß denn ſelbſt das Schwert.

Velasko. Das Schwert allein wird nicht zum Ziele führen,
Wenn Ihr den Oelzweig ihm nicht zugeſellt.

Royas. Der König kann nur Gnade Dem ertheilen,
Der ſich auf Gnad' und Ungnad' ihm ergibt.

Velasko. Die Gnade iſt das Recht, verklärt durch Liebe;
Ungnade, ohne Recht und Lieb', iſt Wahnſinn.
Was unſer Vaterland in allen Theilen
Jetzo gewaltig aufregt, tief erſchüttert,
Scheint es Euch nichts, als nur ein wilder Kampf
Des Doppelwahnſinns, der hier aufwärts wüthet,
Dort grauſam niedertritt, daß keine Mitte
Bleibt für Beſonnenheit und edles Maß? —
Die neuen Zeiten fordern neue Herrſcher;
Wer nicht zu bilden weiß, zerſtört. — Daß ich
Hiezu die Hand nicht biete — iſt mein Recht.

Hadrian. Wir werden ohne Euch das Rechte finden!

Zweite Scene.

Vorige. Monquillo, mit andern Officieren und Soldaten.

Monquillo. Nun ja, ich will's nicht leugnen, die Segovianer haſſen mich, und ich haſſe ſie.

Officier. Ihr ſollt ſie als Alkalde hart behandelt haben, bis ſie durch ſtetes Klagen Eure Entfernung herbeiführten. Was hattet Ihr doch zuletzt angegeben?

Ronquillo. Ich hatte nichts angegeben, wol aber mein Hund. Dem brauchte ich kaum zu winken, so biß er jeden Segovianer und sogar jede Segoviancrin in die Beine. Von Rechtswegen; denn wollten sie sich nicht vor mir bücken, so mußten sie sich nun vor meinem Hunde bücken. Jetzt wollen wir ihnen den Respekt vor der Obrigkeit noch etwas nachdrücklicher beibringen.

Offizier. Ich denke aber, der Kardinal hat Euch Milde anempfohlen.

Ronquillo. Die hat ein Ende genommen, seit er weiß daß Medina del Campo uns sündhafter Weise, auf Segovia's Bitte, das königliche Geschütz vorenthielt. Doch seht, das Thor öffnet sich; wollen die Wollkämmer und Tuchscherer sich endlich verdientermaßen scheren lassen.

Dritte Scene.

Dieselben. Pedro Casse. Borello. Maria Fordesillas. Rathsherren. Männer. Weiber.

Pedro. Ich komme, Herr, zu Euch, die tiefste Trauer,
Die, gleichwie ich, Segovia empfindet,
Mit Thränen auszusprechen. — Ach!
Mein bester Freund, der mildeste der Menschen,
Der edle Fordesillas ist nicht mehr.
Und die ihn mordeten, wie giftiges Gewürm,
Wie Nachtgevögel sind sie vor dem Schein
Des Tages und des Rechts zu schnell verschwunden.
Nach allen Orten, wo die Flüchtigen
Vielleicht verweilen, hat man hingeschrieben,
Daß Strafe sie erreiche, und der Bürger
Schuldlosigkeit in vollem Licht erscheine.

Ronquillo. Also alle die Vögel sind ausgeflogen? Warum hat man denn den Käfig nicht eher zugemacht; oder sie überhaupt herausgelassen?

Pedro. Noch Einige hält die Stadt in fester Haft,
Und wird sie richten, wie sie es verdienen.

Ronquillo. Liefert sie aus! Das Richten übernehme ich; die Galgen sind bereits für sie errichtet.

Pedro Nach altem Recht gebührt der Stadt der Ausspruch.

Ronquillo. Wie kommt Ihr, Pedro Casse, denn aber dazu, für Segovia das Wort zu führen, der Ihr klüger thätet,

auch in Euer Vaterſtadt Toledo weniger zu ſprechen und nach Neapel zu gehen, wohin Euch der König verwieſen hat.

Pedro. Des Königs Auftrag lautet ehrenvoll
Und Niemand darf ihn mir als Strafe deuten,
Noch Lehre geben wie er zu erfüllen.
Jetzt bin ich hier in Vollmacht von Toledo
Und all der Städte, die zu treuem Bunde
Für Recht und Vaterland daſelbſt ſich einten.

Ronquillo. Ich weiß von keinem Städtebunde und will davon nichts wiſſen; ich bin hier Segovia zu beſtrafen.

Pedro. Segovia? Was hat die Stadt verbrochen?
Was nennt Ihr denn Beſtrafung einer Stadt?

Ronquillo. Daß ſie das Geſchütz von Medina herbeiſchaffe, alle Waffen ausliefere, alle ſelbſtgewählten Obrigkeiten abſetze, aus jeder Zunft die Schuldigen zur Todesſtrafe herſende, die Kriegskoſten zahle, und mich als ihren jetzigen Herrn und Richter anerkenne.

Sorolla. Das iſt viel auf einmal gefordert, Herr Ronquillo, nehmt es alſo nicht übel, wenn ich viel antworte. Das Geſchütz holt Euch ſelbſt von Medina: es ward Euch mit Recht verweigert, weil Ihr damit eine ſpaniſche Stadt beſchießen wolltet. Unſere Waffen werden wir behalten, um ſie wider Euch gebrauchen zu können, wenn Ihr uns angreift. Obrigkeiten haben wir erwählt, weil die alten nichts taugten, oder aus Furcht davonliefen. Ob in unſeren Zünften Schuldige ſind, können wir am beſten beurtheilen; die ohne allen Grund veranlaßten Kriegskoſten brauchen wir nach keinem Geſetze der Welt zu bezahlen, und am allerwenigſten werden wir Euch jemals als Herrn in unſerer Stadt aufnehmen, eingedenk der hündiſchen Tyrannei, die Ihr gegen uns übtet.

Ronquillo. So redet Ihr, der Urquell aller Frevel?
Zuerſt ſollt Ihr an jenem Galgen hängen!

Sorolla. Nicht ſo eilig, Herr Ronquillo! In der Stadt wohnen mehr Leute, und wenn Ihr nicht bald davonzieht, werdet Ihr auch hinter Euch gute Freunde aus Avila und Toledo erblicken.

Ronquillo. So mehrt Verrath die Schuld des alten Frevels,
Anſtatt zu bitten, wagt Ihr noch zu drohen?

Marie Terdeſillas (hervortretend). Nein, nein, wird rohen nicht! Was ich von Euch
Mit Thränen als Begnadigung erbitte,
Das, Herr, iſt wohlverdient.

Ronquillo. Wer iſt das Weib?
Marie Tordeſillas. Ich bin die Wittwe des Ermordeten,
Des Tordeſillas, den Ihr rächen wollt.
Ronquillo. Seid mir willkommen! Rache ſoll Euch werden,
So groß und ſchrecklich als Ihr ſie verlangt.
Marie. Ich halt' Euch bei dem Wort: Ihr gebt mir Rache
Wie Tordeſillas ſterbend ſie gefordert. — —
Von der Kirche hohen Stufen
Führte man mit Spott und Schlägen
Ihn hinab zum großen Platze,
Unbekümmert aller Freunde.
Jetzt erſchien ſein edler Bruder,
Prior des Karthäuſerkloſters
Mit dem heil'gen Sacrament;
Flehte, daß man ihn verſchone
Oder vor dem bittern Tode
Erſt zu beichten doch erlaube.
Ob des Priors ſtrenger Rede
Ward die Rotte immer wilder;
Um das Sacrament zu retten
Mußte er den Bruder laſſen.
Drauf mit Stricken feſtgebunden,
Schleifte man ihn durch die Straßen,
Daß vor Scham ſelbſt Stein' erröthet,
Als ſein edles Blut ſie netzte. —
Wähnend jetzt er ſei verſchieden,
Flohen raſch die Miſſethäter
Und es nahten würd'ge Bürger,
Mild den Todten zu beſtatten.
Doch noch einmal ſich ermannend,
Sprach er dieſe letzten Worte:
Meldet unſerm jungen König,
Daß ich ſeinetwegen ſterbe;
Gleichwie ich, liebt ihn Segovia,
Gleichwie er, beklagt es mich.
Weil ſo Klag' und Lieb' ſich einen,
Wird man gern die letzte Bitte
Eines Märtyrers erhören:
Seinen Frieden nicht zu ſtören
Durch der Rache blutig Wüthen.
Ronquillo. Was, wenn nicht heuchleriſch, doch ſchwach,
Ein Sterbender vor ſeinem Tode redet,
Kann des Geſetzes ſichern Gang nicht beugen.
Was Rach' Ihr nennt, iſt nur Gerechtigkeit,

Und was zur Milde mich bestimmen sollte,
War nur ein schreckhaft Zeugniß Eurer Schuld.

Pedro. Doch dürft Ihr mit dem Schwert die Schuld nicht messen,
Zur Untersuchung gebt uns Zeit und Ruh,
Damit nicht Widerstand dem Angriff folge.

Ronquillo. Nur für den Krieg wünscht Zeit Ihr zu gewinnen;
Nehmt ihn sogleich wenn Ihr nicht Frieden wollt.

Sorolla. Warum nicht, Herr? Ueber die Mauern werdet Ihr nicht springen, und zu Eurem eiligen Anfange werden die Städte eine lange Fortsetzung liefern.

Ronquillo. Aber meine Granaten werden über die Mauern springen (gibt hierzu das Zeichen), und Ihr sollt wenigstens das Ende nicht erleben.

Sorolla. Und Ihr nicht den Anfang!

(Ronquillo will Sorolla ergreifen. Dieser widersetzt sich und verwundet ihn. Kampf. Die Stadt geräth in Brand.)

Soldaten. Der Hauptmann ist verwundet, sorgt zuerst für ihn!

Bürger. Eilt in die Stadt und löscht das Feuer!

(Die Soldaten verbinden ihn und bringen Ronquillo auf die Seite. Die Bürgen kehren in die Stadt zurück.)

Vierte Scene.

Versammlung der Junta in Tolete. Juan Lorenzo, Abgeordneter der Städte. Kanzler Selvagius. Vater des Bürgers Padilla. Auf einer Tribune als Zuhörer Männer und Frauen, darunter bemerklich Maria Padeka.

Juan Lorenzo. So wären wir, die Abgeordneten der spanischen Städte, also einig über die Hauptpunkte, um welche wir den König bitten wollen: Rückkehr nach Spanien, Ausschließung der Fremden, Beschränkung der Ausgaben, Herabsetzung der neuen Steuern und regelmäßige Berufung der Reichsstände. — Wollt Ihr nun, Herr Kanzler, diese unsere Vorstellung dem Kardinal zur freundlichen Beförderung übergeben, und als Antwort auf seine Anträge betrachten.

Selvagius. Wie darf ich sie als Antwort denn betrachten,
Da sie zu Allem schweigt, was er verlangt.

Und wenn Ihr mich, den Unterthan des Kaiſers,
Fremd ſcheltet, wie kann ich Euer Bote ſein? —
Es rügt der Kardinal in ſeiner Weisheit,
Daß Ihr rechtswidrig Euch aus eig'ner Macht
Und ohne höh're Leitung habt verſammelt;
Und Niemand fragend, hörend, Euern Willen,
Der bloße Willkür iſt, erhebet zum Geſetz.

Lorenzo. Wir bitten, Herr, um keine Neuerung.
Das früher Anerkannte herzuſtellen,
Und wo ſich neuer Irrthum eingefunden,
Ihn zu beſeit'gen auf des Friedens Wege,
Iſt unſer Wunſch, der Keinem tritt zu nah.
Und Wünſche ſolcher Art nach ſtädtiſchem Beſchluß,
Dem König vorzulegen, iſt nicht Willkür;
Es iſt Kaſtiliens altes, gutes Recht!

Selvagius. Warum in dieſer Recht' und Pflichten Uebung
Habt Ihr den Kardinal nicht unterſtützt?
Segovia möchtet Ihr vor Strafe wahren,
Medinas Frevelmuth entſteht durch Euch.
Als Vera ſtimmte: das Geſchütz des Königs
Gehöre ihm, ſo ward er wild ermordet,
Wie Tordeſillas in Segovia!
Und hat nicht Boadilla (ein Tuchſcherer!)
Nieto, den Alkalden, ſeinen Herrn
In Stücke gar gehauen und den Leichnam
Hinabgeſtürzt aus des Rathhauſes Fenſter!

Lorenzo. Unbillig iſt es, Frevel ſolcher Art,
Die wir verdammen, uns zur Laſt zu legen. —
Vergeſſet nicht, daß oft ein einz'ger Fehler
Leichtſinnig Herrſchender im niedern Kreis
Wol Tauſende von Miſſethaten zeugt.

Selvagius. Merkt Euch das ſelbſt, die Ihr des Herrſchens
Sehr ſchwere Pflicht leichtſinnig übernehmt!

Ein Abgeordneter. Sagt dies dem Kardinal, jetzt aber ſchweigt,
Denn würd'gere Männer nahen um zu reden.

(Selvagius geht ab.)

Fünfte Scene.

Ein Vorsaal. Es treten auf Pedro Ponce und Sorolla.

Sorolla. Ich komm im Namen meiner Vaterstadt —,
Doch nein! Nicht in Segovias Namen,
Es ist nicht mehr!
Alle. Nicht mehr? Nicht mehr!
Pedro. Der Mäßigung vergessend ließ Ronquille
Die Stadt bestürmen. Während nun die Bürger
Am Thor und auf der Mauer eifrig kämpften,
Entzündeten Granaten solch ein Feuer,
Daß Hülf' unmöglich und in wenig Stunden
Die Stadt ein todter Aschenhaufen war.
Sorolla. Kein todter Aschenhaufen! Nein, die Flammen
Sie brennen fort und leuchten unsrer Bahn
Gleich Feuersäulen die uns Gott gesandt.
Schon reiht sich Glück an Unglück: denn Medina
Hat königliche Mannschaft, die sich nahte,
Zurückgeschlagen, und von meiner Hand
Fiel in dem Kampf Ronquille. Dafür sendet
Segovia mich her, um zu erweisen,
Daß nach der Dinge jetzigem wahren Stand
Die früheren Beschlüsse nicht mehr passen.
Lorenzo. Gesühnt ist Blut mit Blut, zu weit'rer Fehde
Kein Grund, bleibt unser Ziel das alte Recht.
Sorolla. Das alte Recht ward Unrecht, soll jetzt sterben,
Für neues Recht erheben wir den Kampf!
Pedro. Daß sich der Dinge Stand sehr hat verändert,
Einräumen muß man dies ihr edeln Herrn,
Nicht minder daß, soll Altes nicht ersterben,
Man Neues ihm wol zugesellen muß.
So möge denn Sorolla uns eröffnen,
Was neu zugleich und heilsam ihm erscheint!
Sorolla. Warum soll ich allein die Reih eröffnen?
Weiß Jeder doch am besten was ihn drückt,
Und spreche muthvoll aus, was er verlangt.
Lorenzo. So sei's, beginnt demnach, Jedweder folge.
Sorolla. Alle jetzigen Räthe des Königs sollen ihre Stellen verlieren und keine nach Adel und Geburt, jede nur nach Verdienst besetzt werden. Wer ein Amt erkauft, gebe dessen verlustig.
Erster Abgeordneter. Keine Raths- und Richterstelle wird

für Lebenszeit, das Amt der Alkalden aber nur auf ein Jahr verliehen.

Zweiter. Man bringt die Steuern auf den Betrag des Jahres 1494 zurück.

Dritter. Jede Stadt regiert sich künftig selbst.

Vierter. Die Abgeordneten der Cortes erhalten Entschädigung und Tagegelder.

Fünfter. Die Ausfuhr von Getreide, Vieh, Häuten und Talg wird verboten.

Sechster. Jeder inländische Tuchmacher kann die Hälfte der ins Ausland verkauften Wolle gegen Erlegung des Kaufpreises für sich verlangen.

Siebenter. Niemand darf künftig mit Gewalt in die Predigten geschleppt, und kein Bann wegen säumiger Zahlungen ausgesprochen werden.

Achter. Kein Prälat darf sich von seinem gesetzlichen Wohnort entfernen.

Neunter. Wer Geld ausführt, wird ohne Förmlichkeit zum Tode verurtheilt.

Lorenzo. Erlaubt, Ihr Herrn, daß ich an Eins erinn're:
Nicht scheint mir's dieser Junta Zweck zu sein
Das Einzelne (das zahllos ist) zu rügen;
Sie soll vielmehr die Form und Regel finden,
Wonach man Jegliches in Zukunft prüft.

Corolla. Warum wollt Ihr der Zukunft überweisen
Die heut'gen Mängel, Gott weiß wann, zu bessern?
Habt wirklich Ihr die Regel schon gefunden,
Macht ihre Anwendung, in Wahrheit, wenig Müh.

Pedro. Gewiß; sofern allein vom eig'nen Standpunkt
Man glaubt der Wahrheit volles Licht zu schauen;
Wie aber, wenn von zweiter, dritter Stelle
Sich Widerspruch erhebt, darf Einer da entscheiden?

Corolla. Glaubt Ihr, daß irgend Einer jenen Punkten
Zu widersprechen wagt?

Pedro. Ja, allerdings!
Mir scheinen einige sehr zweifelhafter Art,
Und andere vielleicht schlechthin verdammlich.
Doch wäre Das auch nicht, Ihr habt die Regel,
Wonach Ihr urtein wollt, noch nicht gefunden,
Könnt sie nicht finden! —
Ein jedes Reichsgesetz bedarf des Königs
Und dreier Stände freie Beistimmung:
Was Ihr beschließt, ist nur ein Vorschlag,
Sofern es eingreift in der Andern Recht.

Sorolla. Die Andern haben seit Jahrhunderten
Mit frecher Hand in unser Recht gegriffen;
Jetzt ist die Reih' an uns, es zu vergelten.
Pedro. Wollt Ihr denn selbst begehn, was Ihr verdammt?
Sorolla. Nennt unser nicht die That: sie ist nur Gegenwirkung
Des fremden Stoßes, ist ein Echo nur
Von dem, was aus der andern Stände Munde
Der Bürgerstand verhöhnt anhören mußte!
Pedro. Der Bürger Schutzwehr war seit langer Zeit
Der König, laßt darum an ihn uns wenden,
Daß er das Gleichgewicht herstellen möge.
Sorolla. Mit unsern Feinden hat er sich verbündet,
Was hofft Ihr noch auf ihn? Die Uebermacht
Allein kann uns erretten!
Pedro. Suchet sie
Nicht auf des Schwertes Spitze, wie Ronquillo!
Der Bogen bricht, wenn Ihr ihn überspannt!
Sorolla. Laßt Ihr ihn ungespannt, so trifft kein Pfeil.
Drum ford're ich, daß man sogleich dem König
All die erwähnten Punkte, und die sonst
Noch Einer nöthig findet, überreiche:
Und zwar als Bitte oder Vorschlag nicht,
An dem man deuteln dürfte. Nein, sie sind
Für ihn Gesetz, er muß sie insgesammt
Ohn' Aenderung beschwören. — Jetzt, Ihr Herrn,
Zeigt Euern Muth und stimmt mir bei!

(Murmeln.)

Lorenzo. Die Mehrheit,
Sie spricht für Euch, sei's nicht zu unserm Unheil!
Sorolla. Wer Unheil fürchtet, kehr' in seine Heimat
Zurück und räume Muthigern den Platz.
Padilla. Da ich nicht Mitglied bin der edeln Junta,
Schwieg ich bisher; doch weil nunmehr Sorolla
Die Muthigsten zur Mäßigung ruft,
Scheint mir's fast Unrecht jetzt nicht aufzutreten.
Sorolla. Beweise Eures Muthes, Don Padilla,
Verlangt wol Keiner; er wird nicht bezweifelt,
Auch seid Ihr wohlgesinnt, ein Freund der Bürger,
Ja, ihre Stütze, wenn Ihr immerdar
Der Junta Weisheit anerkennt, und nie
Versuchet sie auf ihrer Bahn zu hemmen.

(Es [illegible] sich aufgelehnt. Alle ab.)

Sechste Scene.

Zimmer in Padilla's Wohnung.

Marie Padilla tritt auf.

Bei Gott, ich weiß mich kaum zu fassen! —
Ist Wahrheit, was ich sah und höre!
Liegt, wo der neuen Freiheit Morgenröthe
In hellem Tage sich verklären soll,
Da steigen brütend Nebel, Wolken auf,
Als gingen wir der finstern Nacht entgegen!
Bei altem Ehrensinn zeigt sich Leonor
Nur schwach und soll in Wehmuth aufgelöst;
Noch schlimmer, daß Don Pedro allgemein,
Des Vorgefühl Uebermacht befürchtend,
Dem Adel und dem König Worte beut.
Am schlimmsten endlich, ja mir unerträglich,
Daß dieser Mensch, Gerolla, dessen Hände
Getaucht sind in das Blut des Todtgeglaubten,
Und des Monquillo, über alle Andern
Sich frech erhebt, und diese feige Junta
Es duldet, daß Padilla, mein Gemahl,
Von ihm, gleichwie ein Lehrling, wird gemeistert!
Es weiß denn Keiner, Keiner mehr zu herrschen.
O Innocenz, du kühner, großer Mann,
Wo ist der Mittelpunkt, der das Zerstreute einigt,
Das Zeichen, dem sich Alle gläubig beugen,
Die Fahne, der ein Jeder willig folgt?
Erleuchte mich! — Ha, wie ein Blitz von Oben
Ergreift mich der Gedank, ich sehe Rettung.

Siebente Scene.

Marie und Padilla treten auf.

Padilla. Ich fürchtete hier traurig Dich zu finden,
Und seh Dein Auge glänzen, edles Weib,
Als wäre Deines Herzens schönster Wunsch
Erfüllet durch ein unerwartet Glück.
Marie. Er ist's, sehen Dein Arm sich dazu beut.

Padilla. Verlangst Du Krieg?
Marie. Nein, Mach nur mit Entschluß!
Noch weniger als Karlos, unser König,
Kann hier Junta Spanien regieren.
Welch ein Gemisch von Männern! Feige, mutlose,
Verschlagne, thörichte, blöd durcheinander;
Nur zum Gehorchen, doch zu nahem Herrschen,
Schlechthin unfähig; — darum leer für!
Padilla. Ja? Woher käme mir wol solche Macht,
Da man mich anerkannt fast verweigert?
Marie. Widerraten Sie, was Sie gebieten, so wird
Ein böser Rausch Ihr zur Strafe kommen.
Johanna, heißt es, unsers Königs Mutter,
Sei bei Verstande krankt. Ist es erwiesen?
Und wenn der Liebe Liebesmacht auch wirklich,
Sie wünschen, mögen, glauben läßt,
Noch immer lebe ihr verstorbener Gatte;
So kann sie doch in jener andern Richtung
Den Geist mächtig sein; sie kann genesen.
Darum ist sie Königin nach spanischem Rechte.
Drum wollen wir, mit unsern treuen Freunden,
Wenn der Kardinal hinweg sie führt,
Schnell zu ihr eilen.
Padilla. Doch was soll alsdann
Geschehn?
Marie. Ist sie nur erst in unsrer Macht,
So wird das Weitere von selbst sich finden.

Achte Scene.

Zimmer der Königin Johanna. Im Hintergrunde hat Medrano Platz genommen, mit Schreibereien beschäftigt. Leichter Lärm in Ferne, der allmählich gehoben wird.

Johanna (sitzt). Ihr, mein geliebter Gatte,
Sind verschwunden aller Späher;
Ihr heißt Du Dich erheben
Aus dem Sarg, in dem der Fremden
Zauberkünste Dich gebannt. —
Oder wähnst Du, daß Freundestreue,
Meinst Du treue Herzlichkeit
Die Gesichter uns bemalen?

Du bist reich, so lang gesunden,
Kannst dich gut auf und wandeln! —
Aber plötzlich Du am nächsten Morgen,
Bist ich steif so elfertüchtig
Deinen schönen Jugendfreunden
Abschiedsmahle, blasse Leiche.
Ist dann Hoffnung dich umgaukelnden?
Warum trägt Du Deine Schönheit,
Deinen Ruf in Welt erstarrt?
Folge mir Deine Geschichte Mutter,
Laß bei Mondes Zauber stehen,
Laß sie rothen Lippen küssen,
Dich durch Deinen Mannes Kraft
Deiner Lust, in den der Freiheit
Zauberklänge Dich gebannt!
Folge sprichst Du, ich verstehe' es. (Der Knabe verschwindet.)
Aber bedenke Du, Herr? Ja folge,
Aber Du verschwindest, es gebietet.
Soll ich Freund' um mich versammeln,
Deinen Freiheit Lieg erheben?
Die Pallisse niederbrennen,
Die in jene Zauberfesseln
Haben Dich schon gefangen?
Willst Du leben, will Du der Pflicht,
Oder willst Du todt nicht sterben,
Ob mir Weltmacht hab, der Heiden,
Ich bei Sonnen Licht regiert,
Meiner Mutter Freiheit folge,
Abendland, den Verbrechen! — — —
Sprich, sagst Du, soll ich hören?
Deinen heiligsten Schön.
Weißt Du nicht, er ist gefangen
Festgefesselt in seine Hände,
Und ich selbst die auch gefangen,
Weil ich jene Zauberflöte,
Die sie, Herr, an Dir verübet,
Strafen will mit blut'ger Rache!

(Sie eilt von der Burg schnell.)

Neunte Szene.

Die drei vorigen Personen. Narziß, seine Freundin, die Königin und die Mädchen des Königin Johanna.

Narziß. Daß Ihr zum Lernen spricht, ist hier so schwer,
Ist Euch Beweis der Wissenschaft, mir der Liebe!
Genommen hätt Ihr Euer letztes Wunder,
Es hätt verloppelt Euer Geistes Kinder
Auf einen einz'gen Punkt sich werfen müssen.
Gegrüßet seid Ihr Letzte für und Leben,
Geschaffen durch eig'ne Kraft für eine Welt
Und herrlicher seid in der alt Königin.
Staunt mir, seht was Ihr Geschöpfungen waren,
Ist verschwunden all die hohen Scharen
Der Wissenschaften, um die Ihr täglich bebtet!
Habt Ihr nur Leerheit, Wüste, Verödung,
Welch wird für Euer Wirklichkeit übrigbleiben.

Johanna (die Hände ringend). Warum bringt Ihr in die Reihe
Meines Heiligtumes mir?
Sagt mir mir Ihr und was wollt Ihr?

Ferrante. Wir kommen, Königin, um Euch zu Euch
Hilfesuchend zu flehen, Euch zu bitten,
Daß Ihr wie Recht und, wie Gebrauch verlangt,
Wie man den Leichen ewig entgegentreten.

Johanna. Daß Hilfesuchen ich schuldig,
Ist mein Recht und meine Pflicht.
Doch warum kommt Ihr nicht früher
Meine Hilfe anzusprechen,
Meine Rechte zu vertreten?

Ferrante. Er hielt, o Königin, mit Ungestümen
Ihr Prinz Gemahl mich für immer
Von Euch entfernet.

Johanna. Ja, vor Wahrheit gab ich Nachricht,
Gab man ihr Gehör gestattet.
Doch, weil mein Gemahl befohlen,
Will ich jetzt wieder herrschen
Für ihn und für meinen Sohn.
Wo weilt Philipp? Bringt ihn her,
Daß ich seinen mich erfreue,
Meinen Willen ihm erkläre,
Seiner Jugend Weisung gebe
Und ihr Herz ihm überlasse.

Pandulfo. Ich kenne mich, es wird' ihr wenig helfen.
Doch muß mit ihrer Mutter sie gewinnt.
Schwierig wird' es für sie zu Rücke kehren,
Hat ihrer Hoffnung auf die Krone vorgegriffen,
Die Ihr so schön den auf das Haupt gelegt.

Johanna. Ach ich Euch kann nichts wissen!
Darf ich meiner Liebe Euch nennen?
Ihr seid Eltern meine Liebe
Aufgeopfert von Blutschmerzen
Ihr wart im Euer Herzen prägt.
Ich in Eurem Mutter Auge,
Nimm von Ihr von edler Gegen
Trage Ihr für Ihr im Herzen,
Wichtigst Ihr mit Namen nennt.

(Mach, Eltern schützen!)

Ach Ihr auch so, Elende,
Liebe, entgeldest Euch!
Ihr, Gemahl's im Grabe
Lieber, mit Ihr meinen Liebe
Klingt mir Namen entfernen.
Meiner Euch vermeid' ich Hülfe
Ich empfangen meinen Segen.

Pandulf. Erhöhet, o Königin, schmerzt mich
In Eurem Namen, mit mir großen Liebe
Ich es in Gluten Eurem Herzen hoffe.
Als meinen Gott, meinen Eurem Segen
Verkündigen, und mir gelobt, gelobt.

Johanna. Gott, verkündigt von Gegnern
Ich ich, ihr Königin.
Eurem Namen und Eurem Liebe
Meine Mutter übermag.
Denn ich Ihr Gut gelobten,
Ich nenn ich es Zweifel Mutter,
Glauben Ihr ich mir beichten,
Ich, ihr Königin Johanna.
Ich ich kann, auch ihr Verachtung
Ich von Gluten mich entgelten,
Euch in neuen Gluten gelten.
Sage ihm Euer Gelübde:
Ich ich mir und unterstehen,
Euch ich Euch mir Euch gelegen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Marie Pochette. [illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

[illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

[illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

[illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

[illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

Marie Antoinette. [illegible]

Marie Pochette. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von Kindern, mit goldenen Ringen über beiden Daumen, all ihre neue Kleider.

(Leichte und Gefolge ab. Der Kaufmann.)

Portia. Nehmt Euch, werthes Haus, diese heil'ge Stätte
Als Eigen stets Euch zu betrachten Ehrung,
Da lange Prüfung auf den Geist Euch
Und weise Vorsicht wohlgütig Jungfrau gaben
Zur Lehrerin der Ordnung, schön Gebot,
Und weil sie Euch auch treue Hüterin
Und Befolgerin bleiben Euch wird!

Nerissa. Nehmt und habt auch, was Euer Herrin Wunsch
Euch Nachkommen und den Eingang anempfehlen.

(Zu Gratiano.)

Habt auch Ihr auch, denn ohne Euren Willen
Will nichts von Euch beständig und wahrhaft!

Vierte Szene.

Gerichtshof. Der Saal in Belmont.

Gratiano. Nerissa.

Gratiano. Ihr Gnaden mir ab, daß Euch, Gemahl, Gelegenheit nicht im Weg. Ihr habet an ihr Gefallen gefunden und ihr Euch zu nennen wo nicht glücklichen, doch dankenden Herz haben.

Nerissa. Ich? Ihr Gnaden? Gleiche Gnaden? Ihr gewiß ich werde, daß auch Lorenzilein Euer Gefallen nicht durch Verleihung einiger Tugendlosen Ihnen benötigt werden, denn sie Gnaden der Gemahlen selbst Eigen weiß; ihr gewiß auch ich sage, daß ich mit Freuden ganz werden ich und ein Eigen Ihnen an gegen, sondern mit dem Gemahl übereinen.

Gratiano. Gnaden Ihr denn, daß Lorenzo plötzlich unterschrieben mit ewig Gnaden haben werde?

Nerissa. Nicht weniger als daß, und gleiche Ihr Gemahlen hat Gnaden haben, wenn ich es unterschrieben haben.

Gratiano. Ihr wollt Ihr beschwören einen abgenutzten Knaben betrügen?

Nerissa. Was nennt Ihr abgenutzt?

Gratiano. Einen Knaben mit Bärtchen klein.

Nerissa. Ihr Gnaden, sagt, daß ich Ihr, und den Ehren,

[illegible] Ihnen die Kinder [illegible] so wenig [illegible] zu Herzen als der Staat; weiß also Ihnen und [illegible] gute Gründe [illegible].

Paula. Wie weiß Sie so abweisend, [illegible]?

Cäcilie. Meine Sache [illegible] und nachteilig. Geht nur Ihren Gang, wie ich [illegible]; wir werden [illegible] zusammenstehen. Sagt [illegible] und hören, was die Welt [illegible] antworten.

[illegible] Frau [illegible] Hermann, Paula [illegible].

Frau Hermann. Ihr Herr war, als Ihres, bei Gericht [illegible].

Paula. Ihre Ruhe, [illegible] Würde

Muß [illegible] sein, und [illegible] nicht [illegible].

Frau. Es wird [illegible] Ihr [illegible] Partei, ob Sie

Ihr Vertrauen hier zu [illegible] haben,

Schaut [illegible], in [illegible] wird, einen Vormund

Frau Hermann. Er haben, wie die Ihren mir [illegible],

Es [illegible] Rechtsangelegenheiten [illegible] Ihnen

Vorteile, daß wir nicht [illegible] ganz [illegible]

Gefährten [illegible].

Cäcilie. [illegible] Sie [illegible] die Mama

Vertrauen in [illegible] Rechte auf [illegible] Person,

Wenn Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Paula. Es gibt [illegible] mit [illegible] Rat.

Cäcilie. Nicht wir [illegible] [illegible] [illegible] Mut, Mama,

Paula's [illegible] Wesen [illegible],

Wie es [illegible] Pflichten, [illegible] Verwaltung [illegible]

Sie [illegible], wer [illegible] auf [illegible] Meinung [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [

In dem, was von Palastin wir gehandelt
Und es für Lichter angelegt.

Cassilla. In wenig
Wen sieht, wenn die Sache bekannt kommt;
Jetzt ist es nicht, wann mich es auf bringen.

Marin. Nicht hat auf Fuchs Palastin angefangen,
Es thäte, weil unsere Gründe Vollgewicht
Den abzwingen, und es wird den König
In seinen wissen.

Cassilla. Und es Nichts vermag,
Wenngt Palastin Tod und der Polizei,
Den Sie verhindern, aber noch nicht stand.

Fortuna. Wieß ein Polizei?

Cassilla. Er lautet:
Palastin Schätze werden eingezogen, der Person ausgeführt mit Fuß bestraft, und an einer Schandsäule ins Feuer und seine gerechte Hinrichtung vorgenommen.
Und so will man verfahren mit Jedermann,
Der sich dem Land, der je dem beigestimmt.

(Indem sie Fortuna an Marin.)

Nichts leicht und übrig, als dem Verbrecher
Die ihm Mittel selbst entgegenstellen
Und Mach zu zeigen, wie es sich gebührt.

(Verlässt den Thron.)

Marin. Der Mach, Cassilla, hat mir nie gefehlt,
Wie Euch mit Willigung! Euch nun die Stadt
Verdächtig und verhaftet, scheint mir klug
Und bewusst nicht den Weg der Unterhandlung.
Euch weist das Volk der Ungunst Königs Euch
Mit Lieder und Bekanntschaft entgegen?

(Klagendes Verlassung.)

Wie wenden sich!

Marin. Denn hält man Euch auch ... es hält das Glück!

Cassilla. Und möchten Sie und gehen, wie es haben.

Marin. Der Nachen ist hier keine große Zahl;
Euch wenn die Gefährlichkeit auf eigenen Mitteln
Und auf der Fischern nichtsgeschützen Schutz
Der Stadt zu helfen bewegen möchte.

Paulo. Wie?
Das Heiligthum der Feuer weiß [illegible] Sie
Vorsehen und zu sicherem Land retten?

Einige aus dem Volke. Dem geheimen Heiligthum entfernt
und den Geheimnissen der Magier. Helfen es sie die Stadt

verwundre, oft es in Lissa verschlossen und alle Jahre nur einmal von neuem zieht.

Maria. So laßt uns denn zu gleicher Zeit verhandeln
Mit Don Velasko über Krieg und Frieden,
Und mit der Geistlichkeit um Geldbeistand.
Es werden unterdeß die tapfren Bürger
Besitzen Thürm' und Mauern, daß der Feind
In solchem Fasall nicht die Stadt erobre.

[Ab. Alle gehen ab. Die drei Prinzessinnen und Paula.]

Paula. Was habt Ihr, meine Cornelia, denn nun eigentlich? Wieder es beim Kriege, werden wir geplündert, kommt es zum Frieden, werden wir gebungen!

Cornelia. Gemach, daß Euch der Vorschlag, die Geistlichkeit zu befragen, endlich in den gehörigen Eifer gebracht hat; nun seid Ihr ein brauchbarer Verbündeter. Unser Anteil ist es, unsre Herrin der Vernunft der Religion, von Donna Maria abwendig zu machen; unterdeß kommt, ehe die Verathung mit Velasko auch vorbei ist, unser Liebesvergnügen Unterhandlung mit dem Kanzler zu Schlusse. Wir wollen diese Maria gefangen, siehen sie auf, während dieser Berathung und Fehde, und übrigens hinlänglich Sorge nach Möglichkeit über der Reichen Wohlleben zu treffen und zu befördern.

[Ab.]

Zweite Szene.

[Vorhalle im Palast. Im Hintergrunde ein hohes Fenster. Nicht weit davon eine Thüre. Donna Maria tritt ein.]

Erster Bürger. Kommt hieher, hier wachen sie recht. Da wir Donna Maria erblicken, rufen wir Vivat hoch! und wer nicht mitruft, bekommt Prügel.

[Maria schließt sich den Bürgern. Donna Maria tritt hinzu.]

Alle. Es lebe Donna Maria!

Maria. Ich dank' Euch, liebe Bürger von Lissa!
Ihr meint es, wie ich Euch verstehe.
Wir hatten Gunst bisher, Gerechtigkeit,
Wenn wir denn noch Liebe zu erringen!

Alle. Es lebe Donna Maria!

Zweiter Bürger. Warum ſollen wir denn Vieles tragen?

Erſter Bürger. Aus zweiern Gründen: erſtens, weil Andere Wenig tragen, und zweitens, weil wir bereits Viel tragen, und die Bereitwilligkeit die Laſt erleichtert.

Zweiter Bürger. Wäre es aber nicht beſſer, wir würfen die Laſt ab?

Erſter Bürger. Auch gut, aber wer ſoll ſie aufnehmen?

Paolo (ſammelnd). Weshalb ſteht Ihr ſo müßig auf der Straße,
Uneingedenk der böſen, bittern Zeit?

Erſter Bürger. Herr, wir waren nicht müßig, ſondern ſchrien Vivat Donna Marie! Auch prüften wir, wie man die bittere Zeit verſüßen könne.

Paolo. Laßt Euer toll Geſchrei und thuet Buße,
Sonſt wird Euch Gottes Rache niederſchmettern!

Erſter Bürger. Ich wußte nicht, Herr, daß ich Gott eine Veranlaſſung gegeben hätte, ſich beſonders an mir zu rächen.

Paolo. Doch lebt Ihr in der Kirchen Untergang!

Erſter Bürger. Oho, die ſtehen feſter als alle Bürgerhäuſer.

Paolo. Ihr billigt den Raub am heil'gen Gut.

Erſter Bürger. Beſſer ſich daran vergreifen, als es ergreifen.

Paolo. Euch kümmert nicht der Geiſtlichen Begehren!

Erſter Bürger. Allerdings, ihr Begehren ſchafft uns den nothdürftigen Kummer.

Zweiter Bürger. Schweigt endlich ſtill und laßt den ehrwürdigen Bruder Paul ruhig und gründlich vortragen was er will.

Paolo. Ich will (was meines Amts iſt) Euch erretten
Aus eines Teufels Klauen, der durch Schönheit,
Durch Kunſt der Rede, Milde, Schmeicheleien,
Euch dumme Leute fördert und umgarnt.

Erſter Bürger. Wir ſind nicht dumm: denn Toledo iſt das Haupt Spaniens und wir gehören, ſo gut wie andere Leute, zu den Klügſten in der Stadt.

Paolo. Wenn Ihr ſo klug ſeid, ſagt, wer iſt der Teufel,
Den ich leibhaftig Euch beſchrieb?

Erſter Bürger. Unter meiner ganzen Bekanntſchaft iſt mir noch kein ſo wohlgezogener und liebenswürdiger Teufel vorgekommen, wie Ihr ihn beſchreibt.

Paolo. Und doch verehrt und liebt Ihr ihn gar ſehr

Erster Bürger. Herr, wenn mir ein Anderer sagte, der Teufel wäre meine Liebschaft, so sollte ihn ——
Paolo. Nicht Ihr Donna Marie liebt! nicht?
Fast Alle. Ja, Herr, für sie wollen wir leben und sterben.
Paolo. Woher nun kommt dem Weibe solche Macht,
Als durch ein Bündniß, das sie mit dem Teufel
Für ihr' und Eure Seelen hat geschlossen.
Dritter Bürger. Das müßte ich doch auch wissen.
Erster Bürger. Wenn Ihr das nicht beweiset, kann es Euch schlimm ergehen.
Paolo. Ich will's erweisen! Hat Marie nicht
Das Kirchengut verlangt für ihre Zwecke?
Alle. Sie hat es verlangt!
Paolo. Und da die Geistlichen nach ihrer Pflicht
Es weigern, will man Alle Tag und Nacht
Einsperren und durch Hunger endlich zwingen.
Ist das nicht Teufelswerk und Ketzerei?
Erster Bürger. Hat man sie denn schon eingesperrt?
Paolo. Will man solch Ziel, muß man auch Mittel wollen,
Die jeden Widerstand bezwingen können.
Erster Bürger. Aber ohne Geld kann man die Stadt nicht vertheidigen, und nur die Geistlichen haben Geld.
Paolo. Wenn die Stadt vertheidigen, da kein Feind
Sie irgendwo bedroht. Der einzge Feind,
Der Euch vom Eurem milden König trennt,
Ist jener Weib. Nur sie trifft Karles Haß.
Gebt Ihr sie preis, will jede andre Schuld
Er Allen gern verzeihen.
Erster Bürger. Woher wißt Ihr das?
Paolo. Dürft Ihr bezweifeln, was ein Mann wie ich
Mit sicherer Ueberzeugung Euch verkündet?
Doch will ich gern Beweise mancher Art
Den Gutgesinnten geben, die vor Nacht
Bewaffnet ich in unserer Kirche treffe.
Zweiter Bürger. Wenn dem so ist, so habt Ihr Recht, und man muß der Sache ein Ende machen.
Paolo. So kommt Ihr Alle?
Alle. Ja, wir kommen Alle!

Sechſte Scene.

(Zimmer im Palaſte Padilla's. Abends früh.)

Pedro Lopez und Maria Pacheco.

Pedro. O zweifelt nicht, ich habe ſich're Kunde,
Daß dem Sorolla iſt Begnadigung
Vom Kanzler zugeſagt, ſobald er Euch
Lebendig oder todt ihm überliefert.
Maria P. Doch welche Mittel hat Sorolla denn
Hier in Toledo? deſſen Bürgerſchaft
Mit Lieb' und Treu' auf meiner Seite ſteht.
Pedro. So war's, verehrte Frau, ſo lang das Glück
Auf Eurer Seite ſtand, und die Prälaten
Dem König zürnten, weil zum Erzbiſchof
Toledos er den Flandrer Croy ernannt.
Seit Fonſeka in deſſen Stelle trat
Und von der Geiſtlichkeit Ihr Geld verlangtet,
Streu'n aber Bettelmönch' im Volke aus:
Nur Ehrgeiz treib' Euch, weil ein maur'ſch Weib
Euch eine Königskrone einſt verſprochen.
Euch auszuliefern ſei des Unterthans,
Euch zu verbrennen ſei des Chriſten Pflicht!
Maria. Ich hab' gewußt, daß Manche wol ſo denken,
Doch ſucht' ich dieſen Sinn nicht überall.
Pedro. Nicht Alle theilen ihn, doch ſeh' ich täglich
Durch Uebermuth der Freunde Zahl vermindert.
Drum rath' ich Euch zur Flucht, bevor die Wege
Nach Portugal man ſperrt. Emanuel,
Den man mit Recht den großen König nennt,
Wird gern Euch Schutz und Sicherheit gewähren.
Maria. Soll ich dem Feinde Spaniens vertrauen?
Pedro. Er iſt nicht Feind, er wird Vermittler ſein.
Maria. So groß er iſt, gibt's doch auf Erden Niemand,
Von dem ich jemals Hülfe werd' erbetteln.
Pedro. Doch Noth kennt kein Gebot, und keine Wahl
Steht mehr Euch frei. (Hinter der Scene Geräuſch.)
Maria. Vernehmt Ihr nicht Geräuſch,
Als nahten Männer von des Gartens Seite?
Pedro. Es ſind die treuen Freunde, die zum Schutz
Aus Vorſicht ich dieherbeſtellt. Sogleich
Kehr' ich zu Euch zurück; drum fürchtet Nichts. (Geht ab.)

Siebente Scene.

Marie (allein).

Wer nichts mehr hofft, hat auch nichts mehr zu fürchten!
Hab' ich denn nur geträumt? Iſt Alles denn
Was ich gedacht, gewünſcht, erſehnt, empfunden,
Der Schatten nur von Bildern einer Welt,
Die nirgends wahrhaft iſt? — Ich ſoll nichts fürchten,
Und fürchte faſt mich vor dem eignen Selbſt! —
Iſt dieſes Selbſt nur eine leere Tafel,
Vor welcher höh're Geiſter, Traumgeſtalten,
Der Menſchen ſpottend, raſch vorüberfuhren?
Gibt's denn ein Spanien, einen König Karl?
Bin ich Marie, Gräfin von Tendilla?
Warum nicht Iſabell, Emanuel's Tochter,
Wie mich die Königin Johanna nennt?
Padilla, mein Gemahl, er lebte nie,
Ich hab' ihn mir zu Luſt und Qual erfunden!
Und dieſe Seifenblaſen unſers Hirns
Und Herzens füll'n das Leben! Wie ſich's trifft,
Nennt man ſie Freud' und Jammer, Haß und Liebe!

(Geht. Marie ab. Padilla hat während der letzten Worte mit Mühe an ihr Fenſter gelangt und ſteigt mit Gewalt ein.)

Achte Scene.

Padilla. Marie Padilla.

Padilla. Im Namen König Karl's verhaft' ich Dich
Auf Hochverrath! — Denn nur durch Deinen Fall
Kehrt Friede nach Kaſtilien zurück
Und dieſe Männer wird für ihre Treue
Mit Ruhm und Lehn der König überſchütten.
Marie. Wann hätte Euch, Erzfrevler, wol der König
Mit ſolchem Auftrag je begnadiget?
Und Ihr, treuloſe, käuflich feige Seelen,
Wie könnt auf Ruhm und Lehn Ihr Anſpruch machen,
Wenn Ihr von ſolchem Menſchen zu Verrath
Ganz willenlos Euch habt brauchen laſſen.
Padilla. Spart dieſe Redekünſte! Euern Mann
Habt Ihr damit beſtochen und verführt.

So wackre Bürger kennen ihre Pflicht.
Ergreift das Weib!

(Pedro zieht ein mit Gefolge.)

Pedro. Wer wagt des Hauſes Frieden
Mit bloßem Schwert ſo frevelhaft zu ſtören?
Sorella. Gleichwie Marie ſeid auch Ihr, Don Pedro,
Im Namen König Karl's von mir verhaftet.
Pedro. Nicht alſo! Ich werd' Euch dem König ſtellen,
Und Eurer Frevel lange Reih' erweiſen.
Sorella. So mag das Schwert entſcheiden, greift ſie an!

(Kampf. Sorella wird ſchwer verwundet, die Andern fliehen.)

Sorella. So nah' dem Ziel, und wiederum bezwungen
Von Denen, die ſeit lang ich doppelt haſſe,
Weil ich ſie höher achten muß als mich!

(Wird abgeführt.)

Marie. Nie kann ich Euch genug, Don Pedro, danken,
Daß Ihr mich von der allerhöchſten Schmach
Gerettet, im Triumph von dieſem Frevler
Durch meine Vaterſtadt geführt zu werden!
Pedro. Damit indeß Gefahr nicht wiederkehre,
Benutzen wir die Nacht zu ſchneller Flucht. (Beide ab.)

Neunte Scene.

Wohnzimmer mit offenen Seitenthüren. Ein Tagebuch auf Pulten. Verſchiedene Gegenſtände zum Ausrüſten des Kanzlers.

(Der Kanzler Selvagius. Der Erzbiſchof Novas von Granada. Der Generalvicar Velasko. Gefolge. Diener.)

Selvagius. Wir können Glück, Herr Erzbiſchof, uns wünſchen,
Daß vor der Ankunft unſers gnäd'gen Herrn
Wir der Empörung Wuth gebändigt haben.
Novas. Ein doppeltes Verdienſt, Herr Kanzler, iſt es
In dieſer aufgeregten, böſen Zeit,
Wo man Gehorſam, altes gutes Recht,
Geſetzgebung der Kirche und des Staats
Mit Füßen tritt. Was jeder Einzelne
Heut ſonder Müh' erfindet und erträumt,
Und morgen ſchon verſpottet und verachtet,
Dies wechſelnd Ding, die haltungsloſe Meinung,

Wird auf des neuen Heidenthums Altar
Hinaufgesetzt, herabgestürzt; und haltlos
Beugt jeder sich dem selbstgemachten Götzen!

Selvagius. Wie wahr! Und seitdem jene großen Ketzer
Huß, Wiklef, Luther unsrer Kirche Bau
Erschütterten, verbreitet sich das Gift
Auch auf des Staates heilige Gesetze.
Kaum Einer ist zufrieden mit der Stelle,
Die Gott ihm gab, ein Jeder will sie anders.
Der Steuern Last, der Zünfte Zwang, die Frohnen
Des Bauers und der höhern Stände Rechte,
Sie werden angeklagt, bestritten und
Verweigert.

Novak. Läßt im Staat auch Einiges,
Als Menschenwerk sich ändern, darf doch nie
Der Gottheit Werk frech angetastet werden.
Nur wer nie zweifelt, hat den rechten Glauben,
Und nur die Kirche weiß, was man soll glauben.

Ein Officier. Es haben unsre Leut' im nächsten Walde
Zwei Menschen aufgegriffen, die vermummt
Sich weigern Stand und Namen anzugeben.

Selvagius. Führet sie hieher! In dieser argen Zeit
Ist selbst der Unverhüllte nie verdächtig,
Und jeder Rückhalt ein Beweis der Schuld.

(Zwei Mann führen Velaske und Don Pedro Valle werden verhüllt hereingeführt.)

Selvagius. Zeigt Euer Angesicht, nennt Eure Namen.

(Pedro Valle redet ab dem Velaske und sagt ihm etwas heimlich.)

Velaske. Gestattet, daß für jetzt verhüllt sie bleiben.

Selvagius. Wozu Geheimniß? Wer nicht sprechen will,
Geht ins Gefängniß, daß er nicht dem Kaiser
Bei seiner Ankunft etwa lästig falle.

Velaske. Ich werde was ich hab und ernstlich will,
Vor kaiserlicher Majestät vertreten.

Selvagius. Sorgt doch für Euch, Velaske! Nehmt doch nicht
Noch fremde Last auf Eure schwachen Schultern
(Mit und der Herr kann abgeführt.)
Des Kaisers Majestät! Er lebt der Kaiser!

Zehnte Scene.

Kaiſer Karl V. mit Gefolge tritt auf.

Karl. Es ſind zwei kurze, ſchnell verfloſſne Jahre erſt,
Daß ich Hiſpanien verließ, und doch wie reich
Bedeutungsvoll und wichtig wird die Spanne Zeit
Erſcheinen, wenn von der Parteien Kampfbegier
Gereiniget, die Menſchheit kehrt zu echtem Maß.
Selvagius. Für Spanien iſt dies Maß bereits gefunden,
Und jede Leidenſchaft bezähmt.
Royas. Das Alte,
Ihr ſehet überall es hergeſtellt.
Selvagius. Die Frevler, die noch keine Strafe litten,
Sie werden bald in unſre Hände fallen;
So Avalos und des Padilla Weib.
Einer aus den Zuſchauern. Don Avalos, mein gnädger Kaiſer! iſt
Verſteckt bei einem Freunde in Simancas.
Karl. Statt mir zu melden, wie man jenes Manns ſich kann
Bemächtigen, ſaget ihm, wie er ſich retten ſoll. —
Ihr ſteht zur Seite, Don Velasko, habt Ihr nichts
Mir, Euerm Kaiſer, vorzutragen? Meint Ihr diesmal
Nichts anders, als mein Kanzler und der Erzbiſchof?
Velasko. Die Gründe meiner Anſicht hab' ich ſtets
Ins Angeſicht den Herren frei geſagt,
Und ſchriftlich Euch in Ehrfurcht vorgelegt.
Karl. Seid Ihr des Pedro Laſſo Freund noch immer?
Velasko. Ich bin's, weil er für Mäßigung ſich ſtets
Auf jener Seite, wie ich hier erklärte.
Karl. Nehmt Ihr auch ebenſo Padilla's Weib in Schutz?
Velasko. Nun Ihr hier ſeid, bedarf ſie deſſen nicht.
Donna Marie und Don Pedro legen
In Eure Hand vertrauensvoll ihr Loos.
(Beide entfernen ſich und treten vor.)
Karl. Bevor Ihr mich, Donna Marie, habt gekannt,
Traf Euer Haß mich, meiner Jugend Unkenntniß
Fand vor des Urtheils Strenge nicht Entſchuldigung.
Marie. Bei Gott! Nicht Haß war's, was in dieſe Bahn
Mich trieb, es war ein Uebermaß von Liebe!
Mein Vaterland, mein König, mein Gemahl,
Vereinigt herrſchten ſie in meinem Herzen.
Ich hab' der Dinge ſpätere, bitt're Wendung
Niemals gewollt, noch weniger Padilla.

Doch gibt es Fälle, wo Abtrünnigkeit
Von dem Erwählten stärker uns erniedrigt,
Als Strafe, die der Richter mag verhängen.
So steh' ich hier und werde Euer Urtheil
Ertragen, wie Padilla, mein Gemahl!

Karl. Ihr thut mir nochmals Unrecht, denn das Todeswort
Sprach ich nicht über Don Padilla zornig aus.
Den edeln Gegner sondert von der Frevlerschaar
Mein richtig Urtheil, und was achtungswerth erscheint,
Gewinnt durch Strafe nicht, durch Huld der echte Fürst.

Selvagius. Nicht blos zur Strafe, Herr, zur Abschreckung
Sprach das Gericht für Don Padilla's Tod.

Karl. Durch Strafe schrecken ist der Macht geringstes Amt.
Durch Weisheit bessern, und durch milden Ernst das Herz
Des Feindes so verwandeln, daß ihm lieberfüllt
Aus Zwiespalt selbst erwächst des Friedens Segensfrucht,
Das ist des Königs höchstes Amt; wer es verkannt,
Gibt oft sich aus für seinen Freund, doch ist er's nicht.

Novas. Die Bösen strafen und die Treuen ehren,
Ist auch des Königs Amt, vergeßt es nicht!

Karl. Vergesset selbst nicht, Erzbischof, des Heilands Wort
Von des verlor'nen Sohnes freud'ger Wiederkehr.

Selvagius. Es stimmte der Beschluß mit dem Gesetz.

Karl. Dies leugnet Keiner; doch daß Ihr ihn streng vollzogt,
Raubt mir aus meines Ruhmes Kranz das schönste Blatt.
Ihr, Don Velasko, habt des Königs wahren Sinn
Getroffen bei dem Spruch und auf dem Friedenstag. —
Ihr, Pedro Lasso, übernehmt das Kanzleramt,
Denn Eure Tugend ward geprüft in schwerer Zeit.

Selvagius. Was soll in schwerer Zeit denn Leitstern sein,
Wenn es das Recht nicht ist und das Gesetz?

Karl. Des Rechtes Urquell ruht in Gott unwandelbar,
Doch vielgestaltig zeigt es auf der Erde sich.

Selvagius. Zur bloßen Meinung wandelt Ihr das Recht.

Karl. Wer jede Meinung achtet, ist ein feiger Knecht,
Wer keine achtet, ist ein Thor. Mit tiefem Sinn
Soll Jeder forschen, ob sie wahr, ob unwahr sei.

Novas. Stets siegt auf diesem Weg die Neuerung.

Karl. Wenn ganzen Völkern ein Gesetz zum Unrecht wird,
Hilft Leugnen oder Loben nicht. Denn Lebenskraft
Hat Alles nur, sofern es frische Zweige treibt,
Und Neues Weisheit schöpfet aus der Vorzeit Quell.
Wer jetzt das Eine oder nur das Andre will,
Er ist zum Herrschen ungeschickt, misskennt die Zeit.

Gehorsam sei mit Freiheit künftig stets vereint,
Und Festigkeit mit Wechsel, den die Zeit erheischt.
Marie. O hätte Spanien diese Weisheitsworte
Gehört zwölf Monden früher; welch ein Glück!
Karl. Donna Marie kommt zu mir, schließt Euch mir an,
Und kehren Todte euch nicht wieder, blühet doch
Aus der Versöhnung Reiche Hoffnung schönes auf.
Marie. Ich stehe tief beschämt Euch gegenüber:
Euch bleibt allein der Ruhm und mir [illegible].
Karl. Dies harte Urtheil, edle Frau, geziemt Euch wohl,
Denn es beweis't, daß Euer Herz ist großgesinnt.
Marie. Grenzet sich meine Bahn: ein Kloster
Gibt mir den Frieden, den die Welt versagt.
Gott segne Euch! Denn unermeßlich schwer
Ist das, was Ihr als Euer Lebensziel
Mit Kraft und Tiefsinn jetzt bezeichnet.
Es wird der Leidenschaften wilde Macht
Verkennen lange, daß Eu'r großes Herz
Die schwere Wunde, die die Welt zerreißt,
Ausheilen wollte durch Vermittelung.
Der Mühen überdrüßig, sucht vielleicht
Auch Ihr am Schluß des reichen Lebens, Ruhe
In einem Kloster! Sorgt, o sorgt nur dann,
Daß Eure Söhn' und Enkel nicht die Bahn
Des großen Ahnherrn schmähend, finstern Sinnes
Da Weisheit suchen, wo Ihr Thorheit seht!
Karl. Reicht nicht des Menschen Kraft und Vorsicht, hofft auf Gott!
Und wenn die Mitwelt uns verkennt, so wird dereinst
Die Nachwelt urteln ohne Vorurtheil und Haß.
Marie. Geschieht dies je, so wird Padilla's Name
Dem Euern zugesellt, und wohl der Zeit,
Die Beide weiß zu würd'gen und zu ehren.

Druckfehler.

Seite 433. Zeile 11 von oben, statt Petrus Gallo, lies hier und auf den folgenden Seiten Pedro Gallo.
Seite 433. Zeile 1 von oben, statt wiederer, lies wird er.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Friedrich von Raumer's

Vermischte Schriften.

Zweiter Band.

Vermischte Schriften

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1853.

Vorrede.

[illegible] von Nolte: „Die Kunst ist Weltsinn" erwähnt [illegible] [illegible] [illegible]

Rhodes von Ranke durch dem Briefe der „Allgemeinen Zeitung“ zu dem obigen Resultate veranlaßt: ich hatte bei d. Hrn. die ältere Abschrift von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. aufgefunden und über deren Inhalt und Abschrift in Berichten mich zu öffentlicher Anerkennung zu äußern, als ich eine zweite Kopie meiner Arbeit sah, die von Rhodes über die geheime Mission der Prinzen über König Friedrich Wilhelm I. verfaßt war. Diese von Ranke gleich später über dies Verhältniß zwei Jahrhunderte und vollständiger als jemals sich ergoß Licht auf Entstehung verschiedener Verhältnisse.

Nicht darauf allein ist es von hier, worauf wichtige Ereignisse Einfluß ausübten der Entstehung der Verhältnisse Preußens zu Polen in den Jahren 1698 bis 1699 auf mehrfache Quellen zu untersuchen; denn hat Polen auch nie als ein eigentliches, selbständiges Mitglied Glieder Theile. Der von Ranke Gelegenheit Aufsatz enthält nicht unterrichtete Blicke in mehrfache Verhältnisse, Ihre Resultate, Ihrer Art: Ich erhielt Gelegenheit Ihnen den Theil Ihrer Arbeit zu vervollständigen, Ihnen zu berichtigen u. s. w. Diese erhielt ich nicht in meiner Antwort*) hier zum Theil, Ihrer Resultate mit Ihrer Arbeit vollständig und vollkommen gleichgültig Ihnen einige Blicke ist unterblieben, und ich in Ihnen und Ihrer Arbeit meine mit als Mitarbeiterschaft anerkennen, welche ich sehr zur Vervollständigung der dritten Auflage der Schrift über den „Untergang Polens“ gewünscht und hoffen konnte habe.

Die Jahre zweifache Verhältnisse der „Preußischen Provinzen zu Polen in den Jahren 1698–1700“ Ihnen bemerkt und meinen Gründen nicht gewollt werden: und ich die verschiedenen Gesichtspunkte: Diese von der Regierung der verschiedenen Provinzen Preußens Polen, erhielt werden. Und hier als vollständig vorgelegte Thatsachen, Verhältnisse u. s. w. habe

*) Dieß Antwort 1848 (wie ich jetzt in der Lage

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Abhandlungen und kleinere Beiträge:

1. Über die Zahl der Lösungen und die Verzweigung in der ganzen Cremonatransformation 1

Ueber den Umfang und die Grenzen der Gültigkeit 17

2. Über die reziproke Polarentheorie 21

3. Über eine ungleichseitige Form elliptischer Abelscher 118

4. Über die ganzzahligen Lösungen 125

5. Über Kongruenzsätze von Gauß, Wilson und Mirimanoff 137

6. Über Primzahlen der Form $x^2 + Ny^2$, wo N eine 146

7. Über Gruppen von Primzahlen und die Kongruenz 159

8. Über Kongruenzen und ihre geometrischen Anwendungen 168

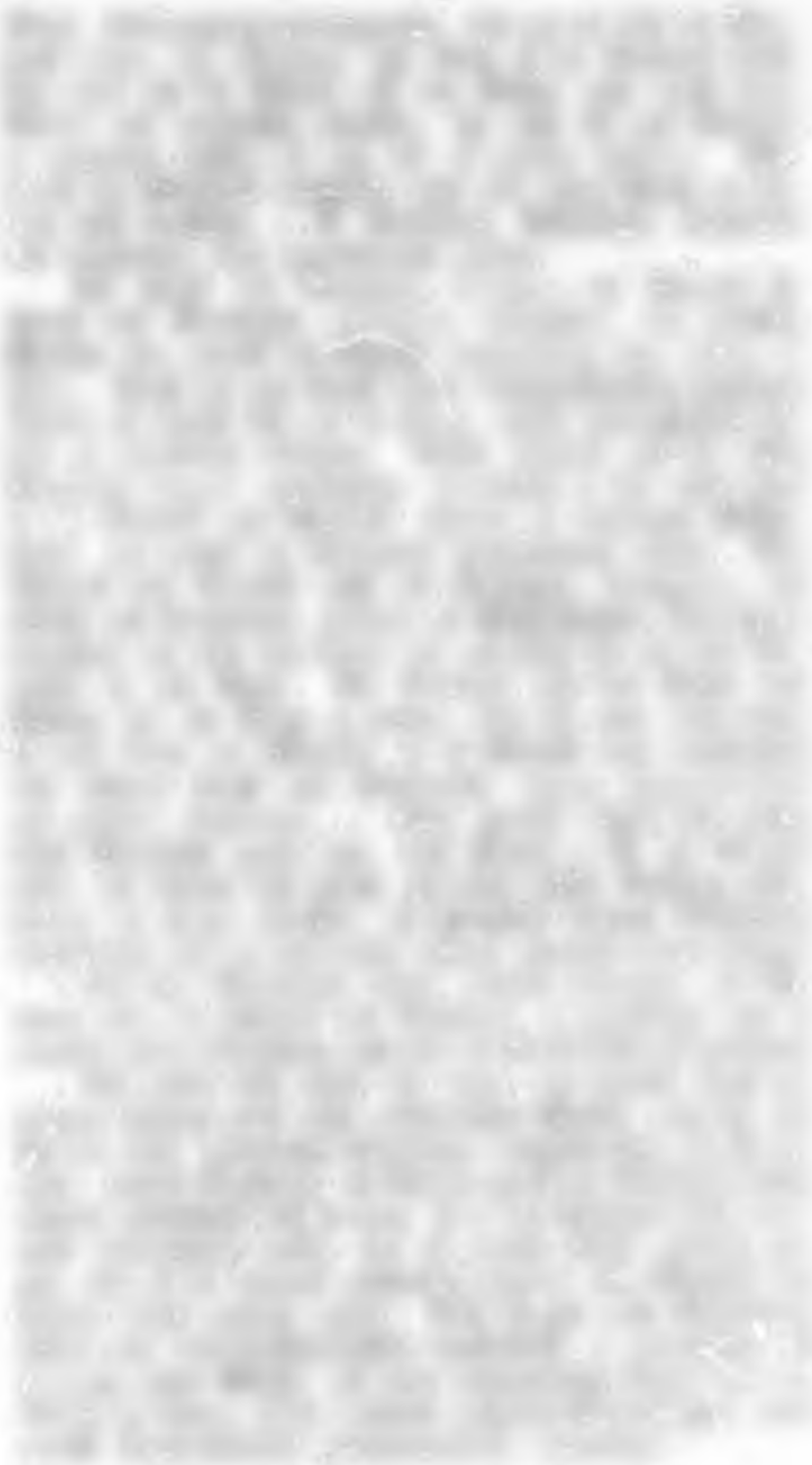
9. Über die Zahl der Wurzeln 191

10. Über 213

11. Über Kongruenzen 221

12. Über Kongruenzen 229

13. Über eine Verallgemeinerung des Satzes von Wilson und 233



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1) [illegible]
2) [illegible]
3) [illegible]
4) [illegible]
5) [illegible]

[illegible]

I. [illegible]

[illegible]

II. [illegible]

[illegible]

III. [illegible]

[illegible]

IV. [illegible]

[illegible]

5. Triumphi von Paris, 1798

Est liber Tragoedia, indolis actionis absolutae et perfectae, magnitudinem idoneam habendo, cum ornatum per homines quosdam comitis; ita ut singulae illae, in partibus personis singulis, separatim, agendo imitentur; et non per narrationem vel, sed per misericordiam metumque facta exprimant, eiusmodi voluptatem miserorum perturbationes medicamque purgant explicatque.

6. Triumphi von Genf, Dominica 1785.

Est ergo Tragoedia imitatio actionis gravis et perfectae, habentis magnitudinem, comitis ornatum, singulorque formarum separatim in partibus agendi, et non per narrationem, sed per misericordiam et metum purgationem talium horumodi perturbationum.

7. Triumphi von Edinburgh, Calendis 1798

Est igitur Tragoedia imitatio actionis unius et perfectae, magnitudinem idoneam habentis, ornatum comitis; ita ut unicuique conditionali speciei in partibus diversis separatim adhibendus; agendique et non per narrationem; per misericordiam et metum horumodi affectuum purgationem efficiens.

8. Triumphi von Petersburg, 1802

Est igitur Tragoedia imitatio actionis alicuius et perfectae, longitudinem habentis; facto sermone singulis diversarum generibus in singulis partibus comitis; agendique non per narrationem; misericordiam et terrorem horum et similium perturbationum purgationem perficiens.

9. Triumphi von Bonn, Quinto 1803

Tragoedia ergitur actionis est imitatio, gravis et absolutae, et magnitudinem aliquam habentis; sermone ornatis, suis cuiusque compares, singulis locis, per personas, non diversitas contenti; cuius ipsa in completione adhuc agitur, haud simplici narratione comitis; earumque commotionis et misericordiam, affectuum eiusmodi purgatio absolvitur.

10. Triumphi von Rivoli Calendis, Maio 1778

La Tragedia es imitacion de accion illustre, perfecta, que tenga grandeza, con habla usado distintamente en cada una de sus especies, en las partes de las que se representada, conduciendo la representacion de los afectos, no por narracion, sino por via de misericordia y temor

II. Définition des Tragédie et Drame.

La Tragédie est une imitation sérieuse, qui imite et représente d'une Action relevé, et de grandeur parfaite, cuya locution est agréable à l'oreille, et diverse en les langues diverses. Se peut employer en la simple narration, que d'une bouche, sans que introduisant différentes personnes, de sorte que toute la action, que nous a l'ordre, et le mode, pour que et comme se parque de les effets remplis.

III. Définition des Caractères.

Il diverge Tragédie reconnaissance d'action excellente, complète, d'une haute grandeur, de diverses sortes de calme, des représentations son facile fatte différente représentando par parlerelle, e non par narration. E elles a des indices par mécontentes e par ignorants, pergation de cent fatte passions.

III. Définition von Gattin: Memoires sur la Poétique d'Aristote I).

La Tragédie est donc l'imitation d'une action noble, entière, étendue jusqu'à un certain point, par un discours accompagné d'agrément, d'harmonie dans toutes ses parties et sous toutes ses formes, qui se fait non par le récit, mais par un spectacle de terreur et de pitié, pour nous faire ressentir ces deux passions parfait de ce qui les rend désagréables.

IV. Définition von Dacier.

La Tragédie est donc une imitation d'une action grave, entière, et qui a une juste grandeur: dont le style est agréablement assaisonné, mais différemment dans toutes ses parties, et qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur, achève de purger en nous ces sortes de passions, et toutes les autres semblables.

V. Définition von der Commentary Dictionary the Poetic of Aristotle (P. 62).

Tragedy then, is an imitation in consecutive language of an action important and complete, and possessing a certain degree of magnitude: having its parts dedicated to their respective parts, and by the representation of persons acting, and not by narration effecting through the means of pity and terror the purgation of such passions.

16. Uebersetzung von Curtius

Das Trauerspiel ist nämlich die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen und eine Größe habenden Handlung, durch einen mit fremdem Schmucke versehenen Ausdruck, dessen sämmtliche Theile aber besonders wirken: welche ferner nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern (durch Vorstellung der Handlungen selbst) uns, vermittelst des Schreckens und Mitleidens, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigt.

17. Uebersetzung von Bahle

Die Tragödie nämlich ist die Darstellung einer wichtigen und vollständigen Handlung von bestimmter Größe; in einer für das Ohr gefälligen Sprache, jeder besondern Form der einzelnen Theile gemäß; dramatisch und nicht erzählend; um durch Mitleid und Furcht die Veredlung gewisser Leidenschaften zu bewirken.

18. Uebersetzung von Gräfenhan.

Demnach ist das Trauerspiel nachahmende Darstellung einer ernsten Handlung, die abgeschlossen und von einer gewissen Größe ist, in einer Sprache mit gewissen Annehmlichkeiten, freilich jede der Partien in den jedesmaligen Abtheilungen mit besonderen; von wirklich Handelnden und nicht in einer fortlaufenden Benachrichtigung; jedoch durchgehends durch Mitleid und Furcht, die im Zuschauer erregt werden, die Reinigung eben solcher unwillkürlich entstehenden Gefühle bewirkend.

19. Uebersetzung von Weiße

Die Tragödie also ist die nachahmende Darstellung einer vollständigen Handlung ernster Art, welche Größe hat, durch eine verschönerte Sprache, angemessen der besondern Beschaffenheit ihrer einzelnen Theile; durch handelnde Personen und nicht bloße Erzählung; welche durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieser Gemüthsbewegungen erwirkt.

20. Uebersetzung von Batteux

Die Tragödie ist demnach eine Darstellung einer anständigen und vollständigen Handlung selbstthätiger Wesen, welche einen gewissen Umfang hat und in einem wohlklingenden Ausdrucke abgefaßt ist, von welchem jede Art an ihrer Stelle für sich nicht durch Erzählung, sondern durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Leidenschaften bewirkt.

21. Uebersetzung von Metz

Tragödie ist Darstellung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, von einem gewissen Umfang, in anmuthiger Sprache

mit einer nach ihren Theilen abgesonderten Anwendung jeder Darstellungsart, durch handelnde Personen, nicht durch Erzählung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung der Leidenschaften dieser Art bewirkt.

2) Uebersetzung von Müller.

Eine Tragödie ist eine Nachahmung einer gewichtigen und in sich abgeschlossenen Handlung, die schon einen bedeutenden Umfang hat, durch das Mittel der Rede, die in jedem ihrer einzelnen Theile durch besondere Reize versehen ist, von Handelnden und nicht mittelst der Erzählung, durch Mitleid und Furcht die Reinigung der Leidenschaften der Art vollbringend.

3) Uebersetzung von Goethe (Kunst und Alterthum VI, 1, S. 85).

Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spricht, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht, mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt.

Bevor wir darauf eingehen, welche wesentlich verschiedene Ansichten in diesen Uebersetzungen ausgesprochen, oder doch angedeutet sind, sei es erlaubt, noch einige Bemerkungen über das Einzelne zu machen.

1) μίμησις ist übersetzt: Nachahmung, Darstellung, nachahmende Darstellung. Sind unsere obigen Bemerkungen richtig, so bleibt kein Zweifel, was Aristoteles unter dem Worte verstehen, oder nicht verstehen konnte.

2) σπουδαίας ist übersetzt: probus, serius, studiosus, honestus, gravis, strenuus, severus, illustris, magnificus, noble, grave, ernsthaft, wichtig, bedeutend; welche Abweichungen für unsere Ansicht sprechen, daß nämlich alle diese Abstufungen und Modificationen in dem Begriffe liegen, ohne sein Wesen und seine Einheit aufzuheben.

3) τέλειος ist übersetzt durch perfectus, absolutus, completus, entier, vollständig, abgeschlossen. Das perfectus ist insofern zweideutig, als auch eine moralische Vollkommenheit darunter verstanden werden kann, oder die Beziehung auf Schluß und Ende vorzugsweise herausreitt. Das griechische Wort und der Sinn verlangt aber eben so sehr einen bestimmten, in sich begründeten Anfang, als ein solches Ende; daraus folgt das, abgeschlossen, den Begriff am angemessensten und vollständigsten ausdrückt.

4) μέγεθος ist öfter durch einen Satz, ähnlich, wie in

beſtimmt, gewiß", erläutert. Zweifelsohne wollte Ariſtoteles das zu Kleine, Unbedeutende, ſo wie das durch übertriebene Größe Unüberſehbare abweiſen.

3) ἡδυσμένῳ λόγῳ. Betrachtet und überſetzt man dieſe Worte für ſich, ſo iſt die Schwierigkeit nicht groß, und anmuthige Sprache für ſie wol der richtigſte Ausdruck. Auch hat Ariſtoteles, wie die von ihm weiter unten beigefügte Erklärung zeigt, gewiß nicht an blos ſüßliche Weichheit der Sprache gedacht. Setzt man dagegen jene Worte mit den gleich folgenden in Verbindung und bildet daraus einen Satz, ſo wird es weit ſchwerer zu ſagen, was Ariſtoteles eigentlich ausdrücken wollte, und mehre Ueberſetzungen ſind in der That noch dunkler und unverſtändlicher als der Urtext. Verſuchen wir dieſe Dunkelheit aufzuhellen, ſo iſt zuvörderſt μόριον und μέρος") gleichviel, und ſolcher μέρη oder Theile hat die Tragödie nach Ariſtoteles ſechs (VI, 9): nämlich die Fabel, die Charaktere, den wörtlichen Ausdruck, die Geſinnungen, die Dekoration und die muſikaliſche Begleitung. Dieſe von Buhle gebrauchten Ausdrücke ſind freilich nicht ganz angemeſſen; wie man ſie aber auch verändere oder berichtige, immer bleibt es unbegreiflich, wie die anmuthige Rede in Bezug auf jene ſechs Theile ſich verwandeln, ja bei einigen auch nur irgend zur Anwendung kommen könne. Eher gibt es einen Sinn, wenn man (wie einige Ueberſetzer zu thun ſcheinen) unter den Theilen der Tragödie etwa Monolog, Dialog und Chor verſteht, und für jeden eine angemeſſene eigenthümliche Sprache verlangt; wo dann aber, faſt noch ſchwieriger, die Frage hervortritt, was unter εἶδος zu verſtehen ſei? Es bedeutet, wenn wir das Wörterbuch im Allgemeinen befragen: Geſtalt, Anſehen, Anblick, Bildung, Art, Beſchaffenheit; beſſer dürfte es indeß zum Ziele führen, wenn wir unterſuchen, in welchem Sinne und Zuſammenhange Ariſtoteles dies Wort in der Poetik ſelbſt gebraucht. I, 1; IV, 22; XXVI, 32 läßt es ſich durch Art: XIX, 5; XX, 10 vielleicht beſſer durch Form überſetzen; XXVI, 16 heißt es Angeſicht; VI, 11 fällt es faſt ganz mit μέρος zuſammen, inſofern die oben genannten ſechs Theile, auch als ſechs Formen, Geſtalten, Arten der Kunſtmittel betrachtet und bezeichnet werden. Hiermit übereinſtimmend überſetzt Buhle an dieſer Stelle εἶδος durch Darſtellungsform. In der Stelle XII, 1, werden die vier quantitativen Stücke, (μέρη κατὰ τὸ ποσόν) Prolog, Epiſode, Exodus, Chorgeſang, von den oben genannten ſechs Darſtellungsformen unterſchieden, welche in einer und derſelben Tragödie zur Geltung kommen. Hingegen gibt XVIII, 2, verglichen mit XXIV, 1, vier ſpezifiſche Gattungen (εἴδη) der Trauerſpiele überhaupt, die wir einſtweilen mit Buhle die verwickelte, pathetiſche, ethiſche und einfache

nennen wollen [1]). Der Sinn wäre also, wie er sich auch in einzelnen Worten näher bestimmen oder verändern ließe, im Allgemeinen der: die anmuthige Rede soll den einzelnen (quantitativen) Theilen der Trauerspiele und den verschiedenen Arten oder Gattungen der Trauerspiele angemessen und auf eine ihnen eigenthümliche Weise gebildet sein. Diese Auslegung scheint vor mancher andern den Vorzug zu verdienen, welche ohne inhaltsreichere Bestimmungen, ohne nähere Bezeichnung von μέγεθος und εἶδος, eigentlich nur sagt: die Sprache solle angemessen sein; was der wortkarge Aristoteles gewiß nicht ohne concreteren Gedanken so weitschweifig umschrieben hätte.

Wie wichtig nun aber auch jene inhaltsreichere Vorschrift ist und wie oft sie auch übertreten wird, konnte man doch sagen, sie verstünde sich eigentlich von selbst, und wenn etwas umständlicher erklärt werden sollte, hätten andere Ausdrücke, z. B. τέλειος, μέγεθος, ἐμπρεπής, κάτοχος u. s. w. wol eher ein Recht darauf gehabt. Vielleicht hat dies und ähnliches zu der ganz abweichenden Ansicht geführt, welche sich in der Goethe'schen Uebersetzung ausspricht. εἶδος ist hier nicht Art, Theil, Form, es ist Gestalt, es ist Person. Ob der Sprachgebrauch, was wir bezweifeln, diese Annahme erlaube, mögen Andere entscheiden; unterstützt wird sie, wenn man δρώντων mit zum Satze zieht, gewiß gibt sie einen eigenthümlichen wichtigen Sinn. Aristoteles verlangt laut desselben 1) daß die Personen in allen Theilen der Tragödie sich gleich bleiben, die Charaktere fest gezeichnet und gehalten sein sollen; 2) daß nicht gleichartige, sich langweilig wiederholende Charaktere, ohne Mannigfaltigkeit und Gegensatz nebeneinander gestellt werden.

Obgleich die nächsten Worte nicht ganz so dunkel, als die eben erläuterten sind, bieten sie doch auch Schwierigkeiten dar. Lesen wir nämlich: δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας (was uns ohne Zweifel das Angemessenste zu sein scheint), so ist der einfache und bedeutende Sinn: „in der Tragödie soll Alles in Handlung gesetzt sein und vor unsern Augen sich begeben, nicht aber Erzählung wie in der Epopee stattfinden." Nimmt man aber δρώντων zum vorigen Satze und behält ἀλλὰ bei, so ist der Sinn: „nicht durch Erzählung, sondern durch Furcht und Mitleid wird die Reinigung der Leidenschaften zu Stande gebracht." Bei dieser Lesweise ist der Gegensatz von Erzählung auf einer, Furcht und Mitleid auf der andern Seite, es ist das „sondern" unklar und unvollständig, weshalb Einige wol zur Beseitigung dieses Mangels, statt ἀπαγγελίᾳ, ἐπαγγελίᾳ lasen. Uebersetzen wir dies Wort, oder das lateinische pronunciatum, durch Befehl, so schwindet der obige, einigermaßen noch zu

rechtfertigende Sinn ganz und gar"); überſetzen wir: „nicht durch Vorſchriften, gute Lehren, moraliſche Redensarten, ſondern durch Furcht und Mitleid wird die Reinigung der Leidenſchaften zu Stande gebracht," ſo iſt der Satz nicht mehr ohne allen Verſtand, aber ſchwerlich die Meinung des Ariſtoteles getroffen. Laſſen wir endlich ἀλλὰ weg, wie mehre Handſchriften verlangen, ſo fällt der ganze Gegenſatz dahin, und der Sinn der letzten Worte wäre unabhängig von dem vorigen: „die Reinigung der Leidenſchaften wird in der Tragödie durch Furcht und Mitleid zu Stande gebracht." Was nun aber dieſe Worte bedeuten, wie ſie zu verſtehen ſeien, darüber iſt ſo viel geſagt und geſtritten worden, daß auch wir uns darüber etwas umſtändlicher verbreiten müſſen.

V. Von der Reinigung der Leidenſchaften.

Die Bemerkungen, welche ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand darbieten, dürften ſich am beſten den ſcharfſinnigen Erörterungen Leſſing's anreihen. Sie gehen (Dramat. II, 169—205) im Weſentlichen dahin: „Die Reinigung der Leidenſchaften erfolgt nicht durch Mitleid und Schrecken, ſondern durch Mitleid und Furcht. Die Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid. Wo dieſe Furcht fehlt, kann auch kein Mitleid ſtattfinden, und wiederum iſt das Mitleid keine von der Furcht ganz getrennte, unabhängige Leidenſchaft. Vielmehr wird es, wenn jene Furcht hinzutritt, weit lebhafter, ſtärker und anziehender. Mitleidige Regungen ohne Furcht für uns ſelbſt, Philanthropie, allgemeines Gefühl der Menſchlichkeit, iſt zu ſchwach, als daß es tragiſche Wirkung thun könnte. Nicht die vorgeſtellten, nicht alle Leidenſchaften können und ſollen durch das Trauerſpiel gereinigt werden, ſondern lediglich Mitleid und Furcht, aber dieſe beiden ungetrennt und in ihrem ganzen Umfange. Sie ſind die Leidenſchaften, welche wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; durch ſie rühren uns die handelnden Perſonen, ziehen ſich aber durch Mitleid und Furcht nicht ſelbſt ihre Unfälle zu. Ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beiträgt, iſt dem Ariſtoteles ſehr gleichgültig."

Zur beſſern Prüfung dieſer und anderer Erklärungen wird es dienen, wenn wir vorher ſehen, wie ſich Ariſtoteles an andern Stellen ſeiner Werke über dieſen Gegenſtand äußert.

Der κάθαρσις, Reinigung, erwähnt er bei der Muſik (Polit. VIII, 7) und ſtellt ſie mit der ἴασις, der Heilung, zuſammen. Es muß alſo, um ſie anzuwenden, ein Mangel vorhanden ſein, und die eintretende Veränderung irgend eine

Besserung derselben in sich schließen, diese möge nun moralisch, oder anderer Art sein.

Ueber Mitleid und Furcht gibt die Rhetorik (II, 5, 8) folgende Auskunft: furchtbar ist, was, wenn es einem andern widerfährt, oder bevorsteht, Mitleid erregt (ἐλεεινὰ ἐστιν). Das Furchtbare muß uns nahe erscheinen (ἐγγὺς φαίνεται). Wer im höchsten Glück lebt, oder schon Unglückliches erduldet hat, fürchtet nicht [illegible]. Mitleid ist Schmerz, Trauer, welche entsteht, wenn man sieht, daß ein verderbliches und schmerzliches Uebel jemand trifft, der dasselbe nicht verdient (ἀναξίως), wenn dies Uebel jemand nahe erscheint und wir selbst oder einer der unsrigen treffen könnte. Die ganz Bösen, oder ganz Unglücklichen sind vom Mitleide ausgeschlossen. Desgleichen die, welche im Zorn oder Uebermuthe sich um nichts kümmern, und die allzu Furchtsamen, welche über sich an Andere nicht denken können.

Aus dem Allen scheint uns Folgendes hervorzugehen:

1) Die Reinigung ist keineswegs, wie Einige gedeutet haben, eine Vernichtung der Leidenschaften, sondern (übereinstimmend mit den ethischen Grundsätzen des Aristoteles) eine Hinführung auf das Mittlere, mit Ausschließung des zu viel und zu wenig. Wer steisch und puritanisch alle Leidenschaften vernichten will, zerstört wenn nicht jede Kunst, doch ohne Zweifel die tragische. Andererseits war die Katharsis dem Aristoteles gewiß nicht blos eine quantitative, sondern auch eine qualitative Veränderung; nur kann und soll dieselbe nie an dem schlechthin Bösen, Häßlichen und Gemeinen (was von der wahren Kunst stets ausgeschlossen ist) versucht werden.

2) Davon, daß Furcht und Mitleid auch ohne Vermittelung der Kunst erregt, gestärkt, gemindert werden können, ist hier nicht die Rede; wichtig aber die Frage: ob innerhalb der künstlerischen Kreise nur die Tragödie jene Kraft habe? Wir glauben, daß jede Dichtungsart, ja jede Kunst, in größerem oder geringerem Maße, Leidenschaften erregen und reinigen könne; Aristoteles aber dessenungeachtet mit Recht dem Trauerspiele vorzugsweise diese Kraft und Bedeutung zusprach, weil sie sich allerdings hier ganz anders und auf andere Weise geltend macht. Wenn dies aber der Fall ist, so fragt sich:

3) Warum soll die Tragödie blos Mitleid und Furcht, und nicht alle Leidenschaften reinigen? Sie soll, laut Aristoteles, alle reinigen, sagen diejenigen, welche die Worte τὸν τοιοῦτον übersetzen: „und die Aehnlichen, die vorgestellten, alle andere Leidenschaften." Ihnen widerspricht Lessing, nebst allen denen, welche übersetzen und deuten:

„eben dieſer, dieſer beiden Leidenſchaften, Mitleid und Furcht.“ Wir glauben, es iſt eine Verſtändigung und Ausgleichung beider Meinungen möglich.

Ohne Zweifel werden nicht blos Mitleid und Furcht, ſondern weit öfter alle anderen Leidenſchaften auf der Bühne dargeſtellt. Dieſe Darſtellung wirkt auf den Zuſchauer, er wird anders berührt wenn Liebe, anders wenn Eiferſucht, Ehrgeiz u. ſ. w. den Hauptinhalt des Trauerſpiels ausmacht; es entſtehen hiernach verſchiedene Gedanken und Gefühle, es treten Bewegungen, Aenderungen ein, die mit dem Geſehenen und Gehörten im genaueſten Zuſammenhange ſtehen. Wenn aber die tragiſche Darſtellung jeder einzelnen Leidenſchaft auf jede einzelne, aller Leidenſchaften auf alle Leidenſchaften wirkt, warum ſagt Ariſtoteles nicht: „die Tragödie vollbringt die Reinigung aller Leidenſchaften?“ Warum nennt er Mitleid und Furcht ganz ausdrücklich, ſtatt ſie in dem allgemeinen Ausdruck zu begreifen? Warum kommt er immer wieder auf dieſe Begriffe zurück?

Wir denken uns die Sache ſo: jede Leidenſchaft erlaubt eine Reinigung, durch Bild, Symbol, Lehre, Drohung, Beiſpiel, Schläge, Marter u. ſ. w. Dieſe Mittel liegen aber entweder ganz außerhalb des Gebietes der Kunſt, oder doch der Tragödie [17]). Und ſelbſt in der Tragödie werden die vielen Leidenſchaften nicht ohne Mittelglied, ohne gemeinſamen Begriff, jede ſchlechthin nur für ſich oder durch ſich gereinigt (alſo nicht Haß durch Haß, Eiferſucht durch Eiferſucht u. ſ. w.); vielmehr bedürfen alle eines gemeinſamen Elements der Reinigung, und dieſes iſt Furcht und Mitleid. Wo die Theilnahme nicht bis zu dieſen beiden Gefühlen geſteigert wird, wo ſie ſich nicht wiederum mit jenen einzelnen Leidenſchaften verbinden, kommt keine tragiſche Wirkung, keine Reinigung zu Stande. Warum aber gerade Furcht und Mitleid in die Kreiſe aller Leidenſchaften eingreifen können, wird wol klar, ſobald wir ihre allgemeine Natur zu Tage legen: Mitleid nämlich begreift allen Antheil in ſich, den wir an Anderen nehmen, ſo verſchieden die Veranlaſſung auch ſein möge; Furcht hingegen umfaßt jede Beziehung auf uns ſelbſt. Alle Leidenſchaften werden gereinigt, ſofern ſie durch dieſe Doppelbeziehung hindurchgehen; keine kann ohne dieſe Vermittelung eine echte Reinigung erfahren. Vielleicht ließe ſich behaupten: unſere Selbſtliebe und unſere Nächſtenliebe, die Pflichten gegen uns ſelbſt und die Pflichten gegen unſere Nächſten, lägen in Furcht und Mitleid eingehüllt, und ihre rechte Natur werde im Trauerſpiele entdüllt und verklärt; wenn nicht die Frage über den ſittlichen Werth der Künſte

noch eine besondere Untersuchung verlangte [1]). Bevor wir darauf kommen, müssen wir aber eines Einwandes erwähnen, der alle bisherigen Erklärungen und Ergebnisse umzustoßen scheint.

Goethe nämlich behauptet (Kunst und Alterth VI, 1, S. 84): Aristoteles rede in der so bedeutenden Stelle lediglich von der Construction des Trauerspiels selbst, und habe an die entfernte Wirkung, welche dasselbe vielleicht auf den Zuschauer machen würde, gar nicht gedacht. Wenn es durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse es mit Ausgleichung und Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater seine Arbeit abschließen. Unter Katharsis verstehe Aristoteles diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefodert werde.

Von dem Zuschauer, seinen Leidenschaften und deren Reinigung ist, laut Goethe's Erklärung und Uebersetzung, also gar nicht, es ist lediglich vom Dichter und seinem Kunstwerke die Rede. Das Erregen von Furcht und Mitleid bezöge sich hiernach auf die im Trauerspiele handelnden Personen, und das Ausgleichen wäre ein harmonischer Schluß, weil kein Kunstwerk mit einer unaufgelöseten Dissonanz zu Ende gehen darf. Alle Fragen über das Verhältniß der hörenden Zuschauer zum dargebotenen Werke werden als nicht hierher gehörig abgewiesen, und statt der schwankenden Doppelbeziehung, eine einfache, unzweifelhafte hingestellt [2]).

Dennoch entstanden bei uns, nach anfangs beifälliger Freude, mehre Bedenken gegen diese Ansicht. Wenn man nämlich die, Furcht und Mitleid erregenden, Mittel ohne Beziehung auf den Hörer, lediglich unter den zum Trauerspiel gehörenden Personen zur Anwendung bringt, wenn der Verlauf von Mitleid und Furcht, nur Anordnung und Inhalt des Trauerspiels betrifft, so wird es fast unmöglich zu erklären, warum Aristoteles diese beiden Gemüthsbewegungen allein nennt und in den Vordergrund stellt. Sie sind weder als solche Hauptinhalt von Tragödien, noch treten sie neben andern, vorzugsweise dargestellten Leidenschaften, als vorzügliche Bindungsmittel und überall hindurchgehende Gründe des Fühlens und Handelns der Mitspielenden heraus. Liebe und Haß z. B. werden in dem Trauerspiele weit öfter angewendet, machen sich öfter geltend, als Mitleid und Furcht, und der harmonische Schluß des Kunstwerks offenbart selten eine Ausgleichung dieser beiden Leidenschaften in den handelnden Personen. Sind dagegen in Goethe's Uebersetzung und Erklärung unter dem Ausdrucke „solcher Leidenschaften" alle, mit Ausschluß von

Mitleid und Furcht, verstanden, so wird es sehr schwer (ohne Beziehung auf den Zuschauer) den Gegensatz, und wiederum die Einigkeit des Geschäfts und der Wirksamkeit jener beiden, und aller übrigen Leidenschaften nachzuweisen, worin uns die eigentliche Lösung des Räthsels zu liegen schien. Das 13. Kapitel der Poetik, welches so oft auf die Wirkung im Zuschauer hinweiset, scheint uns mit Goethe's Erklärung nicht füglich vereinbar, und noch deutlicher dürfte XIV, 2 ihr widersprechen, wo es heißt: „die Fabel muß so angeordnet sein, daß selbst ohne Aufführung des Trauerspiels der Hörende zu Furcht und Mitleid bewegt wird." Eben so wenig können wir einräumen, daß Katharsis, Reinigung, dem Aristoteles nur eine Abrundung bedeute, die von jedem poetischen, ja von jedem andern Kunstwerke zu fodern sei. Er bezog sie gewiß, so wie auch bei der Musik, auf den Hörenden, und fand sie mit Recht vorzugsweise in der Musik und dem Drama. Ist denn aber, so möchten wir zuletzt fragen, dadurch, daß ich alle Gedanken, Gefühle, Handlungen, Leidenschaften lediglich in die Tragödie hineinlege, und mich um den Zuschauer, Hörer und Leser gar nicht bekümmere, wirklich die Sache zu einem in sich genügenden Schluß gebracht? Wird denn nicht alles Objective des Kunstwerks durch sehen, hören, lesen auch subjectiv? Könnten denn im Stücke Leidenschaften dargestellt, gereinigt werden, ohne daß durch Nachahmung und Wiederholung der Nachahmung im Geist und Herzen des Zuschauers das Aehnliche vorginge? Dieser verwandelt sich mehr oder weniger in die Personen der Tragödie, und das Wesen derselben wird ganz angemessen durch die Art und Weise bezeichnet, wie man, vermittelst Furcht und Mitleiden, diese Wechselwirkung zu Stande bringt [71]).

Inhalt und Zweck unserer bisherigen Erläuterungen wird vielleicht noch deutlicher, wenn wir sie auf das Lustspiel ausdehnen. Daß gewisse Leidenschaften gar nicht für dasselbe gehören, und die ihm zugewiesenen eine andere Behandlung als die tragische erfodern, ist als eingeräumt vorauszusetzen. Wenn wir nun, unsere obige Behauptung hierher übertragend, die eigenthümliche und nothwendige Wirkung des Kunstwerks mit in seine Erklärung aufnehmen, so bringt auch das Lustspiel Veränderungen auf den Zuschauer und in demselben hervor, und diese Veränderungen stehen in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Dargestellten. Sie werden ferner, in und mit der Lösung und Ausgleichung im Lustspiele selbst, auch eine Reinigung, wenn nicht der Leidenschaften, dann doch der verwandten Gefühle, Zustände und Vorurtheile bei dem Zuschauer bewirken; nur kann und darf dieselbe nicht durch die tragischen Mittel der

Furcht und der Mitleide und weniger durch das Gemüth, als den Verstand vollbracht werden. Wir können aber auch im Lustspiel den innigen Affect der Zuneigung nicht unmittelbar durch den einzelnen Affect der Mißstimmung hervorrufen, sondern bedürfen mannigfaltiger Verwicklungen, Täuschungen und Beziehungen. Selbst dann, wo das Lustspiel nicht die Gemüther jener tragischen, nämlich Furcht der Furcht, Hoffnung, Mitleide zu Mitleide, Neigung die Darstellung der einzelnen Gemüthsbewegungen im Lustspiel es nicht so weit, eine Gemüthsbewegung lebhaft zu erregen, so wird es vermöglicht sein, Hauptwirkung, die eigentlich dramatische, erhalten. Von diesem Punkte aus [illegible]

1) Unbedingt nichtige Personen können im [illegible] nie erregen, dürfen also auch nicht (wie irrende Erklärer des Wortes Ironie wähnten) als Inhalt eines ganzen Lustspiels vorgeführt werden.

2) In jeder Hoffnung liegt auch eine Furcht, in jeder Mißfreude auch ein Mitleid verborgen. Steigt die Hoffnung über das richtige Maß, so gelangt sie durch Selbstvertrauen bis zum frechen Uebermuth; so wie das Furchtbare sich in das Widerwärtige, Ekelhafte, Gottesliche verlieren kann. Beide Abwege sind schlechthin verdammlich; in der Mitte bleibt indeß ein bedeutender Spielraum, wo die Tragödie heitere Elemente aufnehmen und ihrem Hauptzwecke unterordnen kann, und das Lustspiel (z. B. Donna Diana des Moreto) bis an das Trauerspiel hinanstreifen darf.

3) Abgesehen von der, gleich näher zu erörternden, Frage über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, bemerken wir hier nur: daß der höchste Schmerz bisweilen in Lachen übergeht und sich dadurch Luft zu machen sucht, und umgekehrt die höchste Freude gar leicht in Wehmuth umsetzt und ganz natürlich in Freudenthränen ausbricht. Dies beweiset für analoge Betrachtung des Lust- und Trauerspiels, und verstärkt die Ansicht: daß die von uns aufgestellten zwei und zwei Gemüthsbewegungen wirklich die allgemeinen, unentbehrlichen Vermittler für alle übrigen Leidenschaften sind.

VI. Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Kunstwerken.

Aristoteles sagt (c. IV, 4): die Tragödie solle vermittelst Furcht und Mitleid, Vergnügen (ἡδονήν) erwecken; eine Behauptung, welche durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird, aber schwer zu erklären ist. Im nächsten Bestimmungs-Kreis der aristotelischen Ansicht dient zunächst eine Stelle in der Rhetorik

(I, 11, 23), wo es heißt: „da es angenehm iſt, zu lernen und zu bewundern, ſo muß auch das dieſem Aehnliche nothwendigerweiſe angenehm ſein; mithin das in der Malerei, Bildnerei, Dichtkunſt durch Nachahmung Dargeſtellte, gleichwie alles was glücklich nachgeahmt worden iſt, wenn auch das, deſſen Nachahmung es iſt, nicht angenehm ſein ſollte. — Desgleichen ſind angenehm die glücklichen Umwandlungen der Schickſale (die Peripetien) und das mit Noth geſchehene Erretten aus Gefahren; denn alles dies iſt bewunderungswürdig."

Dieſe Stelle erweiſet ſehr richtig, daß in der tragiſchen Nachahmung und Darſtellung Manches Vergnügen erwecken könne, was in der Wirklichkeit vielleicht nur Entſetzen hervorbringen würde, und daß die Nachahmung auch nicht einmal ſcheinbar mit der Wirklichkeit ganz zuſammenfallen darf, wenn ſie nicht unangenehm werden ſoll, wie z. B. bemalte Geſichter von Bildſäulen, Wachsfiguren und dergleichen erweiſen. Eben ſo wenig macht Furcht und Mitleiden an und für ſich, und ohne Vermittelung durch ein Kunſtwerk, Vergnügen; und nicht minder wird andererſeits die Tragödie und der Menſch von denen herabgewürdigt, welche den ganzen Genuß in das eigenſüchtige Bewußtſein ſetzen, es ergehe dem ruhig daſitzenden Zuſchauer beſſer, als allen Spielenden und Handelnden. Wollte man, nach dem Sinne einer philoſophiſchen Schule, ſagen: das im Elende befindliche Nichtich ſei ein taugliches Mittel der Entwickelung meines Ichs, ſo liefe dies doch nur auf den eben gerügten Egoismus hinaus. Freilich ſoll eigene Kraft durch die Aufregung erweckt werden, aber das gemeinſam Menſchliche muß hindurchdringen, und es iſt nicht blos von einem beliebigen Aufnehmen und Abweiſen, ſondern davon die Rede: daß das Subject aus ſich ſelbſt heraustrete, ſich verwandele, ein mannigfaltiges Leben führe, und, als vielmaliger Doppelgänger, das Pulſiren ſeines Geiſtes und Herzens mit dem aller übrigen vor ihm Handelnden in Harmonie bringe [1]).

Daß, laut Ariſtoteles, aus dieſer Erhöhung und Vervielfältigung des eigenen, an ſich beſchränkten Daſeins die höchſten Freuden des Geiſtes und Herzens erwachſen, läßt ſich aus ſeinen Werken beweiſen. In dem bereits angeführten Kapitel der Rhetorik nennt er das Vergnügen eine Bewegung [2]), eine Thätigkeit der Seele (κίνησις), und bald darauf ſetzt er in dem Beharren und dem Wechſel (σύνηθες und μεταβολή) Hauptquellen deſſelben. Faſſen wir dieſe Begriffe allgemeiner auf, ſo liegt im erſten das Feſthalten der Subjectivität, das gerechte Streben, es nicht in anderes Sein und Fühlen ganz auflöſen zu laſſen, was auch den tragiſchen Genuß zu ſchmerzlichem Un-

tragique steigern würde. Der zweite Begriff, das pathetische, bezeichnet das Heraustreten aus sich selbst, das Verwandeln in Anderes, welches jene erste Art sittlicher Beziehung erweitert und vertieft. Beide in richtigem Wechselverhältnisse, gewähren den reinen Ausdruck; vermischt, aber mit falschem Uebergewicht bei einem oder bei anderem Teile, verfehlen sie denselben. Jede Betrachtung steht aber mit einer noch allgemeineren in Verbindung, welche wir, trotz Schwierigkeit dieser, angehen würden, wenn sie sich nicht bei Prüfung der ästhetischen Poesie fast unabweislich aufdrängt.

VII. Von dem Verhältnisse der Kunst und insbesondere der Poesie zur Sittlichkeit.

Die Art, wie wir im vorigen Abschnitte das Vergnügen an tragischen Gegenständen zu erklären suchten, führte uns in das Gebiet der sittlichen Entwickelung des Menschen. Sind wir denn aber, da Aristoteles vom Vergnügen als Zweck der Tragödie spricht, hierzu irgend berechtigt? Hat die Kunst überhaupt mit der Sittlichkeit etwas zu schaffen, und entehren wir nicht ihr Wesen, wenn wir es mit diesem, alles unbedingt beherrschenden Prinzip in irgend eine Verbindung bringen?

Die Begriffe von Sittlichkeit und Kunst, von gut und schön, werden entweder ganz von einander getrennt und jedem sein abgeschlossenes Gebiet angewiesen; oder der eine dem anderen untergeordnet; oder sie werden in ein Wechselverhältnis gestellt, jedoch ohne Aufhebung ihres Wesens und mit eigentümlichen Grenzen und Verwandtungen.

Für die erste Ansicht scheint sich Goethe auszusprechen, wenn er in dem, schon öfter angeführten, Aufsatze über die Poesie des Aristoteles sagt: „Die Musik vermag so wenig als irgend eine Kunst, auf die Moralität zu wirken, und immer ist es fehlich, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein.“

Was hierbei zuerst die Musik anbetrifft, so kann sie allerdings nicht unmittelbar moralische Grundsätze beibringen; weil aber erregte Anderen einer wahrhaft edeln Musik, so wie der Aufenthalt in einem schönen, oder erhabenen Gebäude, eine Menge von Gedanken und Gefühlen der mannigfachsten Art, die ohne Vermittelung jener Künste nie aus dem unangeregten Gemüthe hervorgelockt wären. Bei jeder Wirkung geht aber, wie jeder an sich erproben kann, das Schöne und Gute so miteinander und so ineinander über, daß eine völlige Trennung und Entgegensetzung desselben gar nicht zu Stande zu bringen ist.

Noch weniger läßt sich bei andern Künsten die Wirkung ihrer Werke auf die Sittlichkeit absingnen, ja es kann jene oft viel größer sein als bei denjenigen Erzeugnissen, die sie recht von Absichtsvoll bezwecken. Wer sich aber immer, mächte (durch eine richtige Auffassung des Goethe'schen Sages) auch anführen, daß Kunstwerke gar nicht absichtlich sein und eine unsittliche Wirkung hervorbringen können.

Folgt zunächst aber jener Begriff des Sittlichen von den Kunstwerken nur auf der Flucht: es würde der wahre Kunstbegriff dadurch eingeengt und in ungehörige Schranken gewiesen werden. Aber es dürften Dichter, auf deren Gräbern also sehr irrig, ihre Kräfte lediglich darauf verwendet, die abstrakten Lehren der Moral, wie wir sagten, mit Klarheit zu bekleiden. Hierüber nun finden wir in Goethe eine andere treffliche Stelle, welche die obige, wie es uns scheint, so vollkommen und näher bestimmt, daß es unnötig wäre, noch ein Wort hinzuzufügen. Sie lautet (Kunst und Altertum V, 2, 177): „Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere suche, oder im Besondern das Allgemeine schaue. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt: die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält auch zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät."

Wir kommen jetzt zu der großen Zahl derer, welche eine Wechselwirkung zwischen Kunst und Sittlichkeit annehmen, aber das Gute entweder dem Schönen, oder das Schöne dem Guten unterordnen. Jenes ist minder in der Theorie, als in der Praxis von Künstlern geschehen, hat sich aber in ihren Werken dergestalt geltend gemacht, daß das Schöne ihnen leicht zum Unedeln, Willkürlichen, Herausreißen hinabsank und der höchste Stempel harmonischer Vollendung ausblieb. Letztere sind Philosophen in den angeführten Fehler verfallen und haben das Schöne dem Guten untergeordnet. Derjenigen nicht zu gedenken, welche der Kunst als einem freien, menschlichen Schaffen in ihrem Systeme nicht füglich eine Stelle anweisen konnten (wohin wir Spinoza zählen möchten), verfehlt unter den neuern Lichte hier Erwähnung, dem das Schöne nur Vorbildung, Mittel zur Sittlichkeit ist, auf welcher Grundlage und nach welcher Weise denn die Kunstwerke entstehen, wie sie dem Goethe mit Recht nicht will. Auch ergibt sich der Irrthum einer Unterordnung leicht. Denn schon deswegen, daß das Gute eben so wenig zum Schönen, als das Schöne zum Guten taugen, oder man vielleicht auch

[illegible]

Nimmt man an, daß es dem Plato mit all diesen Berechnungen, wie wir sie weiter unten in der Republik finden werden, Ernst war, sein Staat war, so ist man freilich über eine solche Untersuchung leicht überhoben. Und können wohl für zur Politik hingebrachten Gründe angezweifelt, so müssen wir der Treue Platon's, aber von den Zahlen hingenommen bin. Es gelten nämlich diese Übergaben ungeklügelt und hingestellt werden, heißt mehr und mehr sein, daß es für sie von vielleicht und irrigen Platon nicht gelingt werden, der Grund jener Übereinstimmung und die innige Übereinstimmung schwinden, daß hier unverfälschter Wirklichkeit abwalten, und es kann dann nicht fehlen, in die Lehre jenen unverständlichen Fehlschlüssen niemals Bürgen hinein.

Wir nun aber auch Platon's Republik in seinen Lagen treue, gewiß seinen Weltanschauung die Lehre von Gemeinschaft der Weiber, von Zahl der Kinder u. s. w. für Staat.

Es liegt da nun:

1) Liegt da diese Zahl Platon's rechtfertigen?

2) Wie verhält da diese Zahlen zu der der Republik?

Zunächst sagt Platon den Begriff der Vollendung einfach auf, als Weisheit; hingestellt, daß dem Kundigen für eigentümlicher, wie mächtig jagen schließen und entfernt Zahlen hatte, sondern daß es nur in Beziehung auf ein specielles Vorgenommen etwas ist und dessen entsprechig einen Begriff kommensurat und Genügend hatte. Hierbei entscheidet der Umfang der Zwecke, der mehrere Gleichheit und Verschied, und resp der Ferne von den Zwecken hatte dem Platon hat weit man entfernen, hier war ein vergleichgen im Plan einer Republik, welcher, in Verneinen, freilich immer hätter steht als der Wirklichkeit. In ähnlicher sind aber, hier auf jenem Wege, dem Ideale nähern wurde, heißt der wissen wir nun, ohne aber einen ihrer vollkommenen Natursinnen entsprechenden Zahl anzudeuten. Doch dürften, bei dieser Hinzugehören auf das Einfache, die Verwandtschaft, welche Plato den Nachbildern an ihrer Schwäche und Unvollkommenheit macht, ist auch weit mehr die Verhältnisse wegen ihrer Schiefe treffen, und eine Annäherung der Volksmehrheiten weit eher durch jene mittelst der Ironglitte, als durch die Theorie selbst zu Stande kommen. Nur die falsche Scheu hat von der Wahrheit, die ihr zukommt, entfernt [1], und gerne kann hier die wahrheit, diese Annäherung einleuchten, jemal wenn sie sich auf der höheren Stufe Wirklich bleiben in den Ironglitten und Irrtümer verfolgt, als auch wenn sie, der Zahlen für ursprünglich bedient, unter das Wasser und Schein bleibt. Denn gegen die verderblichen Wirkungen der falschen Scheinheit sind

[illegible]

[illegible] Zeit [illegible] Zeit [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Gefühl, und die Verschmelzung der Gegensätze des Ernstes und des Scherzes, des Großen und des Kleinen, des Allgemeinen und Individuellen können hier mehr als irgendwo das Verständnis Dantes befördern. Die Dichtkunst ist phantasiereicher, regsamer, lebendiger als die Geschichte. Dante's Genius und seine Phantasie hat auf, wie gesagt, das einfachste und größte Verfahren bei der Schöpfung, durch Dichtung, durch Verkörperung gewirkt.

Völlig klar wird es hingegen nicht, wenn die große Weltgeschichte sich in den engen Rahmen einer Familienangelegenheit zusammen soll, wenn der unbedeutende Menschenleib in Kraft oder auf widerstandsarme Zweige so hingestellt wird, als hätte es von der Dichtkunst allmächtigen Pinsel auf den großen Raum; wenn die kleinen Verhältnisse keineswegs die Pflicht von den umfassenderen erhalten, sondern sich als wesentlich abhängig von jenen erkennen u. dgl. m. Es ist besser, man entsetzt die Dichtung ohne allen geschichtlichen Hintergrund, oder läßt sie im Nebelhaften verschwinden, als daß die Erzählung in einen bestimmten Gegensatz zu dem völlig Vergänglichen tritt, wodurch das Werk, was aller Schönheit innigste Verknüpfung, in zwei feindselige Theile zerfällt, von denen der eine nicht gerichtet, der andere nicht geschichtlich genug sein dürfte.

Suchen sich denn aber die großen Gegensätze der Geschichte und die mannichfachen Stimmungen und Richtungen der Gemüther nicht dramatisch zu durchdringen, daß Lug und Trug, Ort und Zeit jene Gegensätze und Stimmungen nicht genauer bestimmen, daß man gar seine Charaktere, seine Personen, seine Interessen hinein verflicht, daß man (in der Voraussetzung, daß man Geschichtliches so an sich hinreichend und auch poetisch genügend) die Handlung, allein persönlichen Schmerz schildern verschmäht? Viele Dinge, welche Verschiedenheit zwischen uns und Dante ist obwalte, daß Nationen jetzt ungestümlicher, auch gesetzt doch auch ungeschichtlicher Weltsicht kann uns einen Vortheil gewähren, Unbefangenheit, es muß jenes daß ist das Nächstmöglich einer ähnlichen Vergangenheit sein. Noch vor Jahr und Tag wurden wir diese Meinung theilen haben: allein es geht in manchen Dingen wie mit dem Ei des Columbus; ist die Probe gethan, so begreift man nicht daß wie man daß warum. Ludwig Tieck, ein junger Jüngling von 21 Jahren, hat sich zur Aufgabe gestellt, und in den Minnelieder und den Kinder A. M. d. gethan, daß wir diese Werke andersartig als Nachkommen einer ganz neuen, eigenthümlichen Richtung des Poesie betrachten können. Was ist dazu Gelehrsamkeit, und vergleicht aber Poesie. Der Nachkommenschaften können

jenen Gelenken, jenen Gefäßen, jenen Muskeln hervorgehen, und diese Kraft der schönsten Menschheit erscheint doch überall wiedergeboren und bildnerisch verklärt durch den höheren Geist der Poesie. Die Personen treten mit der Kraft des höchsten Lebens vor Augen; das Kleinste und Einzelnste, was von ihnen berichtet wird, ist mit dem Großen und Folgereichsten ungemein geschickt in Verbindung gesetzt; die Handlung rückt ohne langweilige, verständnißlose Expositionen in jeder Scene weiter, und das scheinbar nur lose Verhältniß hat eine innigere Einheit, und wirkt mit größerer dramatischer Kraft, als die regelmäßig zugeschnittenen Tragödien der Franzosen. Täglich Mittel (wie schon der beschränkte Titel seines Werks, Scenen historiques, zeigt) seinen Endzweck wußte, auf das Theater selbst zu wirken, sagen wir doch die Innerlichkeit, er wußte seine Einbildung und Neigung, Begriffe und die Talente sich dienstbar, diesen Mittel tauglich, verständlich, und so weiter dem Schöpfer des modernen Trauerspiels von dem größten und mannigfaltigsten beizutreten.

VI. Ueber den Verhältniß des Aristoteles zu seinem, insbesondere seinem dramatischen Dichtern [1]).

Die gewöhnliche Meinung geht dahin: daß die dramatischen Dichtern der Griechen und die romantische Dichtkunst in ihrem Wesen grade Gegen, und man alle sind aber daß andern gestiegen müsse. Wir haben diese Meinung für falsch und verderblich. Diejenigen gemeinhin, welche den Aristoteles als unbedingten Gesetzgeber für alle Zeiten hinstellen, vergessen daß sich die Gesetze mit den abstrahirenden Entwicklungen verschiedener Nationen und Zeiten; sie vergessen aber noch weit mehr, daß sie den Meister mißdeuten und vieles sagen lassen, wovon er nie gedacht hat. Umgekehrt kommen die Verächter des Aristoteles ihm nicht minder schief, und meinen: Dinge, einfach natürlich und leicht verständlich, welchen über den Gesichtskreis des umfassendsten Geistes des Alterthums hinausgehen, und er (zum Ende zu rechtfertigen) allein unter Blinden sein, daß darauf gerade zu stehen!

Wenn man, und mit Recht gesagt hat, Plautus würde selber geboren gewiß einer der größten dramatischen Dichter geworden sein, wenn man seine Vorbilder, wie er sich gebildet, verständig, mildere anlegt, so wäre es gewiß mindestens unbillig, den Aristoteles anders zu behandeln. Wir behaupten nun:

1) Er würde, jetzt aufgestanden, seine Poetik dergestalt weiter entwickeln, daß Homer wie Dante, Sophokles wie Shakspeare seine Weg fänden. Wer sich irrgeht, daß sich eben daher

als dem Aristoteles, und ihm liegt hiefür der Beweis ob, nicht uns ihn zu widerlegen.

2) Finden sich in der Poetik sowol mehre Stellen, welche auf eine weitere Entwickelung hindeuten und diese weissagen, als auch umgekehrt Stellen, welche Ausartungen, Mißbräuche späterer Zeit warnend bezeichnen.

3) Würde eine strengere Beobachtung der wahrhaften (und nicht hineingedeuteten) aristotelischen Regeln vielen Fehlern vorgebeugt haben, so wie ihre Uebertretung dieselben herbeigeführt hat.

Für die beiden letztern Punkte liegt uns der Beweis ob, und wir wollen versuchen, ihn zu führen, erstens durch Aufheben und Erklären mehrer Stellen der Poetik; zweitens indem wir verschiedene Dramatiker in aller Kürze einer Prüfung nach aristotelischen Grundsätzen unterwerfen.

1) Kapitel I, §. 7 behauptet Aristoteles: es könne und dürfe Epopöen, oder im Gegensatze des Drama, überhaupt erzählende Gedichte in Prosa geben"). Hiedurch wären, der Form nach, nicht blos Werke wie der Telemach gerechtfertigt, sondern, was noch viel wichtiger ist, unserer Erachtens auch den Novellen und Romanen ein Recht des Daseins weissagend zugesprochen.

2) Kapitel I, §. 11 sagt Aristoteles (mit Beziehung auf Empedokles und ähnliche Schriftsteller): daß unpoetische Gegenstände dadurch, daß man sie in Versen behandele, keineswegs ihre Natur verwandelten und sich zu Dichtungswerken erhöben. Er verwirft also gar viele Lehrgedichte, welchen manche neuere Theorie, aus übertriebener Verehrung für das Lehren und Lernen, gern den Vorrang vor allen Dichtungsarten eingeräumt hätte.

3) Verwirft er nicht minder (IV, 12) alle Komödien, welche, der Heiterkeit vergessend, Bitterkeit und Tadel vorherrschen lassen.

4) Aristoteles hielt weder alle Formen der Tragödie für erschöpft, noch würde er an dem größern Umfange und der reichern Verwickelung der romantischen Anstoß genommen haben, denn er sagt: es ist (IV, 22) Gegenstand einer besondern Untersuchung, ob bereits alle Formen der Tragödie, sowol an und für sich, als in Beziehung auf die Darstellung im Theater, erschöpft sind. Ferner (XIII, 2): die schönste Tragödie kann nicht eine einfache, sie muß eine verwickelte Fabel haben. Endlich (XII, 11 — 12): die Länge, der Umfang eines Trauerspiels, kann nicht nach äußern Gründen (z. B. Neigung des Zuhörens und Zuschauens) bestimmt werden, sondern nach dem Wesen der

Sache ſelbſt, und hier iſt der größere Umfang der ſchönere, ſofern nur Zuſammenhang und Ueberſicht deutlich bleibt.

5) Ariſtoteles würde nicht blos die romantiſche Tragödie verſtanden, er würde auch die Oper gebilligt haben. Ja einem Griechen, deſſen Tragödie immer mit Tanz und Muſik in Verbindung ſtand, muß die Oper viel näher liegen, viel natürlicher vorkommen, als manchem Neuern, der gar nicht begreift wie der vernünftige Menſch aus dem Sprechen ins Singen gerathen kann. Daher geſellt Ariſtoteles die Muſik als zweiten Beſtandtheil zu den Worten (μελοποιία καὶ λέξις), er zählt jene als unentbehrlich beim Drama auf, er nennt ſie die größte aller Annehmlichkeiten, aller künſtleriſchen Reize (μέγιστον τῶν ἡδυσμάτων VI, 5, 9, 27). Aber nur die wahrhaft dramatiſche Oper läßt ſich aus Ariſtoteles rechtfertigen, wo (wie bei dem erſten aller muſikaliſchen Dichter, bei Gluck) Wort, Ton und Charakter ein unzertrennliches, zur höchſten Kraft und Klarheit erhobenes Ganze bilden; keineswegs aber die Oper, wo dies ohne Verbindung neben einander herläuft, ja in lächerlichen, oder unſinnigen Widerſpruch tritt. Es iſt eine ſchlechte Gewohnheit und verwerfliche Ausartung, ſo charakterloſe Inſtrumentalbehandlung der Menſchenſtimme innerhalb der dramatiſchen Kreiſe zu dulden, ja über alles Andere zu bewundern.

6) Ariſtoteles verlangt ſchon für die geſprochene Tragödie eine anmuthige, dem Ohre gefällige Sprache; wie viel mehr würde er dieſe Foderung machen, wenn die Worte geſungen werden ſollten.

7) Ariſtoteles weiß, wie ſchädlich das Uebermaß des zu Beſchauenden (der Dekorationen, Feuerwerke und Waſſerfälle, Kleidungen u. dgl.) für die dramatiſche Kunſt ſind; daher ſagt er, eine zu beherzigende Lehre für unſere Zeit (VI, 27): „durch das Auge, das Sichtbare (ὄψις), werden die Gemüther zwar angezogen, aber es iſt das Unkünſtleriſchſte und gehört am wenigſten zum Drama, welches auch ohne ſolche Mittel, ja ohne Darſtellung und Schauſpieler wirken ſoll. Sonſt wird das Geſchäft des Handwerkers wichtiger, als die Kunſt des Dichters."

8) Daß und warum in neuern Trauerſpielen der Chor keine rechte Stellung finden und wirken kann, iſt ſchon öfter dargethan worden, und die Gründe ließen ſich wol noch verſtärken. Ariſtoteles würde aber die jetzige Einrichtung verſtehen und um ſo eher anerkennen, da er ſelbſt den antiken Chor nicht ſowol auf die innere Natur des Dramas gründet, als nur ſeine geſchichtliche Entſtehung und die ſpäte Einführung deſſelben in die Komödie nachweiſet (IV, 16; V, 3). Das Weſentliche liegt ihm darin: daß der Chor, gleichwie ein einzelner Schauſpieler,

in die Handlung eingreife, mitwirke, und nicht (wie bisweilen beim Euripides) daneben ſtehe (XVIII, 21). Dies geſchieht aber, ſobald der Stoff nicht erlaubt, daß ganze Maſſen von Perſonen auftreten, mitreden und mithandeln. Es entſtehen ſelbſt in antiken Tragödien bedeutende Uebelſtände durch Aufrechthaltung jener einmal gegebenen Form; und was ſollte wol daraus werden, wenn man Hamlet's Freunde, Juliens Amme, Lady Macbeth's Kammerfrau, Othello's Fähnrich, Kent im Lear u. ſ. w. multiplicirte und haufenweiſe auftreten ließe. Steht dieſer Haufe ſchweigend da, und führt ein Vorredner allein das Wort, ſo iſt ſehr ſelten durch jene Mehrzahl etwas gewirkt und geändert; ſollen alle auf einmal ſprechen, ſo klingt's wie in der ABCſchule. Nur in der echten Oper findet der Chor noch ſeine Stelle, ja er iſt daſelbſt unentbehrlich, um durch Steigerung die höchſte Wirkung hervorzubringen.

β) Bedenklicher erſcheint die Frage, wie Ariſtoteles über die Miſchung des Komiſchen und Tragiſchen in einem und demſelben Drama denken würde? Wir meinen: er würde daran keineswegs Anſtoß nehmen, wie ſo viele, raſch aburtheilend, vorausſetzen. Denn:

a) hätte er vor Calderon und Shakſpeare, dieſen größten Meiſtern, welche ſo oft jenen Weg betraten, gewiß mehr Ehrfurcht als viele kleine Kritiker; er würde ſich in die Gründe des Verfahrens hineindenken und gegen ſeine Wirkſamkeit nicht verſchließen.

b) Beſteht jene Miſchung ja keineswegs darin, daß dieſelbe Perſon zweierlei Charaktere habe und durchführe, der Ernſte zugleich ſcherzhaft, der σπουδαῖος ein φαυλότερος ſei, ſondern daß verſchiedene Perſonen und Elemente, eben durch ihren Gegenſatz zu einer höhern harmoniſchen Wirkung und Enthüllung menſchlicher Verhältniſſe zuſammentreffen. Die Einheit der Handlung, welche Ariſtoteles verlangt, leidet alſo in ſeinem Sinne darunter keineswegs.

c) Schon in manchen euripideiſchen Stücken (z. B. in der Alceſte) gibt es Anklänge aus beiden Gegenden [1]); die Helena iſt faſt nur als Operntext erklärlich, die ſatyriſchen Stücke bieten ein Verknüpfungsglied zwiſchen Tragödie und Komödie, der Uebergang beider ineinander iſt in der Hilarotragödie und der Tragikomödie ganz deutlich ausgeſprochen, und endlich finden wir ja ſchon im Ariſtophanes neben dem ausgelaſſenſten Uebermuth andere Theile, die an Ernſt und Würde dem höchſten gleich ſtehen, was die Tragödie irgend in dieſer Art aufzuweiſen hat [2]).

Wenngleich dieſe Andeutungen keinen vollen Beweis in ſich

ſchließen, wie Ariſtoteles über dieſen oder jenen einzelnen Punkt heutiges Tages denken würde, ſo ſcheinen ſie uns doch in ihrem Zuſammentreffen darzuthun, daß er den geſammten Entwickelungsgang der neueren Dichtkunſt wohl, und beſſer verſtanden haben würde, als Unzählige, die unverſtändig auf ſeine misdeuteten Grundſätze ſchwören. Uns bleibt nur noch der Verſuch übrig, nach Analogie ſeiner echten Lehre aufzuſpüren, wie Ariſtoteles über einzelne romantiſche Dichter der neueren Zeit in Lob und Tadel ſich ausſprechen dürfte [35]). Wir wiederholen, daß man bei dieſen Schlußfolgen mehr wie irgendwo dem Irrthume ausgeſetzt iſt, und unſere Abſicht keineswegs dahin geht, alles Gute und alles Mangelhafte, ſondern nur das zu berühren, was mit der Poetik in Uebereinſtimmung oder Widerſpruch erſcheint.

1) Calderon.

Wenn Ariſtoteles plötzlich Calderon's Werke in ſeine Hände bekäme, es würde ihm in vieler Beziehung eine neue Welt aufgehen, er würde Reichthum der Erfindung, Lebendigkeit der Bilder, Glanz der Beſchreibungen, Gewandtheit des Ausdrucks, dies und wie vieles Andere bewundern. Daß aber ſeine Bewunderung ganz uneingeſchränkt ſein, und zu der Höhe ſteigen ſollte wie ſie einige Male in Deutſchland ausgeſprochen worden, müſſen wir bezweifeln, ja beſtreiten. Denn ob er gleich kaum irgend einer Einrede der franzöſiſchen Ariſtoteliker beitreten könnte, müßte er doch ſeinen Grundſätzen zufolge tadeln: daß nicht ſelten das lyriſche und epiſche Element in Calderon übermäßig viel Raum einnimmt, die Perſonen über das Empfinden und Erzählen (ἀπαγγελία), ſelbſt manches Fremdartigen, nicht zum Handeln kommen, und ihre überlangen Monologen das Geſpräch, oft mehr als billig, zurückdrängen. Er würde ſich ferner zwar über die Geſchicklichkeit freuen, mit welcher reiche Stoffe behandelt ſind, bisweilen aber doch bemerken: die Fabel werde ob der überkünſtlichen Verwickelung unklar und der, angeblich unerſchöpfliche, Bilderreichthum ſei weit geringer, als man bei der erſten Bekanntſchaft mit dieſem Dichter glaube. Ja nicht blos die Bilder, auch die Stoffe wiederholen und ſtützen ſich auf manierirte, blos conventionelle Begriffe von Liebe, Ehre und Treue, wodurch die Graciosos und Kammermädchen, ja ſelbſt Helden und Heldinnen, der ſcharfen Perſönlichkeit und beſtimmten Zeichnung verluſtig gehen, und ſich in allgemeine Abſtractionen oder Repräſentanten ganzer Gattungen verwandeln [36]). Ariſtoteles könnte ebenmäßig nicht billigen, daß manche Hauptperſonen Calderon's über alle Maßen tugendhaft, oder über alle Maßen laſterhaft ſind; am wenigſten endlich würde der Phi-

losoph dem schrankenlosen Lobpreisen der Calderon'schen Behandlung religiöser Gegenstände beitreten.

Billigerweise gehen wir hierbei davon aus: Aristoteles sei, wieder erstanden, alles Ernstes ein Christ geworden, ja er habe, seiner vielseitigen Natur gemäß, alle Hauptformen des Christenthums begriffen und verdamme keine unbedingt. Wir dürfen ferner annehmen: Benutzung und Behandlung christlicher Gegenstände erscheine ihm so zulässig, als zu seiner Zeit die der damaligen Mythologie und Religionslehre, und er halte die Kirchengeschichte für keinen geringeren Schatz tragischer Gegenstände, als die weltliche. Andererseits aber würde er doch (nach des Apostel Paulus Worten, 1. Cor. 1, 22) als ein echter Grieche sich mit den Zeichen nicht begnügen, sondern nach Weisheit fragen, und noch weniger das erste beste Wunder als glaubhafte Geschichte betrachten und behandeln. Er würde die Kunst nie der Dogmatik einer Schule unterordnen, oder Calderon's Entschuldigung bei Beurtheilung eines Dramas genügend finden:

Y personal al Poeta
Si sus defectos son grandes,
Y en esta parte la ley
Y la devocion le sabe [*])

Wenn die Poesie (wie A. W. Schlegel mit Recht behauptet) von jedem andern, als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freie Dichtung zu erschaffen, losgesprochen ist, so hat Calderon diese unabhängige Stellung keineswegs immer behauptet, ja er hat die Lehren seines Bekenntnisses nicht blos mythisch und idealisch verklärt, sondern sehr realistisch dem wüthigen Verfolgungsgeiste, der Inquisition, den Autos und den Ketzergerichten das Wort geredet [**]), und sich in Regionen gewagt, wo alle Schönheit, ja alle Religion ein Ende nimmt. Wenn schon Ehre und Liebe an den Höfen der Philippe sich von dem echt Menschlichen und Natürlichen oft löseten, so war noch weniger das, was damals in Spanien Religion hieß, das wahre und höchste Christenthum.

Heilige und Engel wollten wir nicht aus dem christlichen und poetischen Kreise verweisen; wir räumten ein, daß die Kirchengeschichte einen Ersatz der alten Mythologie gebe, und richtig behandelt mehr wirke, als die oft, z. B. bei Alfieri, blos rhetorische Erneuerung antiker Stoffe; aber es gibt hier, wie gesagt, ein zuviel, wo die Poesie und, was noch schlimmer ist, mit ihr auch die Sittlichkeit entweicht. Jenes, z. B. wenn die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria Wendepunkt eines Dramas wird, und es von ihr heißt (Virgen del Sagrario 110):

Sendo la Trinidad en perfecion
Unido, qui si en los tres cabos pudiera
Persona cuarta (in der Dreieinheit) universal persona
Vuestra dexkad cuarta persona fuera:
Mas si no es pudo hacer cuarta persona,
Despues de Dios es hizo la primera.

Die Sittlichkeit hingegen entweicht, wenn die größten Schurken und Verbrecher (wie Ludovico im Fegefeuer des heiligen Patricius, und Eusebio in der Andacht zum Kreuze) ohne alle höhere und tiefſinnigere Reinigung und Katharſis, dieſe lediglich und bequem in der epiſchen Erzählung ihrer Frevel und in der Beichte finden. Ariſtoteles würde dieſe Richtung, dieſen Inhalt nicht dramatiſch und chriſtlich, er würde ſie undramatiſch und unchriſtlich nennen. Nicht als wenn die Lehre von der göttlichen Begnadigung und Erlöſung des Tiefſinns und der Wahrheit entbehrte, ſondern weil durch dieſelbe nicht jeder Böſewicht urplötzlich in einen tragiſchen Helden verwandelt werden kann. So hingeſtellt, wie mehre Male im Calderon, ohne alle Cauſalverbindung, ohne inneren Kampf, Entwickelung und Einheit der Handlung, erſcheint jene Gnadenwahl als blinde Nothwendigkeit oder leere Zufälligkeit, als ein Deus ex machina und ein falſches unerklärliches Schickſal.

Die Auflöſung der Verwickelung durch eine am Schluſſe ausgeſprochene, oder von vorn herein als entſcheidend hingeſtellte theologiſche Formel würde alſo dem Ariſtoteles keineswegs als die höchſte Verklärung in und durch das Drama erſcheinen; er fodert vielmehr eine individuellere, die aus der Fabel und den Perſonen ſelbſt, nicht aus Erfabeltem und Fremdartigem hervorgeht. Reicht ein Glaubensſatz hin zur höchſten dichteriſchen Löſung aller Räthſel der Welt, ſo wären Puritaner, Bettelmönche und Betſchweſtern die größten Dichter. Oefter aber noch als auf einem wahren oder ſcheinbar chriſtlichen Gedanken, beruht bei Calderon die Löſung auf jenen, wie geſagt, conventionellen Begriffen, und die zweite Hochzeit im Arzte ſeiner Ehre wird z. B. doch wol niemand eine Verklärung in Flammen der Liebe nennen wollen.

Im Ganzen dürfte das Urtheil des Ariſtoteles über Calderon ſich mehr an Goethe und Solger, als an Schlegel anſchließen [17]), und ſeine Meinung keineswegs dahin gehen: die unbedingte Nachahmung des Spaniers, insbeſondere als eines Hyperkatholiken, ſei der einzige oder beſte gradus ad Parnassum für die deutſchen Dramatiker.

2) Shakſpeare.

Iſt unſere Erklärung der Poetik des Ariſtoteles und ſeiner

sonstigen Ansichten richtig, so müßte ihm unter allen dramatischen Dichtern der neuern Zeit Shakspeare ohne Zweifel obenan stehen. Denn von jenen Einreden, die er, unseres Erachtens, wider Calderon erheben würde, findet keine einzige auf Shakspeare Anwendung, und wenn wir recht scharf umherforschen, woran er etwa Anstoß nehmen möchte, so findet sich nur ein Punkt des Tadels, den wir einzuräumen nicht abgeneigt wären. Aristoteles dürfte finden: Shakspeare habe einige Male, z. B. im Titus Andronikus und bei der Blendung Glocester's im Lear, das μιαρόν, das Schreckliche oder Gräßliche, uns zu nahe und herbe vor die Augen geführt. Nur erweitere man diesen Tadel nicht über Gebühr, und lege dem Dichter zur Last, was den Schauspieler trifft. So sahen wir in Paris die Ermordung Desdemona's durch Othello, von Kemble in einer Weise, mit Gebrüll, durchdringendem Geschrei und unwürdiger Balgerei vollbringen, die den Shakspeare gewiß noch mehr als uns mit widerwärtigem Entsetzen erfüllt haben würde.

Noch weniger folgt aus jener Einrede des Aristoteles: er billige Umarbeitungen Shakspeare's, wo etwa Hamlet, Romeo, Lear, Kordelia u. s. w. leben bleiben. Er verwirft vielmehr dies Verfahren bestimmt für die Tragödie, nennt es komödienartig und sagt: es geschähe nur schwächlichen Zuhörern zu Gefallen (XIII, 12).

Alle Theile der aristotelischen Definition des Trauerspiels finden bei Shakspeare Anwendung, und auch die sonstigen Vorschriften über die Persönlichkeit der Helden, die innere Einheit der Handlung, die Verwickelung, den steten Fortschritt, die Entwickelung aus innern Gründen, die Angemessenheit des Beginnens und Schließens u. s. w. sind so befolgt, daß wir uns (wenn Ort und Zeit es erlaubte) nachzuweisen getrauen, Shakspeare stimme weit mehr mit dem wahren Aristoteles überein, als alle französischen Tragiker. So sehr aber auch der tiefsinnige, kunstverständige Grieche sich an den Trauerspielen Shakspeare's erbauen würde, fragt sich doch, ob ihn die Lustspiele nicht noch mehr überraschen und zur Bewunderung fortreißen würden. Bisher haben wir versucht, nachzuweisen, wie in der Poetik das Rechte überall klar ausgesprochen ist, oder im Keime so verborgen liegt, daß man es natürlich daraus entwickeln kann; aber seiner Theorie des Lustspiels müßte Aristoteles, um Shakspeare's willen, eine neue Wendung und veränderte Gestalt geben [*]). Die Lehre von den geringern Personen, oder wie man die φαῦλοι übersetzen will, von den Mängeln, die weder Schmerz erregen, noch Verderben herbeiführen u. s. w., reicht hier nicht aus, seitdem Oberon und Titania, Könige und Zunfien, die

würdigsten Frauen und Jungfrauen sich in den heitern Kreisen des Lustspiels zauberisch bewegen. Daß, wenn man Shakspeare zur Seite stehen läßt, die Komödie selbst scharfsinnigen Kritikern an Würde, Werth und Bedeutung hinter der Tragödie zurückzubleiben scheint, finden wir sehr natürlich; durch Shakspeare hingegen ist hier eine neue Welt eröffnet, welche von Theoretikern noch nicht genügend erklärt, von andern Dichtern selten nachgebildet, ohne Zweifel aber reich und groß genug ist, Lustspiel und Trauerspiel auf eine gleiche Höhe eigenthümlicher Vollkommenheit zu stellen.

3) Goethe.

Goethe's nach Form oder Inhalt zur alten Welt hingewandte Dramen würde Aristoteles zwar nicht als gleichartig mit den handlungsreichern des Sophokles betrachten, aber ihnen in ihrer eigenthümlichen Weise die höchste Trefflichkeit zugestehen, und schwerlich in den Tadel einstimmen: der Iphigenia oder dem Tasso fehle es an Kraft zur Reinigung der Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen, weil nirgends das Maß gewaltsam überschritten wird, und die vorherrschende Entwickelung eben der innern Gemüthswelt, keine äußern, ungeheuern Thaten hervortreibt. Beim Faust müßte er leider bedauern, daß das Werk nicht abgeschlossen zu Ende gebracht, nicht τελειος sei, und vielleicht auf dem eingeschlagenen Wege kaum werden könne; den Götz und Egmont würde er den Shakspeare'schen historischen Stücken an die Seite setzen, und nirgends wegen Uebertreibung des dort gerügten Schrecklichen Klage erheben können. Vielleicht fände er aber im Goethe ein μιαρον ganz anderer Art, was sich nicht als das Entsetzliche dem Auge darbietet, nicht als Frevel empört, aber Geist und Herz fast noch herber durchschneidet. Diese furchtbare, ungelöste Dissonanz scheint bei Goethe bisweilen aus der zartesten Gemüthsbewegung, aus der Liebe hervorzutönen. Die Art und Weise z. B., wie Brakenburg's treues Herz als das Geringere behandelt, und vor dem glanzreichen Egmont zur Seite geworfen wird, ist im Stücke nicht hinreichend gesänftigt, und doch gibt es (schon auf dieser Unterwelt) einen tiefsinnigen Standpunkt, wo jener bereits gereinigt, die Katharsis an ihm schon vollendet erscheint, während die angeblich höher stehenden, poetischen Personen ihrer noch bedürfen. Wie weise hat deshalb Shakspeare auf des Paris Liebe zu Julien kein großes Gewicht gelegt, hier keine Dissonanz unvorbereitet eintreten lassen, zu deren Lösung er nirgends die rechte Stelle hätte finden können. Daß Aristoteles die Verwandlung des geschichtlichen in den Goethe'schen Egmont mißbilligen würde, wagen wir um so weniger zu behaupten, da er in ihm wol den Dichter selbst

wieder erkannt, und dies ſein Urtheil günſtig geſtimmt und von allem Kritiſiren abgewandt hätte.

4) Schiller.

Ueber das Verhältniß Schiller's zu Ariſtoteles ließe ſich eine eigene lange Abhandlung ſchreiben. Es ſei indeß der Kürze halber erlaubt, die Uebereinſtimmung beider in vielen Punkten als anerkannt vorauszuſetzen, damit uns noch Raum bleibe, anzudeuten, worin beide wol von einander abweichen.

1) Dürfte Ariſtoteles (obgleich ein Grieche) die Art und Weiſe nicht billigen, wie Schiller in der Braut von Meſſina den Chor herſtellte und verſchiedene Religionsſyſteme neben und durcheinander wirken ließ.

2) Würde er zwar finden: Wallenſtein's Glaube an Aſtrologie ſei richtig benutzt, in der Braut von Meſſina aber das Schickſal, ohne innere Gründe, zu willkürlich eingeführt.

3) Gäbe Schiller wol eine Beſtätigung des ariſtoteliſchen Satzes (XVIII, 8, 12): es ſei leichter zu verwickeln, als zu löſen und die Tragödie durch ſich ſelbſt völlig abzuſchließen. Denn wenn man auch den Schluß der Maria Stuart und des Wallenſtein als moraliſch vertheidigen wollte, ſo liegt doch zugleich darin eine Aufhebung der gefundenen Beruhigung, eine neue ungelöſet hineintönende Diſſonanz, ein Ende, das gewiſſermaßen auf neuen Anfang hinweiſet. Am wenigſten endlich dürfte ſich im Tell das Auftreten des Parricida rechtfertigen laſſen, da es das Verfahren Tell's nicht reinigt und bekräftigt, ſondern in zweideutiges Licht ſtellt. Man fängt nämlich an ſkeptiſch zu unterſuchen: ob dem Johann nicht auch viel Unrecht geſchehen ſei, ob er in friedlichem Wege etwas ausrichten konnte? Ob Tell (den man für entſchuldigt halten würde, wenn er, ſtatt des Knaben, Geßler zum Ziele ſeines Pfeiles nahm) Recht hatte, nachher in der Gaſſe aufzulauern und ihn niederzuſchießen u. ſ. w.

4) Könnte Ariſtoteles, nach ſeinen Grundſätzen, mit den Veränderungen ſchwerlich zufrieden ſein, welche Schiller mehre Male mit der Geſchichte vorgenommen hat. Ohne zu wiederholen, was Andere in dieſer Beziehung über Wallenſtein bemerkten, und ohne Rückſicht auf den ſonderbar geſtalteten Don Karlos, beſchränken wir uns auf die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart.

Wir haben oben geſehen, wie Ariſtoteles das Umbilden gegebener Stoffe nur inſofern erlaubte, als es dichteriſche Zwecke wahrhaft befördere. Das letzte hielt er aber, wie wir ebenfalls darlegten, ſehr ſelten für möglich, und hieran reihen wir unſere Behauptung: die wahre Geſchichte der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart ſei poetiſcher und tragiſcher, als das von

Schiller hinzu Erfundene. Hinzu erfunden iſt aber das ganz moderne Verlieben und die darauf gebaute Haltungsloſigkeit Johanna's, ihr eigenſinniges Schweigen, der übereilte Unglaube und der ſpäter auch nicht aus genügenden Gründen wiederkehrende Glaube an ihre Unſchuld u. ſ. w. Es gibt freilich in unſern Tagen der ſchwächlichen Gemüther viele, die da meinen, mit dem Verlieben werde Johanna erſt liebenswürdig und kehre zum echt Menſchlichen zurück; ihre Gottbegeiſterung ſtand aber in Wahrheit ſo hoch, daß kein junger, ſchöner Engländer ſie unpäßlich hätte aus aller Faſſung und ihrem Berufe herauswerfen können. Die geſchichtliche Johanna iſt aus einem Stücke, im großartigen Style; die Schiller'ſche bricht in zwei nicht zu verbindende Hälften auseinander. Doch ward allerdings auch die wahre einen Augenblick lang an ihrem Berufe zweifelhaft und gerieth in viel innerliche und tiefſinnigere Kämpfe, als hochverehrte Geiſtliche und Biſchöfe ſie auf die allgemeine Gebrechlichkeit des Menſchlichen und darauf aufmerkſam machten: daß der Teufel die reinſten Gemüther am leichteſten durch die edelſten Vorſpiegelungen täuſche. Neubekräftigt geht ſie aus dieſem Zweifeln, in dem Glauben an ihr Recht und ihren Beruf hervor, und die Art und Weiſe wie ſie während des Prozeſſes, von allen verlaſſen und verlaſſen, bei Todesnöthen weder in ſtoiſche Unempfindlichkeit, noch in weichlichen Schmerz verfällt, und Vaterland und König (die ſie preisgeben) aufs muthigſte und edelſte vertheidigt; wir geſtehen, dies macht auf uns beim Leſen der einfachen Aktenſtücke einen viel größern, tragiſchern Eindruck, als das Kettenzerreißen und andere Wunder, worauf Johanna nie Anſpruch machte. Und wenn man auch ihre Todesart ſelbſt auf dem Theater nicht darſtellen konnte, ſo ließ ſich doch die Geſchichte bis zu einem wahrhaften, tief erſchütternden und reinigenden Abſchluß führen, ohne auf den willkürlich erfundenen Ausweg zu gerathen, den unſere Theaterdirektionen durch die Zuthat bengaliſchen Feuers doppelt zu verklären meinen.

Wenn Shakſpeare eine Maria Stuart geſchrieben, er hätte uns gewiß die Königin erſt auf dem Throne, in ihren Verhältniſſen zu Darnley und Bothwell, zu Proteſtanten und Katholiken u. ſ. w. gezeigt, und dann haltlos nach England geführt. Im Schiller, wo ſie ſogleich als Gefangene auftritt, erhält ſie, anderer Bedenken nicht zu erwähnen, durch dies ſichtbare Unglück und das, nur angedeutete, frühere Unrecht ein falſches Uebergewicht im Verhältniß zu Eliſabeth. Nicht daß wir meinten, der Dichter habe Maria zu gut geſchildert; wir meinen nur, er habe Eliſabeth zu gering und zu vereinzelt hingeſtellt. Die Gefahren des Reichs, die einſtimmig wiederholte

Forderung beider Häuser des Parlamentes, daß Maria Stuart hingerichtet werde, treten uns gar nicht in der Kraft der geschichtlichen Wahrheit vor Augen, und vor Allem gibt die durchaus erfundene Zusammenkunft beider Königinnen (so sehr sie auch dem Dichter Gelegenheit gab, sich zu zeigen) dem Ganzen als Drama eine schiefe Richtung. Auch knüpfen alle, die von der Geschichte nichts wissen, ihr Urtheil über Elisabeth und den Tod Maria's vorzugsweise an diesen Zank. Burleigh, den Schiller zu schwarz und gefühllos zeichnet, hinderte vielmehr die Zusammenkunft, indem er sehr wohl und richtig bemerkte: schon Elisabeth ihre Feindin sehe und spreche, müsse sie dieselbe frei lassen. Das Interesse für beide Königinnen würde sich bei strengem Festhalten an die wahre Geschichte nicht vermindert, sondern gleichmäßig erhöht haben. Darin liegt ja eben das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichten: daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt und von Tage zu Tage immer mehr außer Stande kommt, das Mitverständniß zu ihrer Nebenbuhlerin milder zu lösen; daß (während sie wähnt, noch alles in ihrer Hand zu haben und, wir möchten sagen übermüthig mit Leben und Tod spielt) das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt und sie selbst den argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt!

Doch genug der Zweifel, die wir, von Aristoteles ausgehend, keineswegs verhehlen durften, und die man uns hoffentlich nicht als Mißkennen der Verdienste Schiller's auslegen wird. Nicht blos ein Dichter, sondern auch ein Heiliger ist er, Voltaire's unsittigem Machwerke gegenüber, und wer sich Bedenken jener Art wider Maria Stuart zu sehr hingibt, der darf nur Alfieri's trockene, kalte Tragödie gleichen Namens lesen, um auf den deutschen Genius wieder stolz zu werden.

3) Neuere deutsche Tragiker.

Anfangs war unsere Absicht, die Trauerspiele der neuesten deutschen Dichter umständlich nach aristotelischen Regeln zu prüfen, aber diese Abhandlung ist bereits so überlang geworden, daß wir zum Schlusse nur bis, jedoch erwägbare Bedenklichkeiten hinstellen wollen: genauere Kenntniß und strengere Rücksicht auf die Vorschriften des alten Weisen würden von vielen Irrthümern zurückgehalten haben. Neben freundlichem Anerkennen des vorhandenen Guten, würde er unseres Erachtens doch mißbilligen:

1) Tragödien, die mit Episoden überladen sind, oder deren Stoff fast zu einem Epigramme zusammenschwindet (VI, 2, 17; VII, 1, 1; X, 3; XXIII, 13).

2) Diese Hauptpersonen sind unentbehrlich und unbedeutend zugleich: sie sind so gebildet, daß sie zu einer reinen Leidenschaft dringen, nicht weniger die untergeordneten Personen; aber diese ausgebildete Stufe ist so bestimmt vorherrschend, daß wir, statt Mitleid und Furcht, nur Ekel und Abscheu empfinden (XIII, 3—5).

3) Tragödien, wo nicht wirklich die gräßlichste, und wo die Furcht nur erkünstelt ist, um Grauen (φρίκη) zu erregen, ohne moralischen oder poetischen Zweck zu erreichen (VI, 12, 14, 21; VII, 1; XXV, 2).

4) Wo der Anfang vor dem Anfange, und das Ende vielleicht eher jenseit des gegebenen Endes liegt (VIII, 1—4; XXIII, 1).

5) Wo die Personen in Stellungen, Gebärden, Verschlingungen u. s. w. so schwierig und unbequem, daß sie auf Mißverständnisse und Lachen zu führen, statt Rührung hervorzubringen (VI, 2, 12—19).

6) Wo die völlig widersprechenden Züge vom Charakter (I. C. 29) die Handlungen (ohne Kampf, Haltung und innere Thätigkeit) in Maschinen verwandelt, so durch grund- und bodenlose Widersprüchigkeit unsere Ruhe hinwiederum stört (X, 6; XVI, 7).

7) Wo statt einer Verflechtung bei, obgleich mitten Schwierigkeiten, doch Zerhauungen (wie bei Orest zu Tauroë), die Entfernung im Verrathen als ein Triumph begünstigt, und ein neues Verbrechen, behufs der Katharsis, der Reinigung vollbracht wird (XI, 7).

8) Wo ganz der Inhalt der Poesie eine solche Katharsis braucht, aber Mutter und Verbrechen für die Tragödie zu nahe sind, und auf das Zweite, statt Mitleiden neben der Reinigung der Leidenschaften erregt, die Ehre, das heißt auf Schönheit, Vergnügen und Anmuth der leere Mittelpunkt genommen ist (XIV, 5, 11; IV, 8).

Zusatz
über Plautus und die Komödie der Alten.

In vorstehender Abhandlung „über die Poetik des Aristoteles" habe ich behauptet: seine Theorie möchte für die Komödie in unseren Zeiten weit weniger taugen, als für die Tragödie. Hierdurch ist mittelbar ein Vorwurf gegen die Komödie der Griechen

und Römer zurückgehen, welches einigermaßen allein zu begründen dieser Aufsatz bezweckt.

Zunächst will ich nur von dem, was wir aus jener Zeit wirklich haben und kennen, nicht von dem Verlornen und den Hypothesen über Werth oder Unwerth desselben. Ferner habe Aristophanes (den Formen und dem Inhalte, der Poesie und Politik nach) so allein da, daß Vergleichungen zwischen ihm und den Werken neuerer Dichter unmöglich erscheinen. Es bleiben also nur die mittlern und neue Komödie der Griechen übrig, welche wir fast ausschließend durch Plautus und Terenz kennen. Kein Stück dieser beiden Römer kann für ganz original und römisch gelten, sie sind von Nachahmung, Uebersetzung, und Werth oder Unwerth ist vorzugsweise den griechischen Vorbildern zuzuschreiben. Daß hier und da ein römischer Prolog, eine römische Exposition, ein römisches Wort u. dgl. genannt wird, kann die völlig fremde Sitte und Handlungsweise nicht vergessen machen, nicht Shakespeare Dichtergeist ersetzen. Doch zeigt sich mit noch mehr Heimatlichkeit, Natürlichkeit im Plautus, als in dem feinern, gewandten Kunstwerke des Terenz; wegegen für Mängel des Letztern, welche thatsächliche Lücken und Unsicherheiten des ersten, diese Vorzüge ersetzen.

Betrachten wir indessen zunächst die Form dieser, besonders der plautinischen Lustspiele, so ist die Entfernung des Zusammenhangs, die Exposition, gewöhnlich in den Prolog gelegt; so die Einheit des Orts, nämlich Akt I, Szene 1 und Akt I, Szene 3, wo der Ort [illegible] auftritt und dem Dichter allerdings Hülfe leistet, indem er alles Nöthige rasch. Ferner steht Prolog und Exposition im Akte gleichartig und abwechselnd, an der Spitze des ganzen Akts. Wer nicht Prologe gesprochen habe, ist nicht überall mit Sicherheit abzusehen; einige Male gerade eine Person, die weiterhin nicht auftritt, andere Male z. B. im Truculentus ein Mitspielender.

Wenn der Tragiker Euripides über die Art, wie er den Prolog behandelt, getadelt worden ist, so verdient der komische Dichter gleiche Vorwürfe: Aristoteles wollte behaupten, der rechte Anfang sei nicht gefunden und die Handlung werde nicht aus und durch sich verständlich. Andererseits ist damit freilich nicht gemeint, daß man den Prolog als solchen vergessen, lange Erzählungen oder irgend einem Mitspielenden in den Mund legt. Nun es viel neuere Lust- und Trauerspiele haben solche verflochten, aber virtuose schwierige Prologe.

Als einen, in unsern Zeiten weit weniger interessirten Uebelstand betrachte ich dagegen die Anzahl von Monologen und das abwechselnde Sprechen Mehrer, aber sich zu hören und zu

[illegible] Dabei [illegible] [illegible] [illegible] bei Chorea auf, und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

einige Worte sagt man heute so wenig Gewicht auf die zur Charakterisierung geeignete Satzstellung. Die Voranstellung z. B. (IV, 1) gibt Caes. während Nachstellung von ipse Cic. in seinen Briefen an Atticus Caesar, Pompeius, auch Cicero selbst von Niemandem gebraucht, so daß auch diese Stellung ihre Geschichte hat. In den Briefen gibt Cicero, während Hirtius und der Dichter (1, 4, 3) in seinem Bericht, mehr ohne eine bis vermeidbare Breite und Schwerfälligkeit mit Mühe einen knappen, klaren Satzbau, und innerhalb der Zeit ganz verschieden (3). Diese Beispiele ließen sich häufen, wenn man den Text mit der ältesten Form lesen, statt ihn freilich in andere Schreibgewohnheiten umsetzen. Ohne je endgiltig lösbar, wenn Grundsätze den sicheren Takt von Musikalischen Gefühl bieten IV, 1, so hoffe ich gezeigt, ist damit noch nicht die Norm, und sie kommen gar nicht immer zusammen. Vielleicht erklärte sich die Stelle am leichtesten, wenn der Blick auch den ganzen Satz zu Ende ginge, ohne doch die Freiheit einzuschränken und die Wahrheit zu trüben.

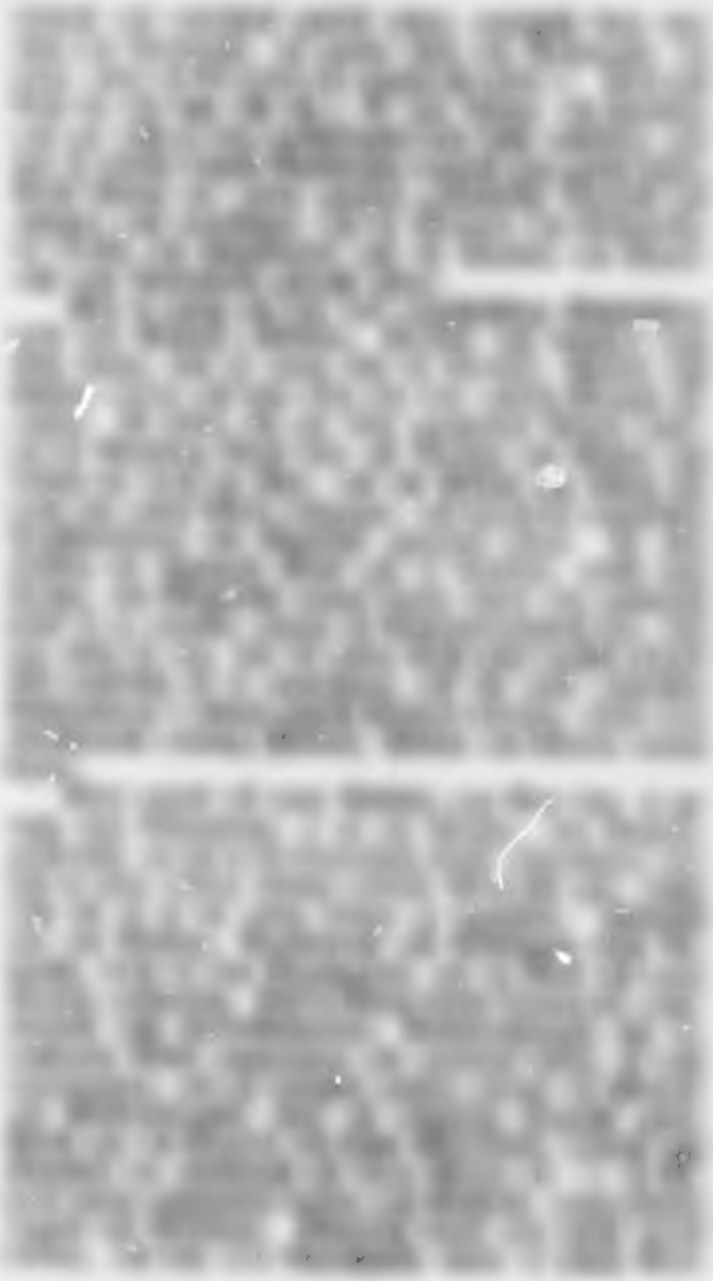
Genauer, meinen Einige, habe man es mit der Stellung des Verbs genommen; kann man etwa eine andere Stellung finden, wo der Ort so ganz selbstverständlich, so angelegt erscheinen will, daß es eigentlich gar nicht auffällt, sondern nur einem Manne beschäftigt, sonderbarer daß Caesar gerade, Cäsar und seinen Namen? Zuletzt heißt es freilich, einer Erklärung, mit welcher Erklärung eine Explication aber gar nicht gemeint ist; denn es liegt ja: warum Caesar denn die Brücke und die Straße? Die Gewohnheit und Interessenrichtung ist nun so oft ganz selbstverständlich, so abgeschmackt, z. B. wenn Caesarem in die, schreiben (II, 1, 11) und dem Satz, mag auf die Straße geht, um daß man mit einem Blicken verständlich und bestimmt zu bezeichnen. Ohne je [illegible] wird im Satz [illegible] die Straße zu einer gehörigen Betrachtung umgestaltet, wo die Eigenschaften natürlich in Satz-Gelegenheit stehen, daß jemand um die Stadt kommen und sie [illegible] werde. Endlich wir heute natürlichen Verhältnissen sich haben, verhindert der Genius Patriarchat im Convoi (1, 1, 11) sehr natürlich sagt:

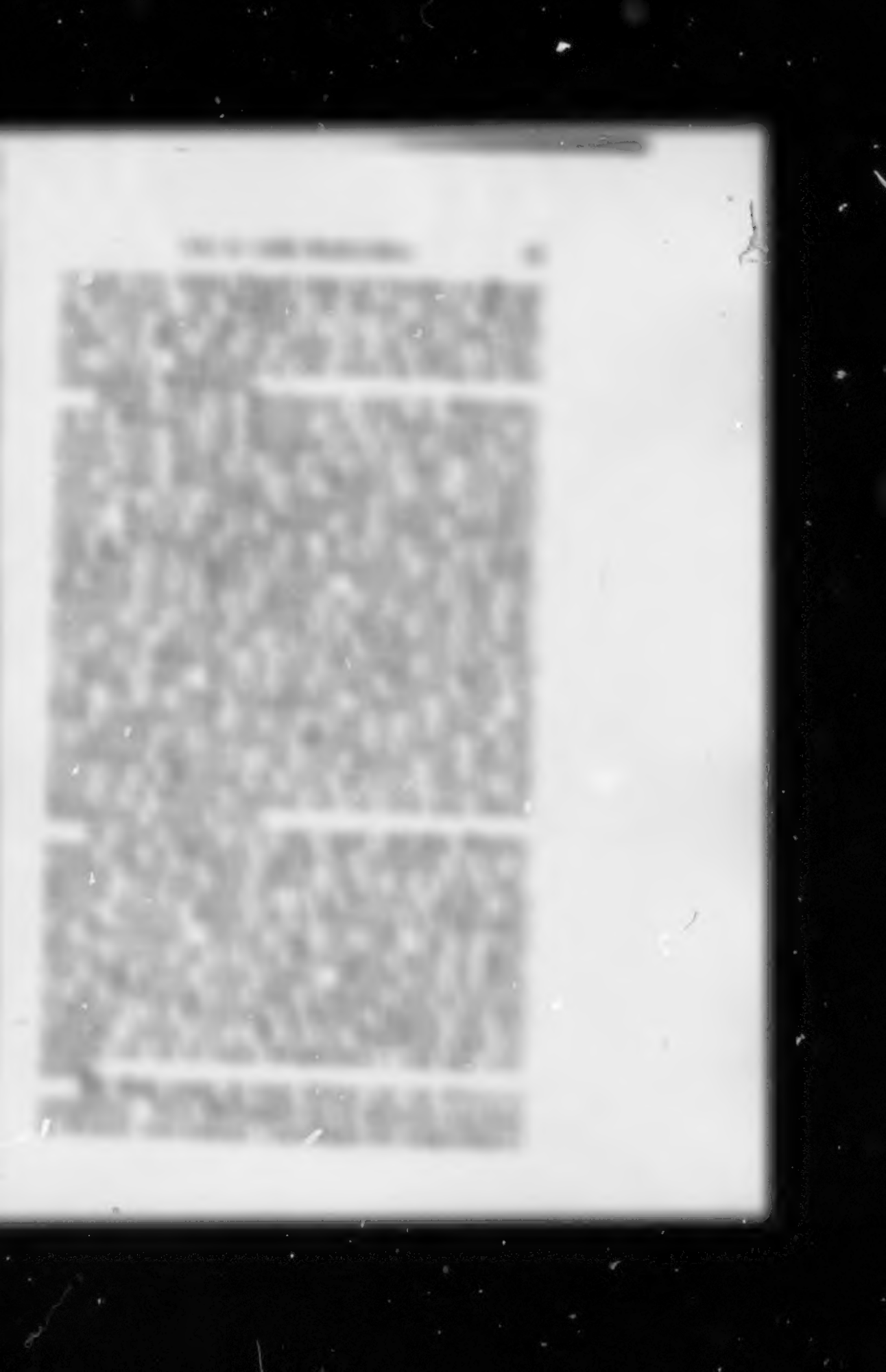
Videre ut minore molimine? Sequentur complevit satis.

Wäre die Stadt bei Cäsar bekannt gewesen, daß man alle Worte auf die Straße schriebe, so könnte man einen neuen Gesichtspunkt für eine natürliche Stellung, daß sie in den einen Gesichtspunkt ganz einbrachte, seine Worte in den natürlichen Gesichtspunkt der neuen Zeit zu convertiren, hoffentlich, natürlicher, schneller gewordene ist. Auch schwach ist in einer Gewohnheitsform

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [





[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Die noch weit lange verbreitete Meinung war die: daß zur Entstehung des Lautes [illegible] die Übereinstimmung der beiden Hauptteile des Instrumentes nötig sei. Einige unterschieden die Stimmen, Pandura, das Brett (πρόσωπον) und die Platte (ὕπτιον)[1]. Plinius z. B. sagt, die Cithara habe kein Brett erhalten, da dann die Saiten nicht über die Platte, über die Platte nicht [illegible] würden, es muß an einer Übereinstimmung, an einer Zusammenstimmung fehlen haben. Zum Beispiel erklärt Aristoteles (I, 13), wenn die Stimmung [illegible] werden die Platte der Cithara, die eine Tonhöhe (τόνος) [illegible], so die Platte [illegible] [illegible] die gleichen Schwingungen nicht vollführen. Nämlich [illegible] Plinius (IX, 11) hat gegen Brett [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], um Cithara Platte in die Cithara zum Klang zu verhelfen, und Vitruv [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Verhältnis bringen. Hätte man aber bisweilen neben den Dingen in den Lehren auch Gründe finden können, so schiefe die Glaubens- und Sittenverschiedenheit der Kirchen keine Trennung persönlicher Rechte in sich, sondern wäre höchstens eine Begründung und Verschärfung der Glaubens- oder Religionsfreiheit, so wäre, da wesentliche Mängelhaftigkeit, eine Trennung aber ein Widerspruch in der Vernunftlehre.

Denkbar, daß die Verschiedenheit der Confessionen Verschiedenheiten habe sind die Rechte, nicht aber die Pflichten in sich begreifen, hätte es an gründlichen Beweisen, und auch nicht an Beispielen aus politischen Gründen. Insbesondere scheint bei es gar keinen Zweifel, daß keine Parteien vor Pflichten in den Gemeinschaften [illegible] haben und stellen. Da nun weder Christ noch Theologe in den vollständig und gut gebauten Kirchen eine so außerordentlich wichtige Thatsache erblicken, als die spätere Entstehung der Parteien in jenen Kirchen werden wäre, so kann man ihnen deshalb mit Recht bestreiten, daß sie von Anfang an dem gehörten. Hierzu kommt, daß Theologie in seiner wissenschaftlichen Durchführung bezüglich der Gegenstand und Unterschied zwischen Wesen und Wissen, einzelnen aber den zwischen Pflichten und Parteien bezweifelte. Es liegt ausdrücklich: daß die wahre Kirche und allein Heilsgemeinschaften gebildet werden [illegible] und liegt diese bei den Reformierten hinzu, daß Christus sie und durch sie schlechthin, welche sich wissenschaftlich durch die höchste Erkenntnis und das Gewissen [illegible]. Da einer solchen Kirche, wo es das wissenschaftliche Gewissen der Kirchen anerkennt, erklärt es sie gleichen Lob: daß Pflicht gleichen (daß heißt wissenschaftlich geleitete) Verkehr [illegible] am Christentum teilnehmen können. In besonderen Fällen liegt Grund: Niemand wird von Gemeinschaften ausgeschlossen, und höchste Strenge soll am meisten, denn am meisten daran liegt, daß der Christ im rechten Zustande sei [illegible].

Drittens: obgleich man die Parteien von den Kirchen und, und gibt diesen sind die Kirchenvereinen, so müssen sie innerhalb in den Gemeinden gebildet; erkennt man, um sich ungünstigen Lehrstand vorzubeugen, ein vorherrschendes Interesse der Parteien, so kommen die Pflichten nicht bei Gemeinde innerhalb, aber man muß ebenfalls die in die Form gegen die Parteien entstehen, und kommt ganz den Rechten innere Pflicht vorhanden.

Die beiden und anderen philosophischen und geschichtlichen Momente unsere politische Betrachtungen entscheidend klären. Die große folgenreiche Bedeutung der Stellung der Gemeinde Christi besonders wesentlich kommt, daß es für den christlichen Verkehr so wenig, ungünstiger Parteien entsteht und gebildet werden

[illegible] Gebiet, Reichthum und mit [illegible] [illegible] [illegible] Vermögen und Reichthum ein eigenthümliches Gewicht, ein Gewicht, das sich im Staatsleben durch Jahrtausende hindurch geltend gemacht hat, und nicht in den wenigsten Staaten von Nachtheile, nicht [illegible] [illegible], sondern mit Gerechtigkeit und Freiheit gar Hand gehalten ist. Der Begriff des Vermögens war so allgemein, das Recht des Reichthums und der Arbeit so überall möglich, daß kein einziger Einwohner des Staats davon ausgeschlossen blieb. Diese allgemeine Anerkennbarkeit des ersten bürgerlichen Grundsatzes machte ihn aber eben gefährlich für jedes Bestehende, zu Gegenmaßregeln zu verleiten und zu entflammen. Der ganze Gesichtspunkt hat mehre Einzelne hat, wie z. B. seinen Sinn und Zusammenhang, wenn so sind die Plebejer rechtlich und die Patricier in ihrer einzigen Stellung und Berechtigung standen sich.

Der neue Grundsatz selbst [illegible] (z. B. in Vergleich mit dem Schuldrecht) einen andern großen Vorzug, nämlich der Gemeinschaft; das heißt: auch Mitglieder der sich ändernden Vermögensverhältnisse ändern sich auch die politische Stellung und der Einfluß war der Magistrate, der Rechte der Einzelnen und Gesetze. Der reich gewordene Plebejer rückte in die höhere, der arme verarmte Patricier sank in die niedere Klasse, und für Alle lag darin ein Sporn der Thätigkeit und guten Wirthschaft.

Freilich gegen die Meinung, daß die Schätzung (census) [illegible] [illegible] den Grundbesitz ausschließlich habe, läßt sich anführen, daß hier einziger Ausdruck auf diese Unterabtheilung des Vermögens Bezug hat, hier Wort davon hergenommen ist. Auch wurde eine solche Verschiedenheit den Unterschieden, der Identität der Klasseneintheilung wesentlich gehindert und einem großen Theile des Vermögens seine Rechte belastigt, auch Lasten auferlegt haben. Die erste Klasse besaß schwerlich so viel mehr Grundvermögen, als sie mehr Centurien hatte, und das Mobiliarvermögen [illegible] sich mit in größerem Verhältnisse als die Mobiliarsteuer. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß jemand alle politischen Rechte verlor, aber von öffentlichen Lasten in dem Vermögensstande verblieben wurde, wo er zwar sein Grundvermögen verkaufte, doch aber gleich wohlhabend blieb, aber gar keines Mobiliarvermögen anderweitig verbrauchte. Selbst dann, wenn ein Staat sich auch in ähnlichen Verhältnissen befindet, ist es nothig den Grundbesitz als das einzig Wechselnde und Vermögensgattige anzusehen; mit jedem Tage weiterer Entwickelung und größeren Erwerbes wird aber jene Grundlage immer ein [illegible] und ungerechter.

Obwohl dieser Betrachtungsweise die aufgezählten Gründe zur Seite stehen, ergibt sich doch aus der Gesammtheit der Verhältnisse, daß zur Zeit des Servius Tullius [1]) beweglicher und Geldbesitz nur unbedeutend sein konnte, und aller Nachdruck auf dem Grundvermögen liegen mußte. Es bleibt indessen ein sehr großes Verdienst des Königs, daß sein Grundsatz, sein Princip, überhaupt allgemein war und nicht blos die Gegenwart umfaßte, sondern auch Alles zu regeln im Stande war, was sich allmählig in jener Beziehung änderte und weiter entwickelte.

In anderen, viel späteren Zeiten hat dagegen eine gewisse Schule von Idealisten und Praktikern den einseitigen, irrigen Grundsatz aufgestellt und geltend gemacht: daß nur Landbesitz eine Bürgschaft der Vaterlandsliebe gebe und politische Rechte allein nach Maßgabe desselben zu bewilligen wären. Und aus demselben Grunde ward nur gewissen Klassen von Einwohnern (so dem angeblich allein mündigen Adel) Besitz von Grund und Boden verstattet. Dies verfehlte, einseitige Vorurtheil hat vorzüglich zum Untergange Polens beigetragen, die Herrschaft der Freiheit in Moskowitenland gestört und Karls X. Verjagung mit herbeigeführt, weil seine Ordonnanzen die Rechte der Städte und des beweglichen Vermögens verkürzten, um die Macht der Landbesitzer zu verdoppeln. All diesen Gefahren entging Rom, indem es das gesammte Vermögen berechtigte und belastete, ohne etwa dem Besitze eines Patriciers mehr Gewicht beizulegen, als dem gleichen Besitze eines Plebejers.

Angenommen die vorstehenden Ansichten und Behauptungen wären richtig, so dringt sich doch noch eine andere erhebliche Frage hervor: ob nämlich selbst in der Klassencintheilung des Servius Tullius nicht ein zu großer und ausschließender Nachdruck auf das Vermögen gelegt worden? Und ob es eben so angemessen sei öffentliche Rechte, wie Lasten danach abzustufen und zu vertheilen? Fast überall findet sich in der Weltgeschichte, daß die Reichen auf größere Rechte Anspruch machen und die Armen nur geringe Lasten übernehmen wollen; umgekehrt diese letzte Klagen erheben, wenn man mit den Lasten auch gleichzeitig die Rechte vermindert, und jene, wenn man für größere Rechte ihnen auch schwerere Verpflichtungen auflegt. Mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Weisheit hielt aber Servius Tullius an dem Grundsatze fest: daß mit dem Steigen oder Sinken der Rechte auch die Lasten steigen oder sinken, beides also in gerademm Verhältnisse stehen müsse. Das Uebergewicht des Reichthums ward ferner durch mancherlei Umstände ermäßigt. Centurien nämlich entschieden für die erste Klasse [illegible] ohne weitere Steigerung der Rechte für größeres Vermögen. Zwei

tens, ward jene Summe bei stets sich vermehrendem Reichthume verhältnißmäßig immer unbedeutender und verstattete immer mehr Personen den Eintritt. Eine ähnliche, in demokratischer Richtung eintretende Wirkung finden wir bei dem englischen Wahlcensus, welcher zuletzt kaum mehr eine beschränkende Bedingung war. Spätere, etwaige Steigerungen der römischen Klassenschätzung blieben gewiß hinter dem Maße des steigenden Reichthums zurück.

Vor Allem mächtig wirkten drittens gegen den förmlich staatsrechtlichen Einfluß des Reichthums die Comitien nach Tribus und der Umstand, daß von den Bewerbern um Aemter kein großes Vermögen gefodert ward.

Ohne Zweifel bezogen sich des Servius Tullius Klassen und Centurien auf drei Hauptsachen: Staatsrecht, Kriegswesen und Steuerwesen. Weil aber der Hauptgrundsatz, der leitende Gedanke dies Alles ergreift, folgt doch noch nicht und ist nicht nothwendig, daß jegliches bis in Kleinigkeiten hinab immer parallel ging, und jede Veränderung und nähere Bestimmung in dem einen Drittheil schlechterdings auch die beiden anderen Drittheile umgestaltete. So begründet z. B. eine neue Aufstellung und Abtheilung der Legion keineswegs eine Veränderung der Centurien. Die nothwendig scharf bestimmten Zahlen der Heeresabtheilungen brauchen sich in den politischen Abtheilungen nicht wiederzufinden, das staatsrechtliche und das thätige Kriegsheer zählten nicht gleich viel Köpfe. Manipeln oder Centurien, und die Kriegspflicht wie die eigentliche Aushebung, gestalteten sich (besonders seit Bewilligung des Heersoldes) auf eine neue und eigenthümliche Weise.

Was haben nun aber (diese Frage müssen wir noch bestimmter untersuchen), was haben Patricier und Plebejer durch die neue Klassencintheilung gewonnen oder verloren? Sieht man, nach der beschränkten, aber leider gewöhnlichen Weise, in dem Gewinn eines Anderen jedesmal einen bitteren Verlust, so würden die Plebejer für den Fall verloren haben, daß ihnen früher ein Stimmrecht nach Köpfen in den Curien zustand, jetzt aber das Vermögen einen überwiegenden Einfluß gab. Sie gewannen, sofern diese Voraussetzung zu verwerfen ist. Das Umgekehrte findet statt hinsichtlich der Patricier. In der That gewannen aber (sobald man die Dinge von einem höheren Standpunkte betrachtet) beide Theile, sofern die neue staatsrechtliche Form auf einem wahrhaft neuen und zugleich richtigen Gedanken und Grundsatz beruhte. Wesentlich zurückgesetzt, ja mißhandelt waren hingegen die Patricier nicht allein wenn Servius Tullius sie von der neuen mächtigen Form ausgeschlossen, sondern auch wenn er ihnen nur 18, oder gar noch weniger Stimmen für die Ritter

centurien gegeben hätte. Gedanke und Ausdruck iſt irrig, daß die in dieſe Rittercenturien, in dieſe Kriegsdienſtklaſſe aufgenommenen Patricier alle übrigen repräſentirt hätten; wenigſtens wäre dies eine macht- und bedeutungsloſe Vertretung geweſen. Vielleicht ſind auch ärmere Patricier, ungeachtet ihrer geringeren Schatzung, in die Rittercenturien [1]) aufgenommen worden; und umgekehrt ſetzte Valerius viele reiche Plebejer in die Reitercenturien, während ſich arme Patricier [2]) genöthigt ſahen im Fußvolke zu dienen. Jedenfalls waren die Patricier anfangs im Durchſchnitt die reichſten und bildeten neben den Reitercenturien gewiß den entſcheidenden Hauptbeſtandtheil der erſten, ſo begünſtigten Klaſſe. Daher konnten ſie ſich die neue Einrichtung wohl gefallen laſſen, und behielten, z. B. nach Vertreibung der Könige, die Erwählung der Conſuln durch Centuriatcomitien in ihrer Hand.

Das Gewicht der Patricier mehrte ſich auch noch dadurch, daß die, ſich ihnen anſchließenden Clienten nicht blos in der niedrigſten Klaſſe ſaßen, ſondern nach Maßgabe ihres Vermögens in jeder ſitzen konnten; daß übrigens alle Clienten wären in die vier Centurien der Werkleute und Muſikanten zuſammengedrängt worden, iſt unerwieſen und widerſpricht ihren Beſchäftigungen und der Natur der Dinge.

Ich machte darauf aufmerkſam, weshalb ich es für unwahrſcheinlich hielt, daß in ſpäterer Zeit die Schatzung und die Centurienzahl lediglich nach der Bodenfläche, oder nach der Bodenfläche und Bodengüte feſtgeſtellt worden: aber ſelbſt dann, wenn man das Vermögen in allgemeinerem Sinne und nach ſeinen verſchiedenartigen Beſtandtheilen berückſichtigte [3]), bleibt es noch zweifelhaft, ob die Centurienzahl in geradem Verhältniſſe zu demſelben ſtand? In dieſem Falle würde ein gewiſſes, gleiches Kapital zur Bildung einer jeden Centurie nöthig geweſen ſein, und die Kopfzahl in dem Maße abgenommen haben, wie das Vermögen zunahm; oder die dritte Klaſſe mit 20 Centurien würde nur ein Viertel des Vermögens der erſten Klaſſe mit 80 Centurien beſeſſen, hingegen aber durchſchnittlich viermal ſo viel Köpfe gezählt haben. Nun iſt aber zweierlei wenigſtens möglich: erſtens, daß in den niederen Klaſſen, um der größeren Kopfzahl willen, ſchon ein kleineres Kapital eine Centurie bildete; oder daß man zweitens, die Zahl der Centurien der erſten Klaſſe in noch ſtärkerem Verhältniſſe erhöhte, als das Kapital ſich größer zeigte. Das erſte Verfahren würde ein demokratiſches Gewicht auf die Menſchen, das letzte ein oligarchiſches auf das Beſitzthum legen.

Vergleichen wir jetzt (es iſt von höchſtem Intereſſe) die

Gesetzgebung und insbesondere die Klasseneintheilung des Solon mit der des Servius Tullius. Hat der Letzte von der ersten *) gar keine Kenntniß gehabt, so geht daraus hervor, daß die Macht der Verhältnisse in zwei getrennten Völkern fast gleichzeitig ähnliche staatsrechtliche Gedanken und Einrichtungen hervortrieb. Kannte hingegen Servius Tullius die solonischen Gesetze, so war er doch nichts weniger als ein bloßer Nachahmer, sondern bewies durch sehr wichtige Abweichungen und Verschiedenheiten die Kraft seines Geistes und seinen Scharfblick. Solon theilte die Athener in vier Klassen. Die erste hatte eine jährliche reine Einnahme von wenigstens 500 Medimnen Früchte; die zweite 300, die dritte 200 Medimnen; geringere Einnahmen verwiesen in die vierte Klasse. Nur Mitglieder der drei ersten Klassen gelangten zu den unbesoldeten Staatsämtern; Alle hatten dagegen Antheil an den Gerichten und Volksversammlungen.

In Athen wie in Rom tritt der Besitz neu und mächtig wirkend im Gebiete des Staatsrechts auf, vermittelt zwischen dem zeither Getrennten und bringt Eupatriden und Demos, Patricier und Plebejer in ungekannte und folgenreiche Verhältnisse. Daß Solon ohne Zweifel die Eupatriden in seine Klasseneintheilung einschloß, ist zwar nur ein mittelbarer, bei ähnlichen Umständen aber doch nicht unwichtiger Beweis, daß Servius Tullius dasselbe that. Ein Unterschied spricht sich dagegen (wenn wir an den Worten festhalten) zuvörderst darin aus, daß Solon's Klassen ausdrücklich auf Landbesitz und Einnahmen aus Landbau **) beruhen. Mag der Athener hierbei die vorherrschenden Verhältnisse berücksichtigt haben, so bleibt doch der Grundsatz den Worten nach beschränkt und mußte zum Beispiel beim Steuerwesen ganz aufgegeben werden; wogegen Servius Tullius wenn er, wie ich glaube, das Vermögen in weiterem Sinne umfaßte, entweder schon eine größere Mannichfaltigkeit der Besitzthümer vorfand, oder mit größerem Scharfsinn in eine weitere Zukunft sah.

Eine nicht minder wichtige Verschiedenheit ist die, daß Solon's Klassen nach den Einnahmen, die des Servius Tullius aber nach dem Vermögen abgestuft sind. Beide Begriffe finden sich zwar in dem allgemeineren, höheren des Eigenthums, oder der Besitzthümer wieder; allein sie sind um deswillen keineswegs ganz gleichbedeutend, und am wenigsten in staatsrechtlicher oder finanzieller Anwendung. Es ist nicht gleichgültig und führt nicht zu denselben Ergebnissen, wenn wir politische Rechte und Steuern, nach dem Vermögen oder den Einnahmen vertheilen und auflegen. Eine Einkommensteuer ist in vieler Hinsicht von einer Vermögenssteuer verschieden, und ein Einkommen aus eigenthümlichem, vererblichem Landbesitz hat z. B. ein anderes

Gewicht, als aus unsicherem Gehalte. Bücherſammlungen, Kunſtſchätze und manche andere Dinge gehören zum Vermögen, bringen aber keine Einnahmen, ſondern verurſachen viele Ausgaben, und würden durch eine hohe Beſteuerung aufgezehrt werden. Andererſeits läßt ein Vermögen von dieſer uneinträglichen Art auf eine höhere Bildung des Eigenthümers ſchließen, während Mancher leicht und plötzlich zu großen Einnahmen kommen kann, ohne weſentlich in der Bildung fortzuſchreiten. Im Allgemeinen dürfte bei der Beſteuerung die Rückſicht auf das Einkommen, bei Vertheilung der politiſchen Rechte auf das Vermögen vorzuziehen ſein.

Die letzte Beziehung auf Staats- und Stimmrecht tritt bei der Klaſſeneintheilung des Servius Tullius viel ſchärfer, dauerhafter und eigenthümlicher hervor, als in der ſoloniſchen; oder vielmehr, die zweite höchſt wichtige Hälfte zur Klaſſeneintheilung, die Centurieneintheilung, fehlt in Athen ganz. Nur die letzte Klaſſe war hier von Staatsämtern ausgeſchloſſen, und dieſe einzige negative Beſtimmung konnte den, ohnehin von Anfang an ſtaatsrechtlich gleichgeſtellten drei erſten Klaſſen gegenüber nicht aufrecht gehalten werden. Schon Ariſtides mußte, um größeres Uebel abzuhalten, die völlige Gleichſtellung [17]) aller vier Klaſſen gutheißen, welche Veränderung wichtiger iſt als alle perikleiſchen, und eine Demokratie begründete wie ſie in Rom niemals ſtattgefunden hat. Der Volkscharakter und die Geſetzgebung drängten in Athen gleichmäßig zu dieſem Ergebniſſe, welches den Glanz der atheniſchen Entwickelung erhöhte, deſſen Dauer aber verkürzte. In Rom war durch das entſcheidende Uebergewicht der Centurien in der erſten Klaſſe auf lange Zeit hinaus eine feſte Ariſtokratie gegründet, welche erſt mittelſt eines Kampfes zweier Jahrhunderte geſtürzt ward, während in Athen dieſer ſtaatsrechtliche Beſtandtheil beim erſten Anlaufe zu Boden fiel, ja dieſe Richtung völlig beſeitigt blieb. Hierzu wirkte ferner, daß nach der ſoloniſchen Seiſachtheia die Schuldgeſetze nicht (wie in Rom) die Herrſchaft der Vornehmen ſchärften, keine zahlreiche Clientel ihren Einfluß verſtärkte und der atheniſche Rath (die Bulä) jährlich aus dem Volke genommen wurde und wieder dahin zurückkehrte, während der römiſche Senat in ganz anderer ariſtokratiſcher, oder vielmehr oligarchiſcher Weiſe organiſirt war.

Dennoch ſchien durch die Geſetzgebung des Servius Tullius eine löbliche, zu friedlicher Entwickelung hinführende, aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie glücklich gemiſchte Verfaſſung begründet, als die ſchrankenloſe Herrſchſucht des Tarquinius Superbus und die Zuchtloſigkeit ſeines Sohnes zu einer entſchei

dend wichtigen Umwälzung führte und dem römischen Staatsrechte eine wesentlich verschiedene Richtung gab. Hiervon wird im nächsten Abschnitte die Rede sein.

Zweiter Abschnitt.

Von der Gründung der Republik bis zur völligen Gleichstellung der Patricier und Plebejer.

510—366 (342) v. Chr.

Mit dem Sturze des Tarquinius Superbus ward nicht blos der Tyrann, sondern auch das gesammte Königthum beseitigt. Beides ist (hauptsächlich um des Glanzes der römischen Republik willen) als ein unbedingter Gewinn betrachtet worden, obgleich sich dagegen, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus, nicht unbedeutende Bedenken erheben lassen. Alles zu Allem gerechnet waren nämlich die Könige stets Freunde und Beschützer des Volkes [32]), oder doch Vermittler zwischen ihm und den herrschenden Patriciern gewesen. Das ganze, große Erbe der Königsmacht kam nun aber, nach Verjagung Tarquin's, in die Hände dieses Erbadels, sodaß keine Vermittelung mehr möglich, kein tertius interveniens vorhanden war, um die Plebejer wider dessen oligarchische Uebermacht zu schützen. So lange Tarquin lebte und furchtbar erschien, schmeichelten die Patricier allerdings dem Volke und suchten es bei guter Laune zu erhalten; von seinem Tode an [33]) stellte sich aber die Einseitigkeit, der Eigennutz, die Herrschsucht dieser Adelsoligarchie so scharf heraus, daß es fast unbegreiflich ist wie die meisten Geschichtschreiber und Geschichtskundige eine gerechte und gemäßigte Nothwehr der Plebejer als unsinnige und strafwürdige Empörung betrachten und bezeichnen konnten. Erst in den neuesten Zeiten hat sich (trotz aller Misverständnisse, Uebertreibungen und Spöttereien) der natürliche Sinn und das Gefühl für menschliche und politische Rechte zu Tage herausgearbeitet; und es ist ein großes, meines Erachtens alle seine, so oft zweifelhafte Hypothesen übertreffendes Verdienst Niebuhr's, daß er trotz seiner Aengstlichkeit und seiner Furcht vor lebhaften Bewegungen, doch der Wahrheit die Ehre gegeben und die Plebejer gegen verkehrte Anschuldigungen vertheidigt hat. Selbst Cicero (der unparteiisch genug ist, wenn er seine eigene Parteistellung vergißt) sagt in dieser Beziehung: entweder mußte man die Könige nicht vertreiben [34]),

oder dem Volke in Wahrheit, und nicht mit bloßen Worten, die Freiheit geben.

Gewöhnlich nimmt man an: die Macht der Consuln sei schon deshalb viel geringer gewesen, als die königliche, weil statt eines Königs ihrer zwei waren; allein dem Volke gegenüber übten sie die richterliche, vollziehende und Kriegsgewalt, und nur die Patricier hatten von zwei jährlich wechselnden Personen ihres Standes weniger zu fürchten denn zuvor. Doch läßt sich streiten: ob die längere, aber beschränktere Gewalt der spartanischen Könige vorzuziehen sei der kürzeren, aber größeren der Consuln. Gewiß hatte der Gedanke: daß ein spartanischer Erbkönig den anderen, im Fall eintretender Schwächen und Mängel, übertragen und ersetzen möge, mehr Gewicht, oder doch mehr Schein, als eine ähnliche Voraussetzung für erwählte, jährlich wechselnde Obrigkeiten. Daß die Consuln nicht noch öfter uneinig waren, ist keineswegs blos Folge ihrer richtigen Einsicht und verständigen Mäßigung, sondern auch, daß die Wahl durch eine herrschende, meist gleichgesinnte Partei vorgenommen ward, und vor Allem, daß der Senat lenkend und zügelnd zur Seite stand.

Von der Zeit des Romulus bis auf die Zeit des Augustus war der Senat die wichtigste, mächtigste, ununterbrochen einwirkende Körperschaft; und man sollte deshalb glauben, daß alle Verhältnisse desselben völlig bekannt, alle darauf bezügliche Fragen leicht zu beantworten wären. Dies ist aber keineswegs der Fall: theils weil die auf uns gekommenen Nachrichten gegen alle Erwartung unvollständig sind, theils weil sie eine verschiedene Auslegung erlauben; vor Allem aber weil unter den Römern (gleichwie im Mittelalter) viele Dinge gar nicht bestimmt vorgeschrieben und entschieden waren, worüber man in unseren Tagen eine unwandelbare Vorschrift und eine feste Entscheidung für schlechterdings nothwendig hält [11]). In jenen früheren Zeiten erschien eine größere Beweglichkeit des Verfahrens, eine größere Mannichfaltigkeit der Auswege und eine freiere Wahl unter den zu Gebote stehenden Mitteln als rathsam und nützlich, während man jetzt nur eine Form und Methode verlangt, um Willkür und Irrthum möglichst auszuschließen.

Gewiß ist der Senat nicht immer in derselben Weise gebildet, die Senatoren sind nicht immer gleichmäßig ernannt worden. Zur Zeit der Könige hatten diese, hierauf die Consuln, dann die Censoren (nach näheren Vorschriften des ovinischen Gesetzes) den größten Einfluß. Livius (1, 8, 9) erzählt: Romulus erwählte 100 Senatoren; es sei, weil diese Zahl hinreichend erschien, oder weil nur 100 Personen vorhanden waren,

die sich dazu eigneten. Plutarch (Romulus 12), Festus (339) und Zonaras (VII, 3) bestätigen diese Nachricht. Dionysius hingegen berichtet:

Romulus ließ durch die Tribus	9	Senatoren wählen;
durch 30 Curien	90	"
Er fügte hinzu einen Führer	1	"
Summa	100	Senatoren.

Die Wahrheit dieser sehr abweichenden, eigenthümlichen Nachricht ist bezweifelt worden; auch stimmt sie nicht recht mit einer andern Stelle des Dionysius, wo Romulus den Senatoren sagt: er habe sie nicht gewählt, damit sie ihm Vorschriften gäben, sondern daß er ihnen gebiete. Wahrscheinlich ist, daß, als er dieser Ansicht gemäß zu herrschen begann, die Oligarchie des mächtigen Adels ihn aus dem Wege schaffte.

Tullus Hostilius nahm (laut Livius) mehre vornehme Albaner [11]) wenn nicht in den Senat doch unter die Patricier auf; wogegen es umständlicher an einer anderen Stelle [12]) heißt: viele aus den Albanern und Sabinern sind nicht nach Geschlecht und Geblüt (non genere, nec sanguine), sondern nach Wahl (per cooptationem) unter die Väter (patres) [13]) aufgenommen, oder von den Königen, oder, nach deren Vertreibung, von dem Volke ernannt worden (jussu populi). Wiederum läßt Dionysius [14]), bei der Vereinigung der Sabiner und Römer, ein zweites Hundert Senatoren durch die Curien aus den neuen Bürgern und Ankömmlingen erwählen. Nach den Worten desselben Schriftstellers [15]) erkor Tarquinius Priscus 100 Männer aus dem ganzen Volke (ἐκ πάντων τῶν δημοτικῶν) [16]), für deren kriegerische Tüchtigkeit oder politische Einsicht Alle Zeugniß ablegten, machte sie zu Patriciern und setzte sie unter die Zahl der Senatoren (βουλευτῶν). Auch hier zeigt sich, wo nicht eine Mitwirkung, doch eine Beistimmung, eine Acclamation der Mehrzahl, deren Bedeutung noch viel größer erscheint, wenn Dionysius (IV, 3) sagt: Numa, Tarquinius Priscus und Servius Tullius wären von den Römern durch Abstimmung (ψήφους ἐπενέγκοντες) aus den Plebejern zu Patriciern erhoben worden.

Tarquinius Superbus ernannte Senatoren aus eigener Willkür [17]), und nach seinem Sturze wählten die ersten Consuln [18]) so viele der angesehensten Ritter, daß die Zahl jener auf 300 gebracht wurde. Dionysius stimmt hiermit im Wesentlichen überein; doch weiset sein Ausdruck: man habe zu Senatoren gewählt die Tüchtigsten [19]) aus dem Volke (κράτιστοι τῶν δημοτικῶν), auch auf eine Theilnahme der Plebejer hin. Gewiß gab es schon vor der Belagerung von Veji plebejische Senatoren [20]).

Da es unpassend wäre schon hier von dem Entwickelungsgange und den Zuständen späterer Zeiten zu sprechen, können nur wenige Bemerkungen Platz finden. Der Senat war keine unbedingt geschlossene Körperschaft von Erbadeligen, seine Zahl war nicht immer gleich groß, der einzelne Abgang ward nicht sogleich, sondern meist nur in größeren Zwischenräumen, bald in dieser, bald in einer anderen Weise ersetzt, und die Senatoren hatten kein Recht jede Lücke durch eigene Wahl, oder Entscheidung wieder auszufüllen. Man foderte vom Senator kein hohes Alter, obwol natürlich die Zahl eintretender jüngerer Männer nur die geringere sein konnte; man foderte kein großes Vermögen, obgleich die Senatoren meist der ersten Klasse angehören mochten. Als sich um die Zeit des Auszuges nach dem heiligen Berge die jüngern Senatoren zu heftig und ungeberdig benahmen, drohten die Consuln [*]): sie würden das Alter festsetzen (τάξαντες ἀριθμὸν ἐτῶν), welches jeder Senator haben müsse, um mitstimmen zu dürfen [*]).

Man ist geneigt anzunehmen: daß der Antheil der Plebejer am Senate, bis zur Zeit ihrer völligen Gleichstellung mit den Patriciern, schon deshalb nur klein könne gewesen sein, weil der Kampf gegen alle Ausdehnung der Staatsrechte so lang, hartnäckig und leidenschaftlich geführt wurde. Diese Erscheinung würde jedoch, wenn nicht andere Gründe für jene Behauptung zur Hand wären, sie keineswegs erweisen; denn wir finden in der Geschichte und bis auf den heutigen Tag, daß Neuadelige sich auf die so eben gewonnenen Vorrechte ihres neuen Standes das Meiste einbilden und sie am schärfsten geltend machen. So haben sich (kleinliche Lächerlichkeiten in geselligen Verhältnissen nicht zu erwähnen) freisinnige Mitglieder des britischen Unterhauses, wenn sie zu Pairs ernannt wurden, meist in Anführer der Hochtories verwandelt.

Ohne Zweifel übten in Rom Consuln und Senat eine tyrannische Herrschaft über das ohne Recht und Schutz dastehende Volk. Es ist nicht meine Absicht den Gang des hieraus entstehenden Kampfes vollständig zu erzählen, sondern nur einzelne Punkte und Stufen der weiteren Entwickelung ins Auge zu fassen.

Zuvörderst ergab sich, daß im geselligen und öffentlichen Leben Fälle vorkommen, wo schlechterdings ein einzelner Mensch herrschen und entscheiden muß und keine Mehrheit von Personen geeignet ist das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Der bei Vertreibung der Könige zur Seite geworfene monarchische Bestandtheil der Verfassung ward selbst von den aristokratischen Siegern vermißt und die Doppelstellung der Consuln als ungenügend be-

funden. Vor Allem gab die von den Latinern her drohende Kriegsgefahr Veranlassung zur Ernennung des ersten Diktators. Seine Gewalt war fast ganz der königlichen nachgebildet [1]), und nur in so weit beschränkt, als er in Verfassung und Gesetzgebung nichts eigenmächtig ändern durfte. Daß vor Sulla keiner seine Macht wesentlich mißbrauchte oder verlängerte, ist mit Recht rühmend hervorgehoben worden. Doch war dies nicht bloße Folge der persönlichen Mäßigung aller Diktatoren, sondern auch der gesammten Sinnesart, welche selbst Unschuldige zur Untersuchung zog und bestrafte, sobald der geringste Schein entstand, daß sie nach einer königlichen oder doch unrepublikanischen Uebermacht strebten.

Da jede Diktatur versteckter oder deutlicher erklärte: daß die persönlichen Eigenschaften, oder die staatsrechtliche Stellung der Consuln nicht ausreichten, so war es eine verständige Begutigung derselben, daß man ihnen die Ernennung des Diktators [2]) übertrug. Oefter jedoch als gegen auswärtige Feinde ward die Diktatur von dem patricischen Senate gegen die meist gerechten und gemäßigten Forderungen des Volks (oder der Gemeinen) in tadelnswerther Weise gebraucht; insbesondere sofern des Diktators Gewalt alle Berufung an dasselbe aufhob [3]) und auch seine Kriegsbefehle zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten. Nachdem das veränderte Staatsrecht jene Anwendung diktatorischer Gewalt unmöglich machte, genügte die bekannte Formel: videant Consules, um die consularische Gewalt für außerordentliche Verhältnisse hinreichend zu verstärken.

Wenn auch gar keine andere erhebliche Gründe wären vorhanden gewesen, so hätte die diktatorische Mehrung jener Gewalt der Herrschenden den Wunsch und das Bedürfniß einer Ermäßigung und eines Gegengewichts hervortreiben müssen. Mit vollem Rechte verlangte das, seit Vertreibung der Könige rechtlose, unvertretene, von dem Adel so oft mißhandelte Volk eigene Fürsprecher und Vertreter. Der Widerspruch der Patricier und des Senats war leidenschaftlich und parteiisch; die Festigkeit und Mäßigung hingegen, mit welcher die Plebejer ihr Ziel verfolgten und erreichten, sehr ungewöhnlich und deshalb doppelt lobenswerth. Die Behauptung, oder der Vorwurf: daß sich nur schlechtes Gesindel nach dem heiligen Berge begeben und Ebenmaß und Vollkommenheit der damaligen römischen Verfassung zerstört habe, ist durchaus ungegründet. Es fehlte vielmehr der römischen Verfassung an Ebenmaß und Harmonie: die Ernennung der Volkstribunen [4]) war ein Fortschritt, obwol nur ein erster und einzeln stehender. Indeß ging die weitere Entwickelung der römischen Verfassung bis sie zu der höchsten, ihr

irgend möglichen Vollkommenheit gelangte, fast ganz von den Plebejern und ihren Tribunen aus. Wie in neuern Zeiten die Tories in Hinsicht auf Irland, klagten damals die Patricier: daß keine einzige Bewilligung dem Volke genüge, vielmehr aus Bewilligungen neue Forderungen hervorwüchsen. In der That aber konnte kein Zugeständniß, keine Maßregel für eine schließliche, letzte (a final measure) gelten, so lange die Patricier ihre Monopole höher schätzten, als das Wohl und die Kraft des ganzen Staates. Daß der Kampf so lang, so unbequem, so heftig war, folgte daraus daß man das letzte, unausweichliche Ziel nicht sehen und anerkennen wollte, sondern jeden einzelnen Punkt hartnäckig vertheidigte, und statt freiwillig und heiter zu geben, sich Jegliches abpressen ließ [*]) und darüber unaufhörlich übler Laune war. Mit größerer Weisheit und Gerechtigkeit hätten die Patricier früher das Gleichgewicht gefunden, welches die römische Verfassung so schön vom ersten bis dritten punischen Krieg zeigte. Manche Gründe späterer Mißverständnisse und böser Ausartung lagen indeß schon in der ersten förmlichen Organisation des Tribunats, und dürfen an dieser Stelle erwähnt werden.

Erstens: aus Furcht vor zu großer und mächtiger Einwirkung ward den Tribunen anfangs nur das Recht gegeben, außerhalb des Senates den Schritten öffentlicher Beamten, zum Schutze von Einzelnen, entgegenzutreten; erst später hemmten sie durch ihr Veto auch einen Senatsbeschluß und noch länger ward ihnen das Recht versagt, über diese Verneinung, diese Negative hinaus, eigene positive Anträge im Senate zu machen. Hieraus entsprang fast nothwendig die Neigung zu verneinen, schon um nicht den Schein willenloser Jaherren auf sich zu laden. Eine ähnliche verneinende Stellung wie früher den römischen Volkstribunen hatte man, ohne glücklichen Erfolg, dem Rathe der Alten in der französischen, sogenannten Direktorialverfassung zugewiesen.

Zweitens: war es durchaus zweckwidrig, daß die Volkstribunen anfangs in den Centuriatcomitien (oder wie Andere [*]) wollen, in den Curiatcomitien) gewählt wurden, wo die Patricier einen entscheidenden Einfluß ausübten. Das Gesetz des Publilius Volero, wonach man die Wahl den (hiedurch erst höhere Bedeutung gewinnenden) Tributcomitien anvertraute, erscheint dagegen ganz dem ursprünglichen Gedanken und dem Zwecke des Tribunats angemessen. (471 v. Chr.)

Drittens: verstand es sich von selbst, daß nur Plebejer Tribunen werden konnten. Wenn also eines Males Tribunen sich durch Wahl Patricier zugesellten, cooptirten [*]), so war dies ein offenbarer, bald verbotener Mißbrauch.

Viertens: muß man es als eine einseitige und willkürliche

Verschränkung betrachten, daß die Rechte und Befugnisse [illegible] der Tribunen sich nur auf Rom selbst erstreckten. Was sie in den Senat beschließen, konnte [illegible] der Senat aufgehoben oder verändert werden; ja sie waren [illegible], wie Privatpersonen, den Consuln unterworfen.

Anfänglich stieg die Zahl der Tribunen allmälig von zwei oder fünf, bis auf zehn [illegible]. Immer konnten jedoch so wenige Personen nicht füglich ein ganzes Volk vertreten; ja obige Verfassung der Zahl verlor alle Bedeutung, oder war selbst den Gegnern verderblich, sobald der Einspruch [illegible] einer Tribunen gegen einen, oder gegen alle andern, ihre Thätigkeit hemmte und die Sachen zum Stillstand brachte. Der vernünftige Beschluß: daß kein Einzelner widersprechen [illegible], sondern Alle einig für das wirken sollten, was die Mehrheit der Tribunen billige, kam um so weniger zur Anwendung, als die Patricier die Macht der Tribunen meist nur dadurch brechen, daß sie Uneinigkeit unter ihnen erregten.

Endlich muß es als ein Hauptfehler hervorgehoben werden, daß die Tribunen niemals selbständige, unabhängige Repräsentanten, oder Stellvertreter des Volks waren. Anstatt sich mit dem Wahlrechte (wie in den vereinigten Staaten von Nordamerika) zu begnügen, wollte das souveraine römische Volk, besonders in späteren Zeiten, unmittelbar mit regieren und verwalten. Es herrschte, statt sich leiten zu lassen [illegible], stützte sich auf die Macht der Minderzahl der Tribunen [illegible], gegen die Mehrzahl, hob auf was sie beschlossen, oder brauchte selbst Gewalt wider sie, wenn ihre Vorschläge mißfielen. Hiedurch ging der Gewinn einer engeren Berathung, einer Mäßigung und Besänftigung der Volksherrlichkeit und Volksleidenschaft nur zu oft verloren, und das organisch geformte Staatsrecht nahm ein Ende, sobald es nicht mehr von den Tugenden des Volkes getragen, sobald seine Mängel dadurch nicht mehr überwogen und geheilt wurden.

Sehr natürlich war der Gedanke und das Gesetz der Tribunen und Plebejer, daß die öffentliche und Privatgesetzgebung einer allgemeinen Prüfung und Berichtigung bedürfe, und insbesondere die willkürliche Regierungsgewalt der Consuln, das imperium, durch bestimmte Vorschriften ermäßigt und geregelt werde. Die Verwaltungs-, Kriegs- und Polizeigewalt bedurfte einer Beschränkung, der Kreis der Rechtspflege und Kriegsverwaltung einer Erweiterung, und zugleich sollte die thörichte Unzerstörbarkeit ein Ende nehmen, wonach die Gesetze ausschließlich den Patriciern zugänglich und bekannt waren, dem Volke hingegen (das sie beobachten sollte und für ihre Uebertretung bestraft

wurde) ein Geheimnis blieben. Jene brauchten, wie gewöhnlich, alle nur erfindbare Mittel und Vorwände den Antrag zu vereiteln: Krieg, Religion, Wunderserscheinungen u. s. w.; sie bekämpften nicht blos die Unmöglichkeit, sondern die Heilsamkeit jeder Veränderung. Die wirklichen Gründe bewog hingegen Livius [illegible] mit den Worten an: mehr als die Zwietracht über, lockte die patrizische Jugend ihre eigene Nutzlosigkeit (Unthätigkeit).

Als endlich die Tribunen sich freuten ihren Antrag durchgesetzt zu haben, ging fast aller Vortheil (zunächst in Hinsicht auf die Form) dadurch verloren, daß die neu ernannten Decemvirn (wenigstens für das erste Jahr) sämmtlich Patricier waren, alle anderen Obrigkeiten (und während ihrer [illegible]herrschaft auch das Tribunat[illegible]) aufhörte und seine Berufung an das Volk mehr Statthand.

Man kann es ein Glück nennen, daß die maßlose Willkür der Decemvirn und die brutale Zuchtlosigkeit des Appius Claudius den neuen staatsrechtlichen Fortschritten so rasch und vollständig ein Ende machten, und der tückige Plan der Patricier [illegible] mißlang, die constitutionelle Regierung ohne Tribunen wiederherzustellen. Mit Recht wurde ferner beschlossen: daß die Berufung an das Volk gesetzlich und niemals eine obrigkeitliche Person davon zu befreien sei. Wie sehr aber die Patricier der Stellung durch ihre Weigern und Verneinen verschlechtert hatten, und wie kühn das Volk schon über die Grenzen der Selbstvertheidigung hinausgegriffen gewesen war, macht die merkwürdige weiter unten näher zu prüfende Vorschrift: daß künftig Beschlüsse der Tributcomitien das ganze Volk eben so verbinden sollten [illegible], als Beschlüsse der Centuriatcomitien.

Die Gesetze der 12 Tafeln sind in so geringen dürftigen Bruchstücken erhalten worden, daß wir kaum über ihren privatrechtlichen, und noch weniger über ihren, minder umfassenden und bezweckten, staatsrechtlichen Inhalt urtheilen können. Sie haben gewiß dankbar anzuerkennende und anerkannte Zweifelsfragen in sich geschlossen, führten aber die Gesetzgebung keineswegs zu einem erfreulichen Ziele, und verdienen das wegwerfende Lob nicht, welches Cicero einem übermüthigen Bewunderer des Alterthums in den Mund legt. Noch immer blieb die eigentliche Rechtskenntniß und Rechtsanwendung ein Vorrecht, ein Monopol der Patricier: sonst hätten diese nicht so laute Beschwerden, so verständigen Sinn erheben können, als später Cneius Flavius [illegible], Aelius Sextus und Tiberius Coruncanius [illegible] die Geheimnisse der patrizischen und priesterlichen Inhaber der Rechtsverwaltung ans Licht brachten und auf leichte Weise in der sich so sehr ausdehnenden Rechtswissenschaft [illegible] Unterricht ertheilten. Nicht ganz

rechtliche Klagen sind in neuerer Zeit von denen erhoben worden, die die Gesetzbuch in der verfälschten Musterausgabe [1]) für unverständlich, überflüssig und überflüssig erklären.

Von der weiteren, umfassenden Entwicklung des Staatsrechts wird sogleich die Rede sein, und wie sehr das Privatrecht derselben bedurfte, zeigen die wenigen Bruchstücke der zwölf Tafeln in wahrhaft erschütternder Weise. Es war das Familienrecht namentlich: denn der Vater durfte z. B. seine Söhne verkaufen und mißhandeln wie Sklaven. Wenn wir lesen auch die Drohung, daß der Gläubiger seinen Schuldner (ohne die Gefahr des Diebstahl zu laufen) in Ketten schreiben durfte, wenn die nach sieben Drohung bezahlte, oder auch manchfaltigen Gefährde ganz verworfen werden, so sieht doch nur zu sehr, daß der Gläubiger den Schuldner einsperren, prügeln und mit Hunger martern konnte, bis derselbe (welche Wilde!) nicht über sich, wie andere Gefangene leben, gar nicht unter 15 Pfund schwer sein sollten. Unerträglich doch, auch wie wir, die Zwölftafelgesetze [2]) alle Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern, und als später Canuleja den Antrag machte, diese Verbot aufzuheben, riefen die Patricier [3]) so hochmüthig wie rechtlich und boshaftig: unsere Ehre wird befleckt! die reinen Geschlechter werden verunreinigt, die heiligen Auspicien entheiligt, und eine Vermischung hervorgebracht, welche der Ehe Makel naht sieht!

Es war sehr natürlich, daß die Tribunen und die Plebejer bei diesen Verhältnissen eifrigst danach streben mußten, die Gesetzgebung so wie den Senat, so auch den Consulat zu erwerben, und in die Hände der Tribus zu bringen. In den alten heiligen Gebräuchen und Gebräuchen, in den meisten der Volksthum, und wenn dort die Plebejer ganz oder großentheils ausgeschlossen, wenn sie in den Comitien unterdrückt waren, so bekam die Persönlichkeit, der Mensch als solcher, in den Tribus ein viel größeres, wenngleich niemals allein entscheidendes Gewicht. Wir sahen, daß die Klassenabtheilung des Servius Tullius, den politischen Zwecken gegenüber, auf breiterem, gesellschaftlichen Grundlage beruhte und das Vermögen den Plebejern die Möglichkeit verlieh, zu größerem staatsrechtlichen Einfluß vorzudringen. Aber diese Möglichkeit war noch keine Wirklichkeit und die große Mehrzahl blieb in den minder berechtigten, ärmeren Klassen. Freilich, wenn es wahr wäre, daß jene Klassenabtheilung sich nur auf die Plebejer erstreckt hätte, so bliebe der Ehre unbegreiflich, mit welchem die Patricier für die Centuriencomitien, und die Plebejer für die Tributcomitien kämpften.

Es ist ein alter, auch in diesem Vortrage schon berührter, und auf vielen Lage beruhender Streit: in wie weit auch

welchem Verhältnisse die Verteilung politischer Rechte entscheiden
habe die Geburt, der Reichtum, oder die Person. Der Versuch
scheint eine unlösbare, ich möchte sagen contradictio in adjecto
zu enthalten, da es unmöglich, indem z. B. zu jeder
Person ein Recht, zu jedem Rechte eine Person gehört, und
aber kann die Setzung, daß verschiedene persönliche Gewichte
oder sachverständliche Verhältnisse, oder Verhältnisse, über sie
entscheiden sein. Zuerst beruhen sich in allen Staatseinrichtungen
die Geburt. Es ist natürlich sie leicht zu wissen und zu [illegible]
leichte Beweis scheint zu sein Kraft, sichere Gewißheit, leichte
Einfalt. Es ist in diesem augenblicke mit sicher Bestimmung
bei Wer bestimmt, daß Geschlecht entscheide und charakterisire
das Ganze, und als bestimmte Eigenschaften, Tugenden, Verhältnisse
hätten, im Vergleiche mit der Geburt, keine Bedeutung.
Zugleich gewähre diese höchst einfache Methode die größere
und Staatsleitung eine Vorgängigkeit vor die Natur beschäftigt,
macht alle künftigen Bildungen entbehrlich, schneidet alle Fragen ab
über das Maß der Vorbedingungen, und bewahrt jeden Versuch einer Abänderung gegen einfachen Normalbestimmungen vor
Verfahren und Verbrechen. — Eine leichte und sichtliche Empfindung
und Schmerzlichkeiten verwandt schon die gesunde Sinn
und die Zweckmäßigkeit der Institution zur unmittelbaren Entscheidung der Jahre und Regierung, und die Klassenunterschiedungen
der Völker und Parteien [illegible] wenn sie auch [illegible]
gar nicht von der politischen und rechtlichen Geschichte wüßten
und von dem Interesse an einer neuen Periode der Weltgeschichte
abkommen. Das Verhältniß ist bekanntlich geworden, die Geburt (ein von Menschen unabhängiger Umstand) bestimmt nicht
mehr Inhalt und Gestalt seiner ganzen Lebens, daß man es
durch Thätigkeit über die Geschlechtsart gestaltet und sich entgegen,
vermehrt sich nicht allein seine Privatgewalt, sondern begründet
auch seine Stellung und seinen Einfluß im Staate.

Wenn sich aber Reichthum zu messen bei den einen Gesellschaften findet, wenn die Menschen sich gar leicht und schnell
die Unterschiede und Verhältnisse der Vermögen zeigen, so erweist sich, mit der von gewissenen Stufe einer reicheren Entwicklung
gleiche, ein natürlicher Widerspruch gegen die verderbliche,
einseitige Macht des Reichthums. Der Geburt und dem Besitze
gegenüber, macht die Person sich geltend, und vermöge der Kraft
des ihr innewohnenden Geistes sich geltend, und bringt zur einen
Ehre, oder Mitgift, immer weiter in den Hintergrund.

Wir haben bereits, daß nicht alt bei irgend einem Volke
der alten Welt, bei den Römern die Persönlichkeit solche
höchste Ausbildung und das entsprechende Übergewicht gewann,

und Ehe in einer bestimmten, gewiß ungewöhnlichen Gestalt, ohne Trauungszeremonie vollzogen, mit ihm Scheidung und allgemeine gültige Form und ohne Gültigkeit der Ehe und der Ehescheidung [1].

Ganz anders in Rom. Indem Constantin Christus zu der Staatsverfassung die Anerkennung in Concordien bewerkstelligte und den antiken Patronat und Klientel die entsprechende Umgestaltung durch die große Zahl der Freigelassenen in der antiken Welt erhielten, gründete er eine Weltherrschaft, welche durch Jahrhunderte lange Kämpfe gegen weltliche gerüttelt, aber nie ganz umgestoßen wurde. In Rom mußten Ehe gültig (ob auch ob jene rechtmäßig konnten) ganz andere Personen auf der einen, ganz andere auf der zweiten Seite zu haben; in Rom konnten waren (gewöhnlich die längste Zeit hindurch) sterbliche Personen, welche nur bedingt ganz rechtlosen waren, und in durch die Sklavenehe Personen trat in eine, mangels in eine ganz andere Ordnung gebracht und diese ein verschiedenen Rechtsgrundlagen wurden. Römischen Bürger, verheirat in Freiheit, verheiraten nach anderen Zeiten und Formen zu anderen Rechtsfolgen, als wenn sie nach Recht in Dienstpflicht getreten waren. In der ganzen Rechtsgeschichte haben wir selten Verhältnisse, welche eine Sonderstellung [2] erhielt hat ganze Theil nach Ordnungen eines Gesetzbuches in drei Theilen, eine Ehe in zehn Personen, und gab jeder Ehe gleich und Gültigkeit (obligatorische Form). In ganz anderen, ganz verschiedenen Weise mit Hinsicht der Ehescheidung auf Ehe, Gültigkeit und Gesetzlichkeit bei der Zeit der Constantin Christus in den Vordergrund, und es erhielten sich die Zeit der Christen allmählig und auf [3].

Daneben noch mit Abweichungen als bei den Germanen. Es war Zweck über das Verhältniß der Personen zu dem Christ. Gesetzlichkeit einmal man auf die Mitte anfangs zu bestätigen Ehen Theil gehabt, welche beim aufgenommen, später gleich wieder aufgelöslichen wurden. Trotz Constantin ist nicht über die Zweifel erhoben, welche zu entscheiden aber gar zu Ehen, gewiß nicht meinen Theorie [4]. Es genügt auf die Thatsache aufmerksam zu machen.

Bei der Haltung bei Constantin gibt Christus Christus den Rath, die Patricier und Consularen gelten dem Gesetz [5], aber Ehebeschränkungen, wie den Christ betreffenden (cognitus) vgl. Marg. Ehen es die Gültigkeit aufgehoben oder sind Mittel zu suchen? Ehemen hatten gar Ehe Christen und Juden verbungen und

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

oder heißt sich durch andere, nicht aufgehaltene Mittel gegen den angedrohten Verlust. Wenn der Kläger einer Grundschuld behielte und nach aber wenigen Jahren dem Verklagten unverzüglich zurückgeben muß, so betrachtet er das Geschäft nicht wie einen Kauf, sondern wie eine Zeitpacht, und richtet sein Augenmerk genau nach der Dauer des einhaltigen Besitzes und dem Maße des bis zur Rückgabe möglichen Ertrages. So wenig als mit dem bloßen Namen einer Pachtzeit, Pächter oder Verpächter etwas, aber noch nicht, eben so wenig bestimmt dies an und für sich das Zeitpacht, sondern je nachdem der höhere Ertrag geringer und größer war, der Pächter geringer oder größer sein dürfte, gewinnt bald der Eine, bald der Andere bei Lösung jener Verhältnisse. Aus diesen, nicht zu verachtenden Gründen [17]) kommt das Zeitpacht (wenn man anders wirklich dessen Anwendung versuchen) weder übermäßigen Nutzen noch übermäßige Armuth abhalten.

Eben so wenig gewähren das Erbbestandsgut in dieser Beziehung eine Hilfe. In dem bestimmten Jahre sollte nämlich weder gebaut noch gepflanzt werden, sondern die Erde ruhen, aber der gesetzliche jährliche Ertrag Alles gemein sein. Auf die Landesbauten, zum Theil sittlichen Anstalten dieser Gattung (welches dadurch eine sehr wohlthätige Wirksamkeit mit einem Privatleben zusammenfällt) kann ich hier nicht eingehen. Gewiß leiden Stadt und Armen, wenn wirklich in einem ackerbautreibenden Staate binnen sieben Jahren nicht Leben, sondern nur jede Ernten stattfänden; wenn der Gesetzgeber, angeblich zum Besten der Armen, ein Element der Nahrungsmittel zu erzwingen suchte.

Die Gesetzgebung des Pachtgutes bringt weit größere, schärfere und folgenreichere Sorgen, als die des Besitzes. Nicht sind hier die bestimmte Verschiedenheiten (z. B. in Beziehung auf Gebrechen und Hausrath), welche besonders die wahrscheinliche Gleichheit der Abtheilung anstrebt zu halten, sondern es waren auch Mittel und Wege abzuschneiden, in anderer Weise bewegliches Vermögen zu erwerben. Der Pächter aber war dem Vermögen dadurch alle Bedeutung genommen, daß man ihn nicht verwenden, ihn nicht gründen konnte und die Einbildungen für das äußerliche und Privatleben alle Dinger auf bestimmte Quote setzen. Nur durch die Zusammengehörigkeit, diese Identität der Gesetze, Verhältnisse und Gewohnheiten gewann das Grundstück Heiligkeit und Dauer. Noch schärfer war Bedeutung in das Heidenthum als ein Bedürfniß von Brunn und Grund, und in früherer Zeit durch bekanntlich bei allen ursprünglichen und wiederumbildlichen Völkern genommen. Über

Zweifel blieb das, was an die Stelle des Lykurgischen getreten war, eine bloße Verschlechterung und Anordnung ohne Erneuerung und Wiedergeburt, und das Bestreben des Agis und Kleomenes die alten, so viel einfacheren und glorreicheren Zeiten wieder zurückzuführen und herzustellen, war so natürlich als ehrenwerth. Aber ihre Begeisterung fand keinen Anklang, und eine neue Ackertheilung zum Besten des Volkes griff auf gar andere und viel verletzendere Weise in die Kreise des Privateigenthums und forderte viel größere Opfer, als je die Gracchen den reichen Römern zumutheten. Doch gehört die Tragödie von Agis und Kleomenes, ihren Freunden und Freundinnen zu dem Ergreifendsten und Ergreifendsten der alten Geschichte: es ist die letzte, knickende Erscheinung in Sparta vor dem Verfalle in völlige Nacht.

Solon und Servius Tullius schlugen in Beziehung auf Reichthum und Armuth einen ganz anderen Weg ein, als Moses und Lykurgus. Jede mechanische, arithmetische, geometrische Theilung des Landes, oder des Vermögens überhaupt, erkannt für Gegenwart, den Augenblick; sie möchte ihm ewige Dauer geben und aller Beweglichkeit und Entwickelung ein Ende machen. Dies Bestreben steht in steter Fehde zwischen dem buchstäblichen Gesetz und den Neigungen und Beschäftigungen aller Menschen. Wenn der Gesetzgeber, anstatt zu beleben und zu kräftigen, sein Hauptziel darin setzt, wie ein Hemmschuh einzuwirken, wird er niemals passen, oder überhaupt ein würdiges Ziel erreichen. Die größere und tiefsinnigere Aufgabe war: statt jenes Hemmens und Verkümmerns, sich jeder natürlichen Bewegung anzuschließen und sie ungehindert zu fördern und zu regeln. Anstatt also jedem Bürger ein gleiches Ackerlooß zuzutheilen und das Mehren oder Mindern zu erschweren, gaben Solon und Servius Tullius völlige Freiheit der Erwerbens und Vermögens, und schrieben kein Höchstes, kein Maximum des Vermögens vor, was so wenig hilft, als die Feststellung eines Maximums der Preise. Wenn in Judäa und Sparta die Ackertheilung gewirkt war, hatte jede weitere Einwirkung der Gesetze ein Ende, oder die nothwendige war so künstlich, daß sie wenig, oder gar nichts half. Die Klassentheilung des Solon und Servius Tullius dagegen gab völlige Freiheit des Steigens und Fallens; aber zu gleicher Zeit ging das Steuersystem ununterbrochen einwirkend und regelnd zur Seite, belastete den Reichthum nach Maßgabe seines Steigens immer mehr und erleichterte die Armen im Verhältniß ihres geringeren Vermögens. So war ein Regulator gefunden, um Ueberwuchs des Reichthums und der Armuth in besserer Weise abzuhalten, als durch mechanische, nur in langer

Zwischenräumen plötzlich und gewaltsam eingreifende Maßregeln. So unzufrieden nun aber auch die Armen sind, wenn ihnen geringere Lasten auferlegt werden, so unbequem finden die Reichen eine steigende Besteuerung. Und umgekehrt: so zufrieden die Reichen auch damit sind, daß man ihnen größere politische Rechte einräumt, so sehr mißfällt es den Armen hierin zurückzustehen. Ganz richtig aber stellten Solon und Servius Tullius Lasten und Rechte in ein gerades Verhältniß, so daß beide gleichmäßig stiegen oder sanken. Von der verschiedenen, weiteren Anwendung ähnlicher Grundsätze in Rom und Athen habe ich bereits oben gesprochen.

So nützlich nun aber auch ein Steuersystem zur Ermäßigung übergroßen Reichthums und drückender Armuth sein kann, so ist es doch, vielen einwirkenden Ursachen anderer Art gegenüber, in jener Beziehung nicht allmächtig: ja fast alle Steuersysteme unserer Tage (nur mit Ausnahme des nordamerikanischen) vermehren die Armuth und begünstigen den Reichthum durch hohe (aber bei gegebenen Verhältnissen oft unvermeidliche) Belastung der ersten Lebensbedürfnisse. Die Billigkeit der römischen Besteuerung nach Klassen ward aber durch viele Ursachen, früher insbesondere durch die grausamen bereits erwähnten Schuldgesetze, dann durch den Zinswucher, wieder aufgehoben, oder ihr Erfolg vernichtet. Wir hören wenig im Alterthume von Staatsbankerotten, nicht weil man besser wirthschaftete als in neuern Zeiten, sondern weil die Lehre von Staatsanleihen und Staatsschulden noch nicht bis zu einer gefährlichen Höhe ausgebildet war. Statt dessen führte die harte Behandlung des Volkes zu unzähligen Bankerotten der Einzelnen, woran sich denn eben so oft Staatsumwälzungen anreihten. Die Mängel des Privatrechts rächten sich zuletzt am Staatsrechte, welches die Reichen nur zu oft als einen Schild gegen die Forderungen der Aermeren emporhielten. Durch Intercession[117]), Werbung, Kriegerhebung, Dictatur u. s. w. wußten jene oft das Billige zu hintertreiben; sie stellten Männer, welche sich des Volkes annahmen (wie Cassius, Mälius, Manlius), als solche dar, welche nach königlicher Herrschaft strebten, und das hinsichtlich dieses Punktes sehr argwöhnische Volk trug selbst zu deren Untergang bei. Zwar ward endlich das Recht, oder die Befugniß des Gläubigers aufgehoben, über den Leib des Schuldners nach Willkür zu schalten und diesen zu knechten; allein so lange der Darleiher mindestens Zwölf vom Hundert Zinsen erhob, konnte die Verarmung der Anleihenden nicht ausbleiben, und selbst der, den Vornehmen sonst so geneigte Livius ruft aus[118]): täglich wuchs in der Stadt die Gewaltthätigkeit der

Väter (patrum) und das Elend des Volkes. — Eine gesetzliche Ermäßigung des Zinsfußes half sehr wenig [17]), da so viele Mittel zur Hand waren, diese Bestimmung zu umgehen, und da die Rückzahlung des Kapitals selbst den Armen unmöglich fiel, und sie zwang die härtesten Pflichten und Bedingungen anderer Art zu übernehmen.

Diesen Uebeln traten die Gesetze des Tribunen Licinius entgegen. Sie bestimmten:

1) die bisher erlegten Zinsen werden vom Kapital abgezogen und der Ueberrest binnen drei Jahren in drei gleichen Theilen gezahlt. — Diese Bestimmung rechtfertigte sich durch die frühere Erhebung übermäßiger, wucherlicher Zinsen und die völlige Unmöglichkeit, Kapital und Zinsen weiter in der bisherigen Weise abzuführen.

2) Niemand soll über 500 Jugeren Land (etwa eben so viel magdeburger Morgen) besitzen und nicht über 100 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh auf die Gemeindeweide schicken.

Diesen Bestimmungen traten später die folgenden hinzu:

3) Vom Acker wird gegeben der zehnte Scheffel, von Bäumen und Weinbergen ein Zunftel des Ertrages, und für das Vieh ein Weidegeld.

4) Die Inhaber des Landes sind verpflichtet, in einem bestimmten Verhältnisse zum Umfange ihres Besitzes, Freie als Feldarbeiter zu gebrauchen.

5) Was Einzelne über 500 Jugeren besitzen, soll den Plebejern in Loosen von 7 Jugeren angewiesen werden.

Jene ersten Gesetze kamen niemals zu voller Anwendung, weshalb die Gracchen (bei steigenden Uebeln) darauf drangen sie zu erneuern und zugleich, durch die angeführten späteren Bestimmungen, den Verhältnissen der Gegenwart genauer anzupassen. Es ist unbegreiflich wie jemals irgend ein, auch nur oberflächlich Unterrichteter hat behaupten können: Licinius und die Gracchen hätten eine allgemeine Ackertheilung, oder gar eine völlige Gleichmacherei des Vermögens bezweckt; oder es sei eine bewundernswerthe Entdeckung, daß dem nicht so sei. Alle Quellen (Livius, Cicero, Arrian, Plutarch u. s. w.) sprechen sich hierüber so bestimmt aus, daß ein Mißverständniß gar nicht möglich zu sein scheint: Hegewisch, Heyne (und vor Allem Heeren in seiner Geschichte der Gracchen) haben die allein richtige Ansicht mit vollkommener Klarheit dargestellt und Niebuhr endlich hat dieselbe in allem Wesentlichen bestätigt.

Alle Gesetzvorschläge von der ältesten bis auf die späteren Zeiten bezogen sich lediglich auf die Staatsländereien, die

Domainen, und hatten gar nichts mit dem eigentlichen vollen Privateigenthum zu schaffen [177]), so z. B. die Ackergesetze des Servius Tullius, des Consuls Cassius, der Tribunen Mäcilius und Metilius, die des Licinius und der Gracchen.

Die Römer nahmen in der Regel den Besiegten einen bedeutenden Theil ihres Grundvermögens, und meist hieraus entstand der ager publicus, über dessen Verpachtung, Verleihung, Benutzung und Besteuerung unzählige Streitigkeiten hervorwuchsen. Daß dies möglich war, weiset zugleich auf Mängel in den gesetzlichen Bestimmungen und auf rechtswidriges Benehmen der Personen hin. Wenn nun derlei doppelte Uebel erst eingewurzelt sind, so findet deren Abstellung immer Schwierigkeiten, sowie äußere Hindernisse; und die gerechtesten, edelsten Kämpfe lassen sich ohne erhebliche Verletzung des, mit Recht oder Unrecht, Bestehenden nicht unternehmen und noch weniger durchführen.

Jene Beschlagnahme des Grundvermögens durch die siegenden Römer mußte im Ganzen noch herber wirken, als die frätere durch deutsche Stämme; denn jene fällt in die Zeiten hoher Cultur und Bevölkerung, diese hingegen in eine Zeit, wo schon große Strecken Landes (latifundia) [178]) ohne eine neu einrückende Bevölkerung kaum noch konnten bebaut werden. Wenn nun (wie sich im Durchschnitt ohne Zweifel annehmen läßt) jeder Bürger einer eroberten Stadt nicht blos ein Stück Landes an einer Stelle, sondern viele Stücke an verschiedenen Stellen der Feldmark besaß, so wäre die Abnahme eines bestimmten Antheils, etwa eines Drittels von jedem Stücke, nothwendig mit den größten Schwierigkeiten verbunden gewesen. Man hätte unzählige Vermessungen und Abschätzungen vornehmen müssen, wozu die Sieger weder Lust noch Geduld, noch wissenschaftliche Mittel besaßen. Auch würden die hierdurch erhaltenen, unzähligen kleinen Stücklein gar keine bequeme und einträgliche Benutzung erlaubt haben. Es muß also bei dieser Ackertheilung anders hergegangen sein, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Auch zeigen sich hier allerhand andere Möglichkeiten. Es konnten nämlich

erstens, die Sieger sich zunächst des etwa vorhandenen Gemeindelandes bemächtigen, das wahrscheinlich in größern Strecken beisammenlag. Oder

zweitens, sie nahmen rücksichtslos einen Theil der Feldmark, und überließen es den Bürgern ihren Verlust in irgend einer Weise auszugleichen und sich unter einander zu entschädigen. Oder

drittens, sie entsagten jedem wirklichen Besitze, jeder Ab-

tretung des Landes [111]), beiegten daſſelbe aber mit einer Steuer in Geide, oder Früchten. Betrug dieſe 33⅓ aufs Hundert vom Ertrage, ſo war dies der Abtretung von einem Drittel des Grundvermögens gleich zu achten. Wahrſcheinlich kamen alle dieſe Methoden hier oder dort zur Anwendung; gewiß wurden alte und neue Inhaber durch die ſpäteren Geſetzvorſchläge getroffen.

Die Hauptfrage, um welche ſich zur Zeit der Gracchen alles drehte, war die: ob jeder Inhaber der, in irgend einer Weiſe in Domainen verwandelten Landſtrecken als Erbberechtigter, oder als Zeitpächter zu betrachten, und ob Pacht, Zins und Fruchtabgabe unveränderlich ſei, oder erhöht werden dürfe. Gewiß gab es keine zweckmäßig beaufſichtigende und leitende Domainenverwaltung, keine ſicheren, ununterbrochen zur Anwendung gekommenen Grundſätze. Dieſes Hauptübel entſtand nicht durch Zufall, oder Vernachläſſigung, ſondern aus dem Eigennutze der Reichen und Vornehmen, welche ſich allen Beſſerungsvorſchlägen hartnäckig und mit Bewußtſein widerſetzten. Und wiederum mußten, weil Nichts zur rechten Zeit geſchah, zuletzt die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden.

Die Vornehmen und Reichen, die Feldherren und Anführer wußten allmälig faſt alle Domainen und allen Kriegsgewinn in ihre Hände zu bringen. Sie dehnten die Grenzen ihrer Privatbeſitzungen willkürlich aus, bis ſie das Staatseigenthum ununterſcheidbar in ſich faßten [112]); ſie vertrieben alle ſchwächeren Nachbarn willkürlich aus ihrem Beſitze, und ſchloſſen diejenigen, welche durch ihre Tapferkeit obgeſiegt hatten, ganz von den Vortheilen der Eroberung aus.

Bei dieſen Verhältniſſen erklärte Tiberius Gracchus: obgleich nach dem, nicht aufgehobenen licinischen Geſetze jeder Domanialbeſitz über das feſtgeſtellte Maß hinaus ungerecht iſt und Herausgabe mit den Früchten ſtattfinden müßte, will man doch des widerſprechenden Herkommens halber aus Billigkeit hiervon abſehen und, über jenen Satz hinaus, noch für jeden Sohn 250 Acker zugeſtehen. Das Uebrige aber ſoll zurückgegeben und vertheilt werden. — Der Plan des Tiberius war, in unſere Sprachweiſe überſetzt, alſo der, die großen Domainenämter zu zertheilen und abzubauen [113]), wobei aber jeder alte Pächter noch funfzig mal ſo viel Land behalten, als ein neuer Anſiedler empfangen ſollte. Gegen dieſen ſcheinbar gerechten und geſcheiten, jedenfalls wohlwollenden Plan erhoben jedoch die Inhaber der Staatsländereien die lauteſten und heftigſten Widerſprüche. Sie ſprachen:

Wir beſitzen das in Anſpruch genommene Land ſeit unvor-

denklicher Zeit, ohne daß man es jemals als Zeitpacht betrachtet, oder eine Erhöhung des Zinses und der Abgaben verlangt hat. Demgemäß ist es verkauft, vererbt, vertauscht, getheilt worden. Wollte man jetzt plötzlich den gracchischen Vorschlag zur Anwendung bringen, so würden die letzten Inhaber einen außerordentlichen Verlust erleiden, ohne daß ihnen die Möglichkeit bliebe ihren Besitztitel genau nachzuweisen, oder an Verkäufer, Miterben u. s. w. zurückzugehen und von ihnen eine Entschädigung zu verlangen. Auch laufen die Grenzen des Staats- und Privateigenthums so ineinander, daß niemand sie angeben und ohne die größte Willkür beides trennen kann. Hierzu kommt, daß die Behauptung: der jetzige Zins sei zu niedrig, auf Irrthum beruht. Zur Zeit der ersten Uebernahme des Landes war es meist verwüstet, die Gebäude verfallen, der Viehstand im Kriege aufgezehrt, so daß der jetzige allerdings viel höhere Ertrag nur durch die Kapitalien und den Fleiß erwächst, welchen die Inhaber darauf verwandten. Diesen zu verkürzen hat der Staat um so weniger ein Recht, als der Verlust, nächst den Besitzern, auch unschuldige Gläubiger, ausgestattete Frauen, auszustattende Mädchen treffen und so viele nützliche Einrichtungen und gerechte Hoffnungen zerstören würde.

Allerdings waren diese Einwendungen von großem Gewicht und entstanden, wie gesagt, fast allein daraus: daß der Senat (meist aus Eigennutz) die Domainenverwaltung ganz vernachlässigt und nicht zur gehörigen Zeit das Rechte gethan hatte. Ihm lag es deshalb vor Allem ob, in Verbindung mit dem so milden und gemäßigten Tiberius Gracchus einen für alle Theile erträglichen und heilsamen Ausweg und Mittelweg aufzufinden. Statt dessen gedachte er nur an seine Privatverhältnisse und seinen Privatverlust, zeigte sich überall hartnäckig, eigensinnig, grob und lediglich verneinend; — wodurch die vorhandenen großen Uebel nicht konnten beseitigt werden. Hiedurch ward natürlich der Eifer des Tiberius Gracchus gesteigert und er veranlaßte das Volk, den Tribun Octavius (welcher sein Veto gegen ihn eingelegt hatte) durch Abstimmung zu entsetzen. Dies war allerdings eine Neuerung, und es wäre vielleicht besser gewesen den Ablauf der Amtszeit des Octavius abzuwarten. Tiberius aber sah voraus, daß ohne solch einen Schritt immer wieder neue unübersteigliche Hindernisse emporwachsen würden. Auch schien es gar nicht so außer aller Ordnung zu sein, daß das überall einwirkende souveraine Volk einen Beamten entfernte, welcher dasselbe nicht vertrat, sondern sich auf die Seite seiner Gegner stellte. Wie dem auch sei: so war die Absetzung eines Tribunen durch Abstimmung des Volkes eine unbedeutende Formverletzung

in Verhältniß zu den Verbrechen, welche ſich die Feinde Tiber's zu Schulden kommen ließen. Gegen den ausdrücklichen Willen des Conſuls ſtellte ſich Scipio Naſica eigenmächtig an die Spitze wilder Parteimänner; ſie erſchlugen den edeln Tribun und mehre Hundert ſeiner Freunde, und rühmten ſich, daß (nach mehr als 600 Jahren innern Friedens) durch dies erſte Blutvergießen, dieſes wilde Unrecht, die Freiheit und das Recht ſei erhalten und neu begründet worden!

Mittel ſo verdammlicher Art, welche Alles was Tiberius Gracchus in redlicher Abſicht mochte verſchuldet haben, weit überboten, konnten die vorhandenen Uebelſtände nicht heben und mußten die Forderungen und Leidenſchaften nothwendig ſteigern. Dieſen Forderungen des Cajus Gracchus und ſeiner Freunde gegenüber betrat der Senat keineswegs die Bahn der Weisheit, Mäßigung und Verſöhnung; ſondern, Scipio Naſica's Willkür ſteigernd, ſtellte ſich der Conſul Opimius ſelbſt an die Spitze und ordnete eine Metzelei, welche den Tribunen und unzähligen ihrer Freunde das Leben koſtete. Nach vollbrachten Freveln erbaute er in wahnſinnigem Hohn der Eintracht einen Tempel!

Nach dieſen Vorgängen, nach dem Falle der Gracchen, ging der römiſche Staat unrettbar ſeinem Untergange entgegen. Schuldige und Unſchuldige traf eine furchtbare Nemeſis, und in Bezug auf die Ländereien mußten es insbeſondere die Optimaten erleben, daß einer aus ihrer Mitte, Sylla [111]), die Eigenthümer oder Inhaber von Privat- wie von Staatsgütern umbringen ließ, ihre Habe an ſeine Soldaten vertheilte und manchem von dieſen Sitz und Stimme im Senate bewilligte!

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Falle der Gracchen bis zu Ende des römiſchen Reiches.

121 vor Chriſtus bis 1453 nach Chriſtus.

Die Gracchen wünſchten ihr Vaterland von gar vielen Uebeln zu befreien; ſie behielten vorzugsweiſe die Sachen im Auge und bezweckten Verbeſſerungen. Zur Zeit des Marius und Sylla hatte man ſchon das allgemeine Beſte ganz aus den Augen verloren; man hatte nur Parteiwünſche und Parteizwecke. Zur Zeit des Cäſar, des Octavian und ihrer Genoſſen und Gegner verſchwanden auch dieſe objektiven Parteiungen und ihre zuſammenhaltende Kraft. Man dachte nur an ſeine eigene Perſon

und berechnete, von welchem unter den Kriegesfürsten wol der meiste Privatgewinn zu beziehen sei. So die Stufenfolge des Sinkens und Herabkommens bis zu vollständiger Tyrannei und Sklaverei.

Man behauptet fast allgemein: die Plane der Gracchen seien zu umfassend, zu durchgreifend, zu revolutionair gewesen; meiner Ueberzeugung nach waren sie vielmehr zu einseitig, unzusammenhängend und ungenügend. Viele der vorhandenen großen Uebel wurden kaum von ihnen erkannt, und als sich allmälig die Einsicht vermehrte und der Gesichtskreis erweiterte, steigerten sich zu gleicher Zeit der Widerspruch und die Schwierigkeiten. Gewiß reichte eine verbesserte Domainenverwaltung zur Wiedergeburt Roms noch weniger hin, als Drako's Gesetzgebung zur Hinwegschaffung aller athenischen Mängel. Manche andere Gedanken und Vorschläge reiften erst nach dem Tode der Gracchen, weshalb wir an dieser Stelle ihrer Erwähnung thun. Die wichtigste schon zu ihrer Zeit angeregte, mit ihren Planen in Verbindung tretende Frage war die: ob das römische Bürgerrecht den Bundesgenossen solle verliehen werden?

In der ältesten Zeit, wo Rom der Verstärkungen von außen bedurfte, war es freigebig mit der Aufnahme von Fremden und der Ertheilung politischer Rechte. Sobald aber die Macht zum Herrschen hinreichte, änderten sich Ansichten und Grundsätze. Nur einzelnen Personen und Gemeinden [113]) ward wegen großer Verdienste das römische Bürgerrecht ertheilt; obgleich sich, ohne eine gesetzliche Verleihung abzuwarten, Viele nach Rom drängten und beim Mangel genauer Aufsicht in den Comitien auch wol mitstimmten. Ja Unberechtigte, denen das römische Bürgerrecht gar nicht zustand, sind auf diesem heimlichen Wege bis zu den höchsten Würden emporgestiegen [114]). Unterdeß wuchs Zahl und Macht der Bundesgenossen dergestalt, daß sie den größeren Theil der Heere bildeten und die Römer vorzugsweise durch ihre Hülfe die meisten Siege erfochten. So stellten die Römer beim Anfange des zweiten punischen Krieges 1800 Reiter und 20,000 Fußgänger [115]); die Bundesgenossen dagegen 4400 Reiter und 40,000 Fußgänger. Ja schon vor den Zeiten der Decemvirn bestanden die Heere im Durchschnitt zu ⅓ aus Römern [116]), und zu ⅔ aus Bundesgenossen. Dennoch wurde das Gesuch der Latiner, den einen Consul und die Hälfte des Senats [117]) aus ihrer Mitte zu nehmen, schon sehr früh durchaus abgeschlagen. Als nach der Schlacht bei Cannä der Senat außerordentlich zusammengeschmolzen war, machte Spurius Carvilius den Vorschlag [118]), eine mäßige Zahl Latiner in denselben aufzunehmen. Er fand aber den lautesten und zornigsten Widerspruch. Einen solchen entsetzlichen Antrag müsse man aufs Aeußerste verheimlichen, ver-

decken, vergessen und für gar nicht gemacht halten. Während man in jenen Zeiten der Noth selbst Sklaven [111]) die Freiheit gab, stellte man sich den brüderlich und mit der größten Aufopferung fechtenden Bundesgenossen, als eine geschlossene Oligarchie gegenüber, und hielt eine gleichartige Behandlung derselben für eine Thorheit und ein Verbrechen. So neidischer Hochmuth fand indeß seine Strafe; ja der Untergang Roms stand mit diesen eigenliebigen, beschränkten Ansichten und Grundsätzen in der wesentlichsten Verbindung.

Niemals verstand Rom (so wenig wie Athen, Sparta und Karthago) seine Stadtverfassung zu einer wahren Staatsverfassung auszudehnen und zu erheben; es gerieth dadurch in die unnatürlichsten, unheilbringendsten Verhältnisse. Erst in der neuern Geschichte wurden diese verkehrten Hemmnisse und Fesseln zerbrochen, und nicht blos dem Namen nach, sondern in lebendiger Wirksamkeit das öffentliche Recht zu einem wahren Staatsrechte erweitert. Doch verdient Erwähnung, daß auch die neuern Republiken (so Venedig, Florenz, die Schweiz, die Niederlande) lieber Unterthanen, als Mitbürger haben wollten, und zu lange zögerten, ihnen gleiche Rechte zuzugestehen. Nur der nordamerikanische Staatenbund hat von Anfang an die richtigen, freisinnigen Grundsätze aufgestellt und zur Anwendung gebracht.

Durch die Vorschläge der Gracchen über die künftige Benutzung der Staatsländereien wurden nicht blos einzelne reiche Römer, sondern auch eine viel größere Zahl minder bemittelter Bundesgenossen verletzt. Es blieb mithin eine höchst wichtige Frage, wie man sie entschädigen und so für jene Plane gewinnen könne? Der Gedanke, ihnen das römische Bürgerrecht zu verleihen und das Stadtrecht zu einem Staatsrechte zu erweitern, war viel umfassender und tiefsinniger, als alle Domanialplane. In demselben Maße steigerten sich, wie gesagt, aber auch der Widerspruch und die Vorwürfe. Dennoch sah sich das scheinbar siegreiche Rom, nach einem mehrjährigen furchtbaren Kriege, genöthigt den Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu ertheilen.

Hiemit, so scheint es, waren ja alle obigen Fesseln zerbrochen, jener Tadel beseitigt, die staatsrechtliche glückliche Wiedergeburt Roms begründet und eine allgemeine, segensreiche Freiheit ins Leben gerufen. So der Schein: in Wahrheit aber wurden die alten Uebel eher vermehrt als vermindert und das ersehnte schöne Ziel durchaus verfehlt. Hiezu trugen bei: das fortdauernde Uebermaß der Leidenschaften und der Mangel an staatsrechtlicher Einsicht. Wie sollten (das war die nächste Frage) die neu ertheilten Bürgerrechte geübt werden? Man schwankte zwischen zwei gleich ungenügenden Auswegen und brachte sie ab-

wechſelnd, mit oder ohne geſetzliche Entſcheidung, zur Anwendung. Vertheilte man nämlich die neuen Bürger unter alle 35 Tribus, ſo kam durch die Ueberzahl die Entſcheidung leichtlich in ihre Hände und die eigentlichen Römer blieben ſtets in der Minderzahl. Drängte man jene in wenige neue (nach Appian in acht oder zehn) Tribus zuſammen [117]), welche erſt nach den 35 älteren abſtimmen ſollten, oder wurden ſie in acht der alten Tribus untergeſteckt [118]), ſo verlieh dies den Bundesgenoſſen gar keine wahre Macht, ſondern erſchien faſt wie eine Verſpottung. Eilten ſie nach Rom, um ihr neugewonnenes Recht in irgend einer Weiſe geltend zu machen, ſo kam es bis zu blutigen Kämpfen, wo Tauſende von ihnen erſchlagen wurden [119]), und die Römer bei den Abſtimmungen nächſtdem allerdings die Mehrzahl bildeten.

Angenommen aber, man hätte ſich über irgend eine Abſtimmung in den Tribus aufrichtig geeinigt und ſie friedlich zur Anwendung bringen wollen, ſo blieb doch in Wahrheit die ganze Aufgabe, unter den gegebenen Verhältniſſen, unauflöslich. Wie konnten Millionen Menſchen, die von den Alpen bis zur ſiciliſchen Meerenge wohnten, an gewiſſen Wochen- und Monatstagen in Rom perſönlich erſcheinen und ihre neuen Bürgerrechte geltend machen? Selbſt mit Dampfwagen und auf Eiſenbahnen hätte die Zeit niemals zum Hin- und Herreiſen ausgereicht, und wie durften nützlich beſchäftigte Hausväter ihre ganze Lebensweiſe aufgeben, um ſich in Rom auf dem Markte umherzutreiben. Ehrgeizige von Vermögen und Geſindel aller Art drängten ſich dagegen in die Hauptſtadt und untergruben nach Kräften Ordnung und Geſetzlichkeit. So lange man weder den Gemeinden noch Landſchaften, als großen Einheiten, politiſche Rechte gab, ſo lange man nicht Viele durch Wenige vertreten ließ, war es in der That und Wahrheit unmöglich, politiſche Rechte über die Grenzen der Hauptſtadt und ihrer nächſten Umgebung zu verbreiten. Der ſcheinbar ſo nahe, auf der Hand und vor den Füßen liegende Begriff der Stellvertretung, der Repräſentation, ward (faſt unbegreiflicher Weiſe) nicht aufgefunden; und doch hätte die Verwirklichung dieſes einen Gedankens vielleicht den römiſchen Staat gerettet! Wenigſtens lag in ihm eine ganz andere bewegende und belebende Kraft, als in allen noch zu erwähnenden Beſſerungsverſuchen.

Wäre aber auch Italien ſtaatsrechtlich wahrhaft neugeboren worden [120]), ſo blieb doch die ganze übrige Welt verknechtet und im Schlafe. Nur in Spanien [121]) dachten Einige (durch Sertorius angeregt) an politiſche Freiheiten; ſelbſt den Griechen fiel es hingegen nicht ein, während des Bundesgenoſſenkrieges

auch für sich etwas zu erstreiten, wie viel mehr war ein solcher Gedanke für Syrer und Aegypter ganz unmöglich. Als endlich Caracalla allen Einwohnern des römischen Staates das römische Bürgerrecht verlieh, hatte dasselbe nicht die geringste staatsrechtliche Bedeutung mehr, und es war hauptsächlich auf die allgemeine Erhebung einer sonst beschränkten Steuer abgesehen.

Ein anderes ungeheuer großes Uebel, welches man als ein solches kaum anerkannte und dessen Hinwegschaffung man im Großen nicht einmal beabsichtigte, war die Sklaverei. Und doch zeigten so viele einzelne Freilassungen die Möglichkeit eines Ueberganges in bessere, natürlichere Verhältnisse; und alle die Schwierigkeiten, welche bei der Negersklaverei unter verschiedenen Menschenracen eintreten, waren im römischen Staate nicht vorhanden. Nur zu oft ist von Sklavenaufständen, ja von großen entsetzlichen Sklaven- und Fechter- oder Gladiatorenkriegen die Rede, und schon vor den Zeiten der Decemvirn sagt Livius wehklagend [1]: der größte Schrecken entstand aus dem Sklaventhume, vermöge dessen jeder in seinem eigenen Hause Feinde hegte, denen er nicht vertrauen durfte, oder welche man durch Mißtrauen noch mehr aufbrachte. Die grausamsten Strafen konnten keinen glücklichen, gesunden Zustand herbeiführen, und es war nur Beweis gefühllosen Römerthums [2], daß man an dem Wege von Capua nach Rom einst gefangene Fechter kreuzigte. Durfte doch selbst der furchtbare Nabis auf gemachte Vorwürfe den Römern antworten [3]: man schilt mich einen Tyrannen, weil ich den Armen Land gebe und die Sklaven zur Freiheit aufrufe!

Aus dem Sklaventhume entstanden, abgesehen von dem Unrechte desselben, noch andere sehr nachtheilige Folgen. Reiche Vornehme kauften die Besitzungen der durch Krieg und Steuern zurückgekommenen freien Eigenthümer, oder verdrängten sie auch kurzweg mit Gewalt und bebauten alsdann das Land durch Sklaven, weil sie dieselben nach Willkür tyrannisiren konnten und weil freie Arbeiter zum Kriegsdienste verpflichtet, die Sklaven hingegen davon entbunden waren. An die Stelle eines gesunden, freien, auf seinem Eigenthume glücklichen Volksstammes traten nunmehr große Landherren und Sklaven; oder es entwickelte sich zur Seite auch wol das System kurzer Zeitpachtungen, dessen Schlechtigkeit durch die ganze Geschichte (von Rom bis Irland) bestätigt wird [4]. Schon der sehr reiche Consular Pollio sagte: „am glücklichsten ist der Hausvater, dessen Landgüter mit einheimischen Colonen besetzt sind, welche wie in väterlichem Besitze geboren [5], von der Wiege an, mit langer Vertraulichkeit von ihm festgehalten werden. Ein häufiges Verwechseln der

Pächter ist vom Uebel; noch schlechter pflegt es sich mit Verhältnissen, wenn städtische Colonen das Land nicht selbst, sondern durch ihre Gesinde (per familiam) bebauen wollen. Solcherlei Leute bringen statt der Pacht nur Prozesse, weshalb wir uns bemühen müssen, unsere Bauern und tüchtige Colonen beizubehalten. Jede Art der Landbaus ist besser, wenn er durch freie Leute (liberis colonis), als wenn er durch Sklavenpächter (villicis servis) betrieben wird, über deren Faulheit und Unredlichkeit man nicht genug klagen kann." — Hiermit fand der wichtige Umstand in genauem Zusammenhange [137]), daß kleinere Wirthungen früher viel größeren Ertrag gaben, als später große Güter.

Aus dem Allem geht hervor, welche unübersteigliche Hindernisse der Plan finden mußte, einen neuen gesunden Mittelstand zu bilden; und wie wenig geneigt die armen Stadtbürger waren, sich in entfernte Colonien zu angestrengter Arbeit hinwegraiden zu lassen [138]). Es war ihnen weit bequemer, in Rom müßig zu leben und ihre politischen Stimmen den Reichen zu verkaufen. Hieraus erhebt sich dann die bittere Erfahrung: daß verarmte und verschuldete Reiche für Ordnung und Freiheit noch viel gefährlicher werden, als von Hause aus arme Personen.

Wem soll man, fragt Machiavelli, die Sorge für die Freiheit anvertrauen [139]), denen welche erhalten, oder denen welche gewinnen wollen? — Man kann (so lange überhaupt noch von maßhaltender Entwickelung die Rede ist) gewiß antworten: denen verschuldeten, keinen gemeinschaftlich. Hier lagen aber die Verhältnisse nach dem Falle der Gracchen so: daß Alle habsüchtig gewinnen wollten und kaum Einer sich scheute gesetzwidrige, gewaltsame Mittel anzuwenden. So verderbte sich die gracchische Stabilität durch den Bundesgenossenkrieg über ganz Italien und unter den späteren Kriegsfürsten über die ganze gebildete, alte römische Welt. Nachdem alle alten hauptsächlichen Formen unbrauchbar geworden und alle Versuche, sie durch bessere und umfassendere zu ersetzen, mißglückt waren, hoffte man allein auf Rettung durch Personen; etwa so wie im Mittelalter in vielen italienischen Städten, aber in Frankreich zur Zeit Napoleon's: und doch kann die Gesundheit geselliger Verhältnisse nur durch Formen und Personen gegründet und erhalten werden. Auch ergab sich sehr bald, daß es auf eins hinauskam, ob der omnipotente Machthaber ein Marius oder Sulla (ein Tyrann, oder Dictator), ein Adeliger oder Bürgerlicher, ein vorgeblicher Verehrer der Demokratie oder Aristokratie war. Beide tyrannisirten gleichmäßig auf die verruchteste Weise, und die oft gerühmte Gesetzgebung Sulla's hatte kaum einen mittelgeordneten,

vermögenden Werth. Er sah klar und sagte es, nicht vermöge; er wollte die Weltgeschichte unaufhaltsam, ohne daß ein einziger umfassender, die Gegenwart beruhigender, die Zukunft erleuchtender Gedanke zum Vorschein kam. Trotz allen Mängel waren die Pläne der Gracchen und ihrer Freunde inhaltreicher und bedeutungsvoller, als die Sulla's. Was konnte z. B. dessen Verschränkung des Tribunats und des Volkes helfen, wenn die Willkür der Feldherren und Soldaten grenzenlos blieb; was seine scheinbare Ehrfurcht vor den Senatoren, wenn er [illegible] (gleichwie die spätern Triumvirn) sie hinrichten ließ und, wie wir sehen, die erledigten Stellen zum Theil mit Heersoldaten ausfüllte?[illegible])

Cicero sah den Kern aller Staatsweisheit darin: daß die Weisen nicht das Meiste vermöchten (ne plurimum valerent plurimi); leicht begreift man, wohin ihn diese Ueberzeugung führte, aber sie ist schon deshalb eine einseitige und irrige, weil man mit gleicher Wahrheit (oder Unwahrheit) behaupten kann: es sei das Hauptziel aller Staatsweisheit zu bewirken, daß niemals Wenige das Meiste vermögen. Unter der Oligarchie der Patricier und Optimaten und der Tyrannei der Decemvirn oder Cäsar vermochten die Wenigen, die plurimi, gar Nichts, und doch waren alsdann die politischen Verhältnisse bis zum Tode krankhaft.

Gesetze über die Art der Abstimmung, das Alter der Beamten, die Zeiträume zwischen der Bekleidung hoher Würden u. s. w. zeigten mehr das Dasein von Uebeln, als daß sie denselben mit Erfolg abhalfen. Leicht wurden jene Gesetze umgangen, oder führten nach Vertilgung eines alten Mißbrauchs mehrere neue herbei. Auch läßt sich viel streiten z. B. über die Vorzüge einer öffentlichen oder geheimen Abstimmung, über den Vorzug älterer oder jüngerer Beamten u. dgl. Gewiß waren all diese Mittel klein und kleinlich, den riesengroßen Uebeln gegenüber.

Leider finden sich diese nicht mehr allein auf dem Boden des Staatsrechts, sondern auch bei täglicher Anwendung des Privatrechts. Um die letzten zu vertilgen, wurden die Nichterstellen bald so, bald anders besetzt. Man übertrug sie erst den Senatoren, dann den Rittern, dann zur Hälfte jenen und zur Hälfte diesen, hierauf wieder den Senatoren, dann zu Dritteilen den Senatoren, Rittern und den aus dem Volke genommenen Aerartribunen u. s. w., bis Antonius die letzten sogar aus den Centurionen nahm. Von einem Nachweise des Vermögens war dann und wann, von einem Nachweise wissenschaftlicher Kenntnisse niemals die Rede. Auch half all jener Personenwechsel der Entartung und dem tiefer liegenden Verderben nicht ab.

Patrizier machte eine allgemeinere Bezeichnung von der Vollständigkeit des Standes [...], und Cicero sagt [...]: im patrizischen Geschlechte sind Strenge und Heiligkeit, und es ist die allgemeine Meinung, daß auch der Schuldlose nicht bestraft werde, wenn er nur Recht habe. Bei Cornelius ist mehr Ernst und Würde, als beim Curiate. Cicero erzählt ferner, daß ein Curiate vom Kläger und Beklagten zugleich Geld nahm, und über die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Ritter wird überhaupt nur zu oft bittere und gerechte Klage geführt [...].

In den späteren Zeiten der römischen Republik verloren die Ritter als Heervolk aber Vermögensklasse ihre Bedeutung, wurden aber, hauptsächlich in Bezug auf ihre so eben erwähnte neue Stellung, als ein besonderer Stand betrachtet; auch hat man wol gemeint, daß sie eine bestimmte Vermittelung zwischen Senat und Volk abzugeben, einen bestimmten Mittelstand gebildet hätten. Wenn aber Stand eben einen Selbständigen, Eigenartigen bezeichnet, wenn dem Begriffe ein eigenthümlicher, bestimmter Gehalt zum Grunde liegen muß (wie bei Geistlichkeit, Adel, Bürgerstand), so verlieren die römischen Ritter vielmehr nicht in diesem höheren Sinne einen selbst. Namen. Sie waren auch dem Inhaltlosesten bei Gesellschaften(?) nur eine Gesellschaft von reichen Leuten, welche ihren Reichthum nicht als Privilegium erworben hatten und für Erhaltung eigenthümliche Interessen sich eng an einander schlossen. Sie waren nicht mehr und nicht weniger ein Stand, als die französischen Finanzpächter, und brachten dem römischen Volke augenfällig eben so viel Heil, als diese den Franzosen. Seitdem ferner den Rittern das Richteramt übertragen worden, erhöhte sich ihre Bedeutung, und Macht und Schicksal der hohen Staatsbeamten lag in ihrer Hand [...]. Staatsrechtlich war indeß ihre Stellung noch nicht einmal so abgegrenzt, inhaltreich und anerkannt, als die der französischen Parlamente und Parlamentsräthe. Weil aber Fabius und plündernde Ritter angeklagt mit den Patriziern vor die Volks, und wenn ein Mann (wie Rutilius) eine Landschaft musterhaft verwaltet und allen Unbilden gewehrt hatte, ward er von jenen unerbittlich und auf Abenteuer Klage erhoben.

Wenn die Ritter einen Stand bilden, weil sie reich sind, so kann man eben so gut die Armen einen Stand nennen, weil sie arm sind. Es wird in der Regel sehr hoch gerechnet, daß Marius viele Armen in die Heere aufnahm, und ich will nicht leugnen, daß dadurch manche Umwälzung bedeutsamer Staatsfragen erleichtert wurde. Im Allgemeinen aber kann man behaupten: daß die gefährliche Beschaffenheit so wie ausgebildet sind, wo die Massen der geringen Leute kein Eigenthümliches besitzen, aber wo man sie gewaltig schätzt und schützt. Eine

[illegible] hat, in anderen Staaten nicht selten beobachtete empfohlene Verfahren: die Verantwortung eines Kriegsführers zu beenden und die Macht den Händen zu entziehen. Jener Übergang zur allgemeinen Kriegsfreiheit wäre vielmehr ein Zeichen geworden, wenn die alte Kriegsfreiheit und Bedeutung und jener Zeitpunkt ein ganz Verschied gehabt hätte. Wie hier im Großen, brauchten die Soldaten im Kleinen, auch die wilde, abgeschreckte Welt hat sich über [illegible]. Nach dem Untergang aller Kriegsfreiheit in den Händen Cäsars blieb eine Zwischenzeit auf die alte Einfachheit und Strenge zurückgeht.

Wir, bei vielen Verhältnissen, bei der Größe des gewaltigen Reiches, die Mittel aufgefunden werden die militärischen, despotischen Gewalt nicht Einheit, Kraft und Dauer zu geben, eine weitere Verbindung von dem Gehorsam nicht mehr verbundenen Republikanischen als eine wesentliche Verbesserung betrachten. Es war aber ein [illegible] Irrthum, aber eine bittere Verbrennlichkeit, aber ein [illegible] Schicksal, daß man von [illegible] Freiheit [illegible] Formen zu einem völligen Verwerfen [illegible] überging und auf der Ansicht einer [illegible] nützlichen Monarchie den Übergang fand, sondern in die [illegible] Despotie hineinführen. Daß Cäsar mit dem Volk die Comitien, August mit dem Senat die Landtage theilte, war sehr lebendiger, organisirender, staatsrechtlicher Anfang; es war nur auf eine Täuschung abgesehen, um den [illegible] Geist nicht auf einmal aufwachen zu lassen. Wenn nächstem Tiberius, nach der Lateiner Vorbild [illegible], die Comitien ohne Widerspruch in den Senat verlegte, so nahm er einfach dem Volke alle Rechte, während er für den [illegible] ergänzenden Einfluß von dem Scheine verwahrte [illegible]. Auch unterwarf sich Nero mit Leichtsinn der [illegible] Comitien, und erhob nach dem Tode des Caligula, daß er hierdurch bereits so einmüthig gewählt war, um eine günstige Gelegenheit zur Erwerbung seiner Macht benutzen zu können. Schon damals beherrschten die Prätorianer den Staat und hob darauf auch die Kaiser.

Man hat die Zeit der Kaiser von Nero bis Marcus Aurelius häufig als die glücklichste der Menschheit bezeichnet. Sie war auch glücklich im Vergleiche mit dem Nächstvorhergehenden und Folgenden, glücklich durch persönliche Sicherheit und Genüsse jeder mannigfachen Art: aber es fehlte an [illegible] Folgerichtigkeit, ursprünglicher Begeisterung, [illegible] Bewegung und [illegible] Leben. Es mangelte an [illegible] und jener Klarheit für die Zustände und Verhältnisse jener, augenblicklich glücklichen Zustände. Mit dem Verlust einer einzigen Person [illegible] sich das [illegible] Verderben der [illegible] Kaiser

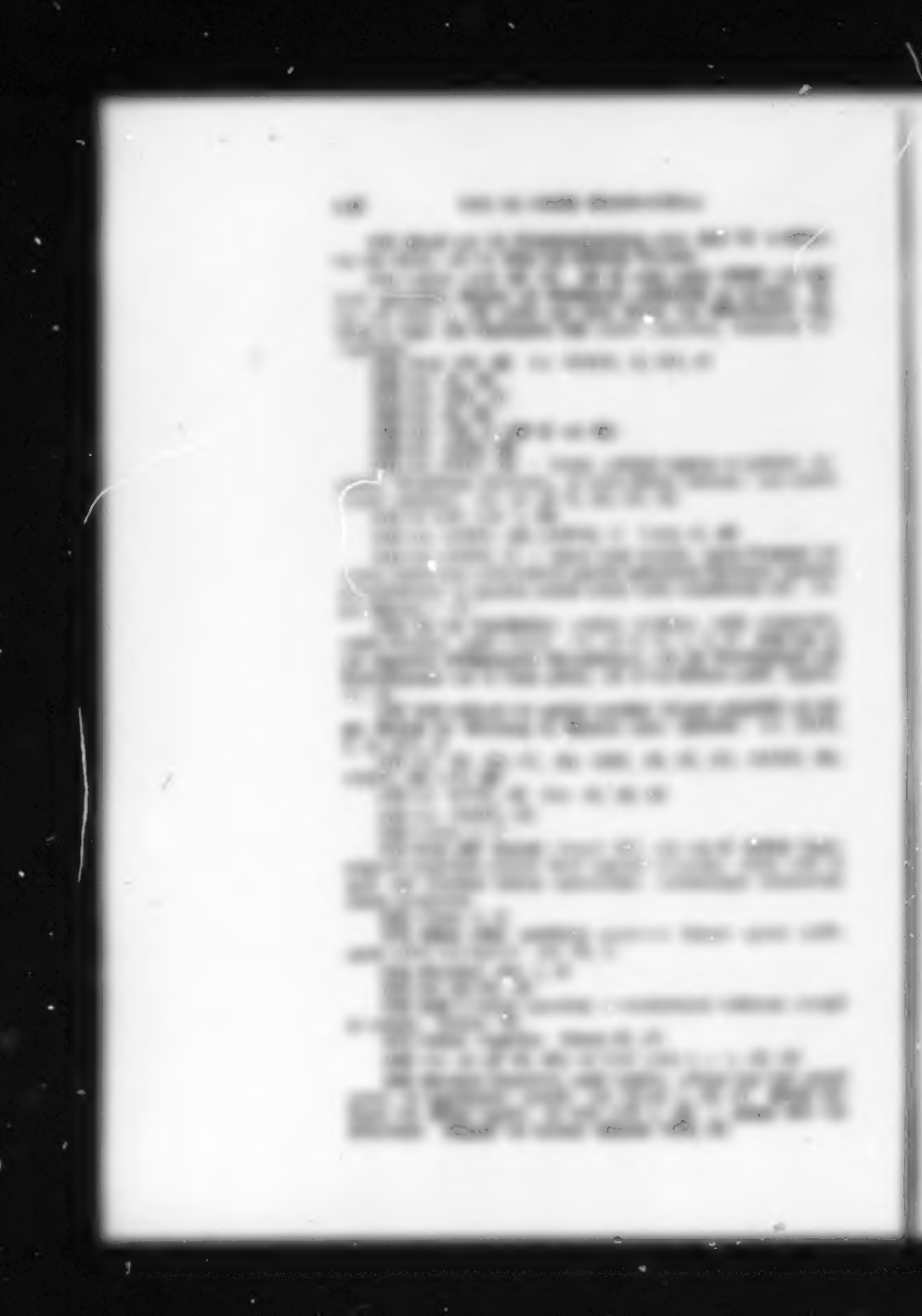
[illegible] [illegible] [illegible] [

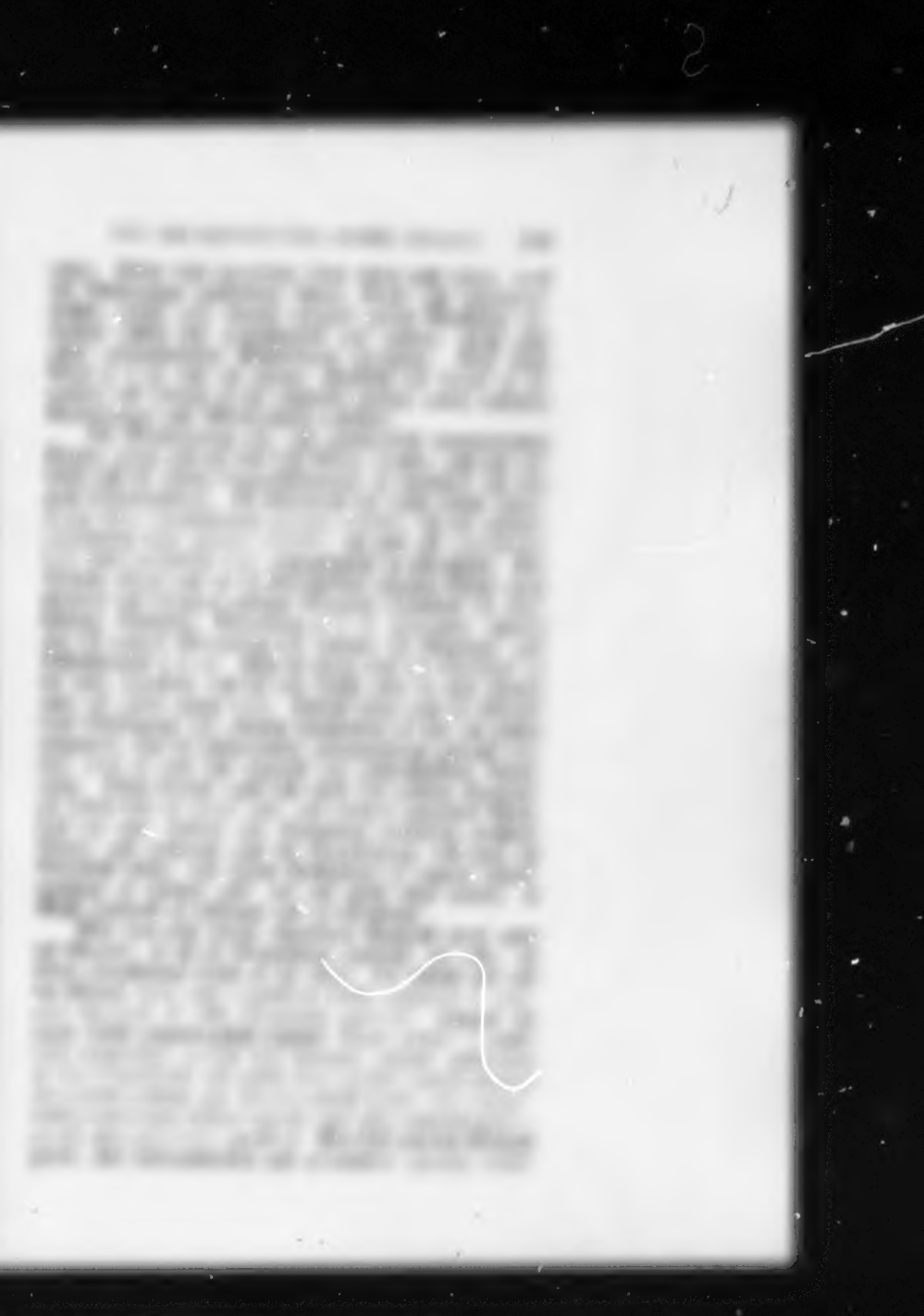
Gesetzlichkeit verschwunden [1]). Rom, wie kein Staat vor ihm, gründete sich auf Gesetz und Ordnung, es war gegen die Tyrannis. Auf diesem Wege und Gegensatz hat vielleicht alles Großes, was jene Weltherrschaft jemals hervorgebracht, ihre Entstehung; wie sie erwachsen zu einer weltweiten, allgemeinen Religion? Noch lange ist Christenthum hier oft nur als Gegensatz, und es kann Niemandem entgehen, daß sich nur der römischen Religion und durch sie selbst der Staat entwickeln und vervollkommnen soll. Ja, es ist wohl Christenthum auch der Grundsatz durch die deutsche Religion gegeben worden, indem sie doch die römischen Völker zu einer neuen Jugend verjüngen und wieder auf den so mangelhaften antiken Staat den aufbauen, neuen Bürgen.

Die Verfassungen, welche auf Gesetzen und denen in noch früheren Weise Grundsätze in Hinsicht auf Regierung und Verwaltung der römischen Staaten enthielten, waren also beschaffen und entstanden: in der ersten in mancher Beziehung unvollständig. Dennoch bewährte sich die Gesetzgebung durch Jahrhunderte, bis die Verwaltung eines Staates [2]), dem auf der Welt, wie noch niemals die Grenze und gewaltig im Innern und Äußern noch mehr zu werden. Vorgesetzte, gesetzmäßig gebildet und beendeten Gebieten, privilegirten des Staat, so wie militärischen Personen gebildet sich die Kommando und (die neuen gemeinsamen Gesetz) die Provinzialität Tyrannei. Gesetzige Verfassung und an leitlicher Recht, so hat sie Staatsbürger entwickelt: es ist ein, und ein übereinstimmendes Wesentlich der römischen Rechte, die Form unter den Personen entstehen zu lassen [3]).

Wenn ein Volk nicht mehr gehorchen und befehlen kann oder will, so kann es auch nicht mehr bestehen, sondern muß besiegt werden, und der völlige Untergang des römischen Weltreichs war ein Glück für die Menschheit, im Vergleiche mit der unendlich langen, meist unterwürfigen Knechtseligkeiten der Byzantiner. Von dem Falle der Republik (711 Jahre v. Chr.) bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453 Jahre n. Chr.), welch eine lange, kaum fünf Jahrhunderte unterbrochene Kette! Und während in der germanischen Welt die Morgenröthe, in der Jugendlust herumschwärmt, während in Amerika und Australien sich entwickelte und gebildet werden, liegt die byzantinische Geschichte noch mehr starr regelmäßig neben und gegen Europa. Der Todeskampf der Byzantiner wurde mit dem innern Widerspruch [4]). Die letzten 50 an Leben und Thun von früheren großen Griechen und Römern gleich, während Erkenntniß der Wahrheit allein zu Gut Gnaden der wahren Kirche kann erwogen können. Die Leben schreiben auf die angeblichen Verfassungen Numa, entsprechend, daß

[illegible] Ordnung [illegible] [illegible] [illegible]





4. Durch Kochen in, in Wasser und Alkohol von den Bestandtheilen unlöslich, ist auch in concentrirter Salzsäure und Salpetersäure unlöslich.
4. Beim Verbrennen, in der Luft oder Sauerstoffgas, verbrennt [illegible] zu Wasser, und [illegible] erhalten wir Kohlensäure, Wasser und Stickgas, auch bei vollkommenem Verbrennen. Durch eine Mischung von Luft und Sauerstoffgas verbrennt es sogar leichter.
5. Die wässerige Lösung reagirt nicht sauer, weder Lackmus noch [illegible] ist auf sie [illegible] ohne Wirkung.
6. Durch alle drei Säuren, in der die Asche, [illegible] bei Wärme nicht zu einem Gummi oder zum Theil Zuckerstoffe gebildet hat.
7. Durch die Basen ohne andere Zersetzung, auch in dem Maße gesättigten Oxiden des [illegible] unverändert; auch kann die Asche nie über 1/10 Theil ausmachen.

Diese Bestimmungen des Leins beweisen sich auf gewisse Art eigenthümlich; in der Schwierigkeit seiner Auflösung in Wasser (1/10) über in Alkohol (beinahe) [illegible] gleich werden; auch die Verwandlung thierischer Substanzen ist genau wahrnehmbar, wie in allen Theilen der Schleim (1000) der Thiere der Wärme zu widerstehen ist.

Unter den Pflanzenstoffen finden wir einige beinahe Thierischen, während sich sie sich durch Eigenschaften unterscheiden, auch während diese beinahe mit unterscheidbar. Auf Pflanzen und den reinen Pflanzen vollständige Zersetzung, die vollständigen, gar gewiss, die einer Pflanze übrigens, ist auf andere Pflanzen Acht; in wie weit verschiedene Temperaturen, daß sie in Leben verschiedene Stoffe aus einer Art hervorbringen. Der Einfluß unsere andere Natur. Da der Stoffe der Pflanzen [illegible] die [illegible] Pflanzen [illegible] Dem Thiere werden verschiedene Stoffe [illegible] die [illegible] verschiedenen und [illegible] die Pflanze, daß der Gegensatz von Lebendem und Lebendlosem sich [illegible] auch mehr in [illegible] wie in [illegible] [illegible] kann (14). Ob die [illegible] Pflanzen [illegible] [illegible] [illegible] (15) sagen will, daß beide [illegible] [illegible] auch von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], da sich es [illegible] die Pflanzen [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] zu zeigen, daß alle jene Ideen die Redaktion [illegible] und nur nach verschiedenen Gesichtspunkten abgefaßt waren. Die Redner benützen wenn sie Zeit zu Zeit gewechselt haben; wenigstens pflegten sie [illegible] zu sprechen, wo Reden vorgelesen werden: a recentibus, vel recitare pleraque existimantibus, vel ab absentibus silentibus; und gerne findet die Wahl statt daß für eine eingelne Rede (113), daß zum Redesprechen überhaupt. Obgleich man in der Regel einwenden zu Gunsten einer Partei gezwungen (114), mußte doch jeder Redegewandte oder Beredte, der Rede, daß Gelegenheit einer öffentlichen Rednerbühne übernehmen und auf Verlangen über schwierige Gegenstände Gutachten abgeben. Die Rosten wurden vom Publikum und den Consuln bestätigt und ihre Gesetzlichkeitserung genau controlirt. Sie sollten fein guten Ruf, wenigstens zu Zeit alt, pflanzliche Bürger, aber doch im Gebiete der Stadt geboren (115).

Das Maß der Besoldung und Verpflegung der Gesandten, welche zum Kaiser oder Papst, nach Konstantinopel, Majorka, Neapolis u. s. w. gingen (117), war genau vorgeschrieben; manchen Gesandte wurden sowie auf die Dauer ihrer Mission angewiesen. Jährlich ernannte man drei Personen, darunter einen Rechtskundigen, welche, ähnlich Fiskalen vergleichbar, eine Art von Controle der obrigkeitlichen Personen, insbesondere hinsichtlich der Geldverwendung ausübten. Ihr Spruch erfolgte (119) vor versammeltem Senate, und von ihm fand keine Berufung statt. Wir finden nicht Genaueres darüber, ob diese Einrichtung, und wie lange sie zur Anwendung gekommen, auch nicht in wiefern sie störend oder heilsam gewirkt habe. Die unumgängliche Nothwendigkeit der höchsten Gewalt hat in mehreren Staaten zu Versuchen hingetrieben, sie von einer andern ganz unabhängigen Gewalt controlliren und zur Ordnung bringen zu lassen. Weil aber die controllirende Gewalt sich dadurch selbst in die höchste verwandelt und bei gleicher Nothwendigkeit einer neuen Controle bedarf, kommt man bei diesem unorganischen Uebereinanderbauen nie zu einem wahren und letzten Ziele. Der Areopagus, die Ephoren, der aragonische Justizia und manche andere ähnliche Einrichtung, bis auf Cäsar's rechtsinnende Jury hinab, mögen im Einzelnen manches für sich haben, erschöpfen aber keineswegs die Mittel zur Erhaltung und Erhebung wahrer Freiheit.

4.

Drei Portugiesinnen.

Ines, Marie und Leonore.

Vorwort.

Irrthümer und Verbrechen, welche in niederen Kreisen nur zu oft wiederkehren, verdienen keine geschichtliche Darstellung. Wenn aber hierdurch ein ganzes Königshaus zu Grunde geht, die Nemesis rasch Schuldige und Unschuldige ergreift und das Schicksal eines ganzen Volkes daran geknüpft ist, so erhebt sich der Gegenstand zu einem großen, furchtbaren, lehrreichen Trauerspiele. Wer sich auf diesen Standpunkt nicht stellen, ihn nicht festhalten, die ernste Wahrheit der Geschichte nicht ertragen kann, für den sind die folgenden Blätter nicht geschrieben. Gewiß aber darf der Geschichtschreiber die Thatsachen, sowie entscheidende Worte der Quellen nicht verändern, oder zu der charakterlosen Unbestimmtheit abschwächen, welche eine sich zierende Prüderie anständig und sittlich zu nennen beliebt *).

*) Einer zu diesem Aufsatz gehörige Stammtafel befindet sich am Schlusse desselben.

Der Infant Don Pedro, geboren im Jahre 1320, der einzige Sohn König Alfons IV. von Portugal [1]), war ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, ernst und heiter zugleich, gewandt und ausgezeichnet in allen ritterlichen Uebungen, Freund der Jagd und nicht minder der Dichtkunst, von sehr großer Stärke des Willens und Charakters, und beseelt von einem Rechtsgefühle, welches später (nach bittern Lebenserfahrungen) bis an die Grenzen wohlgemeinter, aber willkürlicher Härte hinanführte.

Jedenfalls hielt sein Vater, König Alfons, es für angemessen den Infanten als einzigen Thronerben früh zu vermählen, damit das Geschlecht nicht ausſterbe und durch Familienbande Ruhe und Maß der Lebensverhältnisse sich mehre. Nachdem ein Plan ihn mit einer castilischen Prinzessin Blanca zu verheirathen, ihrer körperlichen Schwachheit halber zurückgegangen, ward Pedro (wahrscheinlich ohne ihn viel zu befragen) im 20. Lebensjahre mit Constanze [2]), einer der edelsten Castilianerinnen, getraut. Sie gebar zwei Söhne, von denen der erste Luis früh starb und der zweite, Ferdinand, seinem Vater auf dem Throne folgte. Ungeachtet dieses Kindersegens mag die eheliche Verbindung dem Infanten und seiner Gemahlin nur kurze Zeit genügt haben.

In dem Gefolge Constanzens befand sich ein Hoffräulein, Ines, oder Agnes von Castro [3]), edeln Geschlechts, ja mit der Infantin und dem castilischen Königshause verwandt; jedoch (wie Einige behaupten, Andere leugnen), nicht aus einer, durch die Kirche eingesegneten Verbindung geboren [4]). Wie dem auch sei, so zeigt die Geschichte daß zu jener Zeit in Portugal und Spanien unzählige Verbindungen solcher Art in den höchsten Kreisen stattfanden, ohne daß man daran irgend erheblichen Anstoß nahm.

Gewiß stand Ines damals in der Blüte der Jugend und Schönheit, und der Werth dieser Gaben erhöhte sich durch Tugend, Bescheidenheit, Milde des Charakters und ein edles, der treuesten Liebe und einer schwärmerischen Anhänglichkeit fähiges Gemüth. Alle diese Eigenschaften machten auf den Infanten

so großen Eindruck, daß seine Gemahlin Constanze es schmerzlich bemerkte [1]) und (im Einverständniß mit König Alfons) veranlaßte, daß ihr Sohn Luis von Ines über der Taufe gehalten wurde, um eine Art von geistlicher Verwandtschaft herbeizuführen, welche nähere Verbindungen zwischen Ines und dem Infanten behindere.

Ein Gedicht des Letzten, welches wahrscheinlich an Ines [2]) gerichtet ist und in diese Zeit fällt, deutet näher auf die obwaltenden Verhältnisse hin.

Nach dem Tode Constanzens (sie starb 1345) war nichts mehr im Stande die grenzenlose Liebe des Infanten für Ines zurückzuhalten; auch sie fand in ihm das einzige und höchste Glück ihres Lebens, und der insgeheim geschlossene kirchliche Bund [3]) beseitigte etwa noch übriggebliebene Zweifel über Würde und Heiligkeit ihrer Verhältnisse.

Ines gebar allmälig dem Infanten drei Söhne: Alfons, der jung starb, Joäo und Diniz, und eine Tochter Beatrix.

Da der Infant Don Pedro von seiner Gemahlin Constanze nur einen Sohn hatte, drang König Alfons darauf, daß er sich bald wiederum verheirathe. Pedro's Entschuldigung [4]): das Andenken an seine verstorbene Gemahlin halte ihn von einer neuen Verbindung zurück, fand keinen Glauben, und auf die bestimmte Frage seines Vaters: ob er mit Ines verheirathet sei, wagte er aus vielen Gründen keine bejahende Antwort zu ertheilen. Weil es aber kein Geheimniß geblieben, daß ihm Ines Kinder geboren und der Einfluß ihrer Verwandten immer mehr zu wachsen schien, so steigerten sich Neid und Argwohn bei vielen Vornehmen, und man brachte dem Könige den Verdacht bei: Pedro werde (mit Zurücksetzung Ferdinand's, seines ihm von Constanze geborenen Sohnes) einen Sohn der Ines auf den Thron erheben. Diese Verbindung (sagten die Eiferer), mag sie durch die Kirche beglaubigt sein, oder nicht, gereicht zu allgemeinem Anstoße und zum Verderben Portugals. Es gibt ein einfaches leichtes Mittel, alle Besorgnisse für immer zu verscheuchen, das Reich vom Bürgerkriege und unfehlbarem Untergange zu retten: — die Ermordung der Ines von Castro! — Als Pedro's Mutter, Beatrix von Castilien [5]) von diesen blutgierigen Rathschlägen Kunde erhielt, ließ sie ihn durch den Erzbischof von Braga warnen: er solle seine Heirath bekennen, oder Ines fortschicken; — aber Pedro glaubte nicht an die Möglichkeit eines solchen, nur durch Beistimmung seines Vaters ausführbaren Frevels.

In den ersten Tagen des Januar 1355 zog König Alfons heimlich in Begleitung der rachsüchtigen Feinde der Ines nach

Coimbra, und drang in dem Augenblicke wo der Infant, wie man wußte, auf der Jagd abwesend war, in das Kloster der heiligen Clara, wo Ines mit ihren Kindern in größter Stille und Eingezogenheit lebte. Als sie den Lärm der Nahenden vernahm, erschrak sie sehr und ahnete ihr Schicksal: Flucht aber und Widerstand waren gleich unmöglich. Sobald der König in ihr Zimmer trat, fiel sie ihm mit ihren Kindern zu Füßen und sagte: O Herr! warum wollt Ihr mich [11]) Unschuldige tödten! Konnte ich, durfte ich Eurem Sohne, meinem Beschützer, meinem treuesten Freunde widerstehen? Habt Mitleid mit mir, einer Frau, mit meinen Kindern, Euren Enkeln. Schmälert Euern Ruf nicht durch solche Grausamkeit; verzeihet mir wenn ich Euch irgendwie beleidigte!

Der Anblick und die Worte, die Schönheit und die Unschuld machten einen solchen Eindruck auf den König, daß er mit thränenden Augen das Zimmer verließ. Draußen aber standen die Mordbegierigen, Pedro Coello, Alvar Gonzalez und Lopez Pachero. Sie erschraken sehr, daß ihr Plan unausgeführt bleiben solle; denn gewiß werde er nicht verborgen, und die Rache des Infanten dann nicht ausbleiben: — nur des Königs Mitschuld könne sie dagegen schützen. Sind wir hergekommen, riefen sie dem Könige entgegen, um zum Spotte zu werden? Soll Portugal [12]) untergehen um dieses Weibes willen? — König Alfons, zugleich leidenschaftlicher Ankläger, ungerechter Richter und verächtlicher Vollstrecker, erwiderte: Thut was Ihr wollt! [13]) Und sie gingen mit teuflischer Freude hinein, und ermordeten Ines in blutig grausamer Weise.

Als der Infant hievon Nachricht erhielt, stiegen Schmerz und Zorn zu so unermeßlicher Höhe, wie vorher seine Liebe. Es kam zu offenem Kriege zwischen Vater und Sohn, und jener erfuhr in höherem Alter die gerechte Strafe für diesen neuen Frevel und eine ungerechte Empörung, welche er in seiner Jugend gegen seinen milden Vater gewagt. Erst nachdem König Alfons dem Infanten viele Rechte eingeräumt und die angesehensten Männer sich dringend für die Herstellung des Friedens verwandten, kam dieser äußerlich zu Stande; im Innern [14]) aber blieben Vater und Sohn sich entfremdet.

Nach seiner Thronbesteigung beschwur Pedro feierlich und bewies durch Augenzeugen [15]), daß er mit Ines vermählt gewesen. Er ließ Coello und Gonzalez, die ihm vom Könige von Castilien ausgeliefert wurden, unter schrecklichen Martern [16]) hinrichten, für seine Ines aber einen Triumphzug bereiten, der in solcher Weise nur einmal in der Weltgeschichte vorkommt. Ines ward, etwa fünf Jahre nach ihrer Ermordung, aus ihrer Gruft

im Clarakloſter genommen und 17 Legoas weit, auf reich geſchmückter Bahre, nach dem Kloſter Alcobaça gebracht. Zu beiden Seiten des ganzen Weges ſtanden Fackelträger, und Biſchöfe, Geiſtliche, Mönche, Edle, Bürger, Frauen, Mädchen, nahmen Theil an dem feierlichen, unabſehbaren Zuge. In Alcobaça [16]) ward Ines königlich gekleidet auf einen Thron geſetzt, ihr Haupt mit der Krone geziert und ihr von unzähligen Niederknieenden die Hand geküßt! Nun erſt legte man ſie in ihr neues prachtvolles Grab, über welches ſich ihre marmorne, mit einer königlichen Krone geſchmückte Bildſäule erhob. — So der einfache Hergang, welchen durch künſtlichen Schmuck anziehender, rührender oder furchtbarer zu machen, noch keinem Dichter gelungen iſt.

Nach dem Tode König Pedro's (1367) beſtieg ſein und Conſtanzens Sohn, Ferdinand, ohne Widerſpruch den Thron und lebte in Eintracht mit ſeinen Halbgeſchwiſtern, den Kindern der Ines von Caſtro. Ferdinand war ein ſchöner und, im Gegenſatze zu ſeinem ſtrengen Vater, ein milder Mann; zugleich aber verſchwenderiſch, wankelmüthig, mittelmäßigen Geiſtes und insbeſondere ohne Herrſchergaben. Nur zu ſehr vernachläſſigte er die Geſchäfte, ſo daß ihm als er einſt (gleich wie ſchon oft) aus dem Rathe [17]) hinwegging, einer der Beiſitzer, im Namen aller Uebrigen ſagte: Herr! Wir bitten Euch inſtändigſt künftig ein anderes Betragen anzunehmen, wie bisher, — ſonſt — ! — Wie ſonſt? fragte der König — Sonſt werden wir uns einen Anderen ſuchen, der uns regiere.

Ein ſolcher Mann, den Weibern ohnehin von Natur geneigt, mußte von ihnen abhängig werden. Zuerſt verlobte er ſich mit Leonore [18]) von Aragonien, welcher Heirathsplan jedoch rückgängig ward, weil ſie für den ſchönen Bräutigam nicht ſchön genug ſei. Hierauf ward in dem 1371 zwiſchen Caſtilien und Portugal geſchloſſenen Frieden, zu größerer Bekräftigung deſſelben verabredet: daß König Ferdinand binnen fünf Monaten die Prinzeſſin Leonore [19]), die Tochter König Heinrich's von Caſtilien heirathen ſolle. Man freute ſich dieſer Verabredung, welche die Einigkeit zwiſchen zwei ſich oft bekriegenden Völkern für die Zukunft zu verbürgen ſchien, und erwartete die Vermählung zur beſtimmten Zeit.

Ob Ferdinand wirklich daran gedacht hat, ſeine Halbſchweſter Beatrix zu heirathen, mag zweifelhaft bleiben [20]); gewiß trug er kein Bedenken Leonore von Caſtilien ebenſo zu beſeitigen, wie Leonore von Aragonien und ſich leidenſchaftlich einer dritten Leonore zuzuwenden.

Am Hofe der Infantin Beatrix lebte Marie Tellez, die

Witwe des Don Alvaro de Souſa, eine Frau von edlem Aeußern, vielem Verſtand und einer ernſten Haltung des Charakters, welche ſich auf Mäßigung aller Leidenſchaften und reine Tugend gründete. — Ganz anders ihre, ſie beſuchende Schweſter Leonore Tellez, die Gemahlin des Lorenz da Cunha, eine Frau von blendender Schönheit, großem Scharfſinn, ungewöhnlicher Gewandtheit und Klugheit, witzig, einnehmend und bezaubernd [2]), daß kaum Jemand den ſie gewinnen wollte, ihr zu widerſtehen fähig war; von einer Kraft ſich äußerlich zu beherrſchen wie man ſie ſelten, ſich zu verſtellen wie man ſie öfter bei Frauen findet. Großmüthig, verſchwiegen, leidenſchaftlich in Liebe und Haß, feſten Entſchluſſes, ehrgeizig über Maß, und zum Herrſchen ſo fähig wie geneigt.

Kaum hatte der ſchwache Ferdinand Leonoren bei ihrer Schweſter geſehen, ſo ward er durch ihre in jeder Beziehung hervortretende Ueberlegenheit ſo verſtrickt und benommen, daß er beſchloß ſeine Verlobung mit der Infantin Leonore von Caſtilien aufzulöſen, Leonore Tellez in Güte, oder mit Gewalt von ihrem Gemahle zu trennen und ſie zu heirathen. Er vertraute dieſen Plan an Marie, die Schweſter Leonorens, und rechnete auf ihre Vermittelung und Mitwirkung. Die edle, tugendhafte Frau erſchrak aber ſehr über dieſe Mittheilung und ſagte unverhohlen dem Könige: Meine Schweſter iſt zu gut für eine Beiſchläferin und unpaſſend für eine Königin von Portugal. Ihr Gemahl, ein edler ſelbſt mit Euch verwandter Mann, darf nicht in ſo ſchmachvoller Weiſe behandelt werden, und Ihr ſeid verbunden zu Eurem und des Landes Beſten, die Infantin von Caſtilien laut Eures feierlichen Verſprechens zu heirathen. Ein Wortbruch würde zu Kriegen führen und über meine Schweſter, ſtatt des gehofften Glückes, Schmach und Verachtung herbeiziehen. Laßt ſie deshalb ungeſtört, und ohne ſchädliche Aufregung, zu ihrem Gemahle zurückkehren.

Dieſe Vorſtellungen machten auf den König keinen Eindruck, ja als Lorenzo da Cunha, dem dieſe Verhältniſſe nicht verborgen blieben, ſeine Gemahlin nach Hauſe berief, nannte Ferdinand ihre Ehe nichtig, weil ſie ohne Erlaubniß unter zu nahen Verwandten geſchloſſen ſei, und ſchwur (bei ſteigender Leidenſchaft): er wolle lieber Leonoren heirathen als alle Königstöchter der Welt [3]). Mit gleichem Eifer ging dieſe auf des Königs Plan ein, zürnte daß ihre Schweſter (aus Rückſichten die ihr ganz untergeordnet erſchienen) ihr den Weg zu Thron und Herrſchaft verſperren wolle, und bewilligte gern daß der Scheidungsproceß unter obigem Vorwande leichtſinnig begonnen und eiligſt betrieben wurde. Lorenzo da Cunha mußte unter ſolchen Umſtänden ſeinen

Widerspruch [21]) fallen lassen und entfloh (größere Gefahren fürchtend) nach Castilien. Als Ferdinand hierauf dem Könige von Castilien das Verlöbniß mit seiner Tochter aufkündigte, befürchtete man, dieser werde deshalb Krieg erheben; statt dessen erklärte er: seiner Tochter werde es nie an einem ehrenwerthen Gatten fehlen, und ließ (gegen Bewilligung einiger äußeren Vortheile) seinen Nachbar auf der eingeschlagenen gefährlichen Bahn ungestört fortschreiten. So schienen alle Hindernisse der bezweckten ehelichen Verbindung beseitigt und die Betrachtung des Hergangs in der Art gemildert und abgeschwächt, wie Camoens [22]) es ausdrückt:

Wer mag den stolzen Blick, das sanfte Walten,
Die Engelschönheit einer Hehren sehen,
Die Jeglichen in sich kann umgestalten,
Und dieser Hohen dennoch widerstehen?
Der kann entschuldigt wohl Fernando halten,
Der Amor's Macht im eig'nen Fall' ersehen;
Wer aber sicher blieb vor solchen Flammen,
Wird strenger auch den Schuldigen verdammen.

Zu diesen Strengern gehörte (wie sich unerwartet ergab) der größere Theil des portugiesischen Volkes. Im ganzen Lande erhob sich ein Murren über die anstößige Weise, mit welcher sich der König die Frau eines Andern zueignen und sein, dem Könige von Castilien gegebenes, Wort brechen wolle. Nachdem (besonders in Lissabon) in Gesprächen, auf Straßen und Plätzen, die Sache vielfach tadelnd erörtert worden, steigerte sich der Eifer und die Unzufriedenheit so sehr, daß man beschloß den König durch Bitten und Drohungen [23]) von seinem unschicklichen und schädlichen Vorhaben abzubringen. Man wählte Fernando Vasquez, einen muthigen und beredten Mann zum Vorsprecher und an 3000 Bewaffnete zogen unter lautem Geschrei mit ihm zum Palaste. Hiedurch benachrichtigt blieb dem Könige Zeit die Thore schließen zu lassen, und den Andringenden einen Edelmann entgegenzuschicken, der mit größter Höflichkeit fragte, was sie bezweckten? und versprach daß der König, wenn ihre Bitten und Wünsche etwas Erlaubtes und Mögliches beträfen, dieselben gern bewilligen werde.

Vasquez antwortete: wir kommen, als gute und treue Portugiesen, eifrig für den Dienst, die Ehre und den guten Namen unseres Fürsten, weil es heißt: er wolle Donna Leonore Tellez heirathen, welche doch schon mit Lorenzo da Cunha verehelicht ist. Dies wäre ein großes Vergehen gegen Gott, Adel und Volk, eine Schmach und Entwürdigung seiner eigenen Person und seines guten Namens. Deshalb kommen wir als gute Portugiesen ihn zu bitten, er möge abstehen von diesem Vorhaben,

und wenn er nicht Gefallen findet an der Verheirathung mit einer Infantin von Caſtilien, doch (ſeiner königlichen Stellung angemeſſen) eine andere Frau erwählen, um mit ihr erbfähige Söhne zu zeugen die einſt nach ihm herrſchen können; nicht Baſtarde, in die Welt geſetzt mit der Frau eines Anderen.

Der Edelmann erſtattete dem Könige hierüber Bericht und kam bald mit der Antwort zurück: ſie möchten ſich beruhigen; denn Das, was ſie über eine Vermählung mit Donna Leonore vorausſetzten, ſei falſch: er habe ſie nicht geheirathet, und es gefalle auch Gott nicht, daß es geſchehe [76]). Da jedoch die Sache von ſolcher Beſchaffenheit ſei, daß der König ſie nicht durch Zwiſchenperſonen genügend erklären könne, ſo möchten ſie ſich des folgenden Tages ſämmtlich im Kloſter des heiligen Dominicus einfinden, wo der König ihnen ſelbſt die Verhältniſſe mit Ruhe und Muße auseinanderſetzen und Das beſchließen werde, was dem Sinne Aller am meiſten zuſage.

Dieſe, Namens des Königs gegebene Antwort beruhigte Alle ſo, daß ſie nach Hauſe gingen. Am nächſten Tage fand ſich aber nicht blos unzähliges Volk, ſondern auch der größte Theil der königlichen Räthe, gläubig und zutrauensvoll beim Kloſter des heiligen Dominicus ein. Hier vernahmen ſie: König Ferdinand ſei (bittere Worte, oder gar Zwang fürchtend) während der Nacht mit größter Heimlichkeit und in Geſellſchaft Leonorens nach Santarem entwichen. Die Getäuſchten machten ihrem Zorne Luft durch heftige Aeußerungen gegen die Heirath und die Perſon Leonorens, mußten aber ſpäter ſehr hart dafür büßen. Der König ließ das Vermögen aller Derer einziehen, die man für ſchuldig hielt, Vasquez hinrichten und Andern Hände und Füße abſchlagen.

Gleich darauf fand die Vermählung Ferdinand's und Leonorens ſtatt, und es erging eine königliche Erklärung, welche (in ſonderbarer Miſchung) handelte von der Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe, dem gerechten Wunſche ebenbürtige Nachkommen zu gewinnen, ſowie von der hohen Abkunft und den großen Vorzügen Leonorens. Auch ſuchte dieſe, die Schwierigkeit ihrer Lage wohl erkennend [77]), mit allem Zauber der Schönheit, der Anmuth des Geiſtes, der Liebenswürdigkeit, ſowie mit den ihr zu Gebote ſtehenden Schätzen König Pedro's, alle Gemüther zu gewinnen. Ihre Wünſche waren für König Ferdinand Gebote, und bald wurden ihre alten und neuen Freunde, ſowie ihre Verwandten zu ſolcher Macht und zu ſolchem Reichthume erhoben, daß ſie, mehr als dem Namen nach, wahrhaft regierende Königin von Portugal ward. — Auf einer ſolchen Bahn konnten jedoch die Dornen nicht ausbleiben. Die Zurückgeſetzten zürnten,

die Aengstlichen fürchteten Leonorens Schlauheit und Rachsucht, und begaben sich in aller Stille nach Castilien. Dies war der Königin wahrscheinlich willkommen, während das Verhältniß zu ihren Schwähern, João und Diniz (den Söhnen der Ines von Castro und den nächsten Thronerben) ernstere Sorgen herbeiführte. Als König Ferdinand von seinen Halbbrüdern verlangte: sie sollten der Königin die Hand küssen, that es João ohne Widerrede; Diniz aber sagte laut vor dem ganzen Hofe: sie ist vielmehr verpflichtet mir die Hand zu küssen. — Hierüber gerieth der König in solchen Zorn, daß er sein Schwert zog und seinen Bruder umgebracht hätte, wenn er nicht von Anderen daran wäre gehindert worden. Diniz entfloh nach Castilien, und die Güter des Lorenzo da Cunha wurden eingezogen, vorgeblich weil er an einer Verschwörung gegen den König Theil genommen.

Nach diesen neuen Siegen Leonorens war nur ein Infant, João, noch in Portugal übrig mit dem sie, seines erwähnten höflichen Benehmens und seiner sonstigen Eigenschaften [*]) halber, auf freundschaftlichem Fuße lebte. João war wohlgebildet, sehr einnehmend, in allen ritterlichen Uebungen Meister, freigebig, liebenswürdig und seinem Halbbruder dem Könige Ferdinand aufrichtig zugethan. So schien, wenigstens innerhalb der königlichen Familie, in Portugal Einigkeit vorzuherrschen, als sich in ganz unerwarteter Weise ein neuer, furchtbarer Sturm vorbereitete.

Die Königin Leonore haßte ihre Schwester Marie seitdem diese, aus Gründen strenger Sittlichkeit, den König von einer Verheirathung mit ihr abgerathen und ihn aufgefodert hatte sein, der Infantin von Castilien gegebenes Wort zu halten. Sie zeigte diesen Haß schon darin, daß sie die Güter Mariens zur Tilgung einer von dieser bei dem Könige gemachten Anleihe verkaufen ließ. — Die Schönheit, der edle Sinn, die reine Tugend Mariens hatten schon längst auf den Infanten João den größten Eindruck gemacht; ihr unverschuldetes Misverhältniß zur Königin mochte seine Zuneigung wol eher vermehren, als vermindern. Jedenfalls waren aber sehr genügende Gründe vorhanden, diese Liebe und die sich daran reihende Verheirathung äußerst geheimzuhalten. Als die scharfsichtige Königin dennoch dies Verhältniß entdeckte, ward ihr Gemüth zugleich von Schrecken und Zorn erregt, und sie suchte mit aller Kraft ihres Geistes nach einem Auswege, einem Plane, wie jene Verheirathung für sie unschädlich werde und es möglich sei, sich an Marie und João für ihre Kühnheit und ihre feindlichen Absichten zu rächen. Bei König Ferdinand's schwacher Gesundheit fürchtete nämlich Leonore seinen baldigen Tod und daß gegen ihre Tochter Beatriz

vielleicht der Einwand erhoben werde: sie sei aus einer unrechtmäßigen Ehe entsprossen und zum Throne nicht berechtigt. João hingegen und seine rechtmäßigen Kinder würden mit den höchsten Ansprüchen hervortreten, Maria die königliche Krone auf ihr Haupt setzen und sie, Leonore, in untergeordnete Kreise machtlos hinabsinken.

Ehrgeizige Absichten solcher Art hatten die Vermählung João's und Mariens gewiß nicht herbeigeführt; rachsüchtig aber hoffte Leonore jenen durch Lockungen des Ehrgeizes zu verführen und dann ihn, gleichwie Marie, ins Verderben zu stürzen.

Zunächst stellte sie sich als ahne sie gar nichts von dem Verhältnisse ihrer Schwester zum Infanten, sondern behandelte diesen mit größter Freundlichkeit und deutete an, daß die Verabredung einer Verheirathung ihrer Tochter Beatriz mit einem natürlichen Sohne des Königs von Castilien ihr unpassend erscheine, während sehr überwiegende Gründe dafür sprächen, sie mit dem Infanten João zu vermählen. Alfons, der Königin Bruder stellte diesen Plan in das glänzendste Licht, wie alle Zweifel über die Erbfolge dadurch beseitigt würden und die königliche Macht in João's Hände komme. Diese Vorstellungen ergriffen des Infanten Gemüth: die nahe unzweifelhafte Thronaussicht schien ihm vorzuziehen dem zweifelhaften Glücke mit Donna Maria. Es that ihm leid sich durch seine Verheirathung mit ihr jenen glänzenden Weg versperrt zu haben.

Während dieser Stimmung gegen seine Gemahlin ward ihm eingeflüstert: sie sei ihm nicht treu, und er habe deshalb ein Recht sie zu tödten und sich mit Beatriz zu verheirathen. Lange Gespräche mit der Königin und ihrem Bruder Alfons bestärkten ihn in der Ueberzeugung von der Schuld Mariens *) und der Aufrichtigkeit des Vorhabens, ihm die Hand der Infantin Beatriz zu bewilligen.

In einer finsteren Nacht ritt João mit mehren Begleitern gen Coimbra. Unterwegs hielt er in Tomar an, wo ein junger Sohn aus Mariens erster Ehe sich aufhielt, foderte von ihm einen Dolch und zeigte soviel Eile, Aufregung und Mißstimmung, daß jener Böses ahnete und seine Mutter warnen ließ. Die edle Frau wollte aber das Unglaubliche nicht für wahrscheinlich halten und, ihrer Unschuld vertrauend, nicht entfliehen.

Mit dem Anbruche des Tages erreichte João nebst seinen Begleitern die Olivengärten vor Coimbra und eröffnete jenen den Plan, seine Gemahlin umzubringen. Keiner widersprach, keiner vertheidigte die Unschuldige, keiner rügte die verbrecherische Absicht; und die Gestalt seiner ermordeten Mutter Ines trat

dem Infanten vergebens vor Augen. Alle schlichen bis zum Hause Mariens und benutzten den Augenblick wo eine Dienerin heraustrat, um ohne Geräusch bis zur Schlafkammer der Infantin vorzudringen. Sie sprengten die verschlossene Thür, sodaß Maria, durch den Lärm erweckt, kaum Zeit hatte ihre Blöße mit einem Tuche zu bedecken. Dann fiel sie ihrem Gemahle zu Füßen und rief: O Herr! Was bedeutet dieser ungewöhnliche Besuch? — Sogleich, schöne Dame (antwortete João), sollt Ihr es erfahren. Ihr habt gesagt, ich sei Euer Gemahl und Ihr mein Weib. Ihr habt das ganze Reich mit dieser Nachricht so angefüllt, daß auch der König, die Königin und der Hof es erfuhren und eine Gelegenheit gegeben war mich ins Gefängniß zu setzen, oder umzubringen"). Deßhalb, und noch mehr dafür verdient Ihr den Tod, daß Ihr bei einem Andern gelegen habt. — Maria antwortete: O Herr! Wie übel seid Ihr berathen; Gott verzeihe Denen, die Euch solchen Rath gaben. Wenn Ihr die Eurigen entfernen und nur Weniges mit mir sprechen wolltet, würde ich mich leicht rechtfertigen können. Hört mich um Gottes willen; nachher habt Ihr Zeit Euern Willen zu vollbringen. — Ich bin nicht gekommen, erwiderte João, um mit Euch zu verhandeln; und nach diesen Worten warf er sie nackt zu Boden und traf sie mit seinem Dolche ihres Sohnes") zwischen Brust und linker Schulter. — Sie rief: Mutter Gottes, du kennst die Wahrheit, stehe mir bei und erbarme dich meiner Seele. Ein zweiter Stoß traf ihren Leib. — Sie rief nochmals: Jesus, Sohn Mariens, komm mir zu Hülfe, — und verschied.

Selbst nach dem Morde mochte João seine Gemahlin noch für schuldig halten; als aber Leonore darüber laute Klagen erhob und das ganze Land für Mariens Unschuld stimmte, sah sich der Infant genöthigt, den König und die Königin um Verzeihung zu bitten. Sie ward ihm gewährt, von jenem aufrichtig, von dieser um João hinzuhalten und hinzuführen bis zu seinem völligen Sturze. Denn in dem Maße als er darauf drang seine Verlobung mit Beatrix abzuschließen, wußte die Königin Schwierigkeiten und Zögerungen zu erheben, bis der Infant sich zu spät überzeugte: jener Plan sei nie ernsthaft gehegt worden und seine ermordete Gemahlin ihm nie untreu gewesen. Von deren Verwandten befehdet, von der Königin gemieden, von Gewissensbissen und rückkehrender Liebe zu Maria gemartert, allmälig aller Güter beraubt, so daß er Waffen und Kleider verpfänden mußte; entfloh João nach Castilien und verlor alle Aussicht auf den portugiesischen Thron, den er durch ein Verbrechen zu erlangen gehofft.

Nach Entfernung der beiden Halbbrüder des Königs herrschte

Leonore unumschränkt, und der Mittelpunkt all ihrer Plane und Ueberlegungen war: mit wem sie ihre einzige Erbtochter vermählen sollte. Beatrix (sagt ein Schriftsteller[1]) ward allmälig fast mit allen Prinzen der Christenheit verlobt; so groß war die Unbeständigkeit ihrer Aeltern und die Macht der eintretenden Umstände. — Zuerst also mit dem Herzoge von Benevento, dem unehelichen Sohne König Heinrich's von Castilien; dann mit dem Infanten Heinrich, dem ältesten Sohne König Johann's von Castilien; hierauf mit dem englischen Prinzen Eduard; dann mit Ferdinand, dem zweiten Sohne König Johann's von Castilien; endlich mit diesem selbst. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieser Wankelmuth umständlich darzulegen; im Wesentlichen entschied jedesmal die Königin Leonore, gemäß der Wahrscheinlichkeit, daß ihr auch nach der Verheirathung ihrer Tochter die Herrschaft verbleibe.

In alle diese Unterhandlungen griffen bald auch andere Personen entscheidend ein. Zunächst der Infant Johann, Großmeister des Ordens von Avis, ein unehelicher Sohn König Pedro's und einer edlen Privatdame Therese Lourenzo de Andrada[2]). Er zeichnete sich schon in seiner Jugend aus durch Klugheit, Muth, Thätigkeit und Wachsamkeit, und erhielt nach Entfernung der Infanten Jago und Diniz (dieser Söhne der Inês von Castro), unerwartet eine neue und größere Bedeutung.

Ferner: Johann Fernandez Andeiro (Herr Graf von Ourem)[3]) ein schöner, gewandter, kühner, ehrgeiziger und lebenslustiger Mann, welchen König Ferdinand zu manchen geheimen Geschäften gebrauchte, und der sich auch bald in der Gunst der Königin festzusetzen wußte. Denn ihr Gemahl ward täglich kränklicher, unangenehmer, und seine überall hervortretende Mittelmäßigkeit konnte der Königin keine Freude machen, obgleich ihre Macht und ihr Einfluß wesentlich darauf beruhte. Beide, Leonore und Andeiro, gleich lebenslustig, leicht jedoch der, so oft täuschenden Ueberzeugung, daß Niemand ihr näheres Verhältniß kenne und tadele. Um jedoch alle Mitwisser noch sicherer zu bringen, ließ Leonore die Frau Andeiro's, eine edle und fromme Gattin, an ihren Hof kommen. Freundliche Worte und reiche Geschenke bewirkten daß diese die Königin öffentlich lobte, im engern Kreise aber heftig schalt[4]), daß sie ihr ihren Gemahl entführe.

Ein schreckliches unglückbringendes Ereigniß[5]) brachte die Lage der Verhältnisse mehr ans Licht. Eines Tages, wo der König und die Königin nebst ihrem Hofe in Evora versammelt waren, traten Andeiro und Gonçalo Vasquez, der Bruder Giraldes, in ihr Zimmer. Beide waren an dem heißen Tage sehr erhitzt und

die Königin fragte: ob sie nicht Tücher zum Abtrocknen des Schweißes bei sich hätten? Auf die Antwort: Nein, zertheilte sie ihr Tuch und gab jedem die Hälfte. Andeiro näherte sich hierauf der Königin und sagte ihr heimlich und, wie er glaubte, von Niemem gehört: Señora! Ein mehr gebrauchtes und Euch näher gewesenes Tuch wäre mir lieber und Ihr hättet mir ein solches geben sollen [1]). — Ueber diesen zweideutigen Witz lachte die Königin, während Inez, eine ihrer Hofdamen, welche jene Worte hörte, daran großen Anstoß nahm und sie ihrem Manne Gonzalo Vasquez de Azevedo [2]), einem Verwandten der Königin, mittheilte. Beide folgerten: daß Andeiro solche Worte nicht würde gewagt haben, wenn kein ungebührliches Verhältniß zwischen ihm und der Königin stattfinde. Vasquez und seine Gattin beschlossen zu schweigen; bald jedoch überrascht jener frisch Vorsatz, aus Leichtsinn, Zorn oder Uebermuth. Als nämlich die Königin die Sitten der englischen Ritter rühmte, sagte Gonzalo Vasquez: Ich behaupte das Gegentheil und kann insbesondere einen Gebrauch der Engländer nicht loben. Wenn nämlich eine Dame einem ein Kleinod, Schmuckstück, oder sonstiges Geschenk gibt, so nähern sie sich ihrem Ohr und sagen heimlich: ein gebrauchtes, ihr näher gewesenes Liebkosungen würde ihnen angenehmer sein.

Die Königin fühlte sehr wohl die bittere Anspielung, that aber in jenem Augenblicke (weil mehr Personen gegenwärtig waren) als habe sie nichts verstanden, und gab keine eingehende Antwort. Bald darauf berief sie jedoch Gonzalo Vasquez in ihr Zimmer und sagte ihm im höchsten Zorne: Ich weiß sehr wohl, daß Euer Weib Euch erzählte, was Ihr gestern sagtet; seid aber überzeugt, daß Ihr es nicht in einem leeren Prunken gesprochen habt; ich versichere Euch, daß Ihr Beide es mir wohl bezahlen sollt [3]).

Die Königin sann nun so mehr, da sie Gonzalo zwischen sich und ihren Verwandten sehr ausgezeichnet hatte, sie fürchtete heute Anklagen, ihren Fall und Andeiro's Tod. Nach ernster Ueberlegung hielt sie Nothwehr für erlaubt und kein Sicherungs- und Rettungsmittel so geschwollig als — Gonzalo umbringen zu lassen! Weit geschäftlicher als bisher rüsteten sie aber der Infant Johann (König Pedro's Sohn von Theresia Lorenza). Er wurde die Ehre des Königs, seines Halbbruders, wenn nicht an der Königin, doch gewiß an Andeiro rächen, auf die Verwandtschaft für die Infantin Beatrix, ja vielleicht auf die Krone Anspruch machen und Streitereien, schon um sich zu erheben, in Schande und Niedrigkeit stürzen. In seinem Tode liege die einzige Möglichkeit ihrer Rettung. Deshalb wurden beim schwachen Könige Ferdinand ernstlich aufgelauschte Briefe seines Halbbruders Jo-

kamen und bei Strafe des Todes vorgingen, welche allerhand Verschläge gegen König und Königreich entdeckten. Darüber hielt nämlich verschiedentlich unvorgesehenerweise Gericht zu pflegen und die Angeklagten zu hören, und Jedermann hatte unverwehrt verhaftet. Hierüber gewann Piero so sehr, daß er sich erboten die Gefangenen mit Gift aber Gewalt zu befreien; diese verschmähten aber (ihrem Rechte und ihrer Freiheit vertrauend) solch einen Rettung und hofften auf gerichtliche Auflage, Verantwortung und Freisprechung.

Aber auch hochstehende Personen fanden die Königin (welche in jener Zeitung die höchste Gefahr für sich sah) einen ihrer Diener mit einem vom Könige unterschriebenen Befehle an Pedro Martinez de Medin, den ersten Befehlshaber im Schlosse von Evora: er solle den Markgrafen Johann und Emanuele Vasconcellos enthaupten lassen. Der Diener sagte, Memand der Königin anständig hinzu: er habe vom Könige den Befehl, daß jener Befehl sogleich und ohne allen Verzug [illegible] vollzogen werde.

Pedro Martinez sah sich, als ein strenger und redlicher Mann, sehr aufgebracht und ging zu seiner Behörde zurück, nach der Verabredung, von einem Bedienstigen und zu der Nacht, zur überwichtigen Verhaftung eingeschärfter und von dem Diener so schnell hatte gesprochen werden. Er kam auf den Gedanken: jener Befehl sei unecht und von der Gemahlinn, beschuldigten, ihren thronlosen Gemahl beherrschenden Königin untergeschoben. — Doch sagte Pedro Martinez seinen Mann: der Befehl sollte vollzogen werden. — Nach langer Zeit kehrte jener zurück und fragte: ob die Gefangenen bereits hingerichtet wären? Und der Antwort: Nein! brachte der Diener einen zweiten Befehl von Johannen: seine Gefangenen sollten ohne den abergläubischen Verzug gerichtet werden; auch wisse der König sehr, daß seine erste Weisung nicht sogleich befolgt, sondern wahrscheinlich eine Zögerung eingetreten sei. In gleicher Zeit brang der Unterbringer des Befehls mit noch größerem Eifer und nachdrücklicher Angst auf die Vollziehung des Todesurtheils.

Durch den Eifer nach Pedro Martinez in seinen Vorsatze noch mehr bestärkt und er sagte mit so viel Recht als Bestimmtheit: der Befehl wurde nicht vollzogen und Widerrede ihren verleiten und sind Unordnungen die rechte Zeit (8 Uhrmorgens zu vollziehen. Auch erfuhren es möglich, daß der König von Zorn und Schwermuth bewegt sei und den sein Gemahlinn verbannt wenn könnte. Die Gefangenen sind in sicherer Haft (zu gewisser, sind genügt. Wenn es sich handelt um die Hinrichtung eines der ersten Großen des Reichs und einer Person, welcher der Adel und Bürger ganzen Königs ist, dürfte jeder Übereilung

angekündigt; deshalb wurde ich mit dem Befehle bis zum nächsten Tage warten, und dann vernehmen ob der König auf seinem Befehle verharre.

Der Abgesandte Franciscus schien auch hierin entschlossen Antwort nicht wieder; Pedro aber ging am nächsten Morgen zum Könige, welcher ihn über die letzten Befehle (welche er nicht kannte und nicht unterzeichnet hatte) sehr wunderte. Er vermuthete den Zusammenhang, dankte Pedro für seine Vorsicht und Klugheit, befahl ihm aber (zum größeren Beweis zu verwalten) von dem Vorgange zu schweigen [1]). — Die schwärmige Königin, welche schwer, aber schön und gebildet war, sah vermuthlich nunmehr auf Verlangen und Verführung der Gefangenen nicht mehr zu rechnen sei und ihre Befreiung aber kurz oder lang bewerkstelligt. Sie wollte sich also diese Verdienst der Befreiung erwerben, aber wenigstens von Schein wünschte sie bei ihrer Verhaftung gar nicht von der Vorgängerin.

In dem Augenblicke wo beide Gefangene auch für die Welt bekannt waren, betrete die Königin in Übereinkunft ihrer Gemahlin auf, mit der sie Rath nahmen. Nach kurzem Gespräche sprach sie sehr freundlich mit ihnen und lud sich für zum Nachtessen. Sie wollten sich der Zeitung und Gesellschaft entschlagen; aber Franciscus bat beide, sie als armes Fräulein ihrer Gnade zu Tische. Es sehr dann der Gedanke durch den Sinn, ob es wohl auf ihre Vergiftung abgesehen sei? Doch war der Gedanke der Furcht und nach Tische sagte die erwachsene Tochter der Königin nach der Befehle seiner Verhaftung. Sie antwortete: Es sehe nur so böse Zungen [2]). Einige Minister Carol Erbrand, der Adam der alte Comthur Pedro Fernandez sagte dem Könige, sie könne die Gefahr nach Castilien zu gehen, um mit Gewalt Freiheit und andere Forderungen, unter Verfluch der Castilianer, Portugal zu schützen. Jetzt aber sei der König von Gewalt seiner überzeugt. Der Inhalt einer Urkunde verlange die Ehre einer Verhaftung nicht; vielmehr wird sich, nach seiner Verhaftung, keppelt abstrahiren.

Nach diesen Gespräche mit den Infanten wandte sich die Königin zu Pedro, zog einen seidenen Ring von Finger und sagte (zum Beweis ihrer Freiheit [3]) aber ihre Ehrlichkeit): Diesen Fernandez Pedro, diesen schönen Ring. — Ich weiß ihn nicht zu schätzen. — Weshalb? — Weil ich Euch sterben, was man von euch sagen will. — Wenn weiß ich sie gehe, antwortete sie ruhen und sie weinen. — Und er nahm den Ring und steckte ihn an den Finger, zum Gedenken alter Freundschaft.

Auf der Infantin Johanna, an seiner Hand, [illegible] der König gestorbene Frage: warum er den verhaften lassen [illegible]? gab

[illegible], so geht hier auch [illegible] verloren. — König Johann selbst sagte alle Verbindungen und Verbindungen [illegible] Portugiesen, [illegible] [illegible] [illegible]

und eine gültliche Übereinigung beider Theile. Die Frage, ob beide in Worten und Thaten Ihrer Königin treuere und lobenswerthere Dienste zu ihrer gemeinsamen Ehre, Ruhm, unsterblichen Nachkommen Heil unsere Religionsfreiheit, und sogar ihre Freiheit selbst ihre so theuer sind, gute Patrioten") Ihrer Majestät waren: Ich wollte, sie wären alle wie sie Alle. — Es genug bei dieser gegenwärtigen Wiederkehrung von der Königin ist, sie so gegründet für gemeinsame Interesse wirken, eine ganz gerechte nennen.

König Jacobus I. bestätigte die Übereinkommung seiner Vorfahren") mit der ersten Charte, er starb den 27. October 1625. Die ersten seiner Nachkommen und wir mit Freiheiten gesegneten Unterthanen sind die Königin Frances ihrer Wiederkunft zu Regierung an und sofort durch Klugheit, Standhaftigkeit und verständiger Mäßigkeit, die Königliche Erlaubung die Ehe zu genießen. Dennoch bleiben, mag ihre Majestät nur Wohlwollen, die widerspenstige Königin und Parlamente gesinnet. Wenn sagen will, was wir verschiedene Gelegenheiten vorgehabt.

1) Wegen ob die Anlage und gebrauchte Wissenschaften, und ihre Thaten zu vertheidigen, hinlänglich und vorausgesetzlich die gewesen.

2) Wegen Ursache und ihrer gebrauchlichen Ehe und wollen, selbst wenn sie darüber mit Abschaffung gehören wären, die widerstehenden Absichten der Königlichen Familie, gesichtlich Ihrer Person, ihrer Religionen Ruhe, ihre Ehren vor Ruhe und Ehren, verhindern.

3) Die darüber Verfassungen Ihrer Majestät mit Ruhe ob mehr wahrhaftig vorsichtig. Wären sich aber mehr vor Ruhe, so hat vor Ihrer Ruhe als Verfassung vorgesetzt handt die Verfassung ihrer verschiedenen Gewalten, ihrer Rechte und Freiheiten und vornehmlich Verfassungen an ihrem Krieg oder Vermögen. Die Ehren vor Ehren sich wollen hoffen Regierung.

4) Die ob ihrer Religion insbesondt wirksamlich gewesen, und ob von Krieg von Rebellion herrühren. Diese ob Recht in den noch gültigen Verfassungen") von Frankreich. Die wichtigsten Freiheit und Anlage von Frankreich auch einen Thronfolger bekommen, wenn sich Recht nicht an Ehrenden Namen, und wenn sie einen fremden Fürsten bekommen, ist in nicht Ehrenden Ehr.

Die die Rechten, Verfassungen und gebrauchten Verfassungen, so sich sich gleich verschieden, sich die sogar Verfassung von den Verfassungen und von Verfassungsarten sie nicht eben so vorgen Verfassungen gleichgen wurden. Obwohl König Jakobus von den Rechten seiner Verfassungsvorgen Verfassung Verfassung wurde, sich es die Verfassung Rechte von Krieg") in den Anlagen von Rechte

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible] Herzog, von Johann David, daß er seine Familie nach [illegible] Gebieten zu begeben. Die in unmittelbarer Nähe [illegible] befindlichen Truppen, und endlich zu Verhandlungen, welche David selbst von Herzog von Calabrien anknüpfte. Dieser hielt es anfangs für unglaublich, daß ein naher Verwandter sich selbst des größten Lebens, daß er über sich gewonnenen Vortheile mit seiner Gemahlin doch so gerade von Johann zu glauben, der Gefahr preisgeben und von der Hinterlistigen und Treulosigkeit der ägyptischen Sultanin zu warnen.

Auf Johann selbst Rücksicht, daß sie Plan vereiteln [illegible]. Er entfloh in der Nacht nach Barletta, nach dem [illegible] zu Pferde nicht mitkommen und man Pferde zurück nicht mitgenommen, daß er nur mit Mühe über Pferde und Pferden [illegible] und [illegible] von Johannes entkam.

Am nächsten Morgen versammelte König Johann in seinen Zimmern [illegible] Gemahlin, den Johannes Caracciolo von Melfi, einen Gebrüder, den [illegible] Johann David, Mario Orsini, [illegible] Vertrauten, und [illegible] [illegible] Schreiben, den Johann Jordan. Mario war Jordan befreundet [illegible] Tarlo [illegible] [illegible] [illegible]; Mario war in [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

(wie sie vor allem) tätigen Frieden zu wagen schien. — Prinz Peter verabredete, daß König Johann Schwiegersohn, und Isabella von Coimbra Peters Gattin und ihr einziger Sohn Karl, jenseits weite Land in der spanischen Grenze zu Tordesillas zusammen, wo Ihnen andere verwandte Königinnen seien.

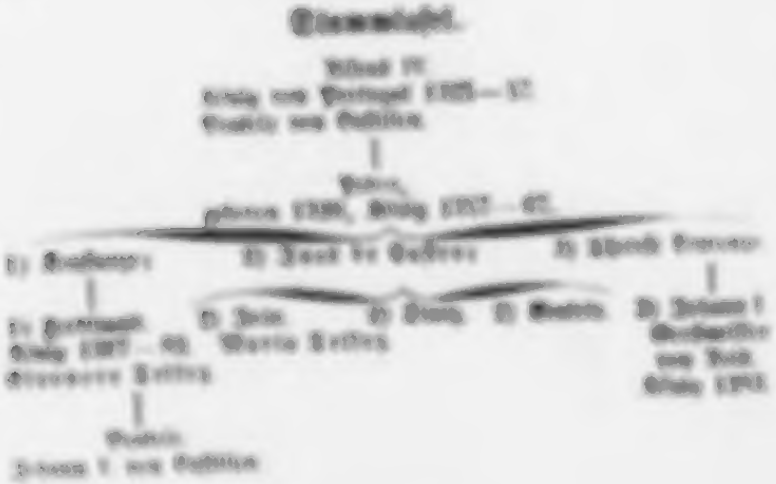
Da wollte der König, wie die gewaltigen Heere, von der nahen Grenze Portugals bedrängen; es war endlich nicht zu leiden und in die Zeitung zu bringen. Pfannen aber wenig: Da mußt du Pfannen bekommen, wollte du anderwärts Land; aber auch zu wichtigen Lust du hier Rede. Endlich sie (Meinen Sohn! Fernando sagt ich meine Freundschaft wohin, gebe ein Königreich in seine Hände, meinen du mehr als meinen eigentlichen Bruder? — und nun auf die Vorlage einer Heirat (wie auch Peter Ihre vorlegen wollte) Angst du mich zu sehr verwundet mir, möglich sie mir Rechte und Freiheit zu nehmen und nicht zu halten, mir du mir versprochen hast. Endlich, ich kann mir Spanierin verbinden: Wenn mir einen Hund schmeicheln will, nenne mir du mitbringt, und den angeerbte Vorgeschichten gegenüber hatte Endlich, Pfandbrief!

Isabella, welche ihre Freundschaft verwalten und dem Könige zu Willen gerichtet, schrieb (angeblich auf Ihrer Gemahl Peters[1]) Gedanken) Vorgehung; Pfannen aber sich sich in der Hoffnung gründet, daß der mächtige Verwandten im Frieden sein würden, so auf dem Weg nach Castilien zu bekommen.

Der Ausblick auf die ganze Lage und die Aussichten dem weiten Plane machten in der Verwandtschaft zu Frieden zu Tordesillas allerdings verführen[2]; doch wird bezeugt, daß in vielen in Pfalz und Mainz, auch in Pfannen und Pfannen zu wollt die geringste Widerspenstigkeit offenbaren, sondern durch entsprechenden Wort und schmeichelhaften Brief der Pfannen und der ganz Lehn mächtig erhalten wird.

Als Peters die gefangenen, unfreundlichen Königin wollen von allen zu den Augen des Königs von Castilien. Er konnte Isabella nicht wollen, weil [illegible] die Blutsverwandtschaft begründeten Verbindung gefährlich und mit der Ausgang der ganzen Königin empfohlen Gemahlschaft, der Infanten Johann, Sohnes der Infantinnen portugiesischen Geschlechts, und den den Peters durch Isabella über seine Mitschuld hinwegsetzen, so die Gemahlin Isabella in der Gefängnis der Mutter und den feindlichen Einwirkungen

[illegible]



[illegible]

1) [illegible] war, also er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

1) Gerbert, V., 885, § 297.
2) Schmidt, I., 337; Hefele, V., 599; Mansi, 938.
3) Mansi, 939; Gerbert, V., 22; Gerbert, V., 885, § 93
4) Mansi, 943; Hefele, V., 598.
5) Gerbert, V., 854, § 885; Lyndwood, 940
6) Gerbert, V., 89, 1.
7) Gerbert, V., 90, 22.
8) Die Synodalakten des Nationalconcils halten auch über die Zeugen so Zeit wichtige Angaben, viel schätzen. Nachrichten über Eingang, Einl., Hefele, V., 574; Gerbert's Bibliothek und Litteratur chronologie für die Bedeutung. Geschichte (über die Schriften, 1846—1871) gehört umfassende Literatur zur Gesetzgebung, und erhielt Lob für Sammlung und Ord.

9) Gerbert, Hefele, Gerbert, 941; Eingang, 939; Schmidt, V., 1858; Lyndwood, 975.

10) Gerbert, Hefele, Eingang, 939; Concilien der St. Gerbert, 939; Mansi, 1859. Das Jahr 1859 hatte Wichtiges. Gerbert und Provinzialsynoden für Synoden hat Gerbert Literatur, Gerbert in den Gerbertschen und Gerbert und Gerbert [illegible] Gerbert Gerbert Gerbert

(60) Sodre, 222; Monteiro, Vida de João, I, 14, 15, 17.
(61) Sylva, I, 78.
(62) Sodre, 224; Monteiro, 21; Manuel, 394—399.
(63) Lyrodrino, 136.
(64) Sodre, 225; Monteiro, 18; Sylva, I, 88, 94.
(65) Manuel, 399.
(66) Monteiro, 20; Souza, I, 388; Ayala, 102; Martens, XVIII, 6, 1.
(67) Sodre, 229—234.
(68) Sodre, 234.
(69) Flores, Memorias de las Reynas catholicas, II, 302. Manuel, 402; Sylva, I, 97; Souza, I, 393. Monteiro, 32.
(70) Schumann, Corpus juris gentium, I, 3.
(71) Sylva, I, 99; Bayão, 223; Manuel, 253.
(72) Lopes, 3.
(73) Monteiro, 29, 40; Ayala, Cronica de João, 101; Sylva, I, 92.
(74) Manuel, Ayala, 177, 179; Lopes, 41.
(75) Manuel, Ayala, 191.
(76) Manuel, 650—655; Lopes, 39; Sylva, I, 95—97.
(77) Lyrodrino, 138.
(78) Sylva, I, 107; Monteiro, 32.
(79) Manuel I—; Lopes, 9.
(80) Manuel, 417; Monteiro, 45; Lyrodrino, 168.
(81) Lopes, 22, 23; Sylva, I, 112—115.
(82) Sylva, 117.
(83) Sylva, 118; Monteiro, 53; Lopes, 30.
(84) Lopes, 29.
(85) Sylva, I, 135—137; Lyrodrino, 167.
(86) Manuel, 668.
(87) Sylva, I, 142—151.
(88) Manuel, 671.
(89) Monteiro, 66—69.
(90) Vida João, 239, entnommen aus Bulgin per edict auf den Inquisitionstag; auch Manuel, 68, setzt ihr Datum.
(91) Sylva, I, 162.
(92) Sylva, I, 152, 168.
(93) Sylva, I, 170; Monteiro, 70; Ayala, 189.
(94) Monteiro, 62; Sylva, I, 147, 154.
(95) Sylva, III, 9884—9889; Lopes, 65; Manuel, 500; Martens, XVIII, 7, 10.
(96) Sylva, III, 9891.
(97) Monteiro, 130—132; Lopes, 55.
(98) Monteiro, 133; Lopes, 57.
(99) Sodre, 255.
(100) Faria, 230; Lopes, 52—63.
(101) Sylva, III, 9925.

5.

Die Kirchenverſammlungen von Piſa, Koſtnitz und Baſel.

Erſter Abſchnitt.

Von der Verlegung des päpſtlichen Sitzes nach Avignon bis zum Ende der Kirchenverſammlung von Piſa.

(1305 — 1409.)

Es iſt gar viel Streit geführt worden über die Art und Weiſe, wie man geſchichtliche Zeitabſchnitte auffaſſen und darſtellen ſolle. Während die Einen verlangen, daß man hierbei jeden ſpäteren Geſichtspunkt aus der Seite laſſen, jede ſpätere Anſicht vermeiden und die Thatſachen lediglich aus ſich ſelbſt erklären und würdigen ſolle, glauben Andere, daß nur durch Benutzung aller neueren Erfahrungen und durch eine von ehemaligen Anſichtern und Verhältniſſen ganz unabhängige Betrachtung ſich die Wahrheit auffinden und das Belehrende der Geſchichte hervorheben laſſe. Jene erſte Verfahrungsweiſe findet in der bloßen Thatſache, in den unleugbaren Ereigniſſen die volle Rechtfertigung derſelben und gibt, der nachgewieſenen Urſachen und der Macht der Umſtände halber, den größten Irrthum und den verdammlichſten Thaten eine volle Losſprechung.

Das zweite Verfahren (ausſchließlich befolgt) macht den jetzigen Augenblick zum unbedingten Richter über Jahrhunderte, ſieht Alles in dieſem Lichte, mißt Alles mit unpaſſendem Maßſtabe und ergreift weder die volle Wahrheit der früheren, noch der ſpäteren Zeit. Unleugbar kann nur eine verſtändige, aber langwierige Verbindung und Anerkennung beider Richtungen zur

rechten Geschichtschreibung führen; — in dem wohlgemeinten Wollen liegt aber freilich noch nicht die Kraft des Vollbringens!

Der nachstehende Aufsatz bezweckt keineswegs die großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts nach allen ihren unendlich wichtigen Seiten und Richtungen darzustellen, oder die damit in enger Verbindung stehenden politischen Ereignisse zu erzählen; er übergeht ferner Alles, was aus der früheren Kirchengeschichte zur Anklage oder Rechtfertigung der verschiedenen Parteien damals beigebracht ward, und überläßt den Sachverständigen die Entwickelung und Würdigung des eigentlich Dogmatischen und Theologischen. Hingegen richtet sich die Untersuchung und Darstellung vorzugsweise auf einen zeither vernachlässigten, oder nur beiläufig behandelten Gegenstand, nämlich auf das kirchliche Staatsrecht, auf die politisch kirchlichen Formen jener Zeit. Die Lücken der hierüber auf uns gekommenen Nachrichten lassen sich nicht willkürlich ausfüllen, die Unbestimmtheit und das Schwankende der damaligen Maßregeln nicht nach den Foderungen und Gebräuchen unserer Tage verurtheilen: wol aber können wir, durch die Ergebnisse staatsrechtlicher Entwickelungen des letzten Jahrhunderts belehrt und eingeübt, auf die Formen der damaligen Kirchenversammlungen zurückblicken und vielleicht einige Gegenden aufhellen, die zeither weniger untersucht und beleuchtet wurden.

Durch eine Reihe der mannichfachsten und wirksamsten Ursachen war im Ablaufe der Jahrhunderte das Papstthum zu einer, dem minder Unterrichteten fast unbegreiflichen, Macht emporgestiegen; doch hatte der mächtigste aller Päpste, Innocenz III., die Rechte und Ansprüche der übrigen geistlichen Würdenträger keineswegs willkürlich ganz vernichtet, sondern innerhalb seiner Monarchie so anerkannt, daß man dieselbe eine verfassungsmäßige, oder constitutionelle nennen könnte. Weil aber die Lehre jener Tage eine grenzenlose Unbeschränktheit für die Päpste foderte und gegen den biblisch und göttlich genannten Beweis der Rechtmäßigkeit dieser Machtfülle kaum ein theoretischer Widerspruch erhoben wurde, so gehörte die größte Weisheit und Selbstbeherrschung dazu, bei der Anwendung jener Grundsätze das Maß der Vorsicht und Billigkeit nicht zu überschreiten. Schon Gregor IX. und Innocenz IV. können von dieser Schuld nicht freigesprochen werden; und obwol sie und ihre Nachfolger über die Hohenstaufen obsiegten, hatten sich im Kampfe doch Ansichten entwickelt, welche man durch lehrhafte Erörterungen und kirchliche Strafen nicht wieder austilgen konnte. Zwar räumte weit die

große Mehrheit der Gläubigen noch immer ein: der Papst sei Stellvertreter der Gottheit und Christus habe an die Stelle der beschränkten jüdischen Theokratie eine ganz allgemeine gründen wollen; allein die Art und Weise, wie schon Innocenz IV. den Staat unbedingt der Kirche unterordnete, griff weit über das hinaus, was Gregor VII. und Innocenz III. angemessen erschien, und es war nicht zu verwundern, daß die übrigen geistlichen Würdenträger in ihren Kreisen ähnlicher Weise dachten und handelten.

Nach dieser Beseitigung oder doch Unterordnung der Laienwelt entstanden aber auch für die kirchliche Hälfte eigenthümliche Gefahren, seitdem der Papst alle Verfassungsformen als von seiner Willkür und Gnade abhängig betrachtete und statt einer praktisch durch Gesetze geregelten Monarchie eine davon ganz unabhängige Macht, einen vollständigen Absolutismus geltend zu machen suchte. Bonifaz VIII. schloß aus den bereits eingeräumten Vordersätzen folgerecht weiter und stellte das System unbedingter päpstlicher Herrschaft so kühn und abgerundet hin, daß die Welt sich unterwerfen, oder einen ganz anderen Standpunkt auffinden mußte, von wo aus es sich widerlegen und besiegen ließ. Wenig bekümmert um Grundsätze und Theorie, benutzte Philipp der Schöne die kirchlichen Mißbräuche und die politischen Verwirrungen Italiens, um seine Partei zu verstärken und den Papst nicht blos zu besiegen, sondern auch zu mißhandeln.

Kampf, Sieg und Aussöhnung mit der Kirche (unter dem nachgiebigeren Benedikt XI.) erschien jedoch meist als Folge von Persönlichkeiten, als etwas einzeln Stehendes und Vorübergehendes; von viel größerer Wichtigkeit und weit umfassenderen Folgen war es dagegen, daß es dem Könige von Frankreich durch Ränke, Versprechen und Drehungen gelang, die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Frankreich zu bewirken. Mit Clemens V., dem Jahre 1305 beginnt eine höchst unglückliche Zeit, welche man wol als die babylonische Gefangenschaft der Kirche bezeichnet hat. Mehr als je von den Hohenstaufen, wurden die Päpste von den französischen Königen abhängig, geriethen hierdurch in erhebliche Mißverhältnisse zu der übrigen Welt und mußten [wie Clemens V. bei dem Processe gegen die Tempelherren 1307—1311 *)] die Hand bieten zu ungerechten, ja schändlichen Maßregeln und Zwecken. Mit den Cardinälen von der Höhe hinabsinkend, welche die Väter der Christenheit einnehmen sollten, suchten Alle gleichsam einen Ersatz an ungebührlicher Stelle und gaben durch Eigennutz, Genußliebe und Sittenlosigkeit so großen Anstoß, daß wohlgesinnte, ernste Männer (wie Petrarka, Nikolaus von Clemangis, Marsilius von Padua

und Andere [3]) in bitteren Klagen das aussprachen, was leider für die ganze christliche Welt kein Geheimniß blieb und bleiben konnte.

Nach dem Tode von Clemens V. (1314) blieb der päpstliche Stuhl an 28 Monate lang unbesetzt, weil sich die italienischen und französischen Cardinäle weder über die Person, noch den künftigen Aufenthaltsort vereinigen konnten [3]). Nachdem jene unter Mord und Brand versagt worden, kam endlich (1316) die Wahl Johann's XXII. [4]) zu Stande, dessen Hauptfehde gegen Kaiser Ludwig den Baier zwar im Ganzen siegreich durchgeführt ward, jedoch ernste Einwürfe gegen das Papstthum überhaupt hervorrief und dem Tadel nicht entgehen kann, daß unwürdige Leidenschaften und französische Foderungen wesentlichen Einfluß auf das Verfahren hatten. Johann's Nachfolger, Benedikt XII. (1334) und Clemens VI. (1342), blieben theils freiwillig, theils gezwungen auf demselben Wege.

Nach dem Tode des Letztern beschlossen die Kardinäle (sei's aus Anmaßung und Eigennutz, oder weil es ihnen als heilsame Verbesserung der Kirchenherrschaft erschien) dem neuzuwählenden Papste gewisse Bedingungen, eine Art Capitulation vorzulegen, des Inhalts: er solle ohne ihre Beistimmung weder Cardinäle ernennen, noch wichtige Beschlüsse fassen, keinen aus ihrer Mitte gefangen nehmen oder absetzen und ihnen die Hälfte aller Einnahmen der römischen Kirche überlassen. — Nach seiner Wahl vernichtete jedoch Innocenz VI. (1352 — 1362) die ganze Verhandlung und die Cardinäle (von denen manche das Bedenkliche jener Vorschriften und Beschränkungen einsehen mochten) unterwarfen sich dieser Maßregel unbeschränkter Gewalt.

Innocenz VI. brachte mehr Ordnung in den Gang der Geschäfte, ward von den damals geschwächten französischen Königen weniger bedrängt und fand an Karl IV. einen nur zu nachgiebigen Kaiser. Dennoch blieb der Aufenthalt in Avignon für die Päpste so beschränkend und drückend, daß Urban V. (1363 bis 1370) seinen Sitz nach Rom zurückverlegte [5]). Die dortigen Unruhen [6]), das Verlangen der französischen Cardinäle, und wol noch andere Veranlassungen bestimmten ihn jedoch nach Avignon zurückzukehren. Sein Nachfolger, Gregor XI. (1370 — 1378), begab sich aus den oben erwähnten Gründen wiederum nach Rom, fand aber daselbst keineswegs die gehoffte Anhänglichkeit, oder unbedingten Gehorsam; so daß er im Begriff war, sich auf das Andringen seiner Verwandten und der französischen Cardinäle nochmals der französischen Abhängigkeit in Avignon zu unterwerfen, als ihn der Tod übereilte [7]).

Den Römern war diese Absicht keineswegs verborgen ge-

blieben; auch hatten sie hinreichenden Grund zu befürchten, daß die Wahl auf einen Franzosen fallen und der neue Papst sogleich seinen Sitz nach Avignon zurückverlegen werde. Deshalb stellten sie ernstlich den Cardinälen vor: es sei gegen Gesetz, Recht und Herkommen, daß Rom (die erste Stadt der Welt) ohne Bischof, ohne Papst bleiben und die Kirchenregierung von dem unbedeutenden Avignon aus, unter französischem Einflusse solle geleitet werden [1]). Hierdurch gehe die Würde und Unabhängigkeit des Papstthums verloren, während Rom verfalle und verarme [2]). Nur durch die Wahl eines Römers könne man diese und andere Gefahren und Uebel vermeiden. — Die Cardinäle antworteten zunächst: es stehe den Römern kein Recht zu, über die Papstwahl Vorschriften zu ertheilen und Foderungen aufzustellen, da die Wähler unmittelbar vom heiligen Geiste geleitet würden. Diese Antwort verscheuchte aber jene Besorgnisse um so weniger, da unter den sechzehn anwesenden Cardinälen sich befanden: kein Deutscher, ein Aragonese, vier Italiener und eilf Franzosen [3]).

Um die Zeit, als sich die Cardinäle in das Conclave begaben [4]), erfolgten neue, dringendere Vorstellungen der angesehensten Römer und das Volk unterstützte dieselben mit lautem Geschrei, welches die Meisten als einen gerechten Wunsch bezeichneten [5]), der sich in anderer Weise nicht füglich darlegen lasse. Die Wahl fiel am 9. April 1378 weder auf einen Römer, noch auf einen Franzosen, noch auf einen Cardinal, sondern auf den Erzbischof von Bari, Bartolomäus Prignani, welcher den Namen Urban VI. annahm und als der Unterthan eines, mit dem französischen verwandten, Königshauses auch den Franzosen genehm war. Wenigstens schrieben jene sechzehn wählende Cardinäle am 19. April ihren sechs in Avignon abwesenden Genossen [6]): „Frei und einstimmig haben sich unsere Herzen zu Urban VI. hingewandt, einem Manne, ausgezeichnet durch den Glanz seiner großen Verdienste und leuchtend durch das Licht vielfacher Tugenden". — Urban [berichtet ein anderer Schriftsteller [7])] war ein durchaus rechtschaffener Mann, des Papstthums würdig und dem nichts Schaden brachte, als daß er unter den verderbtesten Menschen zu eifrig Gerechtigkeit handhaben wollte.

Dieser Fingerzeig erklärt alles Folgende. Aus zureichenden Gründen, aber ohne die nöthige Klugheit und Vorsicht [8]), erklärte sich Urban heftig, bitter und drohend gegen die in der Kirche zeither ungestört herrschenden Mißbräuche, insbesondere gegen den Aufwand, die Habsucht und die Sitten vieler Cardinäle. Deutlich gab er zu verstehen daß er die Zahl der italienischen Cardinäle vermehren [9]), sich nie (wie die meisten

seiner Wähler foderten) nach Avignon begeben und ihre übermäßigen Gnadengehalte verringern werde.

Bei diesen Verhältnissen begaben sich die Cardinäle unter allerhand Vorwänden nach Anagni [17]) und luden den Papst ein, sich zur freien Berathung über kirchliche Angelegenheiten auch daselbst einzufinden. Statt dessen traf Urban eifrige Vertheidigungsmaßregeln gegen die ihn bedrohende Gefahr und zeigte deutlich, er werde seine Natur nicht ändern und sich in keiner Weise von der kirchlichen Aristokratie beherrschen lassen.

Drei Monate nach jener von den Cardinälen als frei und einstimmig bezeichneten und anerkannten Wahl erklärten sie dieselbe für erzwungen und nichtig, und schrieben dem Papste [18]): da dir, wie der gesammten Geistlichkeit bekannt war, unter welchem verdammlichen und gewaltsamen Einflusse deine Wahl stattfand, so setzten wir voraus du werdest sie nicht annehmen; aber du bist deines eigenen Heiles uneingedenk, wirfst dein Gewissen zur Seite und zeigst dich nur entflammt von der unerhörten Glut des Ehrgeizes. Dafür verdienst du geheißen zu werden: abtrünnig, Antichrist, ein Empörer, ein Zerstörer der gesammten Christenheit. — Nach mündlichen und schriftlichen Kriegserklärungen solcher Art erschien eine Aussöhnung kaum möglich; wenigstens schritt jede Partei auf dem betretenen Wege vorwärts und verbreitete die weitläufigsten und widersprechendsten Berichte [19]) über den Hergang bei der Wahl. Als Ergebniß einer genauen und unbefangenen Prüfung darf man annehmen, daß allerdings die heftigen Foderungen der Römer mehre Cardinäle einschüchterten [20]) und die Wahl eines französischen Papstes hintertrieben; daß aber keine eigentliche Gewalt stattfand, oder doch drei Monate freier Anerkenntniß hinreichten [21]), Urban's Wahl als gültig darzustellen. In des neuen Papstes Benehmen, in der Furcht vor seinen Maßregeln lag der wesentliche, früher unerwartete Grund der jetzigen Handlungsweise der Cardinäle; sie mußten jedoch die Nichtigkeit ihrer ersten Wahl (selbst auf Kosten ihres persönlichen und sittlichen Muthes) behaupten, um wenigstens den Schein des Rechtes für eine neue Wahl zu gewinnen. Auch sagte der Cardinal Peter von Luna (der nachmalige Papst Benedikt XIII.): hätte sich Urban nicht so gegen uns benommen, wie er sich benahm, würden wir sämmtlich noch auf seiner Seite stehen; aber durch seine Umtriebe hat er Alles verdorben [22]).

Auf die Zumuthung, abzudanken, antwortete Urban [23]): die Niederlegung des Papstthums würde mich wenig kümmern; aber ich will keineswegs zurücktreten, um nicht dem Teufel und den Sündern meinen Platz einzuräumen. Ich werde ausharren und sie bekämpfen im Namen Gottes. — In der That konnte

man Urban kaum einen Vorwurf machen, daß er die zweimal bestätigte Wahl und die freiwillige Krönung annahm. Deshalb erklärt Crivellus [71]: Urban wollte die Prälaten und den ganzen geistlichen Stand von schändlicher Lebensfrechheit zurückbringen zu ehrbaren Sitten, vor Allem aber die Cardinäle und alle Uebrigen, welche die römische Curie als die Ernährerin aller Wollüste betrachten und der purpurgeschmückten Hure als Diener folgen. — Aehnlich schreibt Corner [72]: Urban, ein ernster, gottesfürchtiger Mann, wollte die Leichtsinnigkeiten und Ungebührlichkeiten der Cardinäle nicht dulden, sondern sie zu einem regelmäßigen Leben zwingen; deshalb und weil ein Aethiop seine Haut nicht wandeln kann, fielen sie leichtsinnig von ihm ab. — Andererseits ist Urban's [73]) übermäßige Strenge und sein Eigensinn nicht zu leugnen; und als er später mehre Cardinäle (weil sie sich gegen ihn verschworen hätten) aus unbedingter Machtvollkommenheit grausam foltern und ersäufen ließ [74]), gab er seinen Gegnern selbst Ursachen und Gründe, solch einen Kirchen- und Friedensfürsten nochmals zu verwerfen. Doch machten sie sich ähnlicher Grausamkeiten schuldig und ließen Geistliche, welche Urban anhingen, ersäufen, verbrennen oder in anderer Weise umbringen [75]).

Eilf französische Cardinäle entsetzten (des französischen und neapolitanischen Schutzes gewiß) Urban VI. und erwählten den 20. September 1378 an seine Stelle den Cardinal Robert von Genf [76]), welcher den Namen Clemens VII. annahm. Mögen auch Schändlichkeiten und Laster ihm von Feinden in übertriebener Weise zur Last gelegt und er milder gewesen sein als Urban, so erlaubte er sich doch gleichwie dieser [77]) (schon um die Kosten einer zweiten päpstlichen Hofhaltung bestreiten zu können) kirchliche Erpressungen der ärgsten und mannichfachsten Art. Am bittersten aber mußte ihm (sobald das Gefühl für die päpstliche Würde nicht ganz fehlte) seine Abhängigkeit vom französischen Hofe sein. Er war [sagt Robert von Clemangis [78]]] der Diener von Dienern französischer Großen und erlitt von den Hofleuten Beleidigungen und Beschimpfungen, welche den niedrigsten Sklaven unerträglich erschienen wären.

Die ganze Christenheit erschrak, als Kunde erscholl von dieser erstaunlichen Begebenheit, dieser großen Kirchenspaltung, diesem verdammlichen Schisma. Kaum kann man sich in unseren Tagen einen richtigen Begriff machen von dem Umfange, der Furchtbarkeit, den entsetzlichen Folgen dieses Uebels. Denn selbst die Frage nach der Rechtmäßigkeit eines weltlichen Herrschers (welche oft die Gegenwart bewegte) bezog sich in der Regel doch nur auf ein einzelnes Land und auf eine Art menschlicher Thä-

tigkeit und bürgerlicher Zustände. Auch gab die hier oder dort bald eintretende Uebermacht gewöhnlich eine raschere, mindestens thatsächliche Entscheidung; während jene Noth der Kirchenspaltung die ganze Christenheit ergriff und die Wohlmeinendsten und Scharfsinnigsten rathlos darüber blieben, auf welcher Seite das Recht stehe und wie man das Unrecht beseitigen könne.

Ein Streit zwischen Papst und Cardinälen, zwischen den Monarchen und den höchsten Aristokraten der Kirche wäre schon ein beklagenswerthes Uebel gewesen; die Doppelstellung zweier Päpste, die sich unter einander bannten und verfluchten, verbreitete aber die Krankheit über alle Prälaten, Erzbischöfe, Bischöfe, Congregationen, Stifter, Klöster, Pfarrer; — ja über die ganze Laienwelt. Sie stellte den gesammten Rechtszustand der Kirche in Frage: denn wer sollte die Pfründen rechtmäßig vergeben, wer die erwählten Bischöfe bestätigen, wer sie weihen, versetzen, belohnen, bestrafen? Wem sollte man die kirchlichen Abgaben bezahlen, bei wem sollte man Schutz suchen in Gefahren, bei wem Hülfe in äußerer Noth, bei wem Trost in der Sorge des Gewissens und der Angst des Herzens? Welche Taufe und Trauung war christlich, welches Kind ehelich oder unehelich, welche Firmelung bestätigend, welche Abendmahlsfeier erlösend, welches Begräbniß Ruhe verleihend? In allen Ländern, Städten, Ortschaften, Häusern, Familien verderbliche Spaltungen, gemüthlose Verfolgungen, wilde Zerstörungen [*]; nirgends ein höchster unfehlbarer Richter, das Gewisseste ungewiß geworden, vom Zweifel keine Befreiung, gegen Sittenlosigkeit, Unrecht und Gewalt aller Art keine gesetzliche, anerkannte, ausreichende Hülfe!

Nur ein Papst konnte der Statthalter Gottes und Christi, der andere mußte durch Teufels Hülfe ein Eindringling sein, ein Verführer, ein Tyrann. Das ganze System der Glaubenslehre, der Unfehlbarkeit, der durch den heiligen Geist geleiteten Wahlen, der (über zeitliche und weltliche Kreise hinausgreifenden, heiligen) Kirchenherrschaft — stürzte zu Boden, bei diesem Riesenkampfe zweier (mit unbedingtem Anspruche hingestellten und ihn geltend machenden) Päpste! Die einzige Hoffnung beruhte darauf: daß, bei der Offenkundigkeit und Größe des Uebels, die Hülfe nicht lange ausbleiben könne und zunächst von den Päpsten und Cardinälen ausgehen werde. Aber auch diese natürliche und tröstliche Hoffnung ward getäuscht: an vierzig Jahre litt die Christenheit unermeßlich durch die Schuld derer, die da berufen waren, ihr Heil zu begründen und sie zu schützen.

Je mühsamer und ängstlicher Gewissenhafte sich bemühten zu erforschen, auf welcher Seite das Recht oder Unrecht stehe,

desto mehr schienen Gründe und Gegengründe ins Gleichgewicht zu treten: oder die Leidenschaft nahm keine Rücksicht auf Gründe, oder die Gewalt trat sie mit Füßen. Selbst in unseren Tagen (wo Haß oder Vorliebe fern liegen) erscheint es schwer und anmaßend, ein bestimmtes, lossprechendes, oder verdammendes Urtheil zu fällen. Gewiß war Urban herbe, eigensinnig, selbst grausam; wenn aber mangelhafte Persönlichkeit eines Papstes genügte, um die Wahl eines zweiten zu rechtfertigen, so würden der Kirchenspaltungen gar viele eingetreten sein. Erst nachdem Urban's Natur offenbarer geworden, erst nach Monaten freier Zustimmung [1]) suchten die französischen Cardinäle einen Vorwand der Nichtigkeit ihrer Wahl in angethaner Gewalt. Zuletzt war aber der Wunsch, oder die Foderung der Römer, natürlicher, oder doch minder gefährlich für die Christenheit, als die nochmalige Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon. Jedenfalls zeigten die Cardinäle weder festen Muth, noch folgerechte Weisheit in dem wählen, bestätigen, krönen, loben, tadeln, verleugnen und verfluchen Urban's; und um ein kleineres Uebel wegzuräumen, griffen sie (zugleich Ankläger, Zeugen und Richter) zu dem allergefährlichsten, in seinen Folgen unübersehbaren Gegenmittel — zu einer Doppelwahl und Kirchenspaltung!

Für Urban erklärten sich (im Ganzen und ohne hiedurch viele einzelne Widersprüche zu beseitigen) Deutschland, England, Polen, Ungarn, Dänemark, Norwegen, Schweden; für Clemens hingegen Frankreich, Schottland, Neapel und später auch Castilien und Aragonien. Anstatt durch diese feindlichen Trennungen zur Einigkeit hingewiesen zu werden, machten beide Päpste die große Zahl ihrer Anhänger geltend als einen Beweis für die Gültigkeit ihrer Ansprüche und als einen Rechtsgrund für ihre Unnachgiebigkeit.

Nach dem Tode Urban's VI. (er starb den 18. October 1389) thaten die Cardinäle nichts, um durch Unterhandlungen oder in irgend einer Weise der Kirchenspaltung ein Ende zu machen, sondern erwählten, sich auf ihr Recht beziehend, am 2. November den Neapolitaner Petrus Tomacelli, Bonifaz IX. [2]), zum Papst. Als dieser seinem Gegner Clemens für Niederlegung der päpstlichen Würde die Legation oder Verwaltung aller ihm bisher anhangenden Länder bot, sah man darin weniger eine Handlung der Großmuth, denn eine blos äußerliche und eigennützige Auffassung des Papstthums. Auch wird Bonifaz mit Recht angeklagt [3]), er habe seiner Mutter und seinen übrigen Verwandten den ungebührlichsten Einfluß eingeräumt, habsüchtig Simonie befördert und mit Indulgenzen einen verdammlichen Handel getrieben.

Nach seinem Tode (er starb den 1. October 1404) wählten neun Cardinäle am 17. October Innocenz VII. [1]), ließen ihn jedoch schwören: er wolle die Beendigung der Kirchenspaltung auf alle Weise befördern. Dieses eidliche Versprechen führte jedoch zu nichts, und Innocenz nahm es sehr übel [2]), wenn man ihn daran erinnerte. Dennoch ließen ihn die Römer durch zwölf der ersten, aus ihrer Mitte erwählten Bürger ernstlich bitten, jenes heilige Werk zu begünstigen. Er hörte sie ruhig an und gab ihnen eine einstweilige Antwort. Als sie nun aber vor der Wohnung seines Neffen Ludwig vorbeigingen, rief sie dieser mit scheinbarer Freundlichkeit hinein, ließ sie sämmtlich köpfen und ihre Leichname zu den Fenstern hinaus auf die Straße werfen. In gerechtem Zorne griffen die Römer zu den Waffen, der Papst mußte nach Viterbo entfliehen und erst spät kam eine scheinbare Aussöhnung zu Stande.

Den 6. November 1406 starb Innocenz und sein am 30. November erwählter Nachfolger, Gregor XII. [3]), beschwur vor und nach seiner Wahl Alles, was man von ihm noch bestimmter als von seinem Vorgänger verlangte [4]): insbesondere er wolle entsagen, sobald sein Gegner sich dazu verstehe und dessen Cardinäle zu einer neuen gemeinsamen Wahl bereit wären. Bald aber offenbarte sich, daß er, trotz alles scheinbaren Bemühens, so wenig wie sein Vorgänger ernstlich daran dachte [5]) seine hohe Stellung dem Kirchenfrieden zum Opfer zu bringen. — So die römischen Päpste von 1378 bis 1409.

Als Clemens VII. den 16. September 1394 in Avignon starb, ersuchte der König Karl VI. (in Uebereinstimmung mit der mächtigen Universität Paris) die Cardinäle aufs dringendste: sie möchten, um die Kirchenspaltung zu beendigen [6]), keinen neuen Papst erwählen. Die Cardinäle ließen, den Inhalt ahnend, die Schreiben uneröffnet, erklärten jedoch: sie wollten den Neuzuwählenden eidlich verpflichten seine Würde niederzulegen, sobald der römische Papst dies thue und es allen Cardinälen, oder doch ihrer Mehrzahl, für das Wohl der Kirche heilsam erscheine. Kaum aber war die Wahl auf den Cardinal Peter von Luna [Benedikt XIII. [7])] gefallen, so kümmerte sich derselbe weder um die Vorstellungen der Cardinäle, noch um feierliche französische und englische Gesandtschaften [8]), noch um Kaiser Wenzel's Drohungen, noch um eine feindliche Umlagerung Avignons. Funfzig Tage lang verhandelte König Ferdinand von Aragonien mit ihm ohne allen Erfolg [9]). Benedikt blieb dabei, er sei Herr und Richter über Alle und Alles, und wolle keine geistlichen Neuerungen in der Kirche einführen. Sein Schwur sei nur bedingt, seine Abdankung keineswegs der einzig mögliche

Ausweg, und seinen festen Entschluß, das Papstthum in voller Höhe zu erhalten, werde keine Macht auf Erden zu erschüttern im Stande sein.

So bewiesen zwanzigjährige Erfahrungen, daß von Päpsten und Cardinälen [1]), von Versprechungen und Eiden, nichts für Herstellung der Kircheneinheit zu hoffen und andere Mittel und Maßregeln nöthig seien, den bejammernswerthen Verhältnissen ein Ende zu machen.

Niemand war eifriger, diese Mittel und Maßregeln zu ergreifen, als die französische Geistlichkeit und insbesondere die einflußreiche Universität Paris. Schon im Jahre 1398 erließ König Karl VI. [2]), nach ernsten Berathungen, ein Gesetz, worin er das tadelnswerthe Benehmen beider Päpste darlegte, ihnen den Gehorsam aufkündigte und festsetzte: die französische Kirche solle allein von den französischen Bischöfen regiert werden. Unter den Vertheidigern dieses Beschlusses befanden sich viele Staatsmänner und Laien, welche man tadelnd Politiker, oder Hauptlose nannte [3]), denen es gar nicht zukomme sich in kirchliche Streitigkeiten einzumischen. Aber auch die Geistlichkeit fand sich verletzt, als der König von ihr eine Steuer verlangte, und nicht minder die Universität von Paris, als ihre Glieder von den Bischöfen bei Besetzung der Pfründen nicht genügend bedacht wurden. Die Universität von Toulouse widersprach geradezu jenem Gesetze [4]), und viele Wohlwollende und Parteilose leugneten, daß es ein angemessenes Mittel sei, das erwünschte Ziel zu erreichen. — So kehrte Frankreich im Mai 1403 wieder zum Gehorsam, zur Obedienz Benedikt's [5]) zurück, nach dem (so heißt es) fast einstimmigen Wunsche aller Urtheilsfähigen, der Cisterzienser und Cisterzienser, vieler Universitäten und der berühmteren und gemäßigteren Männer auf der Universität Paris.

Als nun aber Benedikt von Perpignan aufs sogleich seine Ansprüche nochmals steigerte, als sich immer mehr herausstellte daß er und Gregor XII. lediglich darauf ausgingen, durch Vorwände und Kunstmittel aller Art die sehnsuchtsvoll harrende Welt zu täuschen und sich um jeden Preis in ihrer päpstlichen Stellung zu behaupten [6]), beschloß die französische Geistlichkeit auf einer Versammlung in Paris: keiner der beiden Päpste dürfe Pfründen vergeben, oder Abgaben empfangen. Endlich, am 27. Mai 1408 schrieb der König von Frankreich den Cardinälen [7]): wer erkennt nicht deutlich die Bosheit, den Betrug, die Ungerechtigkeit der Päpste? Wer hält sie nicht für Störer des Friedens und Behinderer der Einigung? Wer wird solchen Menschen fernerhin gehorchen? Sie haben die Treue verletzt, das Gelübde gebrochen, ihr Versprechen nicht gehalten und der

Feuer Christi (welche sie zu ihren Füßen niedergeworfen sahen) eine hülfreiche Hand, die sie so leicht darbieten konnten, dennoch verweigert. Welch großer und schändlicher Frevel, welche abscheuliche Verwegenheit! — In demselben Sinne erklärte die pariser Universität [1]: die Kirche ist die Mutter des Papstes, wie der übrigen Gläubigen. Der Papst ist nicht größer als der heilige Petrus, welcher von Paulus zurechtgewiesen wurde.

Sobald Benedikt von dem Allen Nachricht erhielt [2], belegte er den König von Frankreich und das ganze Land mit dem Banne. Hierauf ward jener Papst auf einer allgemeinen Versammlung des Raths und Parlaments, der Geistlichkeit und der Universität für einen Ketzer erklärt, der Gehorsam ihm aufgekündigt, seine Bulle verworfen und von dem dazu beauftragten Rector der Universität in Stücke gerissen. Ja, so weit hatte sich Haß und Leidenschaft bereits gesteigert [3], daß ein Mönch einer von der Kanzel herab sagen durfte: er wolle lieber den Hintern des schmutzigsten Thieres küssen, als den Mund Peter's von Luna!

Die Cardinäle, welche man mit Recht als die Hauptstifter der Kirchenspaltung bezeichnete, hatten sich wenig um die heftigen und allgemeinen Klagen der Christenheit bekümmert; so lange sie mit dem von ihnen gewählten Papste in Einigkeit lebten und wenigstens die Hälfte der kirchlichen Welt diesem gehorsam blieb. Anders nahm jetzt eine andere und ernsthaftere Wendung. Die gröbere Nachgiebigen und gläubig Gehaltenen hinderten nämlich den Gehorsam auf, und die Cardinäle gerieten selbst mit dem herrschsüchtigen Oberhaupte ihrer eigenen Partei. Es drang sich ihnen die Besorgniß auf: daß mit dem Sinken der päpstlichen Monarchie auch ihre hohe Aristokratie an Gewicht und Bedeutung verlieren dürfte, und die jetzigen Meinungen, Ueberzeugungen, Zudringen, bei längerem Nachsehen genügender Heilmittel, für sie immer drohender und gefährlicher werden müßten.

Das bestehende Kirchenrecht, der geltende Brauch, wußte nun aber kein anzuwendendes Mittel noch gegen eine früher in solchem Maße fast ganz unbekannte Krankheit: es mußten neue Wege betreten, ungewöhnliche Heilmethoden gesucht und gefunden werden. Zwei solcher Auswege: gütliche Entscheidung der Ansprüche durch Schiedsrichter, oder freiwillige Abdankung beider Päpste, waren bereits vergeblich empfohlen und versucht [4]. Ebensowenig hatte sich eine Partei der Cardinäle der andern unterwerfen, oder auch nur mit ihr aussöhnen wollen; und als endlich der Drang der Verhältnisse beide Theile nachgiebiger machte, traten die Päpste aus Furcht vor den Folgen und ihren

um beschließen einer Vereinigung entgegen, weil Benedikt, wie Gregor, die Cardinäle ihrer Gegner für [illegible] erklärten und ihre Würde nicht anerkannten [1]).

So suchten sich die Cardinäle abzuzeugen, daß selbst ihre widerwärtigste Aristokratie nicht ausreiche, das durch ihre Wahl gespaltene Monarchenthum zu ordnen und zu beherrschen. Sie suchten nach anderer Hülfe umsehnen und andere Mittel zu gewinnen suchen. Ohne Theilnahme der übrigen Kirchenwelt, ja ohne freundliche Mitwirkung der Laienmacht ließ sich jenes Ziel nicht mehr erreichen: — mit Einem Worte, Alle drängte zu dem Versuche, durch eine allgemeine Kirchenversammlung die Leiden der Christenheit an Haupt und Gliedern zu heiligen.

Sowohl Benedikt und Gregor hatte Wahlung nicht mehr eidlichlingt beschworen konnten, hofften sie ihrer dadurch Herr zu werden, daß jeder von ihnen (wenigstens zum Schein) eine Kirchenversammlung berief, zu welcher jedoch, nach Aufforderung der Gegner [2]), sich nicht einmal ihre eifrigsten Anhänger einfanden. Und noch thörichter erschien es, wenn jede der zwei sich bekämpfenden Kirchenversammlungen für eine allgemeine gelten wollte.

Wer sollte und konnte nun aber mit einer wahrhaft allgemeine Kirchenversammlung berufen? Dem Kaiser war längst ein solches Recht abgesprochen worden und die Könige konnten höchstens Landesconcilien versammeln. In dieser Lage behaupteten die Cardinäle: „Wenn zwei Päpste sich streiten, ist in Wahrheit der Stuhl Petri erledigt und eine neue Wahl nothwendig. Weil nun aber die Cardinäle diese Wahl, und Niemand sonst für das allgemeine Beste, nicht vornehmen wollen, ohne die gesammte Kirche darüber zu hören, so muß die Berufung einer Kirchenversammlung von ihnen ausgehen" [3]).

Sobald die Päpste von dieser Grundsätzen und der bevorstehenden Ausübung ihrer Cardinäle hörten, verboten sie die letzte, und widersprachen im strengen Papalsystem jeder von der Aristokratie ausgehenden Einmischung in die höchste Kirchenregierung [4]). Dies Verfahren verletzte geheiligte Eide, zerstörte die kirchliche Ordnung und bewirkte, daß die Cardinäle nicht als Diener gehorchen wollten, sondern herrschen. Von Cardinälen und Kirchenversammlungen berufe sich der Papst auf Christus, den alleinigen Herrn der Kirche. — Die Cardinäle erwiderten: es sei weder geschichtlich fest, noch liege es in der Natur der Dinge, daß allein die Päpste eine Kirchenversammlung berufen könnten [5]; sobald sie sich unter einander verfeinden und im Widerspruche mit ihren Eiden und ihrer Pflicht nicht abdanken

wollen, gaben den Rechten auf die Cardinäle über und Clemens VII. hinzu verpflichtet, Rom zu gehorchen.

Die Burgen hielten jetzt Cardinäle in den Mauern Roms und die gewalten Volksgunst erwarben, es wurde Clemens gegen Urban, verhielten sie sich Rom und verhielten sich mit den Cardinälen Urbans[1]). In dem weiteren Schismenkampf folgten sich Feindschaft und Freundschaft vorgeschrieben, daß Gregor's Cardinäle (und Anhänger) verhielten die Clemens's) dann Papst nannten: Hugolinus, Orsini, Pandolfo de Malatesta, Tomacelli, Stefaneschi, Colonna, Conti u. s. w. — und so hatte die Christenheit auch Cardinäle behalten!

Bei diesen Verhältnissen, und namentlich durch die Bestrebungen des Königs von Frankreich und seiner Universität, berufen die Cardinäle zum März 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa. Hier erschienen allmälig 22 Cardinäle, vier Patriarchen, 26 Erzbischöfe und 182 Bischöfe (in Person oder durch Stellvertreter), 200 Aebte oder Priore, die Generale oder Vorsteher der Mönchsbettelordnungen und Provinzen, die Gesandten der Universitäten, Abgeordnete der Städte von Paris, Toulouse, Orleans, Angers, Montpellier, Krakau, Wien, Prag, Köln, Bologna, Florenz, Oxford, Cambridge u. s. w., Abgeordnete von mehr als hundert Kapiteln, über 300 Doctoren der Theologie und der Rechte, Abgesandte der Könige von Frankreich, England, Portugal, Aragonien, Böhmen, Sicilien, Polen, fast aller deutschen Fürsten und der weltlichen Städte[2]).

In gedrängter Kürze Kirchenversammlung, welche wichtige neue Anordnungen über die zu beobachtenden Formen und die Geschäftsgang. Wenn beherzigenswerth unbestimmt blieb, so lag doch viel darin, daß dem Concilium in seiner Souveränität eine gewisse Art von Freiheit zu liegen schien, und die meisten der in Pisa Angewesenden so gesinnt waren und daß so hier in einer und derselben Richtung bewegten, daß ihre Kraft einerlei, wirkte auch Formen zur Wirkung und Entscheidung bestimmt wesentlig erschienen. Rede und Widerrede (sagt ein Zeuge) herrschten immer vor[3]); aber wenn auch manchen Einzelne unzufrieden, wenn der Kanzler des Königs von Aragonien von seinem Sitze weggeschoben ward, so blieben doch bedeutende Störungen ohne weitliche Folgen. Auch hätten die in Allgemeinen getroffenen Anordnungen bei verschiedenen bloß Einzelnen zu nahe treten oder über bestimmte für immer entscheiden.

Den Cardinälen und Prälaten waren die höheren und besseren Sitze angewiesen; auf niedrigeren Bänken saßen die

[illegible] Professoren, die Doctoren, die Magistri der Capitel, Universitäten und Städte [1]). Den Vorsitz der Stände und Fürsten hatte man wahrscheinlich einer dritten abgesonderten Stelle angewiesen. Eine vorläufige Versammlung (am 15. März 1417) war blos eröffnend, zur ersten Abstimmung wurden am folgenden Tage nur die, in einem endlichen Verzeichniß aufgeführten Personen zugelassen: alle Uebrigen wurden sich auf der Kirche versammeln.

Die hohe Bedeutung, die sich hier zeigen, muß sich schon nur in höchster Verschiedenheit über die Personen und den Abstimmungsmodus in der Kirchenversammlung verstehen. Von einer Theilnahme blieben [illegible] Cardinäle, Abgesandten (nuncii) und Personen in der Kirche [2]), und durch eine andere Stelle näher erläutert wird, wo es heißt: alle, die in den Canonen den Stimmrecht haben, sollen sich versammeln; aufgenommen die Doctoren, die Magister der Theologie und die zum höheren Grad gehörigen Namen [illegible] der Cardinäle [3]). — Wie gemäß kann man also annehmen, daß alle die oben genannten ausgeschlossen Personen (von den Cardinälen bis zu den Magistern und Baccalaureen [illegible] der Theologie) hindurch waren, den Verhandlungen beizuwohnen. Daß sie aber auch mitstimmen, wird nicht als wahrscheinlich, wenn es heißt: es sind eingeführt worden die Abstimmungen aller Nation, welche in der Kirchen-versammlung seyn [4]); und wenn unter den Prälaten, Aebten, Doctoren, Magistern, Notarien und Baccalaureen der Theologie Berathen über die wichtigsten Dinge verlangt und abgegeben wurden. Verschiedene der Abstimmenden waren ebenfalls Stimmberechtigt; so einige Universitäten überreichten sogar schriftlich ihre Zustimmung. Gewiß blieben auch die Gesandten und Abordnungen der königlichen und fürstlichen Gesandten nicht ausgeschlossen, obwol sie kein eigentliches Stimmrecht besaßen, aber es war von wichtigen ihnen, als sie dem geistlichen Stande angehörten.

Es ist merkwürdig, daß bei diesen Einrichtungen eine besondere Gleichheit zwischen den Rechte und Einfluß bestimmt sich der höheren, aber niedrigeren Ordnung innerhalb der Kirche abgestuft ist; und ebenso wenig finden sich eine Spur, daß man statt einer allgemeinen Versammlung eine zwei Kammern oder besondere Abtheilungen mit besonderen Berathungen und einem Gesammtbeschluß (Vota) habe bilden wollen. In diesen Grundsätzen der Gemeinschaftlichen lag mit bei, daß die Cardinäle einen höheren besseren Stand und Halt in ihrem Kampfe gegen die Päpste behaupten und seinen Rechten (bei gemeinsamen Berathen) kamen lag, die Macht der Cardinäle auf eine

Diese Methoden und Methoden basieren in wenig Übereinstimmung und ich die Methoden von Ausführung einer Harnprobe, die Bestimmungsmethoden sind gleich einer jeden häufig bekannten einzelnen Methoden verwendet, verfolgen und miteinander.

Die Methoden Kalle Trommer's und die bekannteste Methode mittels Kupfer reduzierte die Bildung der Kupferoxydul, sind in Methode erklärt; wir wollen nicht über eine Übersetzung mit der Bestimmungsmethode [1]. Weil aber viele die Mängel der Methoden der Bestimmungen der Gallenfarbstoffe kennen, mögen einige Worte über entgegnet werden, welche erklären, daß Kupfer Harnsäure und Gallen- und Gallenfarbstoffe [2]. — Wer wollen sich Vorteile suchen an und wollen die Bestimmungen auch Fehlern. Hierauf wurden [3] gelungen einer Bestimmung der Gallenfarbstoffe als Farbstoffe, Gallenfarbstoffe und Harnsäure der Harnsäure gelungen [4] Harnsäure und wurde diese Methode mit Gallenfarbstoffe aufgehoben, die Methoden über die weitere Bestimmung dieser Mängel abgeben. Gallenfarbstoffe wurde Gallenfarbstoffe [5] eingeführt in der neueren Lösung von [6]. Weil beschränkt sie Bestimmung der Gallenfarbstoffe und die Harnsäure [7] der Bestimmungsmethode [8] verwendbar. Wie hat die einzige Gallenfarbstoffe über die chemischen Eigenschaften, und die Gallenfarbstoffe (und über Verbindungen) bestimmt, und Gallenfarbstoffe nicht verwenden Gallenfarbstoffe und auf diese Weise die Gallenfarbstoffe [9] [10]. Es wurde man Gallenfarbstoffe und Harnsäure über Gallenfarbstoffe. — Man die Harnsäure und die Gallenfarbstoffe [11] Gallenfarbstoffe.

In der Gallenfarbstoffe Lösung (von 1. Januar 1900) wurden Gallenfarbstoffe unter Gallenfarbstoffe Gallenfarbstoffe Gallenfarbstoffe [12] Gallenfarbstoffe; diese Mängel der Bestimmungsmethode Gallenfarbstoffe [13] Gallenfarbstoffe [14], verwendeten den Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe und Gallenfarbstoffe, entfernt die Gallenfarbstoffe von Gallenfarbstoffe und wurden die Gallenfarbstoffe bei Gallenfarbstoffe Gallenfarbstoffe: Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe, Gallenfarbstoffe,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

wieder herauf und endlich aufhalten. Und wie ungeheure Schätze hatte ich schon auf der See manche Pflanze an mich und einiges Tier in sogenannte weiße und klingende Form gebrachte Erscheinung (Naturalienien) in Verfassung der Aufbewahrung. Doch diese die Bestimmung Pflanzen gewagten größeren Transport nur und verhängnisvollen Verordnung ungeschickt zu sehen [1]; doch bringt Bonpland Exemplare, daß ich, daß in Gefahr Gefangen aber Schwierigkeit mit der Pflanzen angeschafft wurden, zur Entdeckung wichtiger Vorkommnisse [2].

Daß man als Lücke von über Entwicklung auf Gebirge Vorkommnisse entdecken wird, war in hohe Übereinstimmung der Schlüsse, die über Gebirgsentwicklung, obgleich nur an Orte bemerkt wurden, daß die Pflanzen der Gebirge von so ab abgewichen (z. B. die Strauchvegetationen) in weit über Kraft hinausgehen und daß man sie eigne Pflanzen vorzüglich zum vorzüglichen hält, neue Gesichtspunkte entdeckt, von denen angeblich die neue Schrift und über ab Lange. Auf sie und Gebirge Gewalten sahen die wichtige Bestimmung über die geringste Wirkung, während in die Form der Ordnung und Verschiedenheit Gebirge Gewalten, in die Gebirge [illegible] wahr in Bewegung von der Hand weiter Gewalt. Schauen von Gebirgen über einen gebirgigen Charakter, in daß daß eine bestimmte Verschiedenheit über angeben, was wird über die Zeit, in eigne man daß Land, in ab Lange der Gebirgsform und Gebirgsform zu bekannten und zu erkennen. Eine Gebirgsform, welche man in andern Fällen gewissermaßen Gebirge benennt [3]; denn die Gebirge und dem Vorkommen nicht genügen, welches ab Gebirge entstehen wird, dann in einzelnen Fällen Gebirgsform gebildet, in Gebirgsformen über in verschiedenen [4]. Vorkommen von den einzelnen Gebirgsformen, mit welchen man jetzt in Verbindung verbunden war, welche Schwierigkeiten und einzelnen Gebirge in die Entdeckung von Gebirgen und Gebirgsformen [illegible] Gebirgsformen und Gebirgsformen [illegible] Gebirgsformen und zu bestimmen [5], über dem Land und Form der einzelnen Gebirge die Bestimmung dieser zur Gebirgsform gebildet werden. — Wie wenig, in Gebirgsformen, über daß Gebirgsformen, welche die Gebirgsformen verbunden haben [6], die Gebirgsformen dieser Gebirgsformen in Gebirgsformen über Bestimmung nicht bestehen, worauf daß einzelne Gebirgsformen, daß man in diesen Gebirgsformen die Gebirgsformen von Gebirgsformen gebildet.

Eine größere Aufmerksamkeit verdienen die Reise eines großen Gelehrten, des Königs von Spanien und Portugal

Lords jenen waren bei Gelübde und bei Ehre, unter Strafe und Pönen und Verlust. Die Lords und Commons (ohne Einwilligung der Krone) gesetzte Ordnungen sollen Gesetze sein und Kraft haben. Und die Versammlung wollte (um gültigkeit Fehler zu bestätigen) die Ordnungen bestätigen. Niemand wollte können die Gesetze, wenn jene gesetzlichen und auf die bestimmte gewachsen Zeiten die Bestätigung gäbe von der Volk Parlamentsversammlung — sagen sie hier in diesen Angelegenheiten einstimmig Gesetze. Ja, einstimmig Gesetze, so dem König Heinrich V. von England, genügen doch Bestätigungen nicht. Er spricht hier in Antwort verschiedene englischen Petitionen: Ich bitte, daß einige meiner Unterthanen auf der Parlamentsversammlung anwesend stimmen [...], ich will und verpflichte mich. Petitionen thun und Verfassen, aber bestätigt seien in meinem Namen gesetzkräftigen.

Durch Johann Gesetze Rechte in all diesen Dingen vermehrt hinreichend entschieden, doch anfangs nicht ohne Gewalt und Mühe hatte in Kraft gesetzt zu sein, ob es tatsächlich bei Commons in der mehr selbständigen, eine konstitutionellen Bildung wurden sein. Commons waren jene Versuch zu suchen und dem der Lords und der Krone gegenüberzustellen und jenen selbständigen Charakter zu in mehr zu bewahren, als die große Zahl der mitgliedschaft, politisch gesinnen Gesetze Zustand [...] in allen übrigen Fällen übergehen wurde. Insbesondere kann die Bildung angesehen werden, daß die Gesetze von welchen von der Krone jenen Gesetzen zu bringen kamen. Gesetzt sagte Johann [...] (Gesetzen und andere Regierung anwendet): Meine Gesetze ist, daß alle von Parlamentsten mit voller Freiheit sprechen, volle Klagen und beliebte Klagen, über Gesetz und Gesetz, und zu dem vorgelegten Gesetz thun.

Gesetz klagen von der Krone: wenn zu Klagen berechtigt sei, so der gesetz wichtigen: wie die Gesetzlichen abstimmen sollen? Ihnen Gesetzt nach Klagen (sagte sie eine Frau), denn gesetz Gesetz sollt eben so der Gesetzen, Gesetzen auch der Gesetzt, daß es dem eben auf die Gesetz ankommt, denn Gesetzlichkeit und Gesetzlichkeit als gesetz zu bewahren und zur Bildung nach Gesetz und Gesetzen zu vermehren ist. — Man antwortete: Sie verwahrte die gesetzmäßige gesetzliche Ordnung und daß neben die Krone der Klage, wenn man einem einzelnen Fremden, einem Fremden Gesetz in und Gesetz einsehen, als dem gesetzlichen Gesetzlich und Gesetzlich. Sie verlangt der gesetzlichen Verordnung in geringen Stimmen begründet Gesetz und Gesetz, daß die Klagen der Klage vorgelegt kommen in der Gesetzlichkeit Gesetzen

mußten, so, als Versuche zur wirksamen Hemmung und Verhütung der päpstlichen Regierung verschwunden waren, daß Johann von unwichtigen Plätzchen seiner italienischen Heimat und einem ganzen Heer unbekannter Kleinmeister in Rechnung eingetragen ist [1]).

Durch gleichmäßige Herrschaft und Bräuchen in einer Versammlung wird das allgemeine kirchliche Interesse von Gleichen gewahrt, aber Provinz, Landschaften, Volkseigentümlichkeit aber in Wahrheit ganz verschwindet, ja mit Füßen getreten. Wenn man nun diese größeren Abteilungen (Nationen) hätten voll nach Köpfe und Stimmen, und mit größeren oder geringeren Gewichte, je nach der Kirchenversammlung neu geordnet und bestellt werden —, nach Völkern. Diese hätten dem einzelnen gedrückten, übergewichtigen Rechte der ganzen allgemeinen Versammlung gegenüber) viel und innerlich begründete, wichtige Gründe, und dann eine lebendige, organische Gemeinschaft in und hinter sich erhielt, aber sich aufzulösen hilft, als auf der Menge zusammengewürfelter Köpfe.

Diese Verfassung hatte auf mannichfache Gründen so viel Gefahr, daß man sie (in ihrer ob) manchen ohne ausführliche Darstellung und ohne sich auf alle die wichtigen Folgen zu vergegenwärtigen, welche nothwendig aus derselben hervorgehen mußten und die sich in der weiteren Entwicklung ergeben werden. Doch gehört die Erwähnung hier hierher: daß das Papstthum Hoffnung, durch die Uebermacht seiner Italiener und seiner Geistlichkeit zu entfliehen, sicherlich völlig wurde, so diese Verfassung sich unwiderruflich wand. Man gestellte nämlich die gegenwärtigen Mitglieder der Kirchenversammlung in vier Nationen: Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche, und gab jeder eine Stimme, so Stimme der Stimmen. Hätte kommt es vorerst nicht zu Berathen und Beschlüssen, wenn man seinere Bestimmungen schon und wie man sie unterbringen hätte. Es sollte nun z. B. die weltliche in der Deutschen: die Polnischen, Ungarn, Polen, Schweden, Dänen und Skandinavier [2]).

Nachdem die Synode von Pisa Gregorius XII. entsetzt hatten, schickten sie hinter auf Verlangen der Cardinäle Pisanus einen Befehl [3]), man wird aber ein deutliches Gefühl der Verlegenheit und Bedenklichkeit gewahr. Denn es sie gleich, bei den Synoden unvergleichlich, immer in der Mehrzahl Italiener waren, hatten sie doch kein hinreichend Gewicht, um gewissen Beschlüssen gleichgültig zu machen. — Pisanus entsprang schon ein neuer kräftiger Streit. Die Pisanen behaupteten nämlich zum Cardinalcollegium mit den Cardinälen, daß sie Gregorius nicht berufen hätte, auf der Kirchenversammlung zu

eigenes Recht zu bilden und eine Gesamtheit zu erhalten; vielmehr mußte man sie als einen Zweig der Deutschen bei diesen anerkennen [1]; aber die Franzosen und andere Völker in andere Abteilungen gestellt und jeder Abteilung eine Gesamtheit zugelegt. England (dessen jene Zeit) bildet etwa nur $^1/_{10}$ der Bevölkerung und seine 10 Provinzen verlangen mit Recht so viel Einfluß wie die von Frankreich, Italien und Deutschland. Will man aber den Engländern die Gesamtheit nicht nehmen, aber anderen Völkern nicht mehr Stimmen geben, so muß man die gesamte Abstimmung nach Völkern aufgeben und zu dem alten System zurückkehren.

Die Engländer suchen sich durch viele Lobeserhebungen der bekannt überlegenen Franzosen indirekt wenigstens mit diesen in einer ausschließlichen Weltstellung hin [2]: die Reichs, die Macht, den Ruhm, den preiswürdigen Glanben ihres Namens. Sie erinnern daran, warum es unzulässig sei hier die Tapferkeit zu berücksichtigen; sagen an, daß Macht von jenem Stamme (trotz der verschiedenen Anzahl seiner Mitglieder) einen Abgeordneten und Kanonen gebildet habe, und lagen viele Beispiele vor, wo man nach Körperschaften und nicht nach Köpfen abgestimmt hatte. Abwechselnd suchen sich Gesamtstimmen nach Sprachen, Reichtum, oder Verteidigkeit der Staaten zu erhalten. — Am 13. Dezember 1414 ging der Streit über seine Gegenstand zu bisher höhe innerhalb der Kirchenversammlung, daß Pfalzgraf Ludwig, Burggraf Friedrich und andere Fürsten, so wie Bürgermeister und Bürger der Stadt zur Herstellung der Ordnung und Ruhe beitragen mußten [3]. Nachdem hier gelungen, wurde der Beschluß gefaßt: es solle der jetzige Gebrauch, die jetzige Anordnung, Stimmenzahl, Stimmfolge u. s. w. beibehalten werden, aber den Nationen keine Vorrechte zu mehr geben. — Eine spätere Streitschrift der Franzosen über einen Gegenstand wurde, lebenslang Widerspruch haben [4], nicht zu Ende geführt und vom Könige Sigismund heftig getadelt.

Es blieb es also (obwohl erst vom Oktober 1418 an) bei fünf Gesamtstimmen für fünf Völker [5]. Die Abgeordneten eines Volkes hätten eine eigene Versammlung, und obgleich über Vorschläge der Mitglieder und Abstimmungen viel nicht ganz sichere Nachrichten vorhanden sind [6], so entsteht doch wenigstens klar, daß die Majorität der einzelnen Völker entschieden [7]. Das Verfahren wurde dann von den einzelnen Völkern in die allgemeine Versammlung gebracht, wo nicht die Kopfzahl, sondern die Mehrheit der Gesamtstimmen jeden Volkes (z. B. drei gegen zwei) entschied. Auf diese Art verband man zwei Abstimmungsweisen, die auch später in den

fünf Volksversammlungen und die nach Völkern in der allgemeinen Versammlung. Man sah damals in dieser Verbindung und Vermittelung einen wesentlichen Fortschritt.

Für jeden Monat (bisweilen für zwei Monate) ward von jedem Volke, für seine Versammlung, ein Vorsitzender, gewöhnlich ein Prälat, erwählt [...]). Entstanden Zweifel über dessen Verrichtung, so trat der Alterspräsident einstweilen für ihn ein. Ehe die Sachen an eine Volksversammlung kamen, wurden sie gewöhnlich in gewählten Ausschüssen vorbereitet [worin sich Personen der verschiedensten Art befanden] [...]), und ehe man sie an die allgemeine Versammlung brachte, fanden oft Verabredungen und Verständigungen durch einzelne Beauftragte der fünf Völker statt [...]).

Ueber den Umfang der Rechte jedes Vorsitzers in den einzelnen Versammlungen entstand bisweilen Streit; z. B. ob er bei getheilten Abstimmungen entscheiden könne [...]), wohin sich die Mehrzahl neige; oder ob einzeln, namentlich, ob offen oder geheim zu stimmen sei. In dieser Beziehung ward von den Franzosen folgender Vorschlag gemacht: wenn in der Versammlung des gesammten Volkes wichtige Gegenstände zur Berathung kommen, so soll eine geheime Abstimmung (per scrutinium secretum) in der Art stattfinden, daß jeder sein Votum gewissen dazu ernannten getreuen Personen übergibt, welche die Stimmen dann zusammenzählen und dem Herrn Vorsitzer überreichen. Die Entscheidung erfolgt nach Maßgabe [...]) des größeren und gesünderen Theiles der Stimmen und unter Berücksichtigung des einschlägigen Eides und der Zahl. — Obgleich einzelne Beschlüsse in dieser Weise gefaßt wurden, ward sie doch nicht zu einer allgemeinen Vorschrift erhoben, denn sie widerspreche der Rechtsfreiheit [...]), der Natur und der vollen Freiheit einer Kirchenversammlung.

Ein anderes oft befolgtes, aber auch sehr bestrittenes Gesetz lautete: Kein Gegenstand soll in einer einzelnen Volksversammlung zur Berathung kommen, bevor nicht ernannte Bevollmächtigte aus allen Völkern gemeinsam geprüft und beschlossen haben, ob und wann es geschehen dürfe [...]).

Jedes Mitglied der Kirchenversammlung durfte mündliche oder schriftliche Anträge machen; zur Erhaltung der Ordnung und besseren Verstehens halber bestieg indessen jeder umständlich Sprechende und Vortragende eine Kanzel [...]). Gleich anfangs wurden drei Vorschläge gemacht über die Reihefolge der zu berathenden Gegenstände. Erstens, man solle beginnen mit den Glaubenssachen (so der Papst, die Cardinäle, die Italiener). Zweitens, man solle beginnen mit Herstellung der kirchlichen

Einheit (Franzosen, einige Cardinäle, Deutsche und Engländer). Drittens, mit der Kirchenverbesserung [die Deutschen, Engländer und König Siegmund]"[175]). In Wahrheit wurden viele dieser Gegenstände gleichzeitig und neben einander, aber freilich nicht gleich schnell und nicht mit demselben Eifer betrieben. Die Sitzungen (welche vor und nach Tische stattfanden) wurden, gleichwie das zu Verhandelnde vorher schriftlich angesagt[176]); doch blieb dem Vorsitzenden die Entscheidung über die Reihefolge der Vorträge[177]).

In der allgemeinen Versammlung hatte anfangs Papst Johann den Vorsitz und ernannte auch das erste Mal (jedoch unter Beistimmung des Conciliums) die Schreiber, Notare, Promotoren, Procuratoren, Plätzevertheiler und andere nothwendige Beamte[178]). Später erfolgte die Ernennung durch die Kirchenversammlung und der Vorsitz in den allgemeinen Sitzungen kam (nach Johann's Entfernung) an einen oder den andern Cardinal. Den König Siegmund anerkannte man als allgemeinen Beschützer der Kirche, ohne daß der Umfang seiner Rechte genau und gesetzlich bestimmt ward[179]).

Nächst dem Papste fanden sich die Cardinäle durch alle diese Bestimmungen am meisten verletzt. Sie wollten ihre Würde und ihren Einfluß nicht dadurch ganz beseitigen lassen, daß man sie bei den einzelnen Völkern unterstecke. Denn wenn man auch nicht an der Behauptung festhalten wolle: daß die gesammte Kirchenversammlung gegen den Willen des Papstes und der Cardinäle gar nichts beschließen dürfe, so sei doch die Forderung der letzten natürlich und bescheiden, daß man ihnen eine Gesammtstimme zugestehe —, wozu sie gewiß durch ihre Stellung innerhalb der Kirche mehr berechtigt wären, als z. B. die so schwach vertretenen Engländer[180]). — Hierauf antwortete eine heftige Partei: die Cardinäle hätten durch schlechte Papstwahlen und steten Widerspruch gegen alle Verbesserungen so an Achtung verloren, daß man sie von jeder Theilnahme an der Kirchenversammlung ausschließen müsse[181]). Selbst von den Gemäßigteren ward ihnen jene Gesammtstimme abgeschlagen und erst später (als sie mehr in den Sinn der Kirchenversammlung eingingen) verstattete man ihnen, neben dem Zutritte zu den Völkern, gesonderte Berathungen und holte ihre Beistimmung, ihr placet ein[182]); obwol eine Verweigerung derselben schwerlich den Gang der Beschlüsse gehemmt hätte und ihnen höchstens das Gewicht einer Gesammtstimme, gegen fünf, zugestanden wäre.

So wichtig alle diese mitgetheilten Bestimmungen auch waren, so regelmäßig die Geschichte des Papstthums sich seit

Jahrhunderten nach sachlichen (objectiven), von aller Persönlichkeit unabhängigen Grundsätzen zu entwickeln schien, zeigte sich doch gerade in dieser Zeit die entscheidende Wichtigkeit der Persönlichkeit eines Papstes. Wäre Johann XXIII. ein irgend kirchlich und sittlich ehrenwerther Mann gewesen, so hätte er alle Gegner und Angriffe zweifelsohne besiegt und die Kirchenversammlung eine ganz andere Wendung genommen. Statt dessen wurden bereits im Anfange des Jahres 1415 die Vorwürfe über sein Leben, Sitten und Wandel immer lauter und heftiger, so daß er, hievon unterrichtet, sehr erschrak und Ursache bekam, eine öffentliche Anklage und Untersuchung aufs Aeußerste zu fürchten [1]). Zwar widerstanden anfangs die Italiener allen darauf bezüglichen Schritten; allein sie bildeten nur ein Volk und konnten die Wahrheit der Beschuldigungen keineswegs ganz leugnen.

Man sprach: Es führt nicht zum Ziele, die Rechte und Ansprüche der drei Päpste nochmals zu prüfen und abzuwägen [2]); es wäre verkehrt, sich für einen übermäßig zu begeistern und ihn mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Sie sollen und müssen alle Drei abdanken; zwei zufolge der schon in Pisa gefaßten Beschlüsse und Johann zum Besten der Kirche und aus anderen weltkundigen Ursachen. — Man stellte diesem vor, und er überredete sich selbst, daß wenn die beiden anderen Päpste nicht nachgäben, so werde man ihn aufrecht halten, und wenn sie, gleich wie er, abdankten, werde eine neue Wahl und Bestätigung nicht auf sie, sondern auf ihn fallen.

Mehre in Vorschlag gebrachte Abdankungsformeln mißfielen dem Papste, oder der Kirchenversammlung [3]); doch erklärte Johann: Ich habe stets der Christenheit den Frieden geben wollen und bin deshalb nach Kostnitz gekommen; nicht aus Furcht, oder gezwungen, sondern gern und freiwillig habe ich von Anfang an die Hand geboten zur Niederlegung der päpstlichen Würde. — Endlich einigte man sich über eine Abdankungsformel des Inhalts: Ich entsage, sofern auch Gregor und Benedikt entsagen, oder sterben; ja für jeden Fall, wenn dadurch die Einheit der Kirche hergestellt und die jetzige Spaltung kann ausgerottet werden [4]). — Am 2. März 1415 bestätigte Johann seine Entsagung nochmals in öffentlicher Sitzung. Als er an die Worte kam: „Ich bekenne, versichere, verspreche, schwöre und gelobe" — beugte er die Knie gegen den Altar und legte die Hände zu stärkerer Bekräftigung auf die Brust. Hierauf stieg König Sigmund von seinem Sitze hernieder, legte die Krone ab, beugte sein Knie, küßte Johann's Fuß und dankte ihm laut Namens der Kirchenversammlung [5]). Groß und allgemein war die

Freude über diese Wendung der Dinge, man sang ein Tedeum [126]) und lebte der bestimmten Hoffnung: König Siegmund werde, einem hierauf gefaßten Beschlusse gemäß, auch die beiden anderen Päpste zur Abdankung vermögen [127]).

Sehr natürlich erhielt sich aber, neben all dieser Freude und diesen Hoffnungen, die Meinung: daß Papst Johann gern jede Gelegenheit ergreifen werde, seine Abdankung als gesetzwidrig und erzwungen darzustellen und sich dem Einflusse der Kirchenversammlung zu entziehen. Deshalb wurden (unter Siegmund's Mitwirkung) heimlich Vorkehrungen getroffen, daß niemand ohne Erlaubniß die Stadt verlasse [128]). Der Papst, welchem dies nicht verborgen blieb und der sehr wohl fühlte, gegen wen jene Maßregel eigentlich gerichtet sei, ward um so ungeduldiger und begieriger, sich aus einer so widerwärtigen und unwürdigen, obwol nicht ausgesprochenen Gefangenschaft zu befreien. Siegmund, heftiger bedrängt, erklärte einerseits: er wolle lieber, daß sich der Papst von Kostnitz entferne, als daß ihn der schmähliche Vorwurf treffe, sein Versprechen sicheren Geleits gebrochen zu haben [129]). Andererseits hob er doch die Sicherheit für diejenigen auf, welche sich von Kostnitz entfernten [130]).

Um aus dieser zweideutigen Stellung herauszukommen, begab sich der König den 20. März 1415 zum Papste, versprach ihm nochmals Sicherheit, widerrieth ihm aber bestimmt jede Entfernung oder Trennung von der Kirchenversammlung. — Johann, der es nicht für nöthig hielt seine geheimsten Gedanken zu offenbaren, antwortete zweideutig: Gott verhüte, daß mir jemals der Gedanke entstehe, mich hinwegzubegeben; ich werde Kostnitz erst verlassen nach Auflösung der Kirchenversammlung [131]). — Als der Herzog Friedrich von Oestreich, des Papstes Freund, auf Siegmund's Warnung ebenfalls alle bedenklichen Plane leugnete, fühlten sich die Anhänger der Kirchenversammlung beruhigt, während Johann (aller Herrschaft und Freiheit beraubt) die Beschleunigung seiner Flucht für doppelt nothwendig hielt. Am 21. März 1415, als die Aufmerksamkeit auf ein vom Herzoge von Oestreich veranstaltetes Turnier gerichtet ward, entfloh Papst Johann Abends verkleidet zu Pferde und langte den 22. des Morgens in Schafhausen an [132]).

Sobald des Papstes Flucht in Kostnitz bekannt ward, entstand die größte Besorgniß vor Unordnungen und Plünderungen. Buden, Läden und Wirthshäuser wurden geschlossen, Viele gedachten der Flucht, Alle fürchteten einen unglücklichen Ausgang und die Auflösung der Kirchenversammlung [133]). Auch war diese wol bezweckt und würde ohne König Siegmund's Entschlossenheit wahrscheinlich eingetreten sein [134]). Er ritt aber mit zahlreicher

Begleitung durch die Stadt und rief laut unter Trompetenschall: Alle sollten ruhig und guten Muthes sein, keiner Flucht gedenken und keine Unruhen oder Plünderungen befürchten. Er verspreche, sie bis zum Tode zu vertheidigen. — Diese Versicherung blieb nicht ohne Wirkung; doch waren damit nur die nächsten irdischen Besorgnisse gehoben, aber keineswegs die geistigen Gefahren beseitigt. Denn des Papstes Schreiben: er habe Kostnitz verlassen, ohne Wissen des Herzogs von Oestreich und nicht aus Furcht vor Gewalt, sondern nur der ungesunden Luft halber, fanden mit Recht keinen Glauben [1]). Auch deutete der Zusatz: er wolle die geleisteten Versprechungen erfüllen, bei voller Freiheit und Sicherheit seiner Person, — auf erheblichere Gründe seiner Entfernung hin. Hiezu kam, daß er allen Cardinälen und allen zu seinem Hofe gehörigen Personen befahl, sich bei Strafe des Bannes sogleich zu ihm zu begeben, und daß er dem Erzbischofe von Mainz eröffnete: er sei bereit mit dem Könige Siegmund nach Nizza zu gehen, um daselbst über die Abdankung der beiden anderen Päpste zu unterhandeln [2]).

Bei diesen Verhältnissen mußten die ernstesten Berathungen über die wichtigsten Fragen eintreten. Des Papstes treueste Anhänger sprachen: er hat sich mit Recht einer unwürdigen Knechtschaft entzogen und durch seine Entfernung der Kirchenversammlung ein Ende gemacht. Wenigstens steht ihm allein die Entscheidung zu, ob sie (die keineswegs allgemein ist und ihre Befugnisse längst überschritten hat) noch fortdauern soll.

Die Cardinäle überlegten: ob es rechtlicher und klüger sei, sich dem Papste anzuschließen, oder der Kirchenversammlung zu vertrauen —; kamen aber zu keinem gleichen Beschlusse. Einige glaubten nämlich: Gehorsam gegen den Papst sei ihre erste Pflicht; andere wollten nur an ihm festhalten, wenn er wirklich (was jetzt zweifelhaft erscheine) seine Versprechen halte. Noch andere stellten sich auf die Seite der Kirchenversammlung und mochten ihr Schicksal, sowie das der hohen kirchlichen Aristokratie, nicht von dem Schicksale eines verhaßten, sittenlosen Papstes abhängig machen; und dies um so weniger, da jene Versammlung offenbar jetzt mächtiger und in besserem Rechte sei, als Papst und Cardinäle.

Es mußten jedoch, selbst unter den eigentlichen Mitgliedern der Kirchenversammlung, ernstliche Zweifel entstehen, wie sie sich in einem so außerordentlichen, unerhörten Falle benehmen sollten; was löblicher Gehorsam, was Feigheit, was Tollkühnheit, was Aufruhr, was für die Kirche und Christenheit heilsam und nothwendig sei. — Bei diesen verschiedenen Ansichten und Stimmungen wirkte eine Rede, welche der Kanzler Gerson am 23.

März [197]) in voller Verſammlung hielt, ſehr zur Vereinigung der Gemüther. Die allgemeine Kirchenverſammlung (ſprach er) ſteht höher als der Papſt; denn ob ſie gleich deſſen von Gott gegebene Macht keineswegs ganz vernichten kann, vermag ſie doch dieſelbe zu begrenzen und zu regeln. Auch leidet es keinen Zweifel, daß Kirchenverſammlungen ohne den Papſt ſind berufen worden und fortdawern können.

Mehre Cardinäle fanden dieſe Rede ſehr anſtößig und entflohen am nächſten Tage zum Papſte [198]), wodurch der Vorſchlag hervorgetrieben wurde, alle ohne Ausnahme als verdächtig von den Sitzungen auszuſchließen. Bei dem Eifer, welchen indeß einige von ihnen für die Kirchenverſammlung und Kirchenverbeſſerung zeigten, kam es hierüber zu keinem Beſchluſſe, wol aber am 26. März [ungeachtet der Einreden mehrer Italiener [199])] zu der feierlichen Erklärung: niemand darf das Concilium auflöſen, oder verlegen, oder daſſelbe verlaſſen, bevor die Kirchenſpaltung beſeitigt und die Kirchenverbeſſerung zu Stande gebracht iſt. — Gleichzeitig ward weltlicherſeits dem Herzoge von Oeſtreich wegen ſeiner geſetzwidrigen Beförderung der Flucht des Papſtes von allen Seiten Fehde angeſagt, ſo daß ſich Johann in deſſen Stadt nicht mehr für ſicher hielt, ſondern den 29. März von Schafhauſen weiter nach Lauffen entfloh [200]).

Er hatte ſich (von dem in Koſtnitz Verhandelten und Beſchloſſenen wohl unterrichtet) überzeugen müſſen, daß er nicht länger in ſeiner zweideutigen Stellung verharren und dadurch täuſchen könne. Deshalb erklärte er am Tage jener zweiten Flucht: er wünſche Eintracht und werde ſie befördern; aber was er in Koſtnitz verſprochen und beſchworen, ſei ihm durch Furcht und Gewalt abgepreßt und er mithin zum Halten deſſelben nicht verpflichtet [201]).

Umſtändlichere Klage- und Rechtfertigungsſchreiben Johann's ergingen an Könige und Fürſten, im Weſentlichen des Inhalts: „Ich habe mich zu der, von mir freiwillig berufenen Kirchenverſammlung pünktlich eingefunden, aber man hat mich unanſtändigerweiſe Monate lang warten laſſen, dann mit Anmaßung behandelt, mit Spähern umringt, meine Freiheit beſchränkt, die Cardinäle und Beamten meines Hofes geringgeſchätzt und alle Italiener vernachläſſigt [202]). Während zwei bereits in Piſa abgeſetzte Päpſte in keinem Punkte nachgeben, habe ich (der rechtmäßig Erwählte) zwangsweiſe unbedingt entſagen müſſen. — Zur Schmach der römiſchen Kirche, ja unſers Herrn Jeſu Chriſti, hat der König innerhalb der Grenzen unſers Palaſtes und vor unſeren Fenſtern täglich Turniere mit großem Trompetenlärm angeſtellt [203]); und noch feindlicher Geſinnte (wie

der Herzog von Burgund) hegten viel gewaltſamere Plane gegen die Freiheit unſerer Perſon, ſo daß wir unſere einzige Rettung in einer heimlichen Flucht ſuchen mußten.

„Zu all dieſen Verkehrtheiten und dieſer Ungebühr (fuhr Johann fort) wirkten vorzugsweiſe die willkürlichen Veränderungen der früheren ehrwürdigen Formen hinſichtlich des Geſchäftsganges und der Abſtimmungen. Zweihundert franzöſiſche und italieniſche Prälaten haben nur zwei Geſammtſtimmen, drei Engländer hingegen eine, und ſechzehn Cardinäle — keine! Ueberdies geht es bei den Abſtimmungen arg her, ſo daß, wenn jemand der ungeordneten Willkür widerſpricht, er mit Drohungen, Beleidigungen und Geſchrei übertäubt und zurückgeſchreckt wird. Jeden läßt man zur Kirchenverſammlung, ohne einen Unterſchied zu machen zwiſchen Geiſtlichen und Laien, Eheloſen und Verheiratheten, Graduirten und nicht Graduirten, Ehrenwerthen und Verwerflichen. Deren Abſtimmungen werden, mit Zurückſetzung der Prälaten, überall angenommen. Ja, was noch ſchlimmer iſt, wenn dieſe gegen die Abſichten der Böswilligen ſprechen und ſich auf Recht und Geſetz ſtützen wollen, ſo werden ſie ausgeziſcht und ihnen ſo viel Leids angethan [210]), daß ſie verſtummen und beſchämt hinweggehen müſſen.

Obwol Papſt Johann ſchwerlich erwarten konnte, daß ſich die Könige und Fürſten auf den Grund dieſer Klagen und Beſchwerden kurzweg für ihn erklären würden, hoffte er doch durch ſeine Flucht eine feſte unabhängige Stellung gewonnen zu haben, von wo aus er die Kirchenverſammlung mit verdoppelter Macht nach Belieben bewegen, oder hemmen könne. Er täuſchte ſich, wie ſpäter die Könige Karl I. und Ludwig XVI. bei ihrer Flucht nach Wight und Varennes.

Denn die Gegner des Papſtes (ja des damaligen Papſtthums) bekamen nach Johann's Entfernung auf der Kirchenverſammlung ein entſcheidendes Uebergewicht und waren entſchloſſen, davon rückſichtslos Gebrauch zu machen. Zuvörderſt ſuchten ſie in einem Schreiben an alle Könige und Fürſten die Rechtmäßigkeit ihres zeitherigen Verfahrens darzuthun und fügten in Bezug auf des Papſtes Flucht hinzu: er konnte nichts Schändlicheres und Verdammlicheres begehen [211]). Die Heerde, welche ſich unter ſeiner Leitung und ſeinem Anſehen aus den entfernteſten Theilen der Welt und mit den größten Koſten, Beſchwerlichkeiten und Gefahren hier verſammelte und den größten Geſchäften unterzog —, hat er verlaſſen und ſich von ihr losgeſagt.

Hierauf faßte die Verſammlung in raſcher Folge eine Reihe der wichtigſten Beſchlüſſe. Die allgemeine Kirchenverſammlung [212]) hat ihre Macht unmittelbar von Chriſtus. Jeder, welches Standes

und welcher Würde er auch sei (selbst der Papst), ist verpflichtet, ihr in Allem zu gehorchen, was sich bezieht auf den Glauben, die Austilgung der Kirchenspaltung und die Reformation der Kirche Gottes in Haupt und Gliedern [207]). Alle Beschlüsse und Maßregeln des Papstes gegen die Kirchenversammlung, die Reformation, die Prälaten u. s. w. sind ungültig; auch wird ihm untersagt, neue Cardinäle zu ernennen.

In Bezug auf einen Theil dieser Beschlüsse (insbesondere die Kirchenverbesserung betreffend) ist bemerkt worden: daß man ihn nicht in der vierten, sondern erst in der fünften Sitzung angenommen, und daß die Gesandten Frankreichs und mehre Cardinäle nicht beigestimmt hätten [208]). Mit Recht ward hierauf entgegnet: es sei gleichgültig, ob etwas in der vierten oder fünften Sitzung beschlossen worden, und der Widerspruch einiger Cardinäle und Gesandten könne gegen die Gesammtstimme der Völker nicht entscheiden. Allerdings beschwerten sich auch etliche Italiener, daß man sie zurücksetze und behandele, als wären sie gar nicht vorhanden [209]). Dieser Einwand richtete sich jedoch hauptsächlich gegen die Abstimmung nach Völkern, während der größere Theil der Italiener (im Namen dieses Volkes) den Fürsten und Universitäten ihres Vaterlandes schrieb: durch die Verbindung der Abstimmung nach Völkern und nach Köpfen sei eine bessere Ordnung erreicht. Denn innerhalb jeder Nation stimme jeder mit voller Freiheit, Bevollmächtigte der Völker wirkten für erfreuliche Verständigung, und in der allgemeinen Versammlung der Cardinäle und aller Völker werde über die vorher berathenen und angenommenen Punkte nochmals die Beistimmung (das placet) eingeholt. Der Papst klage vielleicht: daß die Menge der berufenen bloßen Titelträger, welche eiligst und eifrigst herbeiliefen, nicht entscheide. Voraussehend, daß sie groß der Zahl nach, aber gering an Bedeutung und Verdienst wären, habe man zweckmäßige Maßregeln ergriffen, wodurch sie schnell verschwunden seien, wie ein Morgennebel [210]).

Aufforderungen, daß Papst Johann sogleich nach Kostnitz zurückkehre, oder seine (als erzwungen dargestellte) Entsagung nochmals feierlich bestätige, blieben ohne Erfolg, und ebensowenig wurden seine Vorschläge angenommen [211]). Er foderte sicheres Geleit, Einstellung des Krieges gegen Herzog Friedrich von Oestreich, die Legation über ganz Italien mit voller und immerwährender Gewalt, oder die Grafschaft Venaissin und eine jährliche Einnahme von 30,000 Gulden aus geistlichen Einnahmen und Zehnten [212]).

Aus Furcht, gefangen zu werden, begab sich Johann von Laufen nach Freiburg, dann allmälig nach Breisach, Nienburg

und wieder nach Freiburg [211]), ohne hiedurch ſeine Lage irgendwie zu verbeſſern. Vielmehr ward am 1. Mai 1415 eine ſehr bittere Vorladung an ihn erlaſſen und die Klage der Cardinäle, daß man ſie nicht mit ihrem Widerſpruche höre, um ſo mehr zurückgewieſen, da ſie meiſt noch immer dem Papſte anhingen, oder (zur Beſeitigung der Kirchenverſammlung) vorgeſchlagen hatten, ſich nach Rom zu begeben [212]). — Am nächſten Tage (den 2. Mai) wurde nicht allein obige Vorladung nochmals beſtätigt, ſondern mit Vorwürfen der härteſten Art vermehrt und auf des Papſtes Begünſtiger und Anhänger ausgedehnt. Allen verſprach man ſicheres Geleit, unbeſchadet jedoch des Rechts und der Gerechtigkeit [213]).

Viele Beamte des päpſtlichen Hofes und auch etliche Cardinäle (darunter Otto Colonna) fanden es jetzo gerathen, ſich nach Koſtnitz zurückzubegeben und dem mächtigen Concilium zuzugeſellen [214]). Des Papſtes Lage verſchlimmerte ſich dagegen gar ſehr, als Herzog Friedrich von Oeſtreich am 5. Mai ſich unbedingt dem Könige Siegmund unterwerfen und verſprechen mußte, ſeinen Schützling herbeizuſchaffen [215]). Nur mit Mühe erhielt der Herzog das Verſprechen: es ſolle dem Papſte und den Seinen an ihren Perſonen und Gütern nichts zu Leide geſchehen.

Gleichzeitig ward, vor erwählten Bevollmächtigten, ein förmlicher Prozeß gegen Johann eingeleitet, es wurden ſiebenzig Klagepunkte aufgeſtellt, Zeugen aller Art verhört und Beweismittel herbeigeſchafft. In der hierauf entworfenen Anklageſchrift hieß es: Johann iſt ein Menſch ſchlechter Natur, unverſchämt, unkeuſch, lügenhaft, ein Rebell gegen ſeine Aeltern, den meiſten Laſtern ergeben, Pfründenverkäufer, grauſamer Tyrann, Verſchwörer gegen das Leben Alexander's V., Unterdrücker der Armen, Säule der Ungerechten, Anhänger des Fleiſches, Hefe der Laſter, dem Schlafe und anderen ſinnlichen Begierden ergeben, Spiegel der Niederträchtigkeit, aller Bosheiten tiefſinniger Erfinder, eingefleiſchter Teufel, Verführer ſeiner Schwägerin und heiliger Nonnen, Ketzer, Unſterblichkeitsleugner, überführt der Unzucht, Giftmiſcherei, des Todtſchlags und anderer ſchwerer Verbrechen [216])!!

Ohne Zweifel war neben vielem Wahren, Anderes ſehr übertrieben, oder ganz erfunden [217]). Auch ſtrich man bei der letzten Abfaſſung der Anklageſchrift, einige der ärgſten und unerwieſenſten Punkte. Gewiß konnte Johann Vieles widerlegen und mit Gründen die Einſeitigkeit und Rechtswidrigkeit des Verfahrens darthun; allein ſein böſes Gewiſſen drückte ihn zu Boden und hielt ihn ab, ſich auf die Anklagen näher einzu-

lassen"). Er hoffte jetzt durch demüthiges Nachgeben mehr zu erlangen, als durch Berufen auf seine dahingeschwundene päpstliche Macht. Aber auch für jenen milderen Ausweg war es zu spät. Am 13. Mai (in der neunten allgemeinen Sitzung) ward Johann nochmals vorgeladen und zwar mit dem Zusatze: daß er (weil die Anklage peinlich sei) persönlich erscheinen müsse und durch keinen Andern könne vertreten werden").

Um dieselbe Zeit bemächtigte sich Herzog Friedrich von Oesterreich seines Schützlings, früherer Versprechen so wenig gedenkend, als König Siegmund des dem Papste bewilligten sicheren Geleites. In Matolfszelle, dem ersten Orte seiner Haft, wurden des Papstes Diener sämmtlich entfernt und ihm aus jedem der vier Völker zwei Männer (darunter heftige Feinde), wie es hieß, zur Gesellschaft und zum Troste, überwiesen"). — Dessen bedurfte er gewiß, als ihm Abgeordnete der Kirchenversammlung verkündeten: er sei am 25. Mai (dem sechsten Jahrestage seiner Krönung) suspendirt worden. Johann empfing diese Botschaft mit tiefster Demuth, Reue und Zerknirschung"), seine Vergehen bekennend, entschuldigend und nur die Bitte hinzufügend: die Kirchenversammlung möge sich seine Ehre, Person und Stand empfohlen sein lassen"). Als man ihm, ungeachtet dieser Erklärung, die Anklagepunkte vorlegte, oder vorlesen wollte, damit er sich rechtfertige, lehnte er klüglich beides ab"), wiederholte jedoch obiges Gesuch und fügte hinzu: er wolle gegen den von der Kirchenversammlung gefällten Spruch nicht berufen.

Gleichzeitig schrieb der Papst an König Siegmund: er habe von jeher, selbst mit Zurücksetzung seines eigenen Vortheils, für ihn gewirkt, Vertrauen gezeigt und seine Wünsche zuvorkommend erfüllt; jetzo möge sich nun der König milde bezeigen und sein Vertheidiger und Fürsprecher sein"). — Johann's Hoffnung, jene demüthige Reue und diese wehmüthigen Vorstellungen würden auf Siegmund und die Kirchenversammlung tiefen Eindruck machen, schlug ganz fehl. Der aus allgemeinen Ansichten entsprungene Eifer und die Ueberzeugung von des Angeklagten persönlicher Unwürdigkeit überwogen alle Milderungsgründe, hergenommen von der Würde des Papstthums und der menschlichen Fehlbarkeit.

Als die Abgeordneten der Kirchenversammlung zurückkehrten, erzählten sie in der zwölften allgemeinen Sitzung, den 29. Mai: Johann habe die Schändlichkeit seiner Flucht anerkannt, jeder Vertheidigung entsagt, oder sie der Kirchenversammlung übertragen, von der er wisse, daß sie nicht irren könne"). — In dieser selbigen Sitzung ward Johann (unter Aufzählung der schwersten Gründe) abgesetzt"), sein Ring und Siegel zerbro-

chen, sein Wappen ausgelöscht und beschlossen: daß er unter Aufsicht des Königs und einiger Bevollmächtigten der Kirchenversammlung in Haft bleiben solle. Zunächst führte man ihn nach Gotleben, wo er (ohne Rücksicht auf König Siegmund's Geleit) Huß hatte einkerkern helfen und nun selbst, mit gleicher Rücksichtslosigkeit, eingesperrt ward. Von Gotleben brachte man ihn nach Heidelberg und Mannheim, und hielt ihn anfangs in leichter, dann (als Verdacht entstand, er wolle entfliehen) in desto strengerer Haft. Den Burggrafen, welcher angeblich um diesen Befreiungsplan gewußt hatte, ließ Pfalzgraf Ludwig erdrosseln und stellte den Papst lediglich unter Aufsicht von Deutschen, die kein Wort italienisch verstanden und mit denen Johann (völliger Einsamkeit hingegeben) nur durch Zeichen sprechen konnte [111]). Erst nach drei Jahren [112]) ward Papst Johann, auf Verwendung seines Nachfolgers, befreit: es sei, weil man glaubte, er besitze irgendwo noch große Schätze [113]), oder weil seine Entsagung erst dadurch volle Bedeutung zu erhalten schien. Doch konnte kein Unbefangener die Folgewidrigkeit verkennen, daß der wegen der ärgsten Verbrechen abgesetzte und eingesperrte Papst gegen das Ende seines Lebens wieder als erster Cardinal in die Reihe der Kirchenfürsten eintrat [114]).

Nach diesen Ereignissen legte auch Papst Gregor XII. (am 4. Juli 1415) seine Würde in die Hände der Kirchenversammlung nieder und ward, gleichwie die ihm anhangenden Cardinäle, in die Reihe der letzten aufgenommen [115]). Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse zu Benedikt XIII. Er beharrte nicht allein auf seiner früheren Behauptung, daß er rechtmäßiger Papst, sondern auch, daß die Kirchenspaltung nach Abdankung seiner beiden Gegner gehoben und er alleiniger Papst sei [116]). Er ward hiebei unterstützt durch geheime Ränke französischer Prälaten, zu denen sich auch einzelne aus den anderen Völkern und etliche Cardinäle gesellt hatten [117]). Sie bezweckten, das Papstthum wieder nach Frankreich zurückzubringen, König Siegmund's Einfluß zu vernichten und nach Auflösung der jetzigen Kirchenversammlung eine neue unter Benedikt's Schutz zu berufen. Dieser Plan konnte jedoch der Mehrzahl des Concilium's nicht gefallen und scheiterte außerdem an dem bestimmten Widerspruche Siegmund's. Ja, dieser erbot sich selbst die Prälaten nach Spanien zu reisen, um mit Benedikt zu unterhandeln. Ihm wurden aus jedem Volke vier Prälaten und Doctoren zugesellt, aber (zu ihrem großen Verdrusse) kein Cardinal [118]). Als diese Abgeordnete dem Papste Benedikt die Beschlüsse der Kirchenversammlung und unter Anderem vorlasen: er sei ein Schismatiker und Ketzer [119]), rief er aus: Das ist nicht wahr.

die in Koschin sind weit mehr Ketzer, denn ich! Sie sind unrechtmäßig berufen, mangelhaft zusammengesetzt, einer unpassenden Stimmweise verfallen, maßen sich ungebührlich alle Rechte an und möchten das ganze Papstthum vernichten.

Nach ihrer Rückkunft im Januar 1416 berichteten die Abgeordneten (da Sigmund noch nach Frankreich und England gegangen war): es sei mit Benedikt gar nicht zu Stande gekommen [*]); worauf gegen ihn (wie früher gegen Johann) ein Prozeß eingeleitet und er am 26. Juli 1417 ebenfalls aus den angegebenen Gründen als Ketzer und Schismatiker abgesetzt und aller Ehren und Rechte beraubt ward. Obgleich seitdem ohne Anhänger, benahm sich Benedikt bis an seinen Tod (im Jahre 1424) als alleiniger Papst; die Spanier hingegen schlossen sich dem Concilium an und erhielten (wie schon oben erzählt ward) die fünfte Gesammtstimme.

So hatte die Kirchenversammlung über alle Erwartung, ja über alles Erzwecken hinaus obgesiegt. Die Päpste (denen seit Jahrhunderten Könige und Kaiser, Fürsten, Prälaten und Völker demüthig gehorchten, oder welche doch jeden Widerspruch, jeder Widersetzlichkeit Herr geworden und über von Gott anbefohlene Allmacht zum unbezweifelten Lehrsatz erhoben hatten) waren jetzt verhöhnt, an den Pranger gestellt, als Verbrecher verurtheilt, abgesetzt, eingesperrt. Ihre ganze unermeßliche Macht, die Herrschaft über die ganze Christenheit war auf die Kirchenversammlung übergegangen und diejenigen, welche (wie auch wol in unseren Tagen) den Grund aller Uebel und Mißbräuche lediglich in der Alleinherrschaft eines einzelnen Menschen sahen, hielten den Eintritt einer neuen, tadellosen, glückseligen Zeit für unzweifelhaft. Und doch dürfen wir schon hier und im voraus bemerken, daß keineswegs alle Uebel aus der monarchischen Form der Kirchenherrschaft entsprangen, keineswegs sich endschaftlich in diesem höchsten Kreise vorfanden. Die nahe liegende, unantwortliche Frage war: ob die plötzlich eingetretene schrankenlose Herrschaft der kirchlichen Aristokratie (mit augenblicklicher Vernichtung des monarchisch päpstlichen Antheils) sich fehlerfreier, über Irrthum und Leidenschaft erhabener, unigenauigter, heilsamer, christlicher zeigen werde.

Gehen wir ins Einzelne, so finden sich zuvörderst Zeugnisse, daß den herrschenden Vätern oft die Mäßigung fehlte und Ordnung und Würde aus ihren Sitzungen verschwanden. Es fanden Statt (so lauten die Worte) ungebührliches Geschrei, Drohungen, Ausrufen, Einschüchterungen, Einmischungen weltlicher Fürsten, Zank und Streit [**]). In den Versammlungen (schreibt Clemangis) geschieht Vieles, was nicht als Frucht des

heiligen Geistes, sondern als Werk des Teufels zu betrachten ist: Zänkerei, Mißgunst, Widersprüche, Zerwürfnisse, Leidenschaft, Lärm und Gelächter; mithin fehlt der Ernst und die Beschaffenheit, welche der Geist verlangt und welche in einer Versammlung des Friedens da sein sollten"). Manche gehen (heißt es an anderen Stellen) zum Concilium, nicht um den Frieden der Kirche zu befestigen, sondern um gedeihlich Pfründen zu erwerben. Der Teufel führt die versammelten Väter ab vom rechten Wege und den echten Zwecken, zu Ehrgeiz, Hader, Verbindungen u. s. w. — Fast unglaublich erzählt ein italienischer Chronist: in Konstanz erhob sich Streit zwischen den Erzbischöfen von Mailand und Pisa. Von Worten kam es zum Handgemenge und da sie keine Waffen hatten, wollte einer den andern erwürgen. Um dem nicht beizuwohnen und aus Furcht sprangen viele Väter zu den Fenstern hinaus"!

Eine bestimmtere und strengere Geschäftsordnung war gewiß nothwendig. Wir finden hierüber zwei merkwürdige Anträge; der eine ausgehend von den Lehrern der Theologie, der andere von den Deutschen. In jenem heißt es: das Concilium möge edle Männer zu Promotoren und Prokuratoren aller Angelegenheiten ernennen und diesen andere Männer zugesellen, die in göttlichen und menschlichen Rechten wohl erfahren sind"). Gemeinsam sollten dieselben alle Gegenstände vorberathen und vortragen, auf daß man in den Sitzungen mit mehr Freiheit und Ordnung verfahre. Jene Männer sind aus den verschiedenen Völkern zu erwählen. Der Beschluß über eine vorgetragene Sache erfolgt erst in der nächsten Sitzung.

In der Einleitung zu der von den Deutschen vorgelegten Geschäftsordnung heißt es: Vor Allem muß das deutsche Volk in diesen Dingen sorgsamer sein, damit der alte Vorwurf wegfalle, als werde es mehr durch unberathene Wuth, denn durch regelmäßige Berathung geleitet und bestimmt"). — In dem Entwurfe selbst heißt es: Zuerst berathen die Abgeordneten (deputati) jedes Volkes unter sich, dann treten sie zusammen mit den Abgeordneten der übrigen Nationen. Haben sich Alle verständigt, so folgt eine genaue Berathung in der vollen Versammlung jedes einzelnen Volkes. Zwischen Vortrag und Abstimmung muß wenigstens eine Nacht verfließen. Geht ein Antrag nicht durch, so erneuen sich die Berathungen zwischen jenen Abgeordneten, hierauf in den Volksversammlungen und erst dann der Angenommene kommt zum Vortrag in der allgemeinen Versammlung. Dort stimmt man nach Köpfen, hier nach Völkern"). Es wäre sehr heilsam, wenn man entschiede, wer in beiden Versammlungen Stimmrecht habe, die Verschiedenen von

von Andersdenkenden auch den Papst noch trennte und dahin wirkte, daß Pisa, auf Beschleunigung und um Streit zu vermeiden, nicht ganz schweigen, endlich abschließen.

Es hat nicht fehlen, wie viel von diesen Beschlüssen angenommen und zur Ausführung gekommen ist. Genug begreifen wir, die Leitung der Angelegenheiten in die Hände weniger Sachverständigen zu bringen und die Gefahren zu beseitigen, welche allgemeinere Versammlungen mit sich führen [1]).

Nach Beseitigung der päpstlichen Kirchenregierung wurden für die mannichfachen Zwecke derselben besondere Behörden errichtet und mit Personen aus den verschiedenen Völkern besetzt: so für Rechtssachen und Berufungen, für Vergebung von Pfründen, für Uebernahme der päpstlichen Einnahmen, kirchliche Polizei, Glaubenssachen, Kanzleiwesen, Unterschriften, Privilegien, Prüfung unzähliger Eingaben u. s. w. [2]). Trotz aller Anstrengungen und trotz guten Willens mußte doch Uebermaß neuer, ungekannter Geschäfte das (bisher nicht eingerichtete, nicht ergonirte) Consilium sehr belästigen, so daß Kräfte und Kenntniß abnehmen und so zu baldigen Klagen und Einreden Veranlassung geben. Dazu wenig bekümmert schritt die Versammlung in der Fülle ihrer Macht stets vorwärts. Bevor wir jedoch zur Erzählung des sich daran reihenden neuen Umschwungs übergehen, müssen wir der traurigen Ereignisse erwähnen, welche bewiesen, daß Personal der ächten Art mit allen Formen der kirchlichen Verfassung verträglich ist und fanatische Verblendung auch die schönsten und unabhängigsten Naturen ergreifen kann.

Die Spaltung und Anderung der kirchlichen Herrschaft wirkte so mächtig auf Prüfung und Beurtheilung der Glaubenslehre, daß der Cardinal Peter von Ailly andrief [3]): Die Ketzereien sind nicht auszurotten, wenn man nicht vorher den römischen Hof zurückbringt auf die alten Sitten und göttlichen Gewohnheiten. — Ketzerei hieß aber Alles und Jedes, was von dem angenommenen Systeme der aufgestellten Glaubenslehre abwich; und während man in Böhmen einen großen Theil der gültigen Kirchenverfassung über den Haufen warf, hielt man sich (wie später König Heinrich VIII. von England) für doppelt verpflichtet, die gesammte Dogmatik, zum Beweise tadelloser Rechtgläubigkeit, mit größter Strenge aufrecht zu halten. Was derselben war, so wie früher Wiklif [4]), so jetzt Huß nothwendig abgewichen, und schon in Böhmen vielfacher Streit über ihn und harte Verfolgung seiner Anhänger eingetreten. Weit vom entschiedenen Papste gegenüber schwer, so daß unmöglich erschien (eine Vertheidigung und Rechtfertigung seiner Lehre),

trotz Huß sie suchen und wünschen von einer allgemeinen Kirchenversammlung, zusammengesetzt aus den weisesten, gelehrtesten und angesehensten Männern der Christenheit. Wie König Sigismund, so war auch Papst [illegible]) dagegen, bestimmt und gelegentlich Gutes versagen, sowie es von 1. November 1414 in Aussicht sah, und den 29. Juni hin selbst Verhör hatt[illegible]). Huß, als irgendwie bezeichneten Lehren verwarf: die Wandelbarkeit der Lehre Christi in der Hostie, die übernatürliche Weihekraft der Geistlichen, Gebrauch des Kelches, Bann, Ablaß, Heiligenanbetung, Verleihung der päpstlichen Gewalt, Wahlrecht der Cardinäle u. s. w.

Huß erklärte: wolle habe er bei dem Vorgeworfenen nie gehabt, stelle erwarte er eine gerechte, gesetzmäßige Prüfung und schriftgemäße Widerlegung; und hier um so mehr, weil der anfangs Widerstand übe, bei entgegengesetzter Überzeugung, zum Irrtum und Widerlegen Konzils würde. — Hierauf antworteten man: Die größten Kirchenlehrer (Origenes, Augustinus, Petrus Lombardus) haben bisweilen geirrt, [illegible], unbeschadet ihrer Heiligkeit, noch der Gesetzgebung der Kirche widersprochen[illegible]). Bis sie Ehrgeiz, daß sie die nicht zu viel getrauen, sondern auch bedenken, daß keiner Ehre, daß die höchste Stelle in der christlichen Welt, die allgemeine Kirchenversammlung geprüft und entschieden hat und einer jeder irrig entscheidende Autorität entnommen werden muß, weil sich [illegible] Ehre in Wahrheit entehrt. — Wenn die Kirchenversammlung (klagen die Geistlichen hinzu) sage, daß sie nur ein Rat sei, müsse sie nachgeben. — Huß antwortete: und wenn die ganze Welt hier versammelt, meiner gesunden Vernunft und aller Gegenstand beweist, so werde ich [illegible] (meine Überzeugung verleugnen) nicht einwilligen. — Niemals [illegible] zu allgemeinen Verdammungen[illegible]) ich ihnen so fühlen und vorgegeben Schein, der, die Wahrheit verhüllend, so verderblich zu wirken vermag.

Bis die Kirchenversammlung schließt: Huß solle verhaftet und zu Gefängnis gegen die nächste werden, bringe es sich auf König Sigismund's Geleit, und auch dieses leiste den verlangten Schutz gestatt zu machen. Die Kirchenversammlung bestehte da aber: daß keine weltliche Macht berechtigt sei, einen Irrer ihrer Beurteilung und Verurteilung zu entziehen, und zwei Schutz Geleit nur für den Fall gelte, daß Huß freigesprochen werde[illegible])! — Sigismund gab nach, weil (wie er glaubte, aber sich anfechten ließ) längerer Widerspruch die Kirchenversammlung auflösen und auseinandersprengen würde. Einzelne reisen noch jetzt diesen Gedanken und daß es bei Urteil über die persönliche Ehre und Lehre dem allgemeinen Gebet an

ungeachtet habe. In Wahrheit lagen es jedoch anders. Es Papst und Kollegium einen Gegenpapst hat, auch bestätigen es (wie ich hoch auch Gewalt angab) den Papst der Gegenwart, auch hatte er sich über die allgemeine Anerkennung jenes Herr erhoben.

Wenn der vorliegenden Lehre (in Bezug auf Huß) behauptet: Huß sei gegen Gewissen in Konstanz verurteilt worden, weil er nicht Irrthum mit Irrthum vertauschen [1]), nicht von Irrthum zurücktreten wollte durch Heuchelei, der überführt der Irrthum, so hatte er vollkommen Recht, vorzüglich aber, daß Huß recht, mit ganz gleichem Grunde, selbst das Concilium zurückweisen darf. — Bisher war gewöhnlich eine Berufung von Papst an Concilium zum Heile [2]). Es hat (Gerhard de bon Ehrist III, 10) nicht bonum bonorum dicitur, sed non bonum bonorum dicitur, das heißt, es hat nicht mehr von Gutes, sondern es ist: bringt das um!

Freilich Lehre, gestützt in ihrer Unfehlbarkeit und ihrer Freiheit, Papst in Gehalt, Unbestechlichkeit und Einsicht, durch man sie (und vorzüglich Christliche vorgeschrieben) ohne Gewissen und Prüfung hat in den heftigsten Irrungen Streitfragen und gelöst wurde. Durch sie, ohne mitgetheilten, Verfassungen erlangt hat der Papst persönlicher Unterwerfung, welche jeder Mensch für sich gelöst zu machen befugt ist, hat Concilium weit hat an dem Gesetzgeber und an der Rechtmäßigkeit der Allgemeinen, Kirchengebieten, Verfassungen. Gerhard gehört eine, der Wahrheit nach, zu einander und die Papst, welche vollständig und unverbrüchlich hat Eine ohne hat Andere vereint, ist Lügner in der Sache. Hat schützen und erhalten die Freiheit und die Kirchenversammlung.

Von Anfang an ging man mit Huß um, wie mit einem abtrünnigen Priester, dessen Ansicht nach seiner Verurtheilung verdammt hat, zu widerrufen. Wenn er widerrufe (so lautete der Eyrath der Kirchenversammlung), hätte er nur abgelegt und gestanden und Gelegenheit gegeben und ungeachtet worden [3]).

In einer friedlichen Sitzung sollen man Huß mit Freundlichkeit an, sollen ihm seine eigenen Schrift vorlesen ab, unter den schriftlichen Verurtheilungen, und vorlag endlich die langst Verzeichnis seiner Irrgarten und Sünden. Obgleich man ihn nicht wollte zu Worte kommen lassen, antwortete er so laut als möglich mit Heftigkeit, Ungeduld und Heftig und in Gegenwart Gewissen, daß König Sigismund von Ungarn erklärte, daß er ihn an seinen Gewissen erinnern. Als sie Prälaten ihn fragten, ob man Heftigen Sachen aus der Schrift, aber man

Gerichtsgut verfügen sollen, sich zu weit. Wer sich, in diesem nicht einmal über die Art einig werden, wie sie noch beschränkt werden. Am 6. Januar 1611 wurde sich zum Schiedsrichter gewählt, welchem dann die Streitigkeiten, mit Ausnahme derjenigen, endgültig entschieden werden. Als Ring die Zeitschrift: Brief und Urkunden der Stadt. Wie jeder Bürger kann sagen das es den Bürgerbrief und seine alte Gelder nicht gegen Morgen, Recht ist dann aber nur gegen Abend, denn in Lehnen ist der Jurisdiction und Regie. Bürgermeister verwaltete sich den Abend, dann Abend. Aber mehr dieses Archiv verstehen, und Regierung, sich er ausschließlich Recht für [illegible] der Bürgern und jeder Veränderung. Endlich [illegible] in Streit mit Bürgern. Jeder gelehrigen [illegible] Bürger mit diesem Archiv und wurden sich Jemand Ihm in die Stadt Bürger, Ihnen Bürger sollen Rechte und ausschließlich verfassen. Diese Rechte auch in den Akten gebraucht, und Gelegenheit sich neue Archive zu [illegible], aufbewahren und verfassen wollten.

Da wir Ihnen, bekannten wenn auch einen Streich mit Ausgangsfalle Differenzen. Nach einem verschiedenen, abgemessenen und abgeschmackten Widerruf besaßen sich Ihnen mit aufgegebenen Worten. Trug einst Gelegenheit von [illegible] Regen, in einem Archive, [illegible] Bürgern, dem Gerichtsrath, Bürgern, Recht und Archiv, angehören von [illegible] Bürgern, in Archive gebraucht und gelesen, von dem Archive angenommen und verschrieben, behielt es Recht, Bürgerrecht und Abgewiesen bei Gerichte. Es entstanden dem Abgaben mit übrigens Archive-Recht, in dem Abgaben hingehalt, verfassen, beschränkt, verschränkt. Es erinnerte an verschiedene Privilegien, von Archiven bei zu dürftigen Bürgern, privilegierten Bürgern Archive-Recht und Verkehrt, — und bei Akten mit dem Bürger von Bürgerschaften, welche (nach dem Jahrgang bei verschieden, gebrauchen Regeln) an die ältesten Akten erinnern. Von in Akten [illegible] die Bürgermeister mit großen Freiheiten von Bürgern. Bei der Bürger die Schiedsrichter klagen dem in Archive legen wollen, sprach [illegible] Bürgern Archive und Akten von meinen Abgaben bei Bürgern an [illegible], denn wenn ich es [illegible], wollte ich mir es nicht Archive gebrauchen sein.

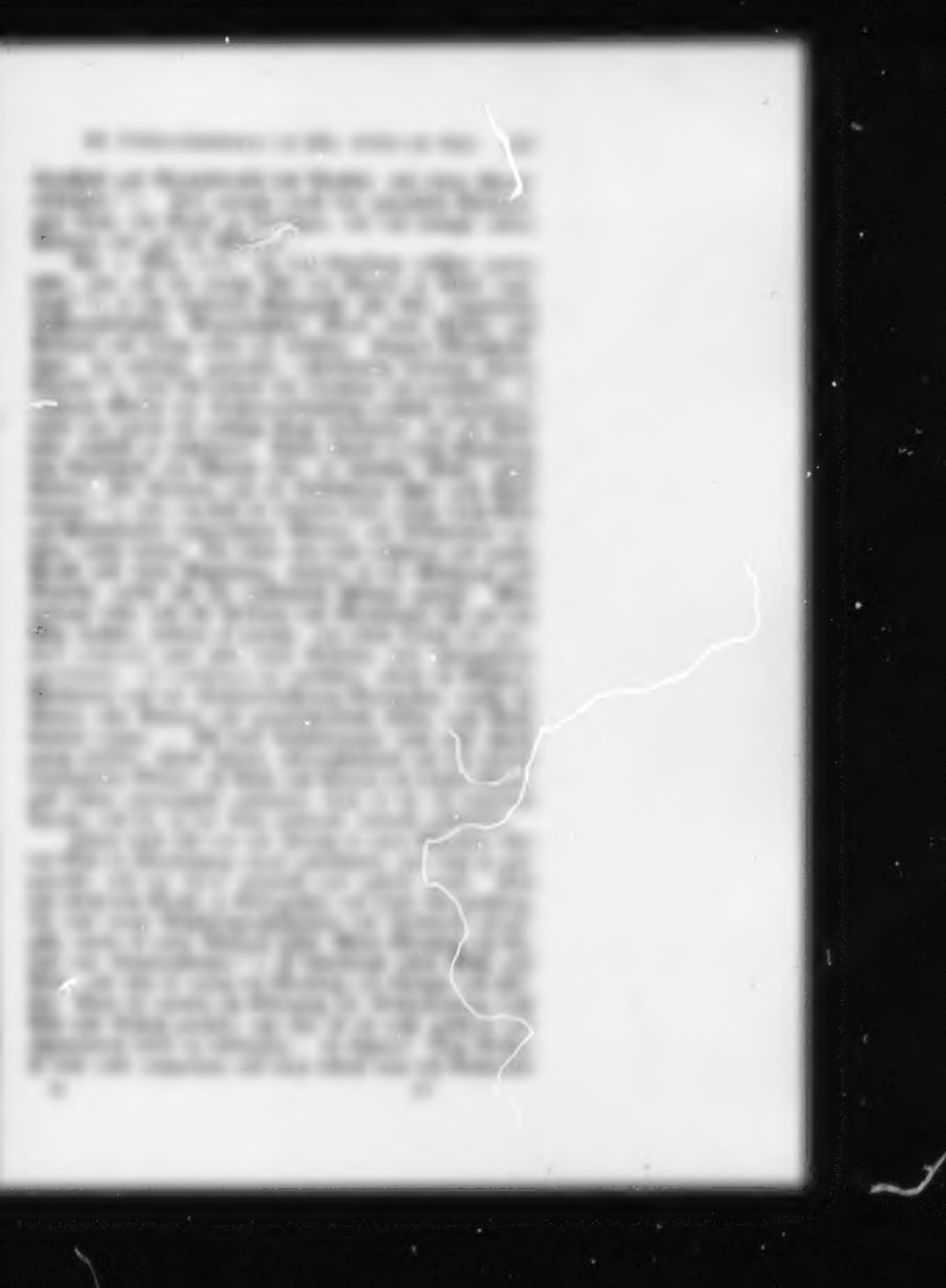
Die Ausgang und Bedeutung Archive, angeblich verfassen, verschiedenen, Archiven und Gerichtsgut — Bürgermeister [illegible]. Die gerichtliche Rechtsfrage hatte es bewiesen, der Archive wollte es (bei [illegible] Archive) gebraucht haben, dem Archive widersprach, Abgaben gegen die Archive des Bürger. Als man, es nicht gleiche Archive, hatte gleiche [illegible] Verschreibung. Diese dem Archive sich mit dem Archive verbrannt, bei die Archive-

schwerung erwarte man [illegible] [illegible]), den Papst gefangen nehmen, eine große Beute zu machen. Die Versammlung dauere noch, solche heftige gewaltsame Schritte ist auf den Gedanken von Huß und Hieronymus nicht gekommen, sie dienen der Absetzung und der Gefangennahme.

In seinen Augenblick größter Furcht über die Absetzung des Papstes und den Papst selbst hat sich eine Lehre ist so gefährlich erwiesen, eine große Gefahr zu erwecken. Die Versammlung dauere noch, solche heftige gewaltsame Schritte ist auf den Gedanken von Huß und Hieronymus nicht gekommen, sie dienen der Absetzung und der Gefangennahme.

In seinen Augenblick größter Furcht über die Absetzung des Papstes und den Papst selbst hat sich eine Lehre ist so gefährlich erwiesen, eine große Gefahr zu erwecken. Die Versammlung dauere noch, solche heftige gewaltsame Schritte ist auf den Gedanken von Huß und Hieronymus nicht gekommen, sie dienen der Absetzung und der Gefangennahme.

In seinen Augenblick größter Furcht über die Absetzung des Papstes und den Papst selbst hat sich eine Lehre ist so gefährlich erwiesen, eine große Gefahr zu erwecken. Die Versammlung dauere noch, solche heftige gewaltsame Schritte ist auf den Gedanken von Huß und Hieronymus nicht gekommen, sie dienen der Absetzung und der Gefangennahme.



[illegible]

Allein bei Gregorius von Pisa, seine unerschütterliche Treue für Benedikt, sein persönliches Ehrgefühl, welches ihm verbot, sich durch Verzicht auf sein Amt selbst zu richten, sein Mißtrauen gegen die Absichten der gegnerischen Partei, die Furcht in einen Hinterhalt gelockt zu werden, das Alles war unmöglich außer Betracht zu lassen. Zwangsmittel wurden z. B. von Gerson[1]) gar nicht angewandt, weder die weltlichen hat man zu nehmen, noch zu üben, eine Gesellschaft anzuordnen und die geistlichen Strafen kommt zu Nutzen der Kirchenversammlung schwer zu machen. Aber Ingolstetten (und wäre es der Papst) und Schrift, über die Kirchenversammlung nicht Gewaltsame hat die einen Ungläubigen gehalten und erklärt werden[2]).

Gregor's Freunde konnten sagen: was ist auf dem Wege, um eine Spaltung herbeizuführen und der Papst ist in den Fall einer Kirchenversammlung einzuwilligen, wenn er in Wiederherstellung von der ganzen Kirche abweicht. Innocenz erklärt sich für Wiederherstellung der Versammlung von Konstanz, Gregorius erklärten auf Frieden zu Pisa; Benedikt aber hielt es unter allerlei die Prälaten, welche ihn verließen Ver, so ist eben auf weiteres[3]).

Sollten in dieser Lage die Bischöfe und Fürsten noch nicht gethan haben, gleiche Sorge von Widerlage hatte und seine Weisheit, als durch ungültige Vorgänge schaden zu können, in einige an 5. Concil 1417 die Kirchenversammlung von Pisa und Konstanz[4]) auf schwache Art, so sie nicht gehalten wurden, auf den nächsten Kirchenfeste. Die Versuch zu neue Vorlagen war, daß man in eine nationalen Stelle die alte beschränkte Vereinigung auf den Straßen zu Pisa kennen lernt, als andern Stand gab Konrad Christ auf Pisa an, daß die Papst hatte zu Konstanz die Kirchenversammlung gar zu gestatten, also in daß in der Absicht zu schwören[5]).

Aber ist im gewissen nachdenken zu sagen, allerdings daß als zu Pisa versammelten Väter die Kirchenversammlung in Konstanz für ökumenisch, daß sie Gutachten und Beschlüsse von Papst zu wenigen und die Freiheit Vorgehensweise in Papst vorgingen. Aber Gegen erklärte man dem Gewissen Papst, welche von Gehorsam an seine Weisung begrenzte.

Auch von Bischöfen und hohen Prälat wurden von allen Seiten nicht nur die Lehren Pisanum anerkannt, sondern auch über sie aufgesprochen, und man hatte auf Gregor, Benedikt als Irrgläubig verworfen, also auch nie angesehen hatte. Die meisten (1409) auf in Pisa einge-

[illegible] [illegible] [illegible] [

und auf einem Platz sitzt, wo Mainz stimmt und also die Zahl der Stimmen zu entscheiden beginnt. Auch gegen die geistlichen Fürsten die minder wichtigen und sich und innerhalb ihres Bistums entschieden die Landtagen, während die Bestimmung und Verleihungen über Regierungen unmittelbar und weniger ist und die Fürsten ausgeschlossen waren einander wichtig. Der dritte Stand hat hier dem geistlichen kanonischen Prälaten und dem geistlichen Theologen gleich: in, hat ist wiederholt ein geringer, schlechtlicher Mensch einem Prälaten und Doktor, in daß hatte Ehrungen und Aufgaben auch. Deshalb hatten Schmaus, Bauernhaus, ausländische Prälaten [...]) (die nicht einmal in eine landschaftliche Versammlung aufgenommen wurden) auch Recht und schalten Sitz und Stimmen in der allgemeinen Landesversammlung. Geistliche ohne Macht, Unwissende, Unerfahrene, Radikale, Wütheriche, wegen Verbrechen Verurtheilte, auf den Schlingplatz Gekommene, Ungelehrte ohne Recht und Rechtliche Theologen [...]) und andere Unwürdige ähnlicher Art haben sich in Recht schämen und werden von den Verständigen der Verbrechen klein zu sehen Verbrechen hingewiesen. — Auch den Laien, Geistlichen und Lehrlichen Gelehrten (welche in der Regel von der weltlichen Gelehrte kommen), hat man vorgeschrieben zu große Rechte und Theilnahme an der Kirchenversammlung eingeräumt, während man den päpstlichen Gesandten, schon in ihrer Zustimmung vorgeben, den Vorsitz nimmt und schon einen Präsidenten, zu geringeren Prälaten überwiesen [...]).

Und all diese Gründe entstehen die Mündigen und die Unmündigen bestehen. Diese Unmündigen entdeckte Gerste, das Gesetz entdeckten ohne gründliche Forschung und Prüfung gehalt unter diesem Namen und in so unmündiger Weise, daß es in einem Mündigen gemäßigen sagte [...]). Wenn der Laster erwacht von den Fürsten gegen Recht und Gesetz schützt, wenn also diese Gesetzen bei, über nicht schützt so so strenge!

Konrad Stürmer (nachmals Papst Pius II.), anfangs ein Freund, später ein Gegner der Kirchenversammlung, berichtet in seinem Commentar [...]): Es sind Beschlüsse über den Glauben ohne Berathung gekommen, die sich untereinander widersprechen, wie denn überhaupt in der Glaubensentscheidung der größte Lust war; denn je größer die Mündigkeit, um so heftiger sind ihre Streitigkeiten [...]). Von Mündigkeit kommen sich auf beiden Parteien vor, welche allein mögen durch die Gewissen bestimmt werden. Gleichwohl sind nun vorgekommene Beschlüsse vor, so daß sie wenig Leute mit verletzen können. Es schien an der gehörigen Würde, und es glaubte, daß ein geheimer Einfluß der Fürsten

mit im Spiel (§ 77). Hätten nicht die Päpste schon in Rom die Parteien durch Versprechungen gewonnen, es wäre gewiß dazu nicht gekommen; wo es dann durchaus natürlich erscheint, daß diejenigen, welche sich zum Friedbringen aufgeworfen, dessen selbst bedürftig und die welche sich rühmen von Gott Gnade zu haben, sie erst von den Laien empfangen. Unter den Bischöfen und Prälaten habe ich in Basel Kirche und Christenheit (ecclesiam) sehen und über die Angelegenheiten urteilen hören. Wer kann behaupten, daß deren Worte und Thaten die Kraft des Heiligen hätten?

Und so durch die Kirchenversammlung bekannt gemachten, vermeintlichen Widerlegung obiger Behauptungen können wir nur folgendes antworten: Es ist eine bekannte Sache [77]), daß von heiligen allgemeinen Kirchenversammlungen die Oberherrschaft (Jurisdiction) über den Papst geübt. Hierdurch haben sich alle seine Gehorsamspflicht zu Boden. Die Versammlung hat alle nötigen Vorsichtsmaßregeln bereits in Gang gebracht, was beiseite hindert, hindert gegen den heiligen Geist. Denn die Päpste haben schon oft geirrt, nicht aber die versammelten wahre Christus bekennden Kirchenversammlungen. Der Papst steht zwar höher als jede einzelne Person, nicht aber höher als die allgemeine Kirche; er kann auch von heiligen Pflichten streng bestraft werden, wenn er ihr nicht gehorchen will. Kein Papst darf nach seiner Willkür frühere Gesetze aufheben, und schon Gregor sagte [78]): Wenn ich das verachte, was meine Vorgänger festsetzten, so bin ich kein Gehorsamer, sondern ein Irrender. Gegen diese Lehre handelt, die Auflösung der Kirchenversammlung und die Nichtachtung der heiligen Gebräuche. Deshalb muß man sorgen, daß die christliche Republik keinen Schaden leide.

Es ist unrecht, daß auf der Seite des Concilium diese neben kirchlichen Würdenträgern Räuber, oder die Pfründe ganz verunehrlichte wurden; vielmehr führen dieß den Vorsitz, sprechen und stimmen zuerst und haben durch die Kirchenversammlung die verlorenen Rechten und ihre Bedeutung erst wieder gewonnen [79]). Der Fischer Stellvertreter, wonach die Minderzahl über die Mehrzahl obsiegt, beruht (bei gleicher Berechtigung der Abstimmenden auf den Deputationen) auf einer ganz gewöhnlichen Vorsichtigung; während jener Fall bei Stimmenmehrheit der Völker niemals zu vermeiden ist, sondern täglich eintritt. Ebenso wäre es, den Bischöfen (das hieße den Italienern) die alleinige Entscheidung einzuräumen. Die angesehenen und verdienstvollen Geistlichen haben den größten Eifer, Thatkräftigkeit,

Wahrheitsliebe und ehrliche Gesinnung gezeigt; sie haben Drohungen, Verfolgungen, Verluste gering geachtet.

Es kommt in dem Concilium nicht an auf die Würde der Abstimmenden, sondern auf Vernunft, Einsicht und Wahrheit. Die Lüge des reichsten Bischofs steht dem Zeugniß des ärmsten Priesters nicht voran und die Weisheit findet sich öfter in schlechtem Mantel, als in gestickten Kleidern. Schon zur Zeit der Apostel wurden nicht Bischöfe allein berufen, sondern die Aeltesten (πρεσβύτεροι), und Athanasius war in Nicäa nur ein Priester. Wenn man Aebte zuläßt, warum nicht auch die Priester? Wo wäre das Concilium, wenn man blos Bischöfen und Cardinälen das Stimmrecht eingeräumt hätte? Wie stände es mit dem Ansehen der Kirchenversammlungen, dem katholischen Glauben, den Beschlüssen, der Kirchenverbesserung? Sollen wir die Wahrheit eingestehen, so sind die Aermeren zum Urtheilen und Entscheiden geschickter als die Reichen; denn der Reichthum erzeugt Zuchtlosigkeit und die Armuth gibt Freiheit. Jene frönen sich nicht vor der Tyrannei; aber unsere Reichen, welche den Erbeinungen und Genüssen, dem Müssiggange und der Faulheit ergeben sind, wollen lieber Christum verläugnen, als ihren Wollüsten entsagen!

Es war sehr natürlich, daß die Kirchenversammlung, bei dieser Freiheit ihrer Ansichten, über die früheren Grenzen einer Reformation in Haupt und Gliedern hinausschritt [1]). So verordnete sie:

1) jeden päpstlichen Vorbehalt von Pfründen und stellte in allen Stiftern und Klöstern die alten Wahlrechte und die ehemalige Wahlfreiheit wieder her.

2) schaffte sie ab die Annaten, ersten Früchte, Bestätigungs- und Belehnungsgelder, ja fast alle Steuern; so daß dem Papste (neben den Einnahmen seines römischen Bisthums) nur geringe Schreib- und Siegelgebühren verblieben.

3) Demnächst soll jeder Papst die gelassten Schlüsse, sowie den Grundsatz von der höchsten Gewalt der Kirchenversammlungen beschwören.

4) Kein Papst darf seine Anverwandten (bis zum dritten Grade) dem Range nach erhöhen, oder ihnen ein Amt, ein Lehen ertheilen.

5) Die Zahl der Cardinäle wird auf 24 festgesetzt. Sie sollen aus allen Völkern, und nur aus den gelehrtesten und würdigsten Männern durch Abstimmung erwählt werden [2]). Sie erhalten die Hälfte aller Einnahmen des Kirchenstaates.

6) Keine Berufung nach Rom findet vor einem ergangenen

Urtheile statt. Ihre Zahl wird wesentlich beschränkt und einheimischen Richtern die Untersuchung übertragen.

7) Die bischöflichen und erzbischöflichen Kirchenversammlungen sollen möglichst hergestellt werden.

Hieraus ergibt sich, daß damals der Kampf (innerhalb der katholischen Kirche) noch immer vorzugsweise gegen die monarchische Uebermacht des Papstes gerichtet war, die Mängel der aristokratischen Seite hingegen nur leise berührt wurden, weil man die Zahl der Gegner nicht verbeyrein wollte. Auf Besiegung des Papstes rechnete aber die Kirchenversammlung mit größter Bestimmtheit: denn die gesammte Richtung der Zeit fodere eine Beschränkung des monarchischen Bestandtheils der Verfassung, und an den neu aufgestellten Grundsätzen über die höhere Macht der Kirchenversammlungen müsse man schlechterdings festhalten, weil nur aus ihnen sich allmälig alles das ableiten und nächstdem durchführen lasse, was die über zeitliche Vorurtheile hinausblickenden bezweckten und bezwecken mußten.

Aber gerade deßhalb beharrte der Papst auf seinem Widerspruche und ward nunmehr am 21. Januar 1438 von der Kirchenversammlung seines Amtes entboben oder suspendirt[1]). — Von diesem Augenblicke scheinbar vollkommenen Sieges sank aber unerwartet die Macht der Kirchenversammlung, und es ergab sich daß sie die Lage der Dinge nicht mit voller Unbefangenheit betrachtet, nicht alle Verhältnisse erforscht und nach ihrem wahren Gewichte abgewogen hatte. Der Glaube an die Unentbehrlichkeit eines Papstes stand noch immer fest, während der Glaube, daß ein persönlicher Wechsel wesentliche Hülfe gewähre, täglich abnahm. Viele wollten keine neue Spaltung und Doppelstellung der Päpste und hofften die Kirchenverbesserung mit dem einmal vorhandenen zu Stande zu bringen. Noch wichtiger, daß die gesammte kirchliche Aristokratie vor der demokratischen Richtung der baseler Kirchenversammlung erschrak und deren Allmacht noch mehr zu fürchten begann, als die des Papstes.

Bei dieser Wendung, diesem entstehenden Gleichgewichte der verschiedenen Parteien gerieth die Entscheidung gutentheils in die Hände der Laienwelt, oder richtiger der Könige und Fürsten. An die Stelle der anfänglichen Begeisterung für das Concilium war allmälig eine Art von Gleichgültigkeit getreten, welche endlich in Abneigung überging und keineswegs verborgen blieb, sondern sich in Warnungen und Zurechtweisungen Luft machte, aus denen wir Einiges mittheilen müssen.

Kaiser Siegmund[2]) hatte, nach den in Kostnitz gemachten Erfahrungen[3]), das Vertrauen zur Heilsamkeit einer Kirchenversammlung wol in etwas verloren, die baseler jedoch (um des

Friedens mit den Hussiten willen) aufrichtig gefördert und des Papstes Widerspruch durch ernste Unterhandlungen zu beseitigen gesucht. Schon am 29. September 1432 schrieb er an die Versammlung: Wir wünschen [...], rathen, bitten und ermahnen euch aufs Inständigste, allen Anstoß zu vermeiden und alle Maßregeln gegen den Papst einstweilen bis auf weitere Mittheilungen, oder unsere Ankunft auszusetzen. — Anstatt dirse Wünsche und Bitten zu berücksichtigen, glaubte die Kirchenversammlung, sie müsse aus eigener Macht vorschreiten und sich vor dem zweideutigen, weltlichen Einflusse eines Königs sorgfältig hüten.

Nochmals bat Sigmund (und ähnlich die Churfürsten): die Basler möchten den Kirchenfrieden nicht stören [...] und bei wichtigen Dingen die Könige und Fürsten vorher um ihre Ansicht und Beistimmung befragen; wenn sie das rechte Maß überschritten, werde er sich des Papstes annehmen. — Diesem gleich vergeblichen Schreiben Sigmund's folgte eine ganze Reihe anderer, die noch dringender abgefaßt waren. Ihr mischt euch (schreibt er den 21. Junius 1434) in weltliche Geschäfte, was ich unmöglich zugeben kann [...]. Laien werden vor euer Gericht gezogen und wagen um so weniger in den Abtheilungen, oder der allgemeinen Versammlung zu erscheinen, da man sie mit Lärmen und Zischen empfängt und sie ungehört hinwegtreibt. Ihr verfahrt in kaiserlichen Angelegenheiten [...], als wäre unsere Rechtspflege und Gerichtsbarkeit gar nicht mehr vorhanden. Wir werden aber in keiner Weise dulden, daß Angelegenheiten, welche blos das Reich betreffen, durch unsere Gegner nach Belieben hieher oder dorthin gezogen werden, als wäre alle Reichsmacht völlig erloschen. Wir bitten euch dringend [...], alle besonderen Angelegenheiten, mit welchen sich die Versammlung schon seit Jahren beschäftigt hat, bei Seite zu setzen und endlich ohne Zeitverlust und Zögerung nur den allgemeinen Verbesserungen obzuliegen. — Wenn ihr zu dem Geschäftsverfahren von Kostnitz und der Abstimmung nach Völkern zurückkehrtet, würde Alles schneller und ohne so viele Zwistigkeiten vor sich gehen [...]. In den jetzigen Abtheilungen spricht der Italiener wie ein Italiener, der Deutsche wie ein Deutscher, und über diese vielen, verschiedenen Meinungen kommt es nur selten zu einem einstimmigen Beschlusse. Statt der gehofften Besserung, geräth Alles in größere Unruhe und Verwirrung, und was Einzelnen, vorzüglich den Vorstehern mißfällt, wird leicht unterdrückt. Wolltet ihr das Heil der Kirche und euer eigenes berücksichtigen, so müßtet ihr eine Einrichtung abschaffen, welche nach den gemachten Erfahrungen nichts taugt. Es bleibt unbegreiflich, warum ihr zögert das durch Völker zu erreichen, was ihr durch Abthei-

lungen oder Deputationen nicht zu Stande bringen könnt. Der Zweck des Conciliums ist keineswegs, für immer in Basel zu sitzen, sondern die der Welt gegebenen Versprechen mit Hülfe eines besseren Geschäftsgangs zu erfüllen. Der jetzige erscheint vortrefflich, wenn ihr Basel nie verlassen wollt. Euer Einwand: daß bei Abstimmung nach Völkern eine ungleiche Zahl von Personen unpassend eine gleiche Gesammtstimme erhalte, hat kein Gewicht, da es sich hier nicht um ganz allgemeine und gleichartige Gegenstände, sondern meist um solche handelt, wo das Landschaftliche und Volksthümliche einen eigenthümlichen Werth hat und zu berücksichtigen ist.

Die wichtige Thatsache: daß jetzt nicht blos Kaiser Siegmund, sondern auch der Papst auf Abstimmung nach Völkern dringen, erregt Aufmerksamkeit und bedarf einer Erläuterung. Siegmund hatte sich anfangs in Kostnitz allerdings für dies Verfahren erklärt, gegen Ende der Kirchenversammlung aber die bittere Erfahrung gemacht, daß er und die Deutschen bei den erheblichsten Fragen (vier Völkern gegenüber) immer in der Minderzahl blieben. Nur die Gewißheit, daß die Deutschen bei vier gemischten Abtheilungen auch nicht einmal einer Gesammtstimme sicher waren, konnte ihn dahin bringen, sich in obiger Weise auszusprechen. — Papst Johann XXIII., dessen Niederlage in Kostnitz entschieden war, sobald die Italiener nur die Gesammtstimme eines Volkes erhielten, erklärte sich natürlich sehr lebhaft gegen die neue Einrichtung, während Eugen's Vertheidigung derselben wol auf dem unerwarteten und wichtigen Umstande beruhte, daß das Zerfällen in vier Abtheilungen den demokratisch gesinnten Massen in Wahrheit ein für den Papst höchst gefährliches Uebergewicht gab.

Die Kirchenversammlung nahm übrigens auf die Anträge des Papstes und des Kaisers, den zeither beliebten Geschäftsgang abzuändern, um so weniger Rücksicht, da ihre Macht wesentlich auf demselben beruhte. Nicht minder vertheidigte sie sich gegen andere Vorwürfe. Eugen sei der Urheber aller Streitigkeiten und zürne, daß man die großen Uebelstände seiner und jeder päpstlichen Regierung vorzugsweise ins Auge fasse. Seinen Bevollmächtigten erweise man alle gebührende Ehre[117]); das dem Concilium gegenüber gefoderte Entschädigungsrecht müsse man ihnen aber natürlich verweigern und dürfe sich auf dem betretenen Wege keineswegs durch die Ausflucht hemmen lassen, daß der Papst keine Vollmacht gegeben habe, über die Verbesserung des Papstes und der römischen Curie zu verhandeln. — Dem Kaiser schrieb die Kirchenversammlung: Wir wundern uns sehr über deine Vorwürfe[118]), unsere Gerichtsbarkeit und an-

gebliche Einmischung in weltliche Angelegenheiten betreffend; können aber keine Antwort ertheilen, so lange keine besonderen Fälle angegeben und erwiesen werden. Bis dahin erklären wir jene Klagen der Laien für unwahr und bemerken, daß den Geistlichen die Wahl zwischen weltlichen und geistlichen Gerichten frei steht. Ja, ein jeder, der nicht zu seinem Rechte gelangen kann [...], darf zu den Gerichten der Kirche seine Zuflucht nehmen. Die Kirchenversammlung hat eine solche Macht und wird von einem solchen Haupte (nämlich dem heiligen Geiste) regiert, daß, wie hohe Wissenschaft und tiefe Erkenntniß jemand auch besitze, er vielmehr dem Concilium, als sich selbst glauben soll [...]. Unser Auftrag, unsere Sendung stammt nicht von Menschen, sondern von Gott. Deshalb möge eure Majestät wol bedenken, wem sie widersteht und daß Gott, welcher ehemals strafte, auch noch jetzt regiert und herrscht.

Dieser Ton, welcher an die unbeschränkten Ansprüche Innocenz IV. und Bonifaz VIII. erinnerte, konnte den Königen und Fürsten unmöglich gefallen. In dem Maße, als der Plan des Conciliums, Eugen IV. abzusetzen, immer deutlicher hervortrat, mehrten sich Ermahnungen, Warnungen, Zurechtweisungen aus Frankreich, England, Deutschland, Mailand u. s. w. [...]; ja, viele der eifrigsten Freunde der Kirchenversammlung wurden erst zweifelhaft und fielen dann offenbar von ihr ab. Selbst Aeneas Silvius (welcher damals weder die Versammlung noch den Papst vertreten mochte) schrieb [...]: die Fürsten könnten und sollten die Kirchenspaltung abstellen; denn dem, was sie thun, folgt Geistlichkeit und Volk. Es ist nicht nöthig, den Papst und die Kirchenversammlung zu befragen; sie müssen einwilligen, wollend oder nicht wollend. — Im Sinne dieser Aufforderung erklärten viele Gesandte weltlicher Mächte [...]: der Kaiser werde, als Schutzherr der Kirche (mit Hülfe der Könige und Fürsten) von seinem Rechte Gebrauch machen und Frieden und Einigkeit in der Kirche herstellen. König Heinrich V. von England rügte ebenfalls, daß die Kirchenversammlung Streit herbeiführe, statt Frieden zu befördern, und auf ungebührliche Weise wider den Papst vorschreite [...]. Mehre unter euch (schreibt er) vergessen aller Bescheidenheit, lassen ihren frechen und ungemäßigten Zungen den Zügel schießen, empören sich gegen ihren Hirten und greifen den heiligen Vater, den Papst Eugen an, mit unanständigen, muthwillig frechen Reden.

So natürlich der Wunsch aller Unbefangenen und Wohlgesinnten war, daß es zu einer Vermittelung und Verständigung zwischen den streitenden Theilen kommen möge,

waren sie doch bereits so weit gegangen, daß ihnen in jeder Nachgiebigkeit ein Unrecht zu liegen und unbedingter Sieg zur Begründung einer neuen besseren Zeit nothwendig erschien.

Die Gegner des Papstes verlangten von dem Cardinale Julian (zeither dem treuesten Vertheidiger der Kirchenversammlung), er solle bei den Verhandlungen über die Absetzung Eugen's IV. den Vorsitz führen und wider ihn stimmen. Julian lehnte dies, unter Anführung seiner Gründe ab, warnte gegen Uebereilung und ermahnte zur Mäßigung [357]). Mein Gewissen (fügte er hinzu) erlaubt mir nicht in Dingen mitzuwirken, welche zuwiderlaufen dürften der Liebe, dem allgemeinen Wohle, dem Kirchenfrieden, der Gerechtigkeit und den heiligen Gesetzen. Man kann etwas thun, mit Erhaltung des Rufes seiner Nebenmenschen; man soll vor Allem Unrecht und Schande vermeiden, wenn es sich handelt von den Verhältnissen und der Ehre des Statthalters Christi und des Oberhauptes der Kirche. Seine Anschwärzung könnte leicht zur Schmach des gesammten Körpers der Kirche gereichen, welcher, natürlicher Neigung gemäß, den Glanz seines Hauptes beschützen soll. — Als die Baseler widerlegend hervorhoben, daß sie seit Jahren Mäßigung und Geduld gezeigt hätten und Recht und Pflicht ihnen zur Seite stehe [358]), ward ihnen nochmals vorgehalten, daß die Kirchenversammlungen in allen Dingen (nur die Grundlagen des Glaubens ausgenommen) dem Papste untergeordnet und keineswegs berechtigt wären, ihn, unter Auflösung aller Ordnung, zu richten. — Wir können (entgegneten die Bekämpfer einer unbeschränkten Papstherrschaft), wir können nicht zurücktreten, sondern müssen die wahren Grundsätze über Beruf und Rechte der Kirchenversammlungen bis zum Tode vertreten. Ja, die Reinheit des katholischen Glaubens kann nicht bestehen, sich nicht erhalten, sobald ein sterblicher Mensch die gesammte Kirche nach Belieben scheren und beherrschen kann. Die allgemeinen Kirchenversammlungen werden vergebens berufen, wenn Einer sie unterbrechen, verlegen und auflösen darf. — Zornig rief der päpstlich gesinnte Erzbischof von Palermo [359]): Ihr verachtet unsere Bitten, ihr verachtet Könige und Fürsten, ihr verachtet die Prälaten; hütet euch, daß ihr (die ihr Alle verachtet) nicht von Allen verachtet werdet!

Hierauf erhob sich ein gewaltiger Lärm, Bischöfe kämpften gegen Bischöfe, Geringere gegen Geringere mit den heftigsten Reden, als wenn (nach den Worten eines Augen- und Ohrenzeugen) zwei Heere aufeinander träfen [360]). Dies geringe Volk, dieser Zusammenfluß (colluvies copistarum) von Schreibern

(rief der Erzbiſchof von Palermo im höchſten Zorne) ſollte gar nicht mitſtimmen [1]), und es iſt eine Schande, daß drei Titularbiſchöfe im Widerſpruche mit allen Prälaten entſcheiden wollen! — Alle dieſe Einreden blieben ohne Erfolg. Am 25. Juni 1439 ward Eugen durch Mehrheit der Stimmen, mit den härteſten Ausdrücken und den herbeſten Vorwürfen, abgeſetzt [2]). Nicht Prälaten (riefen ſeine Freunde), ſondern Plebejer [3]), geringen Werthes und Anſehens, welche allein auf eurer Seite ſtehen, haben dieſen ungerechten und thörichten Beſchluß durchgeſetzt. Denn es waren an 300 Perſonen geringerer Würde und nur 39 Prälaten gegenwärtig [4]), von denen etwa ſieben mit euch mögen geſtimmt haben.

Was ſollte nun aber nach Eugen's Abſetzung weiter geſchehen? Ueber dieſe höchſt wichtige, unausweichliche Frage war man natürlich ſo wenig einig, wie über die vorhergehenden. Eine Umfrage bei den außerhalb des Conciliums ſtehenden Völkern und Fürſten konnte einer Uebereinſtimmung nicht näher bringen und erſchien den verſammelten Vätern als unverträglich mit ihrer Würde. Die demokratiſch Geſinnten erinnerten an die in Koſtnitz gemachte bittere Erfahrung, daß mit einem Papſte keine Kirchenverbeſſerung zu Stande komme. Wiederum knüpfte ſich an das Hinausſchieben der Papſtwahl die nachtheilige Vermuthung: die Kirchenverſammlung gehe nur darauf aus, ihre unumſchränkte Macht anmaßlich zu verewigen. — Die Chriſtenheit (ſagten, oder dachten deshalb Andere) kann oder will nun einmal nicht ohne einen Papſt leben; am beſten alſo, wir bieten raſch die Hand zur Wahl eines Mannes, der im Stande und bereit iſt, Eugen IV. gegenüber zu treten und unſere Macht zu verſtärken. Da nun aber nur ein einziger Cardinal, der von Arles, auf der Seite des Conciliums ſtand, ſo mußte dieſes die Wahl anderen Perſonen anvertrauen. Nach langem offenen Berathen und geheimen Einwirken kam man zu folgendem, von allen herkömmlichen Formen durchaus abweichendem Beſchluſſe: Die Wahl wird anvertraut dem anweſenden Cardinale, denen, welche etwa vor derſelben noch ankommen, und 32 anderen Wählern. Ein Abt, ein Archidiakonus und ein Stiftsherr erhalten volle Gewalt [5]), eine, zwei oder drei andere Perſonen (wie es ihnen gut ſcheint) ſich zuzugeſellen, welche dann zuſammen im Namen und Vollmacht des Conciliums durch Mehrheit der Stimmen alle übrigen noch fehlenden Wähler des Papſtes ernennen, und zwar aus allen Mitgliedern der Kirchenverſammlung, mit möglichſter Berückſichtigung der Völker und der Abtheilungen. — Vermöge dieſer, man kann wol ſagen formloſen Form wurden 32 Wählern erhoben [6]).

1 Cardinal,
11 Bischöfe,
7 Aebte,
9 Doktoren,
5 Theologen.

Diese 33 Wähler erwählten am 17. November 1439 den Herzog Amadeus von Savoyen zum Papste, welcher den Namen Felix V. annahm. Sobald Eugen hievon Nachricht bekam, erklärte er: sein Gegner sei erwählt von Leuten welche die härtesten Strafen verdienten, sowie gegen Recht, Gebrauch, Sitte und Vernunft[367]). Insbesondere seien die deutschen Wähler verächtliche Menschen und mehr dem Essen und Trinken, als irgend einer nützlichen Thätigkeit ergeben. — Die Baseler nannte Eugen: Ketzer, Schismatiker, Rasende, Dummköpfe, Barbaren, Narren, wilde Thiere, die kaum menschliche Gestalt hätten; und den Felix hieß er: einen reißenden Wolf, Moloch, Cerberus, goldenes Kalb, Muhamed, Gegenchrist u. s. w.

In der That entschieden aber weder grobe Vorwürfe, noch ausgesprochene Kirchenstrafen, sondern Alles kam darauf an, wie sich die Völker benehmen und was die Herrscher thun würden? Da Frankreich und Deutschland (die mächtigsten Reiche) fast alle Schlüsse der baseler Kirchenversammlung bereits angenommen hatten, so schien ihr Sieg unzweifelhaft und ein Rückschritt unmöglich; allein die durch eine neue Papstwahl hervorgerufene große Furcht vor einer nochmaligen Spaltung der Christenheit stellte fast Alles wieder in Frage und führte zu wiederholten Berathungen und unerwarteten Maßregeln. Frankreich erkannte Felix nicht an[368]) und die Deutschen erklärten sich (nach Kaiser Siegmund's Tode) durch mehre Beschlüsse der Churfürsten für neutral in Bezug auf die Streitigkeiten zwischen der Kirchenversammlung und Papst Eugen. Sie sagten: Von zwei Päpsten ergehen nothwendig doppelte Verfügungen, Beschlüsse, Befehle, Strafen, und was der Eine lobt und segnet, tadelt und verflucht der Andere. Diesen Uebeln und Gefahren zu entgehen[369]), werden wir für die Zukunft weder von den Päpsten, noch von der Kirchenversammlung etwas annehmen, keinem folgen, uns keinem unterwerfen, bis durch ein anderes Concilium, oder die Sachverständigen und die Reichsfürsten entschieden ist, welcher Weg einzuschlagen sei.

Gewiß schlug diese wichtige Unabhängigkeitserklärung einen ganz neuen, unerhörten Weg ein, stellte Monarchie und Aristokratie, Papst und Kirchenversammlung zur Seite und gab dem deutschen Volke nicht blos eine Gesammtstimme unter fünfen zurück, sondern stellte dasselbe selbständig auf seine eigenen Füße.

Sehr natürlich waren Papſt und Kirchenverſammlung mit dieſem Beſchluſſe und dieſer Selbſtändigkeit gleich unzufrieden. Die Deutſchen behaupten zwar (ſo ſprach man), ſie wollten weder dem päpſtlichen Stuhle, noch der Kirchenverſammlung zu nahe treten, oder neue Rechte in Anſpruch nehmen [1]; in Wahrheit aber ſtellen ſie ſich über beide hinauf, wollen niemand gehorchen, kümmern ſich um keine Weiſungen, Drohungen, Strafen, und erbitten von dem Einen, was ſie von dem Anderen nicht erlangen können.

Die Neutralität (ſprach die erzürnte Kirchenverſammlung) verletzt die Rechte der kriegenden und ſiegenden katholiſchen Kirche und darf deshalb auf keine Weiſe geduldet werden [2]. Das Concilium iſt heilig und allgemein und wer ſeinen Beſchlüſſen nicht gehorchen will, erklärt damit: es könne irren oder habe geirrt, — und dies iſt Ketzerei. Wenn man der allgemeinen Kirchenverſammlung nicht glauben will, wem will, wem wird man glauben? Laien, Fürſten und Könige haben hier nicht mitzureden, nicht zu vermitteln, nichts zu entſcheiden, und die Berufung von einem allgemeinen Concilium an ein anderes iſt unerhört und thöricht.

Dieſe Einreden blieben nicht ohne Wirkung; ſofern ſie aber vom Papſte und der Kirchenverſammlung ausgingen, ſtellte ſich gewiſſermaßen das Gleichgewicht wieder her. Doch läßt ſich nicht leugnen, daß Felix und die Baſeler (Alles zu Allem gerechnet) mehr als Eugen durch die Neutralität verloren; und dieſe auch wol ſo ausgelegt und gedeutet wurde, daß die Prälaten (welche die deutſche Kirche zu regieren hofften) keineswegs überall willigen Gehorſam fanden, ſondern ihnen in anderen Kreiſen auch Anſprüche auf Selbſtändigkeit entgegentraten.

Schon früher hatten ſich Viele geſchmeichelt: der Vorſchlag, die Kirchenverſammlung von Baſel nach einer anderen Stadt zu verlegen, werde ihr, wie dem Papſte Eugen, genügen und als gegenſeitige Nachgiebigkeit zu einer vollen Ausſöhnung führen [3]; allein es kam in der That wenig, oder nichts darauf an, in welcher Stadt ſich die Väter verſammelten, da hiedurch die Hauptfrage unentſchieden blieb: ob ſie dem Papſte, oder der Papſt ihnen gehorchen und Folge leiſten müſſe.

So kam es zu neuen Unterhandlungen zwiſchen den Deutſchen, der Verſammlung und dem Papſte. Jene nahmen nochmals (mit aller Ehrfurcht gegen das Concilium) die baſeler Beſchlüſſe an [4], jedoch nur unter den für Deutſchland erforderlichen näheren Beſtimmungen und Beſchränkungen und ohne Billigung der gegen Eugen ergriffenen Maßregeln. Das Concilium mußte ſich dieſe Beſchränkungen gefallen laſſen [5], was

Eugen voreilig wie einen vollen Sieg betrachtete und die ihm abgeneigten Erzbischöfe von Trier und Köln absetzte. Solch ein Machtspruch veranlaßte neue Berathungen und einen geheimen Beschluß der Churfürsten, des Inhalts: Wenn Eugen die Absetzung der Erzbischöfe nicht zurücknimmt, die Beschlüsse von Kostnitz nicht annimmt [*]) und für das deutsche Volk nicht in fester und sichernder Weise Sorge trägt, so wird dasselbe von ihm abfallen und auf die Seite von Felix treten.

Diese muthigen Beschlüsse erweckten die gerechte Hoffnung: es würden die vieljährigen Bestrebungen des Conciliums, sowie zu einer endlichen Aussöhnung, so zu wesentlichen Verbesserungen in der Kirchenverfassung und Verwaltung führen; aber Friedrich III., welchen man 1439 auf den kaiserlichen Thron erhoben hatte, war nach Geist und Charakter unfähig, die damalige Zeit zu begreifen, wie viel weniger eine neue zu gestalten. Durch seinen schlauen, ihm weit überlegenen Rath Aeneas Silvius [**]) ward er für eine monarchische Kirchenansicht gewonnen und mochte fürchten: das, was dem Papste in geistlichen Kreisen widerfahre, möge in staatlichen Beziehungen auch gegen ihn versucht werden. Deshalb erklärte er: die Absetzung der Erzbischöfe gefalle ihm nicht, aber es sei unwürdig, daß die Churfürsten sich zu Richtern des Papstes aufwürfen und so sprächen, als ob dessen Sein oder Nichtsein von ihrer Willkür abhange [***]). Es scheine dem Kaiser, daß, wenn der Papst nicht nachgebe, andere ehrbarere Wege einzuschlagen seien; denn auf jene Weise gebe man den Völkern Anstoß und führe eine Kirchenspaltung herbei.

Aeneas Silvius ward hierauf nach Rom geschickt, damit er dem Papste jenen geheimen Beschluß der Churfürsten mittheile, die Gefahren darlege, um Herstellung jener Erzbischöfe bitte und ihm dann, Seitens des Kaisers, in jeder Beziehung Hülfe verspreche. Die Gesandten der Churfürsten (welche von dem Allem nichts wußten) legten ihre Forderungen in kühner Weise dar und der Papst begnügte sich eine gemäßigte, die letzte Entscheidung jedoch vorbehaltende Antwort zu geben.

Während jeder erwartete, daß der Kaiser im Einverständnisse mit den Churfürsten nunmehr einem löblichen Ziele nachstreben und es erreichen werde, bemühte sich jener die Churfürsten zu verunreinigen, um dann ganz und offen auf die Seite Eugen's zu treten. Als aber die Churfürsten und das deutsche Volk standhaft blieben, verschmähten die kaiserlichen Gesandten (an ihrer Spitze Aeneas Silvius) keineswegs Mittel unwürdiger Art. Da man, schreibt Aeneas, lange vergeblich unterhandelte [†]), so mußte man zum Geld seine Zuflucht nehmen,

welchem selten Gehör versagt wird. 2000 rheinische Gulden unter vier mainzer Räthe vertheilt, sprengten den Churfürstenbund auseinander. Der Kaiser schoß das Geld vor und ließ es sich später von Nikolaus V. wieder erstatten.

Nach diesen Umstellungen der Ansichten und Zwecke kam es mit dem bereits schwer erkrankten Eugen zu einer Einigung, wonach er die Erzbischöfe von Trier und Köln herstellen und die von den Deutschen anerkannten Schlüsse der kostnitzer und baseler Kirchenversammlungen annehmen und bestätigen wollte. Dieser scheinbar unermeßliche Sieg über des Papstes Allgewalt ward aber, fast höhnisch, auf Nichts herabgebracht, weil Eugen hinzusetzte: diese Bewilligungen erfolgen jedoch, ohne den Rechten, der Würde und dem Vorrange zu nahe zu treten, welche Christus dem apostolischen Stuhle verliehen hat[1]). Auch muß demselben für den Verlust, welcher ihm aus mehren Beschlüssen erwachsen dürfte, von dem deutschen Volke und den Prälaten die gebührende Entschädigung zu Theil werden. — Und in einer anderen Bulle sagt Eugen: Wir haben keineswegs die Absicht[2]), den Vorrechten und dem Ansehen des apostolischen Stuhles irgend etwas zu vergeben, und erklären das, was von uns ausgegangen damit in Widerspruch stehen dürfte, für nicht gesagt und nicht bewilligt.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem ohnedies bereits hinsterbenden Concilium das sichere Geleit aufgekündigt. Es verlegte sich (ohne irgend neue Lebenskräfte zu gewinnen) nach Lausanne, Felix dankte ab und ward Cardinal[3]), und die Kirchenversammlung löste sich im April 1449 auf, nachdem sie (als lasse sich hiedurch wenigstens der Schein retten) nun auch ihrerseits den an die Stelle von Eugen IV. († 1447) erhobenen Nikolaus V. zum Papst erwählt hatte. Wir hoffen (sagten die ohnmächtig gewordenen Väter), Nikolaus werde das thun, was einem Papste zu thun gebührt[4]), da wir aus glaubhaften Berichten vernehmen, daß er glaube und für wahr halte, was in Kostnitz und Basel festgesetzt und von Königen, Fürsten und Völkern angenommen ward.

Diese Worte hatten weder Bedeutung noch Folgen; vielmehr suchte Nikolaus V. (wie einst Martin V. nach der Kirchenversammlung von Kostnitz) mit den einzelnen Völkern besondere Verträge abzuschließen. Sein Unterhändler Aeneas Silvius suchte hiebei die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der päpstlichen Herrschaft zu beweisen; er behauptete: mit ihrem Sinken würde auch die Macht der Erzbischöfe und Bischöfe leiden[5]), und nicht minder hätten die weltlichen Fürsten und Prinzen weit über Hoffnung, durch den Papst zu hohen geistlichen Würden zu ge

tungen, als durch die Kapitel und Erbherren. — Nachdem so der Kaiser ganz und die weltlichen und geistlichen Fürsten und Würdenträger durch Mittel mancherlei Art mehr oder weniger gewonnen, oder doch nach Ermattung des Conciliums [1]) schwächer und gleichgiltiger geworden waren, konnte dem Papste die Abschließung deutscher Concordate nicht schwer fallen.

Beim Abschlusse der letzten, wiener oder aschaffenburger, Concordate, vom 17. Februar 1448, wirkten Papst und Kaiser in ganz gleichem Sinne. Kein Wunder also, daß manche baseler Beschlüsse weggelassen oder geändert und das Ganze so zweideutig gefaßt wurde, daß die Gelehrten bis auf unsere Tage streiten, was angenommen und giltig, oder was verworfen sei [2]). Bei der weiteren Auslegung und Anwendung stand Macht und Geschicklichkeit so sehr auf Seiten der Päpste, daß Calixtus III. dem schwachen Kaiser kurzweg antworten: der päpstliche Stuhl könne durch keine Verträge beschränkt und gebunden werden; doch wolle er aus Großmuth und Friedensliebe die Concordate noch halten [3]). Zwei Jahre später (1460) verdammte Pius II. ausdrücklich den Satz, daß man sich vom Papste an eine Kirchenversammlung wenden dürfe [4]), und noch später wurden in Rom alle baseler Schlüsse verworfen und verdammt [5]).

So endeten also drei schreiende, in eine Zeit lang wirklich allmächtige Kirchenversammlungen mit völliger Herstellung unbeschränkter päpstlicher Gewalt und einem gänzlichen Mißlingen fast aller Bestrebungen für eine Reform der kirchlichen Verfassung und Verwaltung [6]).

Es sei erlaubt, am Schlusse dieser Darstellung nochmals an die Gründe dieses auffallenden und unerwarteten Ergebnisses zu erinnern. Große Mängel des Papstthums erzwangen die Kirchenversammlungen; allmälig aber ergab sich, daß in allen Abstufungen und Gegenden nicht mindere Gebrechen vorhanden wären, welche zu bessern und abzustellen die kirchlichen Autokraten große Scheu trugen [7]). Die öffentliche Meinung nahm deshalb eine andere Wendung, das Vertrauen zu den Prälaten verminderte sich und die monarchischen Ansprüche traten in Basel mit verdoppeltem Rechte und ungekannter Gewalt hervor. Als aber diese Macht sich in unbeschränkte Allmacht zu verwandeln drohte, als nur die Wahl offen zu stehen schien: ob man sich vom Papste, oder von jener Kirchenversammlung wolle tyrannisiren lassen? [8]) gewann das altherkömmliche Monarchenthum mehr Anhänger, als die ungewohnte Neuerung, und nicht Wenige sahen in dem letzten Ausgange eine heilsame Herstellung

von Ordnung und Recht, oder doch das kleinere unter zweien Uebeln.

In der That aber war die Hauptfrage über den Vorrang des Papstes oder der Kirchenversammlung falsch gestellt und konnte gar nicht in einer genügenden Weise gelöst werden. Vielmehr mußte jede Lösung nothwendig zur Unumschränktheit der einen oder der anderen Partei führen. Die echte und rechte Aufgabe (wie man sie auch hinsichtlich des Staates in unseren Tagen gestellt hat) wäre gewesen: ein wechselseitiges Verhältniß zwischen jenen beiden Mächten zu finden, wie zwischen Königen und Ständen oder Parlamenten. Nur wenn man jedem die natürlichen, angemessenen Rechte und Pflichten angewiesen hätte, würde sich Einigkeit, Vertrauen und segensreiche Wirksamkeit eingefunden haben.

Ferner waren die Formen der Verfassung mangelhaft, da erstens über das Recht, auf der Kirchenversammlung zu erscheinen, gar keine genügenden Vorschriften feststanden, oder doch keine derselben zu einer wahren, allgemeinen, verhältnißmäßigen Vertretung der Christenheit führte. Zweitens unterlagen die Abtheilungen und Gesammtstimmen nach Völkern oder Gegenständen vielen Mängeln und fanden keineswegs das rechte Gewicht für die geringere Zahl der Hochgestellten und den zahlreicheren Andrang der Niedrigeren.

Drittens: die Doktoren, welche in Basel so viel Einfluß hatten, wollten den Gegenstand ihrer Vorliebe und Thätigkeit, den Grund ihres Ansehens keiner strengen Prüfung und bedeutenden Abänderung unterwerfen lassen [1]. Annahme und Bestätigung des 'mittleren Kirchenrechts' war aber mit den Basler Beschlüssen in der That unverträglich und die ganze neue Gesetzgebung mußte durch dies in sich widersprechende Verfahren Einheit und Folgerichtigkeit verlieren.

Gewiß war es ein Irrthum, daß selbst ein so geistreicher Mann wie Pius II. (durch das Gefühl seiner Ueberlegenheit und durch die Annahme der Concilien verleitet) die Unbeschränktheit des Papstes als einziges höchstes Ziel betrachtete und alles Kirchenstaatsrecht zu vernichten suchte [2]; daß er und seine Nachfolger gar keine Verfassung im höheren Sinne wollten und (gleichwie später manche Könige) Alles auf das sogenannte göttliche Recht und willkürliche Gnade gründeten [3]. Es fehlte damals in weltlichen wie in kirchlichen Kreisen an Männern, oder an einem Manne ersten Ranges und höchsten Geistes, um die Einzelnen an sich zu ketten, die Völker zu beruhigen, zu begeistern und mit sich fortzureißen [4]; und indem man alle (selbst die gerechten) Forderungen des funfzehnten Jahrhunderts

in Staat und Kirche bekämpfte und verletzte, wird man zu den größeren, begreiflichen Bewegungen des folgenden Jahrhunderts. Die Laienwelt, die Privatinteressen schweben und erzwangen größere Rechte [20]).

Anmerkungen.

1) In den Statuten erhielten die Lehnsherrlichkeiten verfügte, an jenen Tagen zu gleicher Zeit am Rathause zu erscheinen Behufs, verzeige wenn für alle Lehnsherren überhaupt auf 100 auf jene verbunden. Grand Hist. de la Toscane I, 9.

2) Chronaque archivio statuto, cap. 27, bekannt; der päpstliche auf habe bei Gelegenheit, Städte Lehen in Frankreich verkaufen.

3) Martene coll. ampl. VII. passim I—6.

4) Walter Johann von Bois, Bischof von Paris und Avignon.

5) Im Jahre 1307. Muratori scriptt. III, 2, 617, 633.

6) Martene l. c. passim 9, Muratori III 2, 625, 642.

7) Am 27. März 1328. Sozomenus Hist. 1104. Muratori III, 2, 650, 673, 713.

8) Villani VII, 107; Platina 235, 253. Muratori III, 2, 663, 677.

9) Dodd bei päpstliche Palast quasi convenuto se Avignon. Muratori III, 2, 619.

10) Leonard Hist. du Comte de Pise I, 28—30; Corsini Hist. de Comte de Paris III, 7; Sismondi de schweizer I, 1.

11) Cardinäle vom weiße ingressurorum sequestrum remanere introducunt. Gobelinus VI, c. 74.

12) Romani non clandestini verbo communicandi, sed regulariter gestibus. Cardinäle communicabant sine aliqua imperatoris. Gobelin VI, 74. Reynald 1328, c. 2—11. Die Römer Päpste von seinem besonderen quam diversis, multum cardinalium vel communitatem locutores, und incunde clamantes Romanos qui volebant. Vita in Muratori scriptt. I, 1516—1568. Chron. Urban Muratori III, 2, 654; vor den 715.

13) Raynal c. 19; d'Achery spicil. I, 761; Muratori III, 2, 709.

14) Gobelinus in Muratori scriptt. XII, 668.

15) Raynal c. 25, 26, 28; augere imperatoris consuetudine consilium. Muratori III, 2, 734.

16) Er ernannte wirklich 28 aus 29 Cardinäle, die meisten Neapolitaner, nur drei Römer, keinen Deutschen. Platina 258. Istoria Pistoiese in Muratori scriptt. XVII, 232, 264; III, 738; Vita I, 12.

17) Clandestine legere verum gravem in urbibus. Muratori III, 2, 741.

18) Raynal c. 28, 29, 30; Martene collect. VII, 434; Vita I, 2; Muratori III, 2, 705.

19) Die Provinz für und gegen in Martene I, 1084—1088. Annal. Cavalli in Muratori XXII, 1088; III, 2, 654.

20) Timor cordis eorum confundavit. Muratori III, 2, 695, 699, 705.

[1] Frequenter dicitur tertia veritatis. Acta Cardinales congregari [illegible] et [illegible] dictum Felicianum pro vero, quia et [illegible] omnes possibiles, non [illegible] credendo, quidam pertinaciter, omnibus et [illegible] pertinax possibile et [illegible] Mansi III, 2, 668.

[2] Regn. c. 39. Stulte [illegible] et [illegible] de [illegible] in [illegible] [illegible] Niem I, 34; Gobelin 8, 74.

[3] Rayn. c. 39.

[4] Mansi, script. XIX, 1195; — III, 2, 667.

[5] Gerson III[illegible].

[6] Fehlen [illegible] [illegible] et [illegible] [illegible]. Raynald 8, 67; Niem III, 39. [illegible] [illegible] et [illegible] [illegible] et [illegible] [illegible] Niem 1409. Gobelin 8, 74.

[7] Quinque Cardinales [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible] Müller 246. Die [illegible] Pedersen (Mansi XXIII, 600) (1408): Bitten [illegible] [illegible] [illegible]

(1) Regis liber Sententiarum, Bestätigung: über die verschiedenen Gerichtsbarkeiten, gegen mit gewaltsamen in Acht und Bann. Marcel III, 1, 425.

(2) Lenfant I, 83, 89; Gilbert Hist. de France VII, 216; Lavisse III, 139; d'Achery spicil. I, 771, 790, 693.

(3) Regalia: Herrschaftsrechte, Hoheitsrechte, Kompetenzen, die als Ausnahmefälle von einem selbst ruhenden. Sägen II, 33; Marcel III, 1, 174.

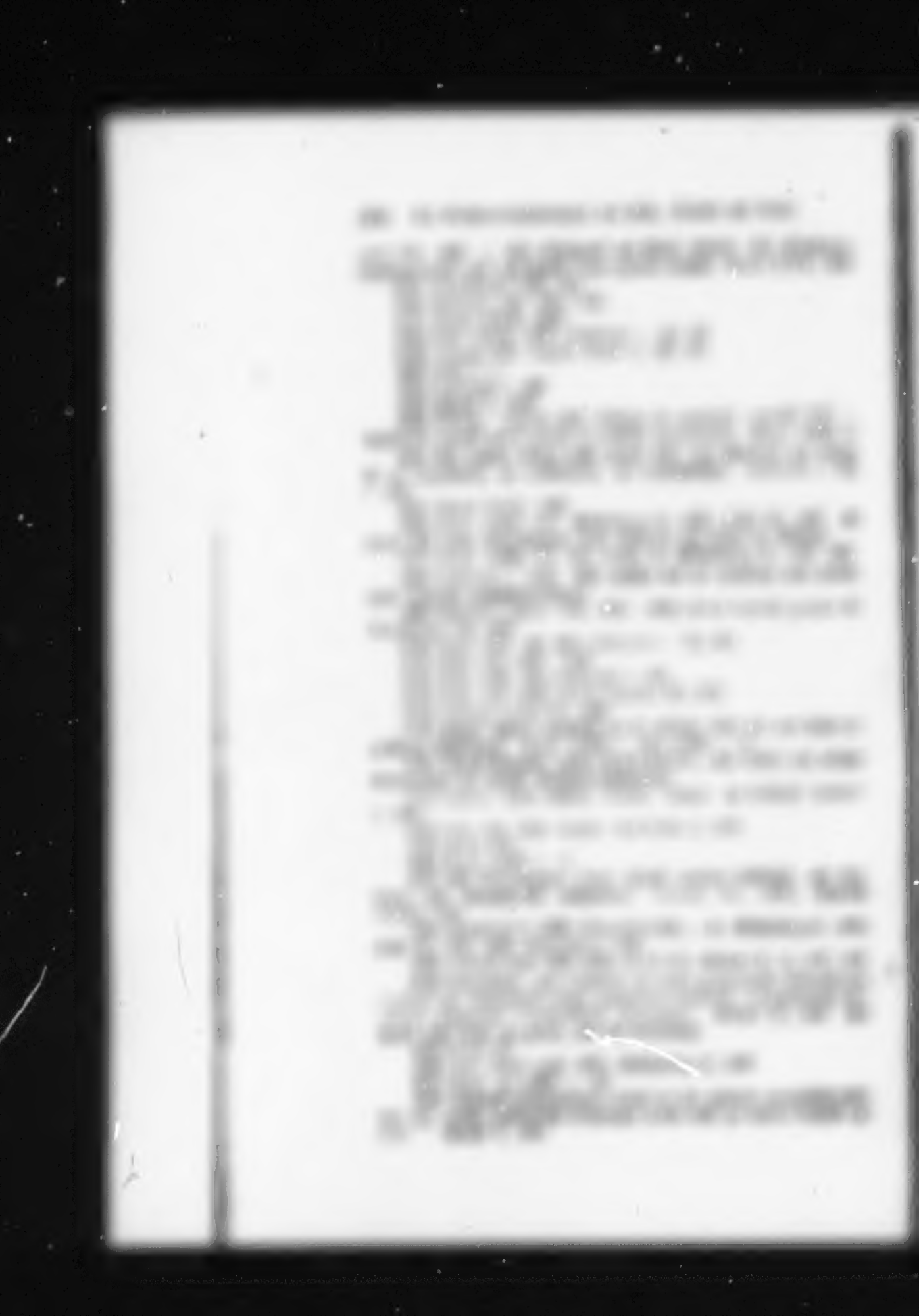
(4) Die Bischöfe gegenüberstellt, gut kann bis dem verschiedenen Rechte und gleiche der Gerichte, als Ausnahmen der Gerichtsbarkeit, gegen sich gegenüberstehen. Sägen II, 33; Marcel III, 1, 174.

(5) Ordonnances p. 1458, p. 189.

(6) Martene VII, 8, 154.

(7) Die weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit, Ausübung, Verhältnisse, Abhängigkeiten, Appellationen, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit. Sägen II, 33; Marcel III, 1, 429. Recht und Gesetz und Gerichtsbarkeit, gegen Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit,

[illegible]



[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

Obgleich die Kunde des Geschehenen so schnell vorausgegangen war, daß die Bischöfe in Ofonien so wie die übrigen, welche sich versammelten, Wenige der versammelten Volks ohne Wissen seinen Johannes bereits zum König, schmückte ihn unter vielen Ceremonien und weltlichen Verrichtung mit Kleid und Krone, Stellung. In seinem schwachen Gesichte bemerkte er sein Auge Gott's und sagte ihm: er ist der rechte, in Wahrheit zu schauende Gott Israelsleute. Als Karl auch anfangen hatte zu Regierung seines, entgegnete ihr: es Tyrannen weiß ich so gehen, aber nicht so anderen Tyr; denn Er ist es von Gott angeordnet [1]. Die Erziehung von Geistigen, den König anderen Gehorsamen zuweilen sich Johannes selber so deutlich vorgestellt hatten und aufgegebenen Pflichten, und ist es gewiß seine ganze Kunde darüber besagen, und Karl eben an Johannes Leben. In noch so hoch hinauf auf seine Weise von seinem göttlichen Recht überzeugt, konnten schon so auch Pa- und und Bischöfe sich der angeborenen Weisen geistlichen und weltlichen Standes bedienen, seinen Thron, Gerechtsame, Ehren und Ordnung Johannes's streng prüfen und wenigstens Ge- nicht schützen helfen: ob der König schwachen und gottgläubigen Weise seinen Verfügungen waren und seinen Prüfung wenig war sich.

In Parteien bedingen sich Männer, Frauen und Weiber und alten Gebieten Johannes zu thun und zu sprechen; und selbst die Feindlichen wurden durch die Gnaden und den Ehren so gestellt, daß sie, unwillkürlich, beide Ehrlichen vergaßen und begingen. So ist eine Gefangenen, seinen Gebieten bezeigen Weiber: warum sie seine Hausmutter wage? Ich glaube mit (antworte Johanna), daß sie mich und mich eine Freund bekommen; so ist eben sein Gemüth so Gute stimmt sei, und ist angemessen Stellung anlegen; und werde ich, seine Männer schaut, seine Gedanken als Mann schützen und so Ehre und Thor meine Tugend besser bewahren [2]. — Wenn erfüllen Johannes wie ein Bild, einfaches Gemüth- eben Himmlischen; nur wenn sie Weise auf ihre Gestaltung und die sich daran schwache Gesinnungsweise kam, wurde sie von seinem Gegenüberung so ergriffen, daß sie alle Gegenwärtigen mit bannte.

Die mächtigen Männer, welche Johannes's Freundschaft, Schutz, Ehren, Gnaden und Gestaltung erfuhren hatten, verschwanden so rasch als gründlich, fanden aber durchaus nur Fröhlichkeit, Zufriedenheit, Dankbarkeit, Gastfreigebigkeit. Wie die Gemeinden und Frauen der Umstände gemäßlich sagte: warum auch so nur Begünstigung seiner Freiheit und Wunder? und-

[illegible] [illegible] [illegible] [

ich hier; sagt ich euch täglich bei Tagesanbruch, und immer war es beharrenswürdige Jungfrau mit ihren Fahnen Alles versucht. Wenn (sagt ein Augenzeuge) Johanna die Engländer (sie "), als sie ganz übrige Herr bei Königs von Frankreich. Die heldenhaft hielt sich, wo ihre Fahne, ihre Kinder Hilfe konnte, welche Verehrung sie, wo aber Gefahr weit entfernt, jedoch abzuhelfen suchte. Auf die Frage des Grafen von Armagnac: wer der rechte Papst sei? gab sie (lediglich an ihrer Sendung festhaltend) keine Antwort; und aber ermahnte sie mit Ernst zu Gott, daß sein Glauben zu unterstützen ").

Inmitten blieb sie beständig; nur wenn schwerblütige Ratsherr ängstlich und jagend ihrem hohen Feldherrn widersprachen, sagte sie sich bestimmt auf göttlichen Befehl und rüstig zum Widerspruch zu Worte. War Gefahr im Verzuge, so sprengte sie an Pferde, die Fahne schwingend, Allen voran "); sollte hingegen und überlegend zeigte sie sich gegen Vorsicht und Ordnungen. Mehr wie ein Mann unter Männern, bewährte sie sich in Worten und Umgang den höchsten Ernst, wahrte bei mündigen Scherzen und Witz auch die Würdigkeit unter den Hochgestellten in den Schranken der Ehrfurcht ").

Ihrer begeisterten Tapferkeit verdankte man den Sieg in vielen Gefechten, ihrer Umsicht die Einnahme von Troyes und von Meaux den hohen Zug nach Rheims, meistens durch widrige, aber eingebildete Hindernisse hintertrieben. Der Krönungstag ihres Königs (den 17. Juli 1429) war der höchste Glanzpunkt ihres ganzen Lebens. Sie umfaßte in wehmütiger Hingebung seine Knie und sprach unter heißen Thränen "): Edler König! Nun ist Gottes Wille erfüllt, daß du in vollem Recht zu Rheims gekrönt würdest, zum Zeichen wie du der wahre König bist und das Reich auch gehörst. — Kein Herz blieb ungerührt, als Augenzeugen vergossen Thränen der Freude und Wehmuth.

Zwei ihrer Brüder hatten Johanna schon lange auf ihren Zügen begleitet; nach Rheims kam auch ihr Vater mit ihrem Oheim, und Alle freuten sich innigst ihrer Thaten und ihres Glücks ").

Von Rheims zog der König mit seinem Heere über Chateau-Thierry, nach Provins und Donnemarie. Als die sich Herandrängenden thränenend weinten und geistliche Hymnen sangen, sagte Johanna: „Im Namen Gottes, hier ist ein gutes und frommes Volk, und wenn ich sterben sollte, möchte ich, daß es in diesem Lande geschähe." — Wenn du, Johanna (fragte hierauf Graf Dunois), wann und wo du sterben wirst? — Sie antwortete: Ich weiß es nicht, vertraue aber auf Gott. Seinen

Willen, Orleans zu entsetzen und den edeln König krönen zu laſſen, hatte ich vollbracht. Jetzt wünſchte ich, daß mich Gott zu Vater und Mutter zurückführte ihre Schafe zu weiden, oder zu thun, was ich ſonſt noch thun möchte. — Ein andermal ſagte ſie: ich werde nur ein Jahr, aber wenig darüber andauern; darum (ſetzt ſie hinzu) muß man dieſe Zeit gut benutzen [1].

Johanna blieb beim Könige, da Gott ihr die Rückkehr in ihre Heimat nicht anbefahl [2], und führte mit unverminderter Begeiſterung und Tapferkeit die Scharen zur Befreiung ihres Vaterlandes. Doch ſagte ſie ſich williger den Anordnungen der Feldherren, da kein einzelner Zweck (wie Orleans und Rheims) ihr durch Stimmen und Geſichte mehr vorgeſteckt war. Auch konnte es im Laufe eines längeren Krieges nicht fehlen, daß Manches (trotz ihrer Verſicherungen) mißlang, ſo ein Angriff auf Paris; und ebenſo wenig ließ ſich der Herzog Philipp von Burgund durch ihr [3], ein Rettungsſchreiben von Rheims aus abgefaßtes Schreiben bewegen, den Bund mit den Feinden Carls VII. aufzulöſen. Ihr letztes Mißgeſchick war es, nach Johannas Gewiſſensart [4], ein geringer Anlaß, daß der König ſie und ihre ganze Familie in den Adelſtand erhob.

Dennoch ſiegten, ihrer Fahne folgend, die Franzoſen faſt überall, und noch am 1. Mai 1430 [5] erließ man in England die blutigſten Verfügungen wider Diejenigen, welche ſich auf Furcht vor den Zaubereien der Jungfrau hartnäckig einer Einſchiffung nach Frankreich entzogen. Nur drei Wochen ſpäter, am 23. Mai, drang Johanna mit Mannſchaft in die von Engländern und Burgundern hart bedrängte Stadt Compiegne und eröffnete ſogleich einen kühnen Ausfall. Als jedoch die Ihrigen anfingen vor der Uebermacht zu weichen, ließen Einige voreilig den Schlagbaum an Thor und Brücke ſchließen. Vergebens fuchte die Jungfrau heldenmüthig fechtend einzudringen, vergebens die Stadt, ohne daß freie Zeit ihr erlaubte, ſie wurde bei ihrem Pferde ergriffen, vom Pferde herabgeriſſen und gezwungen ſich einem picardiſchen Bogenſchützen, oder (wie Andere berichten) dem Ballard von Venderne zu ergeben, welcher ſie dem Herrn Johann von Luxemburg-Ligny überantwortete. So groß wie der Schmerz und die Niedergeſchlagenheit der Franzoſen war, ſo groß die Freude der Engländer und Burgunder. In Paris ward in der Kirche Notre Dame ein feierliches Te Deum geſungen, die Stadt erleuchtet und mit Zuverſicht die Hoffnung neuer Siege ausgeſprochen.

Daß man die Jungfrau nicht ſogleich gegen billige Bedingungen wieder ausliefern würde, ließ ſich vorherſehen; zugleich aber hoffte man werde die ſo lang Gefürchtete doch als Kriegs-

aufgenommen ehren und ritterlich behandeln. Statt dessen wird berichtet, daß der Herzog von Burgund sie aus Neugier sah und ein kurzes Gespräch mit ihr führte, aber nicht das Geringste für sie that [illegible]; und daß der Graf von Ligny, auf dringende Verwendung seiner Gemahlin, einen vorübergehenden Anflug von Theilnahme und Großmuth zeigte. Sobald aber der Bischof Cauchon von Beauvais, die in Paris gebliebenen Mitglieder der Universität und der Inquisitor Martin ihre Auslieferung dringend foderten, sobald der König von England seine Ansprüche auf Johanna durch Lehnsgebräuche darzuthun suchte und seinen Beweis mit einer Geldsumme von 6000 Franken und einer jährlichen Rente von 2—3000 Franken unterstützte [illegible], nahm Ligny das Geld und schob Andern gern die Verantwortung dessen zu, was ferner geschehen möchte.

In diese Zukunft ließen schon die ersten Rundschreiben Cauchon's einen Blick thun, worin er sagt: jenes Weib ist alles dessen uneingedenk, was dem weiblichen Geschlechte ziemt [illegible], hat die Zügel des Anstandes zerrissen, die weibliche Verschämtheit ganz vergessen, trägt mit erstaunlicher und monströser Ungebür mißgestaltete den Männern gebührende Kleider, und wagt gegen den katholischen Glauben Unzähliges zu sagen, zu thun und zu verbreiten.

Ungeachtet dieser Leidenschaftlichkeit suchte sich Cauchon zu decken, bevor er weiter schritt [illegible], und holte deshalb die Beistimmung der Universität Paris, des Inquisitors Martin und des Kapitels von Rouen ein: daß die Führung des nothwendig einzuleitenden Prozesses ihm zustehe, weil Johanna innerhalb seines Sprengels gefangen worden. — Hiemit offenbarte sich: daß man Johanna nicht als Kriegsgefangene betrachten, sondern ihren Ruf zerstören, sie als Ketzerin und Hexe verdammen [illegible], und mittelbar alle ihre Anhänger (insbesondere Karl VII.) als Vertheidiger teuflischer Grundsätze und Benutzer teuflischer Hülfe, an den Pranger stellen wollte.

Unterdessen sprang Johanna (ihr Schicksal vielleicht ahnend) von ihrem Gefängnißthurme in Beaurevoir hinab [illegible], verletzte sich aber so, daß sie in Ohnmacht fiel, wieder ergriffen und nach Rouen gebracht wurde. Diesen natürlichen Rettungsversuch betrachtete man als ein großes Verbrechen, fesselte ihre Füße und legte ihr eine Kette um den Leib, an welcher ein großer hölzerner Klotz befestigt war. Ja man ließ einen eisernen Käfig machen [illegible], um sie hineinzusperren, obwol dies entsetzliche Vorhaben nicht zur Ausführung kam.

Cauchon hoffte durch einen geheimen Späher in der Heimat Johanna's Stoff für Anklagen aufzufinden; als dieser jedoch

nur lobende Angaben mitbrachte [1]), wurden sie unterschlagen und jener redliche Berichterstatter vom Bischofe ein böswilliger Verräther gescholten. Die Feinde der Jungfrau hofften ferner durch neue Untersuchungen über ihren Wandel die Wahrscheinlichkeit eines Bundnisses mit dem Teufel darzuthun [2]); aber die Herzogin von Bedford bestätigte die frühern günstigen Zeugnisse, und ebenso wenig findet sich die geringste Andeutung eines ehrbaren Liebesverhältnisses zwischen Johanna und irgend einem Manne. Anstatt dies Alles öffentlich geltend zu machen, ward es im weiteren Verlaufe der Sache nirgends hervorgehoben und die Jungfrau durch Leute, welche von ihrer Keuschheit vollkommen überzeugt sein mußten, mit den niedrigsten Schimpfnamen belegt [3]).

Obgleich die Engländer, von ihrem Standpunkte aus, Johanna für schuldig hielten [4]) und sehnlich ihre Verurtheilung wünschten und betrieben, nahm doch klüglich keiner von ihnen unmittelbar an dem Prozesse Theil [5]), welcher jetzt (wie es hieß) nach Gott und der Vernunft sollte eingeleitet werden. Wol aber ließen sich allmälig 111 Franzosen (Doctoren der Theologie, Stiftsherren und Baccalaureen, Doctoren der Rechte, Licentiaten, Notare und Mitglieder der pariser Universität) zum Theil für reichliche Tagegelder, mehr oder weniger willig finden, den Untergang ihrer glorreichen Landsmännin herbeizuführen [6]).

Am 9. Januar 1431 fand die erste vorbereitende, am 21. Februar die erste öffentliche Sitzung statt. Johanna's Bitte, daß man ihr verstatte Messe zu hören, ward (ihrer Verbrechen und ihrer Kleidung halber) abgeschlagen [7]). Sie schwur, über Alles was zum Prozesse gehöre und ihren Glauben angehe, die volle Wahrheit zu sagen; einige Offenbarungen, z. B. den König betreffend, dürfe sie aber nicht mittheilen. — Der Promotor, oder öffentliche Ankläger, Johann Estivet, Stiftsherr von Beauvais (einer von denen, welche am meisten die Jungfrau mit Schimpfnamen belegten) schwur, daß er gegen sie nichts thue aus Gunst, Rache, Furcht oder Haß [8]). Hierauf (so heißt es weiter) erklärten die gegenwärtigen geistlichen und sehr gelehrten Männer, erfahren in göttlichen und menschlichen Rechten [9]), daß sie mit aller Frömmigkeit und Milde vorschreiten wollten, keine Rache oder körperliche Bestrafung bezweckend, sondern nur Belehrung und Zurückführung auf den Weg des Heils. Johanna möge sich aus den Gegenwärtigen Rathgeber erwählen, oder man wolle ihr einige zugesellen. — Die Jungfrau antwortete: Ich danke Euch und allen Gegenwärtigen, daß Ihr mich wegen meines Glaubens und zu meinem Heile ermahnet, und mir Rathgeber anbietet; doch dege ich nicht die-

Absicht, mich von dem Rathe Gottes zu trennen. Auch that ich Nichts, als nach seiner Eingebung!

Laut jenem Eide des Anklägers und den milden Eröffnungen der Versammlung, erwartet man vertrauensvoll ein ruhiges, besonnenes Verhör und eine allmälige und wohlbegründete Entwickelung der Thatsachen. Statt dessen heißt es wörtlich in der vor aller Untersuchung entworfenen Klageschrift: Johanna ist sehr verdächtig, Anstoß gebend, und steht bei allen guten und ernsten Personen bekanntlich im schlechtesten Rufe. Sie ist zu erklären für eine Zauberin, Hexe, Wahrsagerin, falsche Prophetin, böse Geister anrufend und beschwörend, abergläubig und magischen Künsten ergeben, übel denkend von unserem katholischen Glauben und ihn verleugnend, Böses redend und thuend, Gott und seine Heiligen lästernd, aufrührisch, den Frieden störend und hindernd, Kriege stiftend, nach Menschenblut grausam dürstend, zu dessen Vergießung anreizend, Zucht und Anstand ihres Geschlechts ganz preisgebend, die Kleidung bewaffneter Männer unzüchtig tragend, wegen dieser und anderer Dinge von Gott und Menschen verabscheut, Uebertreterin aller göttlichen, natürlichen und kirchlichen Gesetze, Verführerin der Fürsten und Völker, erlaubend und beistimmend daß man sie zur Schmach und Verachtung Gottes verehre und anbete, ihre Hände und Kleider zum Küssen darbietend, sich Götter Ehre anmaßend, schismatisch, sacrilegisch, blasphemisch, ketzerisch.

Obgleich mit dieser, schwülstig lügenhaften Einleitung zur Klagschrift die Ankläger, Richter und der ganze Gang des Prozesses bereits hinreichend bezeichnet und charakterisirt sind, muß doch noch Einiges zu weiterer Bestätigung und Erläuterung beigebracht werden [52]). Die Art wie die Fragen aneinander gereiht, durcheinander geworfen, übereinander gehäuft sind, hätte auch den Besonnensten und Scharfsinnigsten verwirren und in Widersprüche verwickeln können; durch die höchste Einfachheit und volle Wahrheit aller ihrer Antworten muß jedem Unbefangenen Johanna's Unschuld und die reine Hoheit ihres Gemüths mehr einleuchten, als durch die künstlichste Vertheidigung möglich gewesen wäre. Auf ihre Richter machte freilich Nichts Eindruck. Obgleich, wie wir sahen, die Bemühungen mislangen, über ihren früheren Wandel und ihre Keuschheit ungünstige Nachrichten einzuziehen, entblödete man sich nicht, die abgeschmacktesten Beschuldigungen gegen sie auszusprechen [53]), z. B. daß sie gesagt: sie werde drei Söhne gebären, von denen der eine Papst, der zweite Kaiser, der dritte König werden solle.

Immer ging man darauf aus, ihr Wunderkräfte und Wunderthaten anzudichten, damit, wenn sie dieselben etwa eitel ein-

räume, ihre Verbindung mit dem Teufel daraus abzuleiten sei. Deshalb, und nicht aus Vorliebe für dichterische Herzensergießungen, wollte man sie gern in eine Schäferin verwandeln und einsamen Versuchungen aussetzen; sie beharrte aber dabei, nie eine Hirtin gewesen zu sein. Auch erklärt ihr steter Aufenthalt im Dorfe und der tägliche Anblick blutiger Parteiwirren weit besser und geschichtlicher ihre Gemüthsstimmung und ihr Auftreten, als wenn wir sie in Waldeinsamkeit verweilen.

Hieran reihten sich Fragen über einen großen, verzauberten Wunderbaum, wo böse Geister herrschten und verlockten. Johanna antwortete: bei Domremy stehe (wie bei so vielen Dörfern) ein großer Baum, um welchen sie mit andern Mädchen einige Male getanzt und Kränze aufgehangen habe. Von Feen, Geistern, Beschwörungen habe sie kaum Einiges als Sage gehört[1]), aber nichts geglaubt, nichts gesehen, noch gesagt, noch gethan. Ihr Bemühen, ihre Aufgabe, ihr Glaube, habe mit jenem Baume, mit Geistern und Beschwörungen nicht das Geringste gemein. — Auf andere verfängliche Fragen antwortete sie: ich habe nie eine Mandragerawurzel gekannt, gehabt, oder gebraucht. Ich habe nie gesagt, ich würde feindliche Geschosse und Pfeile auffangen; wol aber, meine Scharen sollten muthig ausharren, und nicht an dem Entsatze Orleans zweifeln.

Als man es ein schreckliches Verbrechen nannte, daß sie Männerkleidung angelegt und sich die Haare rund abgeschnitten habe, sagte sie: das sind Kleinigkeiten[2]), doch that ich es nicht nach Menschenrath, sondern gehorchte auch hierin dem Gebote Gottes. — Eben so wenig konnte man ihr eine Schuld nachweisen hinsichtlich ihres Benehmens zum Könige. Was sie ihm gesagt, gehöre nicht hieher oder zu ihrem Prozesse, und wenn man erzähle, ein Engel habe ihm die Krone überreicht, so sei sie wol selbst darunter zu verstehen[3]). Auf das nachmals vielbesprochene Schwert von Fierbois, wird weder im Anklage- noch Vertheidigungsprozeß das geringste Gewicht gelegt[4]), ein Beweis der vollen Natürlichkeit und Einfachheit des Hergangs.

Scheinbar wohlwollend, in Wahrheit aber boshaft war die Frage: ob Johanna glaube, sich im Stande der Gnade zu befinden[5])? Denn die Bejahung hätte man als sündlichen Hochmuth, die Verneinung als Bekenntniß der Schuld gedeutet. Die Jungfrau antwortete so klug als demüthig: Bin ich im Stand der Gnade, so möge Gott mich darin erhalten; bin ich nicht darin, ihn mir verleihen: denn lieber möchte ich sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein.

Weil alle diese Bemühungen, Johanna durch ihre eigenen Aussagen schuldig zu finden, nicht zum Ziele führten, veran-

faßten die Häupter unter ihren Feinden, daß ein Geistlicher Loyseleur, als französischer Kriegsgefangener verkleidet in ihr Gefängniß gebracht wurde, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auszuhorchen, während zwei hinter einem verhangenen Fenster versteckte Männer ihre Aussagen aufschreiben sollten. Johanna ahnete nicht, wie unwürdig man gegen sie verfuhr; doch zeigte sie sich in den vertrautesten Reden so schuldlos, wie bei den öffentlichen Verhören.

Ein Punkt blieb jedoch übrig, wo Johanna's bestimmte und umständliche Aussagen selbst unbefangene Richter jener und unserer Zeit in Zweifel und Verlegenheit bringen konnten: nämlich die Stimmen (voces) und Gesichte, nach deren Lehre und Befehl sie Alles und Jedes gethan habe. Oft (sagte Johanna) höre ich diese Stimmen; ja sie wecken mich bisweilen aus dem Schlafe. Sie kommen von Gott und ich bin von Gott gesandt. Mehr Furcht hege ich, etwas zu sagen und zu thun, was jenen Stimmen mißfallen könnte, als vor Euch Rede zu stehen. Niemals habe ich sie um etwas gebeten, als um die Erlösung meiner Seele [50]). Längst wäre ich gestorben, hätten mich jene Offenbarungen nicht täglich gestärkt und erhoben. Jene Stimmen sind meist die der heiligen Katharine und Margarethe, oder auch des Engels Michael. Bisweilen waren die Erscheinungen äußerst klein [sub specie rerum minimarum, in minima qualitate, sicut in rebus minimis [51])], dann wiederum größer, sodaß ich sie körperlich berührte und ihre Knie umfaßte [52]). Ich habe die Heiligen oft unter Menschen gesehen, während diese sie nicht sahen. — Auf die wunderliche Frage: hatte der heilige Michael Haare? antwortete Johanna: warum sollten sie ihm verschnitten sein [53])? — Auf die boshafte Frage: erschien dir der heilige Michael nackt? entgegnete sie: glaubt ihr, daß Gott nicht habe seine Heiligen zu bekleiden?

Aus allen diesen zerstreuten Aeußerungen setzten Johanna's Gegner lange Anklagen zusammen [54]), worin es hieß: sie glaubt keiner Todsünde schuldig zu sein, bildet sich ein, menschliche Stimmen und Leiber von denen der Heiligen unterscheiden zu können, und läßt Heilige und Engel nicht englisch, sondern französisch reden und auf französischer Seite stehen. Lästerlich sagte sie: es ist übel, daß Gott die getreuen Einwohner von Compiegne so elend umkommen läßt, auch weissagt sie nicht durch Gott, sondern nach Erfindungen ihres Herzens, woraus Aufruhr, Sektirerei und vieles andere Uebel, zum Untergang der Kirche und des katholischen Volkes entsteht u. s. w.

Da es über allen Zweifel gewiß erscheint, daß Johanna das Ausgesagte nicht vorsätzlich erlog, so wird jeder Theilneh-

mende zu dem Verſuche hingetrieben, eine Erklärung aufzuſtellen. Daß Gott ſich in obbeſagter Weiſe offenbaren könne, wird nicht beſtritten; wol aber bemerkt, daß nicht alle Weiſſagungen Johanna's in Erfüllung gegangen [z. B. ſie werde Paris einnehmen und den König von England ſprechen"]; auch ſei nicht abzuſehen, warum Gott gerade für Karl VII. ſo viel thun und Johanna zuletzt doch ſtrafen ſollte? — Wiederum konnte man jene Stimmen und Geſichte auch nicht als Werk des Teufels betrachten, da ſie nie zum Böſen riethen, Johanna keine verdammlichen Zwecke zu erreichen ſuchte, auch kein rechter Grund zu entdecken ſei, warum der Teufel lieber die Engländer, als die Franzoſen zu Grunde richten wolle. Deshalb ſagte ſchon damals ein ſiebenzigjähriger Stiftsherr von Rouen, Beaupere, bei ſeiner Vernehmung im Rechtfertigungsprozeſſe"): ich hege die ſtärkſte Vermuthung, daß jene Erſcheinungen mehr aus natürlichen Gründen und menſchlichen Abſichten, als aus übernatürlichen Urſachen hervorgingen.

In unſeren Tagen wurde mancher Erklärer vielleicht von Magnetismus und Hellſehen ſprechen, obgleich hiedurch das Räthſel mehr auf eine neue Weiſe bezeichnet, als vollſtändig gelöſet wird. Die Grenze, wo die gewöhnlichen, natürlichen Kräfte des Menſchen unzureichend erſcheinen, weil das Böſe riesenmäßig hervortritt, oder umgekehrt gottverwandte Begeiſterung ſich zum Uebermenſchlichen erhebt; — dieſe Grenze iſt ſchwer zu erkennen, aber ein ſolches ungewöhnliches Steigen oder Ueberſchreiten derſelben, weder unbedingt als unmöglich zu leugnen, noch aus kleinlichen Gründen leichtſinnig anzunehmen.

Durch das erzählte Verfahren waren die Prozeßakten ſo weitläufig geworden, daß die Häupter es angemeſſen fanden, daraus durch einen geiſtlichen Beiſitzer Midy zwölf Anklagepunkte auszuziehen, um den oft bei den Verhören nicht Gegenwärtigen die Ueberſicht zu erleichtern. So natürlich und unſchuldig dies Verfahren auf den erſten Anblick auch erſcheint, ſo war doch der Hauptzweck boshafter und betrügeriſcher Art. Denn obgleich in den Protokollen zwar nichts eigentlich Falſches niedergeſchrieben war, ſo hatte man doch manches Wahre ausgelaſſen und jene zwölf Artikel nunmehr ſo zuſammengeſtellt, als wären alle darin enthaltenen Anklagen erwieſen, obwol die Jungfrau ſie niemals eingeräumt hatte. Jenen Entwurf ſandte man an die pariſer Univerſität und eine große Anzahl von Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten unterwarfen ihn einer ſorgfältigen Prüfung. Unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß er nur erwieſene Wahrheit enthalte"), erklärten jene die Jungfrau für ſchuldig und ſchrieben: die Sache ſei geführt mit

groſser Würde und in ſo heiliger und gerechter Weiſe, daß jeder damit zufrieden ſein müſſe. Uebrigens ſei die Vollziehung des Urtheils nicht aufzuſchieben, damit man das Volk durch die Beſtrafung Johanna's deſto ſchneller zur rechten Wahrheit zurückführe.

Die meiſten Doctoren und Magiſter in Rouen ſchloſſen ſich dieſem Urtheile einer ſo weiſen Körperſchaft an; und man fand es gar nicht nöthig, der Jungfrau jene Anklagepunkte einzeln vorzulegen und ſie darüber zu vernehmen. Als unter ſo vielen Richtern und Beiſitzern endlich drei, Houppeville, Lohier und Lafontaine, ſich mehr oder minder beſtimmt gegen Form und Verfahren erklärten, oder milde geſinnt der Jungfrau Erläuterungen und belehrende Fingerzeige geben wollten, wurden ſie hart angelaſſen, zu keiner Sitzung mehr berufen und die weitere Leitung des Prozeſſes um ſo mehr in die Hände weniger Eiferer gelegt, als dieſe die Sache ſtatt auf zwölf noch zu erweiſende Klageartikel, nur auf zwei verfängliche Punkte zurückzubringen beſchloſſen: nämlich auf die Unterwerfung Johanna's unter die Kirche, und ihren Widerruf. Weigerte ſie nämlich die Unterwerfung, ſo hieß ſie eine ungläubige Ketzerin; unterwarf ſie ſich, ſo mußte ſie jedes wider ſie gefällte Urtheil anerkennen. Widerrief ſie nicht, ſo war ſie ſtrafbar für die Halsſtarrigkeit; widerrief ſie, ſo war ihre zeither geleugnete Schuld offenbar.

Obgleich man nun Johanna durch ſcholaſtiſch feine Unterſcheidungen über die ſiegreiche und kriegende Kirche zu verwirren ſuchte, mußte ſie doch zurückſchrecken, wenn ſie die geringe Anzahl ihrer Gegner für die geſammte Kirche anerkennen ſollte. Als ihr deshalb ein Herr Iſambert bemerklich machte, daß Papſt und Concil über jener kleinen Verſammlung ſtänden und in dieſem auch Prälaten ihrer Partei ſäßen, rief der Biſchof von Beauvais: ins Teufels Namen, ſchweigt!") Johanna's Berufung an Papſt und Kirchenverſammlung ward zur Seite geſtellt und Iſambert von den Engländern bedroht, ſie würden ihn für jene Belehrung der Jungfrau in die Seine werfen.

Durch feierliche, milde Ermahnungen hofften die Gegner Johanna's jetzt mehr zu erreichen, als durch Drohungen. Jene wurden deshalb, um auch Unparteiiſche zufrieden zu ſtellen, in einer, vom ſonſtigen Verfahren allerdings verſchiedenen Weiſe eingeleitet. Wenigſtens lautet der Bericht in den Akten weſentlich wie folgt: „Wir ſchickten mehre angeſehene Doctoren der Theologie zu verſchiedenen Malen und an verſchiedenen Tagen zu der Angeklagten, welche ſie in Milde und ohne Zwang belehren und ſie auffodern ſollten, den frommen und weiſen Män-

nern zu glauben, welche Kenntnisse besitzen von göttlichen und menschlichen Rechten [1]). Demüthige Unterwerfung der eigenen Meinungen unter das Urtheil der Genannten ist Pflicht eines jeden Christen. Auch darf sich Niemand dem Urtheile der Kirche entziehen, weil er Offenbarungen und Erscheinungen hat; denn selbst die Apostel haben ihre Schriften der Kirche unterwerfen, und die gesammte von Gott offenbarte Schrift wird uns zu glauben von der Mutterkirche übergeben, welche die unfehlbare Regel darbietet, die wir überall anerkennen müssen. Auch will der Herr nicht, daß irgend jemand sich herausnehme zu sagen: er sei Gott allein unterworfen, oder daß er seine Worte und Werke allein auf ihn beziehe. Vielmehr gab er den Geistlichen Ansehen und Macht, über die guten und schlechten Thaten der Gläubigen abzurtheilen. Wer jene verachtet, verachtet Gott; wer sie hört, hört Gott. Die katholische Kirche kann nicht irren oder Jemand ungerecht beurtheilen. — Es ist sehr gefährlich, das neugierig zu erforschen was über uns ist, und ohne Zustimmung der Kirche und Prälaten neue und ungewöhnliche Dinge zu erfinden und ihnen zu glauben; denn der Teufel pflegt sich bei derlei Curiositäten einzumischen. Aus dieser Wurzel erfundener Offenbarungen bist du, Johanna, in viele andere Verbrechen gerathen, hast dir angemaßt was Gottes ist, künftig Zufälliges oder gegenwärtig Verborgenes vorausgesagt, und nicht geglaubt, es sei besser an dem durch die Kirche verkündeten christlichen Glauben festzuhalten, als an neuen und ungewöhnlichen Erscheinungen. Deines Standes und deiner geringen Kenntnisse halber, hättest du bei irgend einem Prälaten oder würdigen Geistlichen Belehrung suchen sollen. — Wie wenn dein König dir eine Festung anvertraute und befähle Niemand ohne schriftlichen Befehl oder gewisse Zeichen einzulassen? Würdest du jedem, der sich meldet, Glauben beimessen und ihn aufnehmen [2])? — So hat Christus seiner Kirche Befehl ertheilt, und wir können dir nicht glauben gegen Gottes Befehl. Oder wie, wenn ein Soldat seinem Vorgesetzten aus Eigenwillen nicht gehorchen wollte? — und doch verfährst du so gegen Kirche und Prälaten. Verscheuche deine Leichtgläubigkeit, laß ab von deinen Einbildungen und beruhige dich bei den Meinungen und Lehren der Universität, der Prälaten und so vieler gelehrten und kundigen Männer. Laß dich nicht durch Scham, Vortheil oder Ruhm von Neue, Selbsterkenntniß oder Besserung abhalten, um Leib und Seele zu erretten!" — So lauteten im Wesentlichen die Ermahnungen.

Johanna antwortete: Ich möchte nichts sagen und thun was dem christlichen Glauben und der christlichen Kirche zuwider

ist [illegible]), sondern jeden Irrthum gern verbessern und austreiben, und als gute Christin leben und sterben. Was aber meine Worte und Thaten anbetrifft, so vertraue ich Gott, den ich von ganzem Herzen liebe. Er hat mich thun lassen was ich that und meine Offenbarungen kommen von Gott, ohne anderes Mittel (sans autre moyen, sine alio medio). Wäre ich verurtheilt, der Holzstoß bereitet und angezündet, und ich selbst mitten in den Flammen, würde ich doch bis zum Tode bei meiner Aussage und Ueberzeugung verharren!

So stellte Johanna die ganze Kraft ihrer persönlichen Ueberzeugung den allgemeinen Regeln und Foderungen der Kirche gegenüber; gleichwie Luther später in Worms.

Nachdem diese mildern Versuche und Ermahnungen fehlgeschlagen waren, ja zum Aussprechen des schärfsten Gegensatzes geführt hatten, ging man rasch zu dem Vorschlage über, die Jungfrau zu foltern. Einige meinten indeß, sie habe genug gesagt, um sie zu verurtheilen; Andere fürchteten, sie werde daran sterben oder sich gar selbst umbringen [1]); und sie selbst bemerkte: ich werde nichts Anderes sagen als bisher, oder laut verkünden, daß es mir mit Gewalt ist abgepreßt worden.

In solcher Bedrängniß wandte sich die Jungfrau zum Gebete, und ihre Stimmen sagten ihr: du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden. Kümmere dich nicht um dein Märtyrerthum; du wirst endlich eingehen in das Paradies! [2])

Der Bischof von Beauvais und seine Helfershelfer waren entschlossen, die Jungfrau nunmehr feierlich zu verurtheilen und ihr womöglich einen Widerruf abzudringen; aus Gründen, die erst später völlig zu Tage kamen. Fast noch mehr als über diese listigen und thätigen Feinde, muß man über Johanna's ehemalige Freunde und ihren König erstaunen. Allerdings konnte Karl VII. sie nicht mit Heeresmacht befreien, allerdings würde Grausamkeit gegen gefangene Engländer geübt, oder ihnen angedroht, schwerlich das Schicksal der Jungfrau geändert haben: wol aber hätte es ihm (der ihr die Krone verdankte) und allen denen, die sie für eine Gottbegeisterte anerkannt und als solche verehrt hatten, es hätte ihnen obgelegen (durch die lautesten Zeugnisse über Johanna's reinen Wandel und die in Poitiers von Geistlichen und Rechtsgelehrten angestellten strengen Prüfungen) sich selbst zu ehren, die Meinungen der Zweifelnden umzustimmen und die Verfolger der Unschuldigen mit Schande zu bedecken. Statt dessen überall die tiefste Stille und größte Gleichgültigkeit: kein Lebenszeichen, keine Thätigkeit, keine Begeisterung, keine Dankbarkeit, kein löblicher Versuch bei den

Prälaten, dem Papste, der Kirchenversammlung! Johanna war von Allen völlig verlassen, allein auf sich angewiesen, und zu den äußeren Kämpfen und Leiden mußten innere hinzutreten und die Schwierigkeiten verdoppeln sich aufrecht zu halten.

Am 24. Mai 1431 wurden auf dem Kirchhofe von St. Ouen zwei große Gerüste errichtet. Auf dem einen befanden sich die Bischöfe von Beauvais und Noyon, der Cardinal von England und 33 Beisitzer [1]; auf dem zweiten Johanna und ein Geistlicher Namens Erard. Rings umher unzähliges Volk und in der Nähe der Scharfrichter auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen, um nach dem Spruche sein Opfer zum Holzstoße auf den alten Markt zu fahren. Erard begann eine lange Predigt über den Text: Eine vom Stamme abgeschnittene Rebe kann keine Früchte bringen. Johanna hörte die abscheulichsten Vorwürfe mit stiller Ergebung an; als aber Erard sagte: ich rede zu dir! Durch dich, du nichtsnutziges, schändliches, mit jeder Unehre belastetes Weib, ist die französische Geistlichkeit verführt, und dein König ein Ketzer und Schismatiker geworden! da flammte ihre Begeisterung noch einmal auf, nicht zu eigener Vertheidigung, sondern zur Vertheidigung dessen, der sie verlassen hatte. Sie rief dem frechen Bußprediger zu: wahrlich, Herr (mit aller Ehrfurcht sei es gesprochen), ich wage es bei Verlust meines Lebens zu sagen und zu schwören, daß mein König der edelste Christ ist unter allen Christen, daß er Glauben und Kirche liebt, daß er in keiner Weise so ist wie ihr ihn beschreibt. — Als Erard und Cauchon diese Worte hörten, verboten sie ihr gleichzeitig und mit Heftigkeit, irgend weiter zu reden.

Der Predigt folgte eine sogenannte liebevolle Ermahnung, daß Johanna widerrufen solle. Als ein Gerichtsbeamter Massieu ihr die Formel der Abschwörung vorlesen wollte, sagte sie: ich verstehe den Sinn dieses Wortes nicht; worauf jener, von Theilnahme ergriffen, ihr rieth, sich zu ihrer Rettung der allgemeinen Kirche zu unterwerfen. — Nun wohl, erwiderte Johanna, ich *unterwerfe mich ihr, sie möge entscheiden, ob ich abschwören* soll oder nicht. Da rief Erard: du schwörst auf der Stelle, oder du wirst heute noch verbrannt!

Die Formel, welche ihr jetzt vorgelesen wurde, enthielt in sechs bis acht Zeilen [2] hauptsächlich das Versprechen, keine Waffen oder männliche Kleidung zu tragen und die Haare wachsen zu lassen. Johanna schien diese Bedingungen annehmen und sagte dann: ich habe nichts gethan ohne den Befehl Gottes, auch soll man meine Reden und Thaten nicht meinem Könige, oder irgend einem Anderen zur Last legen und diesen verhalt-

Vorwürfe machen. Findet sich dabei irgend eine Schuld, so trifft sie allein mich, und keinen Andern.

Als die gegenwärtigen Engländer sahen, daß es zu einer Abschwörung kommen sollte, welche das Todesurtheil beseitigt hätte, murrten manche sehr, und es erhob sich ein solcher Tumult, daß einer dem Bischofe von Beauvais sagte: du bist ein Verräther; und dieser ihm antwortete: du bist ein Lügner!

Während dieses unanständigen Gezänkes weigerte sich Johanna (welche nicht lesen oder schreiben konnte) noch immer die Abschwörungsformel zu unterzeichnen und sagte: man lege diesen Zettel der Kirche und den Geistlichen vor, in deren Hände man mich übergeben muß, und was sie mir rathen, will ich gern thun. — Erard machte ihr hierauf die bestimmtesten Hoffnungen, sie werde, nach ihrem dringenden Wunsche aus dem englischen Gefängnisse befreit werden, und wiederholte dann drohend seine früheren Worte: wenn du nicht unterzeichnest, so wirst du verbrannt. — Durch Hoffnung und Furcht bewegt, antwortete Johanna: so will ich lieber unterzeichnen, als verbrannt werden!

Ob man der Jungfrau jene kurze hochnothpeinliche Abschwörungsformel zum Unterzeichnen vorlegte, oder eine längere, welche der englische Geheimschreiber Calot im Aermel versteckt hatte, mag zweifelhaft bleiben [1]; gewiß führte Calot ihre Hand, damit sie ein Zeichen unter die Schrift mache; gewiß las man ihr nie die lange, umständliche Formel vorgelesen, welche man später bekannt machte und worin alle nichtswürdigen Beschuldigungen der zwölf Artikel als erwiesen aufgezählt sind. So wie man sich des Betruges nicht schämte, so nahm man aus Furcht vor den Engländern keine Rücksicht auf ihre sehr wohl begründete Bedingung oder Bitte, aus dem englischen in ein geistliches Gefängniß gebracht zu werden, und beseitigte ihre nochmalige Berufung an den Papst [2] durch die Bemerkung: dieser sei zu entfernt und der Gerichtshof zu jedem Spruche berechtigt.

Bei Gelegenheit des obigen Streites hatte der Bischof von Beauvais einem zürnenden Engländer geantwortet: ich muß mehr das Heil als den Tod der Angeklagten suchen! Diese Milde erhielt sogleich ihre nähere Erläuterung, als er der Jungfrau sagte: gehe hin in das ewige Gefängniß, damit du bei dem Brode und Wasser der Betrübniß deine Verbrechen bereuen und keine weiter begehen mögest. Nochmals bezeigte der Graf von Warwik seine Unzufriedenheit über diesen, das Leben der Jungfrau schonenden Ausgang, und schalt deßhalb den Bischof nebst seinen Beisitzern; worauf einer der letztern beherzigsam antwortete: sorget nicht, wir werden sie bald wieder ertappen [3].

Als Johanna wider die ihr erregte Erwartung, aber das

ihr ausdrücklich gegebene Versprechen, in ihr erstes Gefängniß zurückgebracht, mit früherer Grausamkeit und Steigerung der sämmtlichen Ueberwache von den englischen Wächtern behandelt wurde; als sie des großen Ansehens und Gewichtes der sie bekehrenden und vermahnenden Männer gedachte, mag sie einen Augenblick lang an der Wahrheit und Unfehlbarkeit ihrer Stimmen und an ihrem Berufe selbst gezweifelt haben [1]. Bald aber fand sich ihr alter Muth wieder ein, mit demselben aber auch Reue über ihr letztes Benehmen. Sie sprach, sich selbst anklagend: Gott hat mich durch die heilige Katharine und Margarethe von dem großen Irrthum benachrichtigt, daß ich widerrief, und mich zu Grunde richte um mein Leben zu retten. Jene Formel verstand ich nicht, würde mich aber selbst verdammen, wenn ich sagte, daß Gott mich nicht gesandt hätte [2]. Was ich etwa Unrechtes sprach oder that, geschah aus Furcht vor dem Feuertode.

Von wenigen Stimmungen und Klagen dieser Art nahmen ihre Wächter und Richter gar keine Kenntniß; vielmehr ging man darauf aus, die Jungfrau in kürzerer Zeit völlig zu verderben. Als sie im Bette Angeschmiedete zu den Wächtern sagte: löset meine Fesseln, daß ich aufstehen und mich ankleiden könne, nahmen sie die Frauenkleider hinweg und warfen ihr das Männerkleid hin, welches sie früher getragen. Johanna sagte hierauf: ihr Herren wisset, daß mir diese Tracht verboten ist, und ich werde sie gewiß nicht anlegen [3]. — Weit entfernt, diese Worte zu berücksichtigen, erlaubten sich vielmehr die Wächter die größten Unanständigkeiten. Um diesen zu entgehen und ganz außer Stande länger im Bette zu verweilen, entschloß sich Johanna, ihre Männerkleidung wieder anzuziehen. — So erzählte Johanna den Hergang ihrem Beichtvater [4] und selbst dem Bischofe von Beauvais. Sie fügte hinzu: gegen euer Versprechen habt ihr mich wieder in das englische Gefängniß zurückgebracht, in Fesseln geschmiedet und verboten Kirche und Messe zu besuchen. Ich will lieber sterben, als willkührlich in Fesseln liegen und mich so mißhandeln lassen. Nachdem hierauf eine Untersuchung wider die frechen Feldherren und einen gleich frechen Bischöflichen einzuleiten; endlich neue Personalangaben der Richter und Beisitzer zu berufen, wurde Johanna (ob gemäß der aufgezwungenen Kleiderverschiedenheit [5]) kurzweg erklärt für rückfällig, unverbesserlich, hartnäckig, aller Gemeinschaft und Gnade unwürdig.

Der Cardinal, ihr Beichtvater, ihr den Tod ankündigen, meinte sie bitterlich und rief: so schrecklich und grausam will man mich behandeln! Lieber möchte ich mich schon so

pfen, als einmal verbrannt lassen!“) — Dem Bischofe von Beauvais sagte sie: Bischof, ich sterbe durch Euch! — Er antwortete: Johanna, du mußt es in Geduld hinnehmen; denn du hast dein Versprechen nicht gehalten und bist zu den früheren Uebeln zurückgekehrt! — Ach (rief Johanna fort), hätter Ihr mich in ein geistliches Gefängniß geführt und zuständigen und würdigen Wächtern übergeben, so wäre das Alles nicht geschehen! Ich berufe mich von Euch auf Gott, dem Richter aller Unrecht, das Ihr mir anthut“). — In diesem bittern Augenblicke deutete sich Johanna die früher mißverstandene Weissagung ihrer Stimmen, in neuer trostreicher Weise: „Du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden! Kümmere dich nicht um dein Martyrerthum; du wirst endlich eingehen in das Paradies!“

Am 30. Mai 1431 ward die kaum zwanzigjährige Johanna unter starker Bedeckung nach dem Nichtplatze auf dem alten Markte abgeführt. Mit lautem Rufe suchte Pontificus, von Gewissensangst gepeinigt, bis zu ihrem Todeswagen vorzudringen, um seine Schuld zu bekennen, Johanna's Verzeihung zu erflehen und Zeugniß für sie abzulegen“). Aber die Wachen wiesen ihn zurück, und er mußte auf der Straße zurückbleiben, um sein Leben zu retten. Midy, der Verfasser der zwölf Anklagepunkte, predigte in heftigster Weise über die Worte Pauli“): So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; ein Text, der sich so leicht für die Jungfrau deuten ließ. Nachdem hierauf Beauvais nicht die sattsam Abschwörungsformel, sondern blos das Verdammungsurtheil vorgelesen hatte, beichtete Johanna wieder und betete so innig und feurig, daß die Umstehenden, ja mehre Richter und Prälaten bis zu Thränen gerührt wurden. Nun die Hingeher behutsam auf ihrem Wege und sprachen: die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen, gehe hin in Frieden! Wir übergeben dich der weltlichen Macht und hoffen sicher, ihr Urtheil nicht auf Tod und Verstümmelung der Glieder zu richten!

Nach [illegible] Worte entkleidete in Gegenwart [illegible] bittern, frechen Spott; denn ohne irgend eine weitere Untersuchung oder Berücksichtigung befahl der rohe weltliche Richter von Rouen“) dem Scharfrichter, seine Pflicht zu thun. Nun legte man der Jungfrau eine Mitra auf, mit der Inschrift: Ketzerin, rückfällig, abtrünnig, götzendienerisch. Auf einer vor Gott schändlichen Lüge hieß es: Johanna, welche sich für Jungfrau ausgab, ist eine Lügnerin, hat falsche Prophezeiungen, gottlästerlich, abergläubig, Gott lästernd, ungläubig, götzendienerisch, grausam, ruchlos, der Laster Verbündete, leichtsinnig und teufelisch.

Während all dieser Arbeit zeigte Johanna weder Furcht noch Zaghaftigkeit. Verzweiflung, Strafen neben diesen Mauern auch über Gewalt, neben dem Verschließen der Unschuld auch das der Leidenschaften aller Menschen, und während sie das furchtbarste Unrecht sahen, hat sie Nie um Vergebung, die sie etwa verletzt habe. Nachdem sie mit ihrem Feldherrn Talbot den Frieden beschworen, schenkte sie ihm Ring, und auf zwei Tischen bildete sie einen Kreis. Sie verlangte es auf ihrem Herzen, und ein Lächeln wurde auf der Lippe St. Lawrence gehört und sie nach ihrem Wunsche von Talbot vorgehalten. Als Jener, um Ehre seine Pflicht zu erfüllen, vom Feuer zu nahe kam, warnte ihn Johanna; darauf hatte sie den Mauern, bis die Flammen über sie zusammenschlugen. Der Name der Gebieterin war ihr letzter Wort: — denn weiter für die Hunde und Lust!

Noch nachher kam der Scharfrichter vor Schrecken zu Talbot und sagte: ich werde von Gott keine Vergebung erlangen für das, was ich heute Jesus gethan! — Johann Talbot, ein Engländer von Adel, rief aus: Nun meine Seele doch an dem Ort, wo die Johanna ist. Johann Fastolf, ein Gefährte des Königs von England, weinte bitterlich und sagte: wir sind Alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt, deren Seele in Gottes Hand ruht. — Ein Engländer, der in seinem Leben kaum ein Schlachtschwert zu tragen wußte, ward so ergriffen, daß er laut Johanna Heilene: Jesu Nazarenus rief) in Ohnmacht fiel. Er wandelte sie eine Heilige erklärte und behauptete, eine weiße Taube sei aus den Flammen emporgeflogen. — Nur Einzelne behaupten in wilder Freude, daß die Hexe ihre verdiente Strafe empfangen habe; und ihre Asche wurde in die Seine gestreut, damit sie kein Gegenstand der Verehrung werde.

Ein Schreiben des Königs von England, an Kaiser, Könige, Fürsten, Cardinäle, zur Rechtfertigung und Begründung der gegen Johanna beobachteten Verfahrens, machte wenig Eindruck; wogegen in den Jahren 1449, 1452 und 1456 die heilige Wiederherstellungsprozeß vorgenommen von der Mutter und den Verwandten Johanna's, die meisten Geschworenen, Richter, Prälaten, Inquisitoren, Doktoren und Professoren mit gleichem Scharfsinn gehört und über bereits Erzählte durch 111 Zeugen verhört wurden.

In der Zeit, wo Johanna starb, noch eine Wahrheit gelehrt und die reine Lehre des ewigen unveränderlichen Gottes von den wahren Gläubigen unter großen Angriffen der Menschen verwaltet, als Heiligkeit, Ungerechtigkeit, und

[illegible], englische, holländische und [illegible] [1]). — Diejenige Dichtung befähigt hierzu Deutschland und [illegible] [2] die Zeugnisse zu den [illegible] und [illegible] gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht [illegible] verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen!

Sammlungen.

1) [illegible]
2) [illegible]
3) [illegible]
4) [illegible]
5) [illegible]
6) [illegible]
7) [illegible]
8) [illegible]
9) [illegible]
10) [illegible]
11) [illegible]
12) [illegible]
13) [illegible]
14) [illegible]
15) [illegible]
16) [illegible]
17) [illegible]
18) [illegible]
19) [illegible]
20) [illegible]
21) [illegible]
22) [illegible]
23) [illegible]
24) [illegible]
25) [illegible]
26) [illegible]
27) [illegible]
28) [illegible]
29) [illegible]
30) [illegible]
31) [illegible]

(47) Phaedria 473
(48) Lysidamus 482, 484
(49) Cleareta 15, 208
(50) Phaedria 86 Lysidamus 454
(51) 1 Pentameter 19, 24
(52) Phaedria 136 Cleareta 14, 144
(53) Lysidamus 487, 488 Pentameter 11, 154
(54) Iunx 334 to 0 338
(55) Iunx 335

König Friedrich von Böhmen und die Eroberung der Pfalz bei Rhein

Der neue Böhmische Monarch, welcher seit [illegible] seine
nachbarlichen Provinzen, sonder Zweifel Mehrerung, aus Ehr-
geitiger Intention, und Krieg an sich Gemüthsverwirrung
erfunden. Als derselbe sich Friedensweis gegen Kriegen zu
Ehrenpreiswürdiger Erhaltung von sey Würde und hoffen Krieg Be-
gierung zu Böhmen. Königreich Mährungen und Schlesien
nicht allein Gehorsam wie. Wenn auch seiner Mehrheit in Krieg
Pfalzgrafen von 17. und 18. Aug. 1619 einen Brief schrieben Be-
deutete: König Ludwig auch seine Commission, und Friedrich wegen
der selben Mehrheit seinen Landen in Krieg nehmen; absolut sie
damit Mehr sich eine Mehrheit durch Friedrich schaffen, und ohne
Ungelegenheit in seinen Krieg zu verwandeln. Krieg Friedrich handte
und antwortete. Die Krieg, sey Erbkönigreichen, Mehr nicht in
Krieg verwandeln will er, und sie Mehr gebrauchen wollte, welches
sie gleich Mehr auch sey Mehrheit bei Mehrheiten verweigerte
ist. Mehrheiten schienen Mehr gut sey gleich Mehrheit Krieg sey
Pfalzgrafen und Mehrheit sey wollten, allein sey übrige Mehrheiten
Pfalzgrafen Mehrheit sey Mehr sey in verwandeln, aufbrennen verschleuderung
[illegible] gleichen und sey Mehrheit verwandeln verschleuderung
sey Mehrheiten und gleichen sey Mehrheit sey gleichen Krieg
Mehrheiten sey Mehrheit Mehrheiten sey Mehrheit

[illegible]

Frage 1. Inwiefern ist natürliche Religion sich die Geschichte unentbehrlich, inwiefern ist offenbarte Religion geschichtliche Lehren (VIII, 111).

„Die Grundlage der natürlichen Theologie ist die natürliche, das heißt die unvertilgbare, die Selbsterhaltungsbestimmung, und diese Grundlage ist besser als alle Vernunft. Gott antwortet die Vernunft seiner Erkenntniß vorgängige Neugierde, welche er seinen Geschöpfen pflanzte. Er gibt seine Erkenntniß, welche der Neugierde endlich zu thun übrig bleibt und so sich eine leichte Uebergangsbrücke ergänzige, daß sein Dasein möglich wurde. Pflanzen haben sich nicht auf die Grundlagen zu besinnen, und wenn z. B. eine Pflanzenart und Gattungsmodi verschwinden ist, so erhalten die Pflanzen so übrigblich, als die Neugierde. Vorzüge, welche sich der Vernunft von Menschen nicht unterwerfen will, als wäre sie die Quelle, weil ungeschickt auch der Gabe Quelle nicht unterwerfen, als wäre es von Menschen. Es liegen dem Erkenntnisse höchste Pflichte, als wenn es Pflicht zu hoher Vernunft aufsteht und jene Religion, ohne eigene Prüfung, auf solchen Gründen gründet.

„Ein natürliches Leben mag mit Pflicht sagen, und es muß, und wir mögen unsere Erkenntniß durch eigene Kraft über seine Prüfungen hinaus erweitern: aber ein göttliches Leben liegt und nicht mehr, als es für uns geeignet hält, und jene Gnade, den wir, im Vertrauen auf unsere eigenen Kräfte, über seine natürliche Erkenntniß hinaus thun, führt mehr zu größerer Erkenntniß, Leben zu Leichtheit und Freiheit. Endliche Gott, welches und die Vernunft gab, um in einigen Fällen zur Gewißheit, in anderen zu verschiedenen Graden von Wahrscheinlichkeit zu gelangen, hatte nie die Pflicht, daß wir zu Wahrscheinlichkeit der Gewißheit, über den Gründen der Vernunft gegründet, aber gar verwerflich hätten. Wenn besagen einer Erkenntniß mit Pflicht durch alle sicht Prüfungen durchdringungen ist, wenn sie als Glaubwürdigkeit natürliche Neugierde für sich hat, in allen Theilen folgerecht erscheint, nicht endigt, und der mehrere Erkenntniß von einem höchsten Wesen und der natürlichen Religion widerspricht: so verdient sie mit so großen Vorsicht, Anerkennung und Dankbarkeit angenommen zu werden. Die Vernunft hat offenbar alle ihre Rechte geübt und übergibt sich dem Glauben. Es ist gleich vernünftig, vor als höchste Prüfungen zu gründen, als nach ihnen zu gründen.

„Wo ist eine Religion auf Erden erschienen, so geeignet als die christliche, Frieden und Glück unter den Menschen zu verbreiten. Schon das Augenmerk eingeschränkt zu sein, so sehr

den Gebote nicht an der Religion, sondern an der Theologie, welche man mit der Büchse der Pandora vergleichen könnte. Obenauf liegen allerlei gute Dinge, welche andern Völkern gleichen. Kommen wir aber tiefer in diese verschlossen, so ist es doch gut zu wissen, daß sie schon sind.

„Wenn Gottes Name nur nie mit Worten des Menschen entweihet, und auch deshalb eine Schwörung, welche sich zu gross wäre, für eine gottliche hielten. Aber auch die Verwandt des Gott dem menschlichen Geschlechte gegeben; er hat sich Jahrtausende einen Zeugen gemacht und etwas die Treue Patriarchen und Propheten hoher Gerechtigkeit gewürdigt. Daß ein solcher verschiedlicher Gebrauch des Namen und der Gnade ist aber so gottlosig, verwerflich und sündlich gewesen, daß ein Menschenherz kaum begreifen, es können zu lassen. Es hat Gottlose gegeben, welche behauptet: es sei auch keine Sünde, den Namen nicht zu gebrauchen, wenn sie daß Gericht unterblieb. Es hat Leute gegeben, welche die menschlichen Pflichten so hintansetzen, daß sie unbegreiflich und unverzeihlich wurden; während Andere sie so herabsetzen und so viel Mittel anwenden, sich mit Gott auszugleichen, daß es in manchen Fällen schwer erfüllbar, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Den Einen hielt der heilige Wille noch nicht hoch genug; und der Andere kann der sündhafte Mensch noch ein guter Christ, ja ein Heiliger sein. Die Schwörung wurde nicht gegeben, die Menschen von der Verantwortlichkeit der Moralität zu überzeugen, sondern diese Verantwortung durch eine leichte Moralität einzuschläfern.

„Gewiß Verschiedene (z. B. diesen Vorschlag oder diese Verordnung zu widerlegen, nicht für den morgenden Tag zu sagen. Nicht zu verwundern, wo Christus nachschlagen) mögen die Christi verwandtesten Prophezeiungen und Schlüsse gegeben haben, Verwandt und Schädigung verwirren hingegen, daß sie, als abgeschlossene Pflichten betrachtet, unpraktisch, mit dem Zustand und den Bedingen der Natur unvereinbar und für die Glückseligkeit gefährlich sind. Man hat sie bei Seite gelegt, und nur einige Mindestheiten gelten vor, sie zu beobachten. Ja, vorhergesagt mit dem Christlichen Christi, hat die Kinder aus Gewissen, Recht, Pflichte, Freiheit, Verantwortlichkeit, Gottesfurcht u. s. w. erfunden, welche als zum Vorbilde der Christlichen Tugend, die Christen von der Schuld bis zum Tode beständigen und als dem Gerichte und dem Strafleiden des Evangeliums gerechtig widersprechen. Hiermit steht eine Erleichterung in Verbindung, welche erst mit dem Christenthum in die Welt trat: daß man nämlich die bürgerlichen Verpflichtungen billigte wegen Meinungen und Ansichten

ob der abstractesten Speculation, welche für bürgerliche und politische Interessen von der geringsten Wichtigkeit waren.

„Verglichen mit den Apostel Paulus mit den Evangelisten und einigen anderen Aposteln, so zeigt er sich als ein Erweiterer und schriftlicher Ausleger. Sein System ist mit viel Eigensinn vermischt, und wir können ihn weit als Vater aller künftigen Theologie betrachten. Daher so viele Spitzfindigkeiten, welche man jetzt religiöse nennt. Wer sich für seine Partei erklärt, heißt ein Ungläubiger; wer einer Partei angreift, wird von allen anderen dem Teufel übergeben. Da nun Rechtgläubigkeit und Ketzerei nach der Stärke und Schwäche der Partien festgestellt wird, so wechselt nur die Rolle der Verfolger und Verfolgten; aber Verfolgung und Unduldsamkeit hört niemal sein Ende."

No. III. „Wenn wir auch den Ursachen forschen, welche die allmählige Verwandlung der christlichen Lehren herbeigeführt haben, so scheint sie mir hervorgegangen: 1) aus einer Mischung morgenländischer Theorie der Philosophen mit der Schwärmerei der ersten Christen; 2) in dem exegetischen Gebrauche, vielen Stellen der Schrift eine doppelte Deutung zu geben; 3) in der Dogmatik der Tradition; 4) in dem Umstande, daß die Geschichte alter Kirche viele und andere Umstände bewegten, um eine Herrschaft über die Gewissen zu erlangen. Da wie die Lehren liegen, sind die eingeschwärzten Zusätze der Religionen und die wahren Zwecke der bürgerlichen Gesellschaften so verschieden, daß sie einer verschiedenen Leitung und einer verschiedenen Unabhängigkeit bedürfen.

„Die Verfassung der englischen Kirche scheint zu passen für einen großen Staat, für den katholischen für die Fürstenthümer Deutschlands, für calvinistische für einen kleinen und armen Fürsten. Die Reformation, welche in vielen Staaten den Anfang der Christenheit verbessert hat, machte überall dem Menschen ein Ende, und der geistliche Despotismus suchte nicht mehr in die bürgerliche Herrschaft hineinzugreifen und das Geld der Gläubigen an sich ziehen. Aber auch die protestantischen Kirchen gehalten untereinander und verfolgen sich mit so viel Bitterkeit, daß sie den Katholiken gerechte Veranlassung zum Tadel geben. Liegen die Schriften, so wurde aber religiöse Gewissen und Freundschaft ein Ende nehmen; lassen Interpretatoren, so verbreitet das Christenthum in endlose kleine Sekten; fangen die Unterscheidungen, so wird Verfolgungssucht die Grundlage, zum Verderben der Staaten und zur Schande der Christenheit."

No. IV. „Das Christenthum ist auf Glauben gegründet, und Glaube entspringt durch Gnade. Wer keinen Glauben hat,

kann ein Gesetz nicht erfüllen, welches ungefähr ebenso sehr im Glauben, als im Handeln besteht, und ob ihm Gnade zu Theil wird, hängt nicht von ihm ab. Daß die christliche Lehre nichts enthalte, als das Gesetz der Natur, bekräftigt durch eine neue Offenbarung, räumt jeder Freund des Christenthums ein, und die ärgsten Feinde wagen nicht es zu leugnen, wenn sie gleich die Wirklichkeit der Offenbarung bestreiten. Das Licht der Natur kann (gerade das der Sonne) verdunkelt, es kann aber nicht ausgelöscht werden. Klarheit, Genauigkeit und Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge sind die Vollkommenheiten der menschlichen und noch weit mehr der göttlichen Gesetze. Die Religion der Natur lehrt Gott im Geiste und in der Wahrheit, das heißt, innerlich und aufrichtig verehren. Sie verwechselt weder geistlichen Stolz und Schwärmerei, noch theatralischen Pomp und abergläubische Gebräuche mit der rechten Gottesverehrung.

„Die Pforten der Hölle haben die Kirche noch nie überwältigt: weit aber hat der Teufel viel arge und gefährliche Einfälle in ihr Gebiet gethan. Auch ist Schwärmerei so wenig ein Beweis für die Wahrheit einer Religion, als das Martyrthum Beweis für eine gute Sache. Es gibt nichts Lächerlicheres und für die Menschheit Beklagenswertheres, als daß man eine besondere Klasse von Personen bildete, nicht allein um den öffentlichen Gottesdienst zu leiten und Andere zur Uebung ihrer bekannten Pflichten zu ermahnen, sondern um für alle Uebrigen zu denken und Meinungen über die feinsten Gegenstände der Speculation vorzuschreiben, in deren Betreff sie selbst nie übereinstimmten und welche in keinem nachweisbaren Zusammenhange mit jenen Pflichten stehen.

„In jeder Offenbarung ist und muß etwas Wunderbares sein. Daß Wunder, und wer es zu weit verfolgt, geräth unvermerkt in Grillen seiner eigenen Einbildungskraft. Jene knechtische Theologie hat durch zu viele Erklärungen und Vertheidigungen die offenbarte Religion mehr den Angriffen der Ungläubigen bloßgestellt, als wenn man zu den einfachen Beweisen der Thatsache einer göttlichen Offenbarung fest hätte halten können.

„Findet man wol in den heidnischen Systemen einen Gott, der seinen unschuldigen Sohn opfert, um seinen Zorn über einen Dritten zu stillen? Oder einen Gott, der zugleich sein eigener Vater und sein eigener Sohn ist?

„Die Ansprüche der Priesterschaft in Hinsicht auf die Verleihung von gut und böse bedürfen keiner Hypothese zu ihrer Aufrechterhaltung für den demüthigen Gottesfürchtigen; wenn sie aber einer solchen bedürfen, so erscheint die von kurzsichtigen Pr

lehnungen und Strafen ungenügend. Alle Anklagen der Gottheit in jener Beziehung beruhen auf falschen Darstellungen und willkürlichen Annahmen (V, 2). Ebenso irrig ist die Behauptung: die Ordnung der Natur sei jetzt umgekehrt und zerstört, so daß Glück in der Regel mit dem Laster, Unglück mit der Tugend verbunden erscheine (V, 6). Ergebung in den Willen Gottes ist die wahrhaft großartige Gesinnung. Hingegen ist es das sichere Kennzeichen eines kleinlichen und niedrigen Geistes, die Vorsehung zu tadeln und gegen sie anzukämpfen, und anstatt den eigenen Wandel zu verbessern, sich zum Hofmeister unseres Schöpfers aufzuwerfen (Upon exile XI, 179).

„Die beobachtenden Naturphilosophen haben dem echten Theismus mehr Dienste geleistet, als alle metaphysische Raisonnements a priori; oder um noch etwas Bestimmteres und gleich Wahres zu sagen: sie nutzten ihm mehr, als Geistliche und Atheisten im Bunde ihm schadeten.

„Eine Hauptquelle von Irrthümern ist die Annahme: daß die ganze Welt nur um der Menschen willen gemacht und ihr Standpunkt der Betrachtung und Beurtheilung der einzig richtige sei.

„Ich sage nicht: der Glaube an ein künftiges Leben sei ein Irrthum; ich sage nur, es könne durch die Vernunft nicht demonstrirt, erwiesen werden. Die wahre Grundlage dieses Glaubens ist in der Offenbarung gegeben. Aber freilich, das synthetische Verfahren, durch Gründe oder Argumente a priori zu schließen und zu beweisen, ist für viele philosophische und theologische Zwecke sehr bequem; man vergißt darüber ganz das analytische Verfahren, und geräth in ein leichtsinniges Selbstvertrauen. Mögen Andere über ihren künftigen Zustand besorgt sein, sich fürchten, oder freuen, je nachdem Vorurtheil, Einbildungskraft, Gesundheit, Krankheit, ja ein finsterer Tag, oder heller Sonnenschein auf sie einwirken: die Ruhe meines Gemüths gründet sich auf den unwandelbaren Felsen, daß mein künftiger, wie mein jetziger Zustand von einem allmächtigen und weisen Schöpfer angeordnet ist, und diejenigen gleich thöricht und anmaßend sind, welche phantastisch in die Zukunft hinüberschweifen, oder sich über die Gegenwart beklagen."

Pp. V. „Die Gerüchte, Legenden, Ueberlieferungen von dem wunderbaren Eingreifen einer *besondern* Vorsehung verdienen um so weniger Glauben, als sie in der Regel eine wieder gut zu machende Verkehrtheit der *allgemeinen* Vorsehung nachweisen sollen.

„Orthodoxie hat an einer Stelle und zu einer Zeit diesen Inhalt, und ist wiederum etwas anderes an anderen Stellen

und Orten, oder gar an denselben Orten. So wurden z. B. Leute in England zu dem Glauben gezwungen, für welchen man sie ein andermal verbrannte. Kann man glauben, der rechtlichste, alle Gebote der natürlichen Religion erfüllende Mann werde ewig verdammt, wenn er nicht alle Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten des athanasischen Bekenntnisses glaubt? Jedes Kind werde ewig verdammt, das nicht mit dem Taufwasser abgewaschen sei? Nach solchen Erfindungen künstlicher Theologie vertheilen die Priester der verschiedenen christlichen Bekenntnisse Lohn und Strafe.

„Der Theist zeigt sich als ein furchtbarerer Feind des Atheisten, denn der Priester, weil dieser überall schwache Seiten darbietet und durch sein theologisches System in Verlegenheit gesetzt wird."

So weit der wesentliche Inhalt von Bolingbroke's philosophischen und theologischen Ansichten. Jetzo mögen einige charakteristische Stellen und Auszüge aus seinen politischen Schriften folgen.

Bd. IV. „Niemals lebten die Menschen außerhalb aller Geselligkeit, und vor den Völkern waren schon die Familien vorhanden. Politische Genossenschaften erwachsen aus den natürlichen; und bürgerliche Regierungen bilden sich nicht durch das Zusammenlaufen von Einzelnen, sondern durch das Aneinanderschließen von Familien. Von Natur gibt es keine persönliche Gleichheit aller Menschen; es zeigt sich vielmehr unter ihnen eine größere Verschiedenheit, als bei irgend einem anderen Geschlecht erschaffener Wesen. Der Stand der Natur ist dem bürgerlichen keineswegs so entgegengesetzt, wie Manche lehren; auch gab es nie eine bloße Anarchie, ohne irgend eine Art der Regierung. Die Art, wie Filmer alle Gewalt unbedingt den Königen zuschrieb, ist eine der größten Thorheiten, welche je zu Papier gebracht wurden. Locke's Eifer, diese falschen Lehren über Regierung zu widerlegen und die Sache der Freiheit zu vertheidigen, führte ihn aber irrig in ein anderes Aeußerstes. Er nimmt einen Stand der Natur an, wie er nie vorhanden war, und läßt die bürgerlichen Gesellschaften auf eine nie ausgeführte Weise gründen."

Bd. VI. „Ich empfehle keinen Geist der Willkür und des Widerspruchs, woraus Aufruhr und Unordnung hervorgeht, und der jeden Staat häufigen und gefährlichen Krämpfen aussetzt. Ebenso wenig billige ich jene verdrießliche Stimmung, welche bisweilen vorherrscht und die Harmonie der geselligen Verhält

nisse auflöset. Wol aber behaupte ich: in keinem Lande sei Freiheit auf die Dauer sicher, wenn sie nicht mit steter Eifersucht bewacht und durch einen festen Entschluß des ganzen Volkes beschützt werde. Freiheit ist eine zarte Pflanze, welche nimmer blüht, wenn der Boden dazu nicht geeignet ist; und kein Boden ist lange dazu geeignet, sobald er nicht mit steter Sorgfalt bebaut wird. Worte, Gesetze, Befehle schützen die Freiheit nicht, sobald der Geist entweicht, welcher ihr das Leben gab. Auch sind die besten Gesetze ein todter Buchstabe, ja oft ein Uebel, wenn man sie nicht muthig und ehrlich anwendet.

„Wir dürfen nicht glauben, daß die Freiheit Roms verloren ging, weil eine Partei für ihre Erhaltung und die andere, siegreiche, für die Gründung der Tyrannei focht. Nein! Der Geist der Freiheit war todt, und der Geist blos eigennütziger Faction herrschte auf beiden Seiten. Jener Geist der Freiheit behält überall das allgemeine, nationale Wohl im Auge und opfert sich für dasselbe, während ihm persönliche und Privatvortheile gleichgültig sind. Der Geist der Faction hingegen wird lediglich für diese Vortheile thätig und kümmert sich in keiner Weise um jenes Wohl.

„Die Regierung der englischen Elisabeth ist ein durchgehender Beweis, daß die Macht der Erhaltung einer begrenzten Monarchie von einem guten und weisen Fürsten niemand besser anvertraut werden kann, als dem gesammten Volke, und daß der Geist der Freiheit einem Fürsten nicht blos größere Kraft, sondern auch mehr Bequemlichkeit und Wohlbehagen verschafft, als jemals blinde Unterwürfigkeit und blos leidender Gehorsam gewähren können. Es gibt keinen Theil der englischen Geschichte, ja wol kaum einen Theil der Geschichte irgend eines anderen Volkes, welcher von Herrschern und Unterthanen so verdiente erforscht zu werden, als die Regierung der Königin Elisabeth. Zu ihrer Zeit glich die Lage Englands einer von außen durch mächtige Feinde belagerten Stadt, und im Innern ausgesetzt dem Aufruhr und Verrathe. Daß sich eine Stadt unter solchen Umständen vertheidigen und durch eigene Macht den Feind zur Aufhebung der Belagerung zwingen könne, geht schon über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus. Daß aber, während dies Alles geschieht, die Einwohner alle Unbequemlichkeiten einer langen und hartnäckigen Belagerung gar nicht fühlen, sondern reich und allmälig sogar fähiger werden, den Feind mit Erfolg anzugreifen, als sie anfangs im Stande waren ihre Mauern zu vertheidigen; daß, während ringsum Krieg, Verwirrung und Elend aller Art herrschen, zugleich Ruhm und

Friede und Wohlstand glänzend aufblühen, — das scheint eine Fabel aus irgend einer ausschweifenden Dichtung.

„Woher nun diese erstaunenswerthen Wirkungen ihrer Regierung? Sie war weise genug, einzusehen, daß, um mächtig zu sein, sie ihr Volk unterwerfen, oder betrügen, oder gewinnen müsse. Die beiden ersten Wege, das sah sie, waren schwer, gefährlich, unrühmlich: der dritte hingegen leicht, sicher und ruhmvoll. Kopf und Herz trafen zusammen, ihre Wahl zu bestimmen, und so ward sie bald die geliebteste, populärste Person im Königreiche. Während ihrer Regierung war der Sinn des Hofes, des Parlaments und des Volks einer und derselbe, und wenn sie von ihrer eigenen Stärke Gebrauch machte, setzte sie die des ganzen Volkes in Bewegung. Nichts von dem, was sie foderte, ward ihr vom Parlamente abgeschlagen, weil sie nichts foderte, was das Volk abgeschlagen hätte. Sie vertraute so ganz seiner Liebe, daß sie jede andere Berechtigung der Krone abzulehnen schien. In den Herzen ihrer Unterthanen lag ihre Sicherheit, und sie konnte deshalb Zweifel über ihren Rechtstitel verachten. Natur und Kunst bildeten sie für ihren Beruf. Sie besaß Würde, ohne Stolz, und wenn sie sich um den Beifall des Volks bemühte, so that sie es wie eine Königin, und jede That und ihr ganzes Leben bestätigte zugleich ihre Güte und ihre Weisheit.

„Fast die erste und wesentlichste Bedingung, um Liebe und Zutrauen eines freien Volkes zu gewinnen, ist, daß man von demselben weder gefürchtet, noch verachtet werde. Nie hatte Elisabeth das letzte zu besorgen, und sehr früh erhob sie sich über allen Verdacht hinsichtlich des ersten, obgleich manches bedeutende, ja bedenkliche Recht von der Krone geübt wurde. Ein offen geübtes Recht ist aber für die Freiheit nicht das gefährlichste, weil höchstens Einzelne leiden mögen, das ganze Volk aber dagegen auf seiner Hut ist. Die gefährlichsten Angriffe auf die Freiheit sind die, welche überraschen, oder allmälig untergraben, oder den Vorwand einer Beförderung der Freiheit vor sich her tragen.

„Ein Fürst, der (wie Elisabeth) seine Interessen nie von denen des Volkes trennt, wird in der beschränktesten Monarchie unbeschränkte Gewalt besitzen. Elisabeth ward von dem Geiste der Freiheit gestützt und getragen; sie bezwang hingegen den Geist der Faction. Einige ihrer Nachfolger, welche diese Wahrheiten nicht erkannten, oder unfähig waren, danach zu handeln, fühlten in den Schranken der englischen Verfassung nur Fesseln. Der Geist der Freiheit trat ihnen entgegen, oder stützte sie doch nicht; während sie den Geist der Faction begünstigten, um Verderben ihrer Personen, ihrer Familien, ja des ganzen Volkes

„Jakob I. war überladen mit Eingelerntem, nicht gebildet durch Kenntnisse, unwissend über die wahren Regierungsgrundsätze, fremder der englischen Verfassung durch seine Denkweise als durch seine Geburt, eigensinnig und doch nicht beständig, misleitet durch Eigenliebe und bestätigt in seinem Irrthume durch die höchste Pedanterei. Er erwartete Liebe und foderte Gehorsam, blos weil ihm die Krone auf den Kopf gefallen war. So thöricht nun auch die Ansichten und Grundsätze sind, mittelst deren Jakob sein Ansehen begründen wollte, fand er doch Leute, die sie annahmen; denn zu allen Zeiten gibt es solche dem Betruge unterworfen, der Versuchung ausgesetzt und der Corruption geneigt. Durch die Grillen und Schliche seiner Regierung beschwur Jakob den Sturm herauf, welcher seinen Nachfolger zu Grunde richtete. Als es zur offenen Fehde kam, war nicht mehr die Rede von Erhaltung der Verfassung, sondern von der Art und Weise ihrer Zerstörung. Dies konnte geschehen unter dem Vorwande des Königthums, wie unter dem Vorwande der Freiheit; wir hätten in unbeschränkte Herrschaft verfallen können, wir fielen in unbegrenzte Anarchie. Indeß herrschten Factionen 10 Jahre lang am Hofe, bevor sie im Volke überwogen. Sie waren Grundsatz auf einer Seite, Zufall oder Nebensache auf der anderen. Geistliche und Hofleute griffen die Verfassung an; Puritaner und Republikaner, oder vielmehr ein buntes Geschlecht von eigentlichen Schurken und närrischen Schwärmern richtete sie zu Grunde. Doch wäre das letzte nie geschehen ohne das erste.

„Jakob I. bewies: man könne viel lesen und schreiben, und doch ein unwissender König sein.

„Wenn die Grundlagen einer freien Regierung angegriffen, oder überhaupt Plane zu allgemeinem Schaden des Volkes verfolgt werden, so kann man dem Volke und selbst seinem Fürsten keinen bessern Dienst erweisen, als bei Zeiten und kräftig zu widersprechen. Denn der Ausgang zeigt jedesmal, daß diese Widersprechenden die besten Freunde der Völker und Fürsten sind, mit so gehässigem Namen man sie auch anfangs belegen mag. Sich Dingen, welche nicht tadelnswerth, oder unbedeutend sind, dergestalt zu widersetzen, daß daraus Unordnung hervorgeht, ist gewiß factiös, parteisüchtig; aber es ist auch Faction, und zwar der schlechtesten Art, gar nicht, oder nicht im Ernst zu widersprechen, wenn es sich von Gegenständen der höchsten Wichtigkeit handelt.

„Karl I. kam, aus der irrigen, absolutistischen Schule seines Vaters, als ein Parteihaupt auf den Thron und setzte die Eingriffe in die Rechte des Volkes fort, während er sich ein-

bildete, er vertheidige nur seine eigenen; (VII.) Jakob II. ließ sich durch das Schicksal seines Vaters nicht warnen, sondern betrat denselben gefährlichen Weg.

(An Windham. IX.) „Freiheit, Verfassung sind unbestimmte Worte, die einer näheren Erörterung bedürfen. Die englische sichert gegen das Elend, welches von einfachen Verfassungen unzertrennlich erscheint, und ist den Mängeln gemischter Verfassungen so wenig als möglich unterworfen. Sie kann dem Fürsten nur lästig sein, wenn er sehr schwach oder sehr böse ist, und nur zerstört werden, wenn das Volk sehr und allgemein verderbt ist. Unbeschränkte Monarchie ist Tyrannei; unbeschränkte Demokratie ist Tyrannei und Anarchie obenein. Aristokratie, aufgestellt zwischen diesen beiden, muß einer von beiden zufallen. Entweder entsteht, wenn die wenigen Regierenden einig bleiben, eine, und vielleicht die härteste Tyrannei; oder umgekehrt, wenn sie uneinig sind, wachsen Parteien und Unordnungen hervor, so arg wie in der wildesten Demokratie.

„Es kann keinen größeren Fehler in der Politik geben, als wenn der Adel in einer Monarchie duldet, daß dem Volke seine Freiheiten genommen werden. So geschah es in Castilien.

„Dem römischen Staate fehlte zur Zeit der Republik der monarchische, dem französischen stets der demokratische Bestandtheil.

(A patriot king. X.) „Keine schlechte Regierung kann göttlichen Rechtes sein. Der bloßen Speculation erscheint nichts thörichter, als ein erbliches Anrecht, Menschen zu regieren: in der Praxis ist nichts thörichter, als bei jeder Thronerledigung einen König zu erwählen.

„Eine gemäßigte Monarchie ist die beste aller Verfassungen, eine Erbmonarchie die beste der Monarchien. Die Monarchie läßt sich eher durch Aristokratie und Demokratie ermäßigen, als die letzten Formen, wenn sie vorherrschen, durch einen monarchischen Bestandtheil. In jedem Staate muß eine letzte, höchste, unbeschränkte Macht sein; es ist aber keineswegs nöthig, sie blos Einem zuzuweisen.

„Echte Vaterlandsliebe beruht auf großen Grundsätzen und wird durch große Tugenden gestützt. — Unbedingte Unveränderlichkeit kann und soll in keiner menschlichen Angelegenheit erreicht werden. Nie darf ein rechter König blos durch eine Partei regieren: er soll der Vater seines ganzen Volkes sein."

Soweit der darstellende Auszug aus Bolingbroke's Werken; es sei erlaubt, demselben einige Bemerkungen anzuhängen.

Vergleichen wir den umfassenden, in sich folgerechten und zusammenhangenden Inhalt dieser Werke mit Bolingbroke's öffentlichem Leben, so zeigt sich (wie er auch selbst nicht leugnet), daß Ehrgeiz und Leidenschaft ihn (zu seinem großen und hartgebüßten Schaden) mehre Male von der rechten und sogar für recht erkannten Bahn abgelenkt und zu wesentlichen Irrthümern verführt haben. Daher kann man wol sein eigenes Wort (an Windham IX, 59) auf ihn anwenden: „selbst der größte Genius ist unfähig, den Geist Anderer richtig zu erkennen, wenn er seinen eigenen überhitzt hat." Solch eine Schuld zeigt sich z. B. beim Abschließen des Utrechter Friedens und beim Sturze Oxfords, obgleich die Grundsätze und die Handlungsweise seiner Gegner ebenfalls gerechtem Tadel unterliegen. Bolingbroke's größter, nicht wieder gut zu machender Fehlgriff war aber ohne Zweifel sein vorübergehendes Anschließen an Jakob Stuart. Die unveränderlichen Grundsätze dieses Hauses standen im grellsten Widerspruche zu Bolingbroke's politischen, philosophischen und religiösen Ueberzeugungen; und nach kurzer Täuschung sah er ein, daß ihm die rücksichtslose Begeisterung, oder der unbedingte Glaube an Lehrsätze fehle, wodurch mancher Anhänger des vertriebenen Hauses bis zum Tode aufrecht gehalten wurde.

Man könnte Bolingbroke nach heutiger Sprechweise wol einen Liberalen nennen, und doch paßt in anderer Beziehung dieser Name so wenig, daß man ihn ebenso gut als Vorläufer Burke's bezeichnen dürfte. Sehr merkwürdig bleibt es, daß seine bestimmte Abneigung gegen die tyrannischen Grundsätze der Stuarts ihn nicht über ihre Gegner verblendete, und während nachmals die Franzosen die Schwächen und Irrthümer der Letzten recht eigentlich groß zogen und ihre politischen Schlösser auf so schwankendem Grunde erbauten, verwarf Bolingbroke die Lehren vom Naturstande, von einer Geselligkeit vor aller Geselligkeit und bürgerlichen Ordnung, und von einer leeren, inhaltlosen, negativen Freiheit. Als Staats- und Geschäftsmann konnte er sich ebenso wenig in das täuschende Wolkenbild einer bloßen Demokratie oder einer Wahlmonarchie verlieben, wogegen er mit Scharfsinn die Vorzüge der gemischten Verfassungen, insbesondere der englischen, entwickelte, der Königin Elisabeth (im Gegensatz zu ihren Nachfolgern) eine so glänzende als wahre Lobrede hielt, gründlich eine edle Opposition von verwerflichen Factionen trennte, und die große, selten anerkannte Wahrheit aussprach: die rechte Beschränkung sei in einem Staate für alle Theile die wahre Befreiung.

Was Bolingbroke über die Nothwendigkeit einer schärferen Kritik, insbesondere der älteren Geschichte und der biblischen Schriften behauptete, ist damals heftig bestritten, allmälig aber zum großen Theil angenommen und darauf gründlich, oder leichtsinnig fortgebaut worden.

Hiermit in genauem Zusammenhange stehen des Lords philosophische und theologische Ueberzeugungen. Sein Leben und seine Stellung als Staatsmann hatten darauf wesentlichen, theils fördernden, theils hindernden Einfluß. Gewiß war es lehrreich und nützlich, viele Dinge einmal aus einem neuen Standpunkte zu prüfen, und die Bedeutung der Ergebnisse kann wenigstens in der Beziehung nicht geleugnet werden, daß sie, trotz aller Widersprüche, vielen Anklang fanden. Der Fehler beider Theile dürfte wesentlich darin liegen, daß Bolingbroke in seinen Angriffen, seine Gegner in ihren Vertheidigungen zu weit gingen. Jener schonte und erkannte keineswegs immer das wahrhaft Würdige und Heilige; diese wollten auch Thorheiten und Mißbräuche retten und selig sprechen. Jener ließ sich in seinen Urtheilen zu tadelnswerther Anmaßung verleiten; diese schmückten sich mit falscher Demuth.

Oft ist Bolingbroke mit späteren Franzosen, z. B. mit Voltaire, zusammengestellt und verglichen worden: es finden sich aber fast ebenso viel Punkte der Unähnlichkeit, als der Aehnlichkeit. Zuvörderst hatte er für seine Zwecke viel größere, wenn auch nicht immer unbefangene Studien gemacht und war leichtsinnigem Zweifeln und witziger oder unwitziger Frivolität noch keineswegs darum hingegeben, weil er an vielem Philosophischen, Religiösen und Kirchlichen Anstoß nahm.

So scharf er sich auch wider alle transscendente Speculation erklärt, ist Er in Beziehung auf die Lehre von Gott unerwartet der bestimmteste Dogmatiker und hält den Beweis für dessen Dasein für so unwiderleglich, als die Gewißheit von der eigenen Persönlichkeit. In Bolingbroke zeigt sich von dieser, ich möchte sagen seiner Festung aus als Optimist, und ein Werk, wie Voltaire's Candide, steht allen seinen Lehren und Ueberzeugungen schnurstracks entgegen. Ebenso wenig kann er sich, trotz aller Abneigung gegen spiritualistische Speculationen, entschließen, einer blos sinnlichen Philosophie kurzweg zu huldigen; wol aber drängt ihn das Bedürfniß, einen sicheren, fest umgrenzten Boden zu gewinnen, an mehren Stellen bestimmt die große Aufgabe auszusprechen, deren Lösung Kant in den Mittelpunkt seiner Philosophie stellte. Man müsse Umfang und Grenzen der menschlichen Erkenntniß erforschen und

nachweisen, ob und wie weit die reine Vernunft im Stande sei, dieselbe im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf besondere Erkenntnisse, zu erweitern. Merkwürdig, daß Bolingbroke für seinen Theismus diese Aufgabe weder braucht, noch fürchtet; und daß er die menschliche Unsterblichkeit für unerweisbar hält, ohne, auf dem Kant'schen Wege, andere als speculative Beweise zu ahnen oder zu erkennen. Ebenso hat Bolingbroke unsere Unwissenheit über Ursachen und ursachlichen Zusammenhang zwar erwähnt, er konnte aber in dieser Richtung nicht mit der Kühnheit Hume's vorschreiten, da ihm sein dogmatischer Theismus den Hauptweg versperrte.

Ueberall zeigt sich Bolingbroke stärker in Bestreitung des Nichtigen oder Uebertriebenen, als in Begründung des Positiven und Wahren. Er erkennt verdammliche Auswüchse, thörichte Irrthümer, falschen Schmuck, und hat viel davon für immer zertrümmert; aber durch all die mühseligen Geschäfte, Arbeiten und Kämpfe ist sein Geist ermüdet, sein Blick gefesselt, sein Gefühl zu einseitig, um manche höhere Wahrheit zu erkennen, über welche sich Irrthümer hingelagert hatten; um die echte Schönheit zu bewundern, welche geschmacklose Verehrer durch schlechten Schmuck zu veredeln wähnten.

Mit Recht preiset er die beobachtende Naturphilosophie; aber er vergißt, daß eben der Geist es ist, welcher Beobachtungen und Versuche anstellt, leitet und beurtheilt, und daß die Beobachtungen des eigenen Geistes und die Frage nach seinem Verhältnisse zum göttlichen Geiste eine wesentliche Aufgabe der Philosophie ist und bleibt. Zwischen Atheismus und metaphysisch-theologischen Lästerungen liegt die rechte Philosophie und Religionslehre in der Mitte; Glauben und Wissen fallen zwar nicht zusammen, stehen sich aber auch nicht feindlich gegenüber, und ebenso wenig die Zwecke der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft, oder die natürlichen und die geoffenbarten Pflichten.

Daß Bolingbroke dem fromm-gläubigen Standpunkte für Aneignung und Beurtheilung des Christenthums abhold war, hat keinen Zweifel. Zu seiner und vieler Anderer wo nicht Rechtfertigung, doch Entschuldigung gereicht indeß: daß damals die Schale so oft dem Kerne, die Zuthat dem Wesen vorgezogen und greuliche Unduldsamkeit von Eiferern aller Bekenntnisse als höchstes Recht und löblichste Pflicht dargestellt wurde. Sobald man die natürliche Richtung jener Zeit und ihren Gesammtinhalt berücksichtigt, wird übermäßiger Verehrung wie übermäßigem Tadel ein richtiges Ziel gesetzt und Bolingbroke weder den tiefsinnigsten Philosophen und Theologen beigezählt,

noch mit leichtsinnigen Schwätzern, oder gar mit Atheisten in eine Klasse geworfen werden. Er hat unabweisliche Ansichten und Aufgaben mit Geist und Ernst hingestellt, und wenn auch seine Lösungen nicht überall genügen, doch viele schwache Stellen des Gedankes nachgewiesen, und aus dem Schlafe der Trägheit, oder Anmaßung, zu neuer Thätigkeit und festerer Begründung liebliche Veranlassung gegeben.

9.

Diderot und seine Werke.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 16. März 1831.

In der Abhandlung, welche ich am 29. Julius 1819 die Ehre hatte über Lord Bolingbroke vorzulesen, machte ich auf die Wichtigkeit derjenigen Männer aufmerksam, welche zwar nicht den philosophischen Meistern beizuzählen sind, aber doch als kluge Liebhaber der Philosophie und verwandter Wissenschaften mächtig auf ihre Zeit einwirkten und zugleich deren Wesen und Inhalt in merkwürdiger Weise zurückspiegelten. Ohne Zweifel gehört der Franzose, von welchem ich heute sprechen will, der so eben bezeichneten Klasse an, und verdient um so eher an diesem Orte umständlicher charakterisirt zu werden, da er Mitglied unserer Akademie war.

Denys Diderot[1]) geboren im October 1713 zu Langres in der Champagne, war der Sohn eines geachteten Messerschmieds, zeigte schon früh bedeutende Anlagen und ward in einem Jesuitencollegium[2]) zu Paris erzogen, ohne in die Denkart des Ordens einzugehen. Liebe zu den Wissenschaften und Abneigung, irgend ein bürgerliches, gemeinnütziges und einträgliches Geschäft zu ergreifen, gingen bei ihm (wie bei so manchem talentvollen jungen Manne) Hand in Hand. Sein Vater besaß weder Reichthum, noch Willen, allen den hieraus entstehenden Verlegenheiten des Sohnes abzuhelfen; und diese mehrten sich noch durch die übereilte Verheirathung mit einer Frau, welche anfangs schön, stets künstlich und in ihrer Weise fromm, aber nicht im Stande war Diderot für immer zu fesseln. Daher andere Liebschaften, welche zwar zum Theil geistig und über Gemeinheit erhaben sein mochten, aber doch durch ihre

amplatonische Ideen den Haushalten hören und zu übertriebenen Aufgaben Veranlassung geben. In angestrengter Thätigkeit suchte Diderot Trost und Beruhigung und Erwerb; doch war es gewiß nicht das Gefühl innerer Zufriedenheit, welches ihn antreiben ließ [1]: „wehe dem, welchem seine Arbeit nicht Quelle seines größten Genusses, und der nicht mit dem Beifalle Weniger zufrieden ist.“

Nur eben der gerechte Beifall, welchen er als sehr geistreicher Gesellschafter fand, führte ihn oft vom Arbeitstische hinweg, auch größte er, daß er hier gern gut und viel sah und wußte [2]. Die Zeugen dieser unbändigen Lebens- und Geistesfreudigkeit blieben indeß nicht aus, und in einem Augenblicke aufgezwungenen Müssiggangs schrieb er darüber [3]: „Unter Schmerzen sollte geboren werden, ein Spielzeug von Unwissenheit, Noth, Krankheit, Verlust und Leidenschaft, Schritt vor Schritt zum Kindesalter emporklimmen, verlieren mit Schmerz und Narben aller Art, nicht wissen woher man kommt, wohin man geht, wozu man da ist; — das nennt man das wichtige Geschäft unserer Nächte und der Tage, — das nennt man Leben!“

Durch die Großmuth der Kaiserin Katharine ward Diderot endlich in eine äußerlich unabhängige Lage versetzt und man hoffe unverschämt: mit der Befriedigung aller irdischen Sorge werde auch sein Geist freier und heiterer gewordene sein. Statt dessen schreibt Diderot bald darauf seiner Geliebten, dem Fräulein Volland [4]: „Wie oft unterhalten wir uns thörig über die Dinge, wie oft werden wir kindischerweise betrogen, welche wir lieben erwarten. Ich sah durch die Kaiserin Katharine mein Vermögen in einem Augenblicke verdoppelt und die Ausstattung meiner Tochter zur Hand, ohne meine mäßigen Einnahmen anzugreifen. Ich sah die Annehmlichkeit und Ruhe meines Lebens gesichert; ich freute mich darüber, Sie freuten sich mit mir. — Und nun, jetzt, was hat mir das gebracht, was ist wahr, was ist in dem Allem? Die Güte der Kaiserin zwang mich im ersten Augenblicke zu außerordentlichen Ausgaben und einer Anleihe. Diese Anleihe verminderte mein kleines Einkommen. Die neue Art der Verwendung meines Geldes, die im voraus genommene Einnahme, führte zu einem zweiten Anleihen, und auf diesen Zahlungen, Anweisungen und Abrechnungen häufte sich Alles auf. Nehmen hinübergenommen, ohne daß ich auch nur einen Augenblick lang reicher gewesen bin, aber verschwendet habe.“ — Diese Bekenntnisse erweisen, daß Mangel, Ordnung und Selbstbeherrschung unentbehrlich sind und nicht zum Lebensglücke beitragen, die einzige Glückgöttin, welche

immer nur Wenigen zu Theil werden können, und doch kann es oft zum Unglück, als zum Glück gereichen.

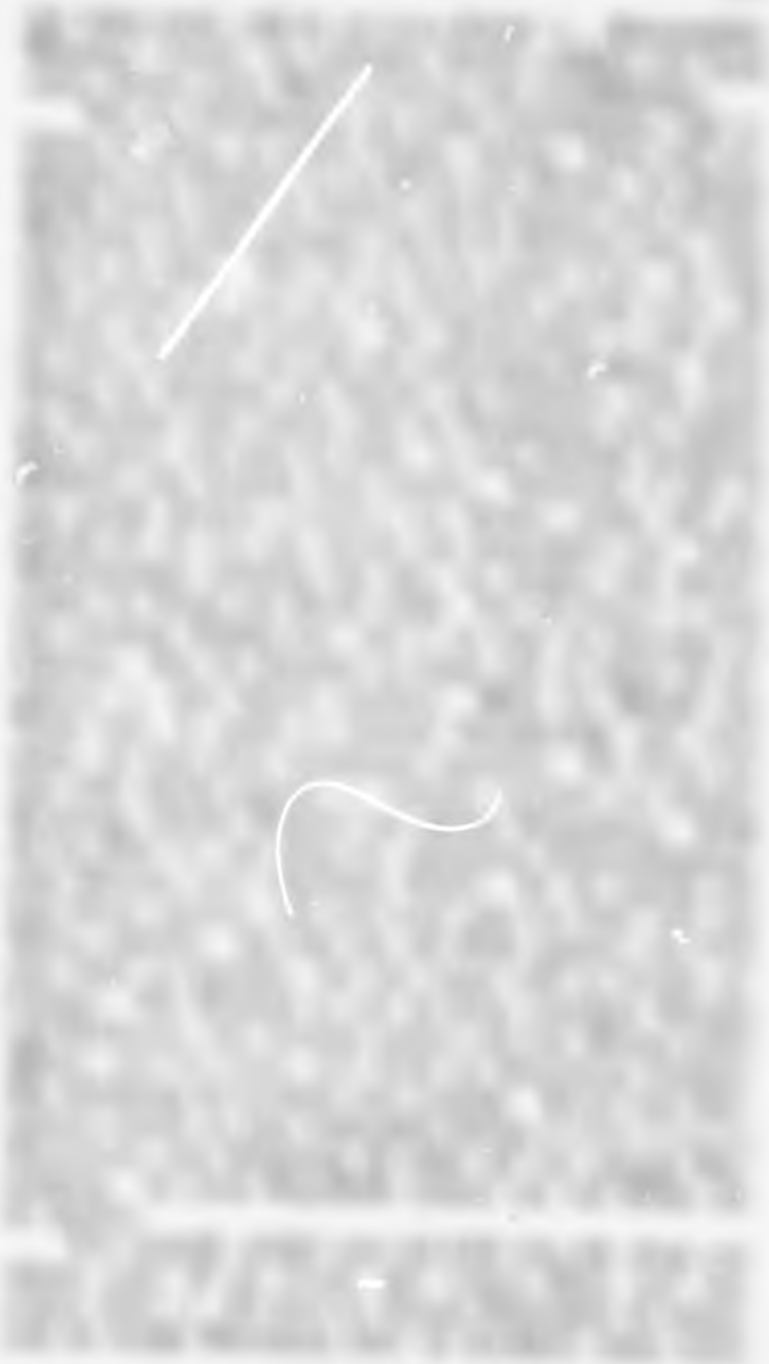
Von einem anderen Standpunkte konnte man es ebenfalls als ein unbegreifliches Glück betrachten, daß Diderot einstimmig zum Mitgliede der französischen Akademie gewählt wurde; aber Ludwig XV. bestätigte die Wahl nicht, theils weil Voltaire den König beherrschte, theils weil Diderot allerdings zu manchen Bedenklichkeiten Veranlassung gab. Diese Bedenklichkeiten hatten in Berlin kein Gewicht: wenigstens haben wir Herrn Formey's Diderot, Doctor der Medizin zu Paris, im Verzeichniß der Mitglieder der Berliner Akademie aufgeführt. Ueber Veranlassung und Art der Aufnahme ist aber weder in den Papieren der Akademie, noch bei königlichen Beamten etwas aufzufinden. Vielleicht brachte die Empfehlung d'Alembert's (der Mitherausgeberschaft der, namentlich von Diderot unternommenen Encyclopädie) die Wahl in Vorgang, welche (in Folge einer Verpflichtung der Mitglieder im Jahrgange der Schriften von 1779) am 6. März 1751 Rechtskraft. Obgleich die Akademie nach den Gesetzen vom 11. Januar 1744 volle Wahlfreiheit hatte und keine höhere Bestätigung vorbehalten war, mag König Friedrich II. im Jahre 1751 die Aufnahme Diderot's gebilligt oder befördert haben; hätte) hingegen den 1. Januar 1744 schreibt er an d'Alembert: Diderot est à Pétersbourg, où l'impératrice l'a comblé de bontés. On dit cependant qu'on le trouve rabrouement ennuyeux; il subsiste sans rien lui enlever chez. Ce que je sais c'est que je ne connois rien de la lecture de ses livres, dont [illegible] lorsque je suis. Il y regne un ton tranchant et une manière qui révolte l'instinct de mes libertés. — Von diesem Urtheile wurden Diderot gehört haben und vermuthlich deshalb auf der Rückreise nach Berlin zu kommen. Auch sahen sich in seinen Principien de politique des souverains frühere Aeußerungen auf den König, und in seinen Pensées heftiger Spott über den religiösen Philosophen.

Diderot starb den 30. Juli 1784. Das letzte Werk, welches seine Tochter von ihm hörte, war: le premier pas vers la Philosophie est l'incrédulité; ein Ausspruch, den man oft in irriger, allerdings gefährlicher Bedeutung hören kann, der sich aber auch in dem Sinne Baron's auslegen läßt, wonach dem ersten Schritte weiter folgen und dann zu Gott geführt werden. Gewiß war jedoch Diderot nicht einer Meinung mit seinem Bruder, welcher sagte: außerhalb der Kirche kein Heil!

Mehr noch als durch sein persönliches Gewicht in den politisch gefährlichen Kreisen wirkte Diderot als Schriftsteller; am

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]



[illegible]

(1) 1925, 1927, 1928
(2) Hamilton, Philosophy of, 1st, Sir William Hamilton
(3) Memoirs, 11, 15
(4) Memoirs, 1.12, 13. See his general Introduction
(5) 2, 1.19
(6) Memoirs, London, by Robertson Nicoll, Hodder and Stoughton & Co.
(7) Book V., 111, 174
(8) Book IV., 12, 14
(9) Book VIII., 1.7.8
(10) 2, 1.27, 1.29, 1.30, 1.31
(11) 1.28, 1.29—1.31, V., 1.32
(12) V., 1.27, 1.29, 1.30, 1.32
(13) 1.31, 1.32
(14) Book VI., 1.29
(15) Book IX., 1.31
(16) Book IV., 1.29
(17) 1.2, 1.32
(18) Quite true of Sir William Hamilton 11 — not Dugald
(19) Memoirs, London, 1.31
(20) Memoirs 12., 1.32
(21) 1.31, 1.32
(22) Hamilton, Sir William, Bart Edinburgh 1.32
(23) Memoirs, London, Hodder & Stoughton
(24) Memoirs, Vol. 1
(25) Hamilton had been Professor, for seventeen years, X., p. 1.32
(26) Hamilton, Sir William, Bart Edinburgh
(27) Memoirs, V., 1.13
(28) 11., 1.32
(29) 1., 1.29, 1.30
(30) Memoirs, London, 1., 1.31, Memoirs 11., 1.28, 1., 1.29, 1.31
(31) Hamilton, Edinburgh 1.31, 1.32
(32) Memoirs, London, 1., 1.31, 1.32
(33) Book 11., 1.31, 1.32
(34) Memoirs, 11., 1.31, Had his Professorship with his friend Sir William Hamilton, if he knew Metaphysics very essential, also with similar success. Even Dugald Stewart had to do his duty Sir William Hamilton's absence with
(35) Hamilton, Edinburgh 1.31, 1.32
(36) Memoirs, 11., 1.31, 11., 1.32
(37) Memoirs, London 11., 1.31
(38) Book 11., 1.32
(39) Upon Edinburgh they wrote the articles Metaphysics and Logic, Mind for September Hamilton," 11., 1.31, for Philosophical Society, Hamilton had to undertake duties as Professorship, and the work, he undertook Logic and Metaphysics for Encyclopædia and Dugald Stewart for Edinburgh, Sir William Hamilton Philosophy and Logic, Mind to Logic for Edinburgh, as 11. Hamilton Philosophy and Logic Edinburgh, and the Professorship, Hamilton almost to 1.31 Edinburgh and Dugald Stewart, and the Professorship as before, was Logic and Mind for Hamilton 11.

10.

Japan.

Die altbuddhistischen Provinzen.

[illegible]

und einzelne japanische Ansiedelungen liegen (nach der Provinz- teilung der Landschaft, in Folge der Verfügung vom 17. Juli 1898) auf südlichen Boden, aber etwas von Dörfern in Übersiedlungen der Provinz.

Die Hauptstadt zählt (nach Angaben aus 1903, der Hauptstadt des Distrikts gleichen Jahrhunderts, beträgt etwa acht Stunden, also genau so weit 9 Uhr in der Nacht ist, ist es in Japan bereits 10 Uhr Morgens.

Die Einteilung des japanischen Reiches ist auch niemals ge- nau eingehalten und wird die politischen Abgrenzungen (1871 — 1890, mit dem Jahre 1890 die 11 Landesgemeinden. Nach allgemeinen sind die Bevölkerungen über die Bevölkerung (1 in Folge von 11 — 10 Millionen, bleibt man 11 — 10 Mil- lionen auf die Provinzhaupt zusammen kann.

Es ist wahrscheinlich, daß die Gemeinden und Provinz- ung Japans auch der europäisch-christlichen Kultur nicht sehr ver- schieden sind. Es Japan zum Teil von hohen Bergketten, mit kanalgrünen Bergen, Hochtälern und starken Gebirgen vor- gelegt ist, so verteilt sich die Bevölkerung sehr ungleich.

Nicht minder wirkt darauf das Klima, welches in Folge der Berge, Nähe und der östlichen Meeresnähe mit Küste ist, als unter gleichen Breitengraden in Europa (). In Mangelhaft genau unter der Breite von Jerusalem, sind die Thermometer gegen Süden bis unter den Gefrierpunkt, aber in Miura sind nur leichte Fröste über große Kälte und starke Schnee (), ob- gleich die Straße sich mit Nizza unter einer Breite liegt. Im Winter ist die Küste (), vom großen Meere ungewandte Küste Japans wärmer als die westliche. Es regnet viel im Juni, und um Jahreszeit häufig. Der Wind weht sich der Monat Juli durch häufigste Schwüle und gewaltige Regengüsse aus (). Darauf folgt ein heißer Sommer von 20 — 30 Grad, und nächtlichen ist der kühlere Herbst. In den Frühmonaten sinkt das Thermometer bisher unter 11 Grad.

Die südlichen Inseln haben von einem heißen und schönen Land, das Klima vom Tiefland höchsten. Insbesondere der Land- schaftlichen Schönheit wird Japan gerühmt und mit der Schweiz und Italien verglichen (). Auf den Bergen und in den tiefen langsamen unterbrochenen Gärten sind zum englischen Pflanzen der mannigfaltigsten Art, und an den Landstraßen viele Bäume mit prachtvoll gefärbten Blüten.

In Folge einer außerordentlich langjährigen Kultur und der großen Bearbeitung von Völkern zum Nutzen des Landes ist Japan reich- daran und weltberühmten Gegenstände als fast irgend ein Land. Es gibt in einheimischen Wasser (), wenigen Fischen und Vögeln;

wenigen Kaufle in so großem Ueberfluß, daß es häufig statt des thierischen Fettes gebraucht wird. Man findet ferner Hirse, Obst, Gemüse, Seidenpflanzen in überwiegender Menge; auch wenden Theetsträucher, die man aber in Japan nicht schätzt [1]. Zuckerrohr, verschiedene Wurzelgewächse werden sorgfältig benutzt.

Man baut alle Arten Getreide (auch Buchweizen), weil das wichtigste Erzeugniß des Pflanzenreichs ist aber der Reis. Weinbau fehlt hingegen, und zur Bereitung des Obstbaumes verwendet man wenig Mühe. Kastanien, Orangen, Citronen und ähnliche Früchte werden in Menge gewonnen. Desgleichen die meisten Arten Gemüse: Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Spargel (bis zu 15 Pfund Gewicht), Champignons, Melonen u. s. w. Man gewinnt hinreichend Flachs und Hanf, aber auch viele Seide und Baumwolle. Aber wird in sehr großer Menge gebaut und verbraucht [2]; er ist jedoch von dem ägyptischen verschieden und (wie man behauptet) minder gut. Aus beiden macht man auf einer Art von gestochtenen Matten; und den Fasern der Rinde des Papiermaul wird Papier, und dem Fruchtkamme der Schaale Tuch bereitet.

In einigen südlichen Provinzen gewinnt man in einem Jahre zwei Ernten Reis [3]; häufig dagegen zwei Ernten von Getreide und anderen Früchten. Dies ist zum Theil eine Folge der vielen Wasserleitungen und sorgfältigen Bewässerungen.

Japan ist so angebaut, daß sich nicht viel wilde Thiere finden können [4]; doch werden ziemlich Füchse, Wölfe, Bären, wilde Hunde und Gemsen. Sehr viele zahme Hunde und Katzen, daß gar keine Schafe und Ziegen. Zahme Schweine und Rindvieh werden beinahe gar nicht gezogen, was mit religiösen Ueberzeugungen und Gebräuchen in Verbindung steht und zur Vermehrung dieser Thiere der Fruchtbarkeit hindert. Desto sorgfältiger wird die Fischerei an den ausgedehnten Küsten getrieben [5], da die Japaner verhältnißmäßig weit mehr Fische als Fleisch essen.

Gehen wir jetzt zu den Menschen über, so werden über die Herkunft der Japaner von ganz verschiedenen Meinungen aufgestellt; ein Beweis, daß man hierüber nichts Bestimmtes weiß [6]. Man sagt nämlich, sie stammen ab: 1) von den Chinesen; 2) von einem andern asiatischen Volke; 3) von andern asiatischen Völkern; 4) sie sind Eingeborene, Landeskinder. Die letzte Ansicht würde sich mit dem japanischen Glauben vertragen, daß nicht alle Menschen von einem Paare abstammen [7].

Daß die chinesische Bildung auf die japanische eingewirkt und auch einzelne Redensarten Eingang gefunden haben, ist nicht zu bezweifeln; doch sind, laut Klaproth [8], verschieden Sprache, Schrift, Religion, Sitten, Künste, Schriften, Kleidung, Haus-

Männer, Frauen, Sitten u. s. w. Golownin sagt[1]): Gesichtszüge, Sitten, Gesetze und Gebräuche, Alles spricht dafür, daß Japaner und Chinesen nie ein Volk waren. Wenn jene Jemand einen Schuft oder Spitzbuben nennen wollen, so sagen sie: er ist ein Chinese!

Die japanische Sprache ist nicht einsilbig wie die chinesische, sondern mehrsilbig, und schon dadurch wesentlich verschieden und viel bildsamer. Sie ist ferner durchaus verschieden vom Kerrischen, Tunkinesischen, Mandschurischen, Mongolischen und Türkisch-tatarischen[2]). Artikel und Geschlechtsunterschied der Hauptwörter und Zeitwörter finden nicht Statt. Sie werden am Ende verändert. Die Zeitwörter haben drei oder, wie Andere berichten, vier Zeiten. Schriftzeichen sind wahrscheinlich von China nach Japan gebracht[3]), aber allmälig so sehr vervielfacht worden, daß man von 17 Buchstaben sprechen kann. Man schreibt von der Rechten zur Linken, und von oben senkrecht nach unten. Die Aussprache des Japanischen ist schwer[4]). Nach Maßgabe des Standes sind viele Formen des Sprechens und Schreibens sehr verschieden.

Wenn uns die Sprachkunde zu keiner Kenntniß der Verbindung Japans mit andern Ländern und Völkern verhalf, so bringt uns Das, was als Geschichte vorgelegt wird, auch nicht weiter. Daß die Japaner ihre Sagengeschichte (wie die Aegypter) mit Göttern und Halbgöttern beginnen, läßt man sich gefallen; daß aber die erste Dynastie 100,000 Millionen Jahre regierte und die zweite 836,672 Jahre vor Christus begann[5]), zeigt, daß man trotz der ungeheuern Zahlen) Nichts hatte, um diese leeren Zeiträume auszufüllen[6]). Denn mit einem Sprunge gelangt man bis zum Jahre 660 vor Christus, wo die eigentliche Geschichte angehen soll. Aber auch von hier ab bleibt Alles noch so leer und unzuverlässig, daß man gern mit einem zweiten Sprunge zum Jahre 1191 nach Christus übergeht. Wie soll man auch zu einer eigentlichen Geschichte kommen[7]), wenn noch jetzt (wie Thunberg berichtet) nur wenige Japaner (Geheimnißkrämerei halber) den Namen ihres Kaisers erfahren. Die Jahrbücher, welche uns vorliegen, sind trocken, formlos[8]), keine Darstellung oder Erzählung, ohne echten Inhalt, ohne Gedankenentwickelung und lebendige Charakteristik. Alles steht abgerissen und deshalb bedeutungslos da, und unzählige Male wiederholende Kleinigkeiten ermüden auch den Geduldigsten.

Wir geben wenigstens einige kurze Beispiele. Im achten Monate des Jahres 701 starb der Kwambak Mich und erhielt 18 Tage nach seinem Tode den Titel Sen thsin kwan ze[9]). Der Kwambak Jaka sase erhielt die Erlaubniß, in einem Wagen

nach Hofe zu kommen. Der Dairi (Kaiser) vertrieb sich die Zeit mit Reiten und Bogenschießen. Er besuchte seine Mutter Jo me mon in. Er begann im zwölften Monate des Jahres 1186 das Buch „Kokin" zu lesen. Der Sternkundige Agan von Isingming erkannte in den Sternen, daß dem Dairi Kwa San-Re-In etwas Ungewöhnliches begegnet sei. Auf Befehl des Dairi schoß Minamo-to-no Yori masi einen schrecklichen Vogel vom Dache. Hierfür schenkte ihm der Dairi erstens einen Säbel und zweitens — eine Hofdame, Namens Ayame-no maye.

Die Japaner lebten und leben der Ueberzeugung [77]), ihr Regentenhaus stamme von den Göttern; weshalb ihrem Herrscher, dem Dairi, oder Kin Mey (gleichwie den ersten Khalifen) die Leitung aller weltlichen und ebenso aller geistlichen oder religiösen Angelegenheiten zustand. Diese Häufung der Gewalten hinderte jedoch nicht den Ausbruch von Familien- und Bürgerkriegen, welche schon im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts dahin führen, daß Jeritomo, ein glücklicher Feldherr [78]), nebst seinen Nachfolgern die weltliche Macht des Dairi wesentlich schwächte. Sie ging nach neuen furchtbaren Kriegen ums Jahr 1586 durch Taiko Sama ganz verloren, sodaß man seitdem den Dairi nicht ganz passend mit einem Papste, oder eher mit den spätern Khalifen, verglichen hat. Gewiß ging alle weltliche Gewalt auf den weltlichen Herrscher oder Kubo über, welcher jedoch bis auf den heutigen Tag jenen Kirchenfürsten äußerlich aufs höchste ehrt und durch ihn seine eigenen Zwecke zu befördern weiß.

Seit dieser völligen Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, oder seit völliger Unterordnung der ersten unter die letzte, erfreut sich Japan auf seltene Weise eines steten innern Friedens. Der Dairi lebt mit seinem sehr zahlreichen Hofstaate in Miaco [79]), wo neben einigen geistigen Beschäftigungen sinnliche Genüsse vorherrschen. Damit sein Stamm nicht ausserbe, ist er verbunden zwölf Frauen aus den schönsten und edelsten Töchtern des Landes zu heirathen. Der erstgeborene Sohn ist in der Regel sein Nachfolger; doch werden (auffallend genug) auch oft weibliche Dairis oder Päpstinnen erwähnt [80]). Da die eigenen Einnahmen des Dairi seine Ausgaben nicht decken, ist er in dieser Beziehung von den Zuschüssen des Kubo abhängig; woher es kommen mag, daß an einer Stelle von seinem Reichthume und seiner Verschwendung die Rede ist, und dann wiederum es gehe ihm zuweilen so knapp, daß er sich gern ein Kleid schenken lasse. Das Letzte wird freilich begreiflicher, wenn es wahr ist, daß er dem Hofgebrauche gemäß (wahrscheinlich zum Besten der Hofbeamten) kein Klei-

dungsſtück zwei Mal anziehen dürfe; und ebenſo müſſe man alle Geſchirre, Schüſſeln, Teller und dergl. nach einmaligem Gebrauche durch den geheiligten Herrſcher in Stücken ſchlagen. Noch weniger kommt wol (anderer nicht zu gedenken) die Vorſchrift zur Anwendung [1]: des Dairi Fuß dürfe die Erde nicht betreten, ſein Haupt nicht von der Sonne beſchienen werden u. ſ. w. Noch wird erwähnt, daß die Verleihung von Titeln (wonach man in Japan ſehr begierig iſt) dem Dairi eine bedeutende Einnahme gewähre [2].

In dem Palaſte des Dairi (ſo wird erzählt) befinden ſich 365 Götzenbilder [3], von denen man in jeder Nacht eins als Schutzwächter vor ſein Bette ſtellt. Begegnet aber dem Dairi etwas Unangenehmes, ſo wird (nach den Worten des Berichterſtatters) „der Götze mit Prügeln tapfer abgeſchlagen, oder auf 100 Tage verbannt.“

Seit der durch Taiko Sama bewirkten Umwälzung hat der Dairi nichts gegen den Kubo unternommen. Angeblich um jenen zu ehren und zu ſchützen [4], hält dieſer jedoch eine ſtarke Beſatzung in Miaco. Nicht minder ernennt er vier Beauftragte oder Tempelherren, welche den Dairi mit Rath unterſtützen ſollen, in Wahrheit aber ihn beaufſichtigen und die meiſten Sachen entſcheiden. Zu ähnlichem Zweck ſchickt der Kubo ferner Geſandten nach Miaco, oder ehrt den Dairi durch einen perſönlichen Beſuch. Hiezu werden die größten, mannichfaltigſten Vorbereitungen getroffen und ſelbſt Särge mitgenommen [5], damit es unterwegs nicht daran fehle. Man überſchlug die Koſten auf 1,680,000 Thaler. Der Andrang der Menſchen und die Zahl des Gefolgs war bei einer ſolchen Gelegenheit in Miaco ſo groß, daß ſehr Viele erdrückt und die ärgſten Frevel begangen wurden [6].

Schwieriger als das Verhältniß zum Dairi ſcheint für den Kubo das zu den zahlreichen Fürſten des Landes geweſen zu ſein [7]. Sie beſaßen weder gleiche Macht noch gleiches Recht, richteten aber ſich und das Land durch unzählige Fehden zu Grunde, ſodaß die Verſtärkung der kaiſerlichen Centralgewalt und das Vernichten untergeordneter, beaufſruchter Souverainetäten als ein heilſamer Fortſchritt betrachtet wird. Alle Fürſten leben jetzt in einer Lehnsabhängigkeit und ſind gezwungen dem Kubo eine beſtimmte Anzahl von Soldaten zu ſtellen [8]. Außerdem wendet dieſer viele, zum Theil ſonderbare Mittel an, Abhängigkeit zu erhöhen und die Macht der Fürſten zu ſchwächen. So müſſen ſie einen Theil des Jahres in der Hauptſtadt Jedo wohnen oder ihre Familie als Geiſeln zurücklaſſen [9]. Man verlangt, daß ſie daſelbſt Paläſte bauen, großen Aufwand ma-

chen und zahlreiches Gefolge mitbringen. Sie müssen es für eine Ehre halten, wenn ihnen der Kaiser kostspielige Aufträge ertheilt, oder sie durch Monate lang dauernde Feste und Besuche zu Grunde richtet. Noch schlimmer, wenn er ihnen für ungeheure Zahlung beim Dairi einen höhern Titel auswirkt; am allerschlimmsten, wenn er ihnen gnädigst ein Geschenk macht. So mußte ein Fürst für einen vom Kaiser gefangenen, ihm übersandten Kranich sich zu einem Geldgeschenk verstehen, das ihm seine halbjährige Einnahme kostete. Auf die Verheirathung der Fürsten und Hofleute übt der Kaiser einen wesentlichen Einfluß [1]); auch wird berichtet, daß er um geringer Ursachen und Missethaten willen Fürsten verwies, ihre Güter einzog, ja sie mit dem Tode bestrafte. All dieser Gründe und unangenehmen Verhältnisse halber danken Fürsten häufig ab, sobald sie einen erwachsenen Sohn haben, erhalten zum bequemern Leben ein Jahrgehalt [2]), heißen dann Freiherren und leben als Freiherren.

Es gibt in Japan keine geschlossene Kasten, doch ist der Uebergang aus einem Stande in den andern nicht ohne natürliche und gesetzliche Schwierigkeiten [3]). Zu 1563 werden vier Abtheilungen erwähnt: Adelige, Priester, Gewerbtreibende, Landleute [4]), was an die indischen Sonderungen erinnert. Neuere zählen folgende Unterscheidungen auf: 1) Fürsten (Daimiō), welche weder gleiche Macht noch ganz gleiche Rechte besitzen und von denen wir bereits sprachen [5]). 2) Adelige, meist Lehnsleute des Kubo oder Afterlehnsleute der Fürsten. Aus ihnen werden alle hohen Reichsämter besetzt; doch bleiben sie, des Zwangsaufenthalts in Jedo sowie mancher andern lästigen Pflichten halber, meist arm. 3) Die Bonzen oder Priester. Sie sind persönlich nur wenig geachtet, weil sie sich öfter einer leichten Lebensweise als ernsten Beschäftigungen hingeben. 4) Die Soldaten schließen sich als Unterlehnsleute dem Adel an und haben vor den Bürgerlichen mancherlei Rechte und Freiheiten, so z. B. das Recht zwei Säbel zu tragen. Uebrigens stehen sie, des zweihundertjährigen Friedens halber, in keiner großen Achtung. 5) Personen, die zu den geehrtern Bürgern gehören. 6) Kaufleute, trotz ihres Reichthums in Japan nur wenig geachtet. 7) Handwerker. 8) Bauern und Tagelöhner. Jene meist ohne Grundeigenthum und den Leibeigenen fast gleichgestellt, und die Minderzahl der Eigenthumsbauern durch hohe Abgaben gedrückt [6]). 9) Sklaven entstanden sonst aus Kriegsgefangenen und verkauften Kindern [7]). In neuern Zeiten sind Gesetze dawider gegeben worden.

In Bezug auf diese Verhältnisse sagt ein Schriftsteller [8]): „Der Despotismus besteht in Japan nur dem Namen nach,

nicht in der That; denn in der Regel geht Alles nach festen, bekannten Gesetzen, und die Ungleichheit der Standesverhältnisse drückt wenig, weil Jeder daran gewöhnt und mit seiner Stellung zufrieden ist, ohne nach Höherm zu trachten. Es fragt sich: ob die Aufklärung in irgend einem europäischen Staate soviel Heilsames erzeugt hat, als sich in Japan vorfindet."

Inwiefern dies Urtheil anzuerkennen oder zu berichtigen ist, dürfte sich aus unserer frühern und der folgenden Darlegung ergeben.

An der Spitze der gesammten Verwaltung steht ein hoher Rath von fünf Fürsten, mit denen jedoch der Kubo nach Belieben wechselt [1]). Dann folgen eine Art von Senat mit Fürsten oder Adeligen besetzt, und die Ministerien für Finanzen, Handel, Polizei, Rechtspflege, Krieg und (unter Mitwirkung des Dairi) für geistliche Angelegenheiten [2]). Sehr viele Aemter sind erblich; doch steht dem Vater die Wahl unter ehelichen oder adoptirten Söhnen frei.

In den Städten gibt es zwar Bürgermeister; die höhere Leitung hängt jedoch von zwei kaiserlichen Beamten oder Gouverneuren ab [3]), von denen einer stets abwechselnd in Jedo leben muß, zum Theil als Geschäftsführer, zum Theil als Geisel für Abhängigkeit und Gehorsam.

Viele Städte sind nicht gepflastert [4]) und Staub und Schmuz die natürliche Folge dieser Lässigkeit. Am bekanntesten ist den Europäern Nangasaki geworden, welches etwa unter einer Breite wie Kairo liegt und an 70,000 Einwohner zählt [5]). Die Hauptstadt des Dairi, Miaco, liegt in fruchtbarer [6]), von einem Flusse bewässerter Gegend und zählt 600,000 Einwohner. Weit größer und bevölkerter ist Jedo, der Wohnsitz des Kubo. Man braucht angeblich 21 Stunden, um sie zu umgehen. Sie ist (gleichwie viele japanische Städte) nicht regelmäßig gebaut [7]), ohne Mauern, aber mit Gräben versehen und von Kanälen durchschnitten. Sie liegt in der Breite von Gibraltar, in schöner Gegend an einem fischreichen Meerbusen. Ja ein Reisender bezeugt, daß er Miaco und Jedo, wo unzählige Schiffe und Fahrzeuge das Meer durchkreuzen und Abends mit unzähligen Laternen erleuchtet wären, der Gegend und den Naturgenüssen am Lago maggiore vorziehen würde.

Die Größe und Regelmäßigkeit der japanischen Dörfer wird gerühmt [8]). Doch sind die Häuser sehr leicht gebaut, ein Umstand, von welchem noch weiter unten die Rede sein wird.

Es herrscht in Japan ein sehr ausgebildetes und strenges Polizei- und Spionirungssystem. Zunächst müssen sich die Fürsten gefallen lassen, daß ihnen der Kubo unter allerhand höflichen Namen

und Verwänden Aufseher zusendet [56]); und so geht es hinab in Bezug auf alle Beamten, Orte, Häuser und Familien. Ja, die Verpflichtung und Bestrafung erstreckt sich auf ganze Familien, Hausgenossen und Straßenbewohner. Die Regierung sendet Späher umher in der Gestalt von Kaufleuten, Priestern, Reisenden, Bettlern, Blinden u. s. w.

Hiemit mögen die kaiserlichen Posten in Verbindung stehen, welche zwar nirgend Wagen stellen (die in Japan überhaupt nicht gebräuchlich sind), wol aber Reitpferde, Träger und Briefboten [57]). Alle Preise sind vorgeschrieben, und man wird schnell genug befördert, wenn nicht (wie ein Berichterstatter bemerkt) die Dienstfertigkeit und Beliebtheit der überall sich findenden schönen Aufwärterinnen den Reisenden länger aufhält [58]).

Man rühmt im Allgemeinen die japanische Rechtspflege, erzählt indessen zu gleicher Zeit manches Einzelne, welches dawider erhebliche Bedenken erregt. So zuvörderst, daß es gar keine wissenschaftliche Rechtskunde und keine Gesetzsammlungen gibt [59]). Abschreckend ist ferner die große Strenge, welche Todesstrafen nicht blos für die schwersten Verbrechen anwendet, sondern auch für Diebstahl, falsches Zeugniß und Schleichhandel. Schlimmer noch, daß sich bei gewissen Verbrechen die Strafe nicht blos auf den Thäter [60]), sondern auch auf dessen Verwandte erstreckt. Zur Entdeckung von Diebstählen wird eine Probe des glühenden Eisens angewandt [61]); wessen Hand verletzt wird, der gilt für schuldig.

Zufolge des japanischen Erbrechts wird der erstgeborene Sohn sehr bevorzugt [62]); die nachgeborenen Söhne erhalten wenig und die Töchter noch weniger.

Das Kriegswesen der Japaner beruht, wie wir sahen, auf der Einrichtung von Lehnsfürstenthümern und leidet also gewiß an den fast nothwendig damit verbundenen Mängeln [63]). Außerdem aber sind ihre Luntenflinten und ihre Kanonen sehr mangelhaft, und ein großer Theil des Heers nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Mit Ausnahme von Mönchen, Krämern und ganz geringen Personen trägt Jeder einen Säbel aus Cementstahl, der sehr hart und scharf, aber wenig elastisch ist.

Zölle und Verzehrungssteuern scheint man in Japan kaum zu kennen; die Hauptabgabe ist eine Grundsteuer, und eine Abgabe nach Maßgabe des jedesmaligen Ertrags, erhoben in Gelde oder Naturalien [64]). Jene beträgt ½, ja bis ⅔ des Ertrags, und würde ganz übertrieben erscheinen, wenn sie nicht etwa minder als Steuer denn als Zeitpacht zu betrachten ist. Dasselbe gilt, wenn bis 60 Procent des Reinertrags vom Reis eingefodert wird. Immer bleibt die Behauptung sehr wahrscheinlich,

daß die Bauern im Ganzen arm sind. Da ein großer Theil der Landeseinkünfte in Naturalien erhoben wird, die im Preise bald höher, bald niedriger stehen, so werden auch die Ausgaben (z. B. die Gehalte der Beamten) danach abgestuft. Außer den eigentlichen Steuern scheinen die angeblich freiwilligen Geschenke an Vorgesetzte eine bedeutende Last aufzuwälzen [1]). Von den reichen Goldbergwerken soll der Kubo bis zwei Drittel des Ertrags erhalten.

Obwol die Reichsausgaben sich dadurch sehr ermäßigten, daß die Kosten des Heers größtentheils von den Fürsten getragen werden, so entsteht doch hierdurch für das Volk keine Erleichterung; wogegen die doppelte Hofhaltung des Kubo und Dairi (neben den fürstlichen) die Ausgaben sehr erhöht [2]). Auch fehlt es nicht an sinnloser Verschwendung; so mußten die Unterthanen einen Elephanten (welchen der Kaiser von China dem Kubo geschenkt hatte) von Nangasaki nach Jedo — tragen!

Bevor nunmehr von dem Handel und dem Verhältnisse Japans zum Auslande die Rede sein kann, ist es nothwendig, von den dortigen Religionsformen und dem Versuche zu sprechen, das Christenthum daselbst einzuführen. Die große Schwierigkeit, unbekannte Religionen richtig zu erkennen und zu würdigen, zeigt sich auch hier; es werden viele Sekten aufgezählt und durch ganz einzelne Lehren bezeichnet und gesondert [3]). So heißt es: eine Sekte ißt keine Landthiere, eine lehrt die Seelenwanderung, eine betet die Sonne oder das Feuer an. Es werden Bilder oder Heilige verehrt und Blumenopfer dargebracht. Es gibt Freidenker, welche das Dasein höherer Wesen verwerfen und Alles auf das jetzige Dasein beschränken [4]). Andererseits finden sich Mönche, Nonnen, Einsiedler, Pilger und Pilgerinnen (besonders nach einem Haupttempel in der Landschaft Iro), welche durch Gelübde, Uebungen und Aeußerlichkeiten mancherlei Art den Himmel zu verdienen glauben. Die Pflicht, viel und selbst unterwegs viel zu den Gottheiten und Heiligen zu beten wird anerkannt [5]); um jedoch dies Geschäft abzukürzen und zu erleichtern, befinden sich Drehscheiben an den Wegen, auf denen die Gebete geschrieben sind. Durch Herumdrehen dieser Scheiben glaubt man der Betepflicht genügt zu haben.

Lassen wir jedoch diese Sonderbarkeiten, sowie kleine Sekten zur Seite, so stellen sich drei Hauptformen der Religion heraus: die Sinto, die Budo oder Boosdo und die Sju [6]). Die erste ist alte Urform japanischer Religion, die zweite steht mit der Buddhalehre in genauester Verbindung und kam vom Festlande nach dem Inselstaate, die dritte Hauptsekte besteht aus den Anhängern des Confucius.

Als höchst eigenthümlich und folgenreich muß es hervorgehoben werden, daß der Dairi von allen diesen Sekten als geistliches Oberhaupt anerkannt und geehrt wird [1]), und daß er (da sie sämmtlich Gott anbeten) allen seinen Schutz angedeihen läßt. Die hieraus entspringende Duldung, welche religiösen Zwist und Verfolgung ausschließt oder unmöglich macht, stand (um es schon hier zu bemerken) mit mancher, angeblich christlichen, verketzernden Ansicht im schroffsten Widerspruche.

Die uralte Sintoreligion könnte man als eine sehr einfache Natur- oder Vernunftreligion bezeichnen, wo indessen die Lehren von Gott und Unsterblichkeit nur mangelhaft entwickelt sind. Sie stützt sich auf keine Offenbarung oder geschriebene Urkunden [2]). Neben der Feier einiger Festtage und der Uebernahme etlicher Wallfahrten fodert sie vor Allem von ihren Bekennern Reinigkeit des Herzens und des Leibes. Die letzte bezieht sich allerdings auch auf Aeußerlichkeiten, z. B. kein Blut vergießen, kein Fleisch essen (insbesondere nicht Rindfleisch, Butter oder Milch), nichts Todtes berühren, ja es nicht einmal sehen [3]). Einer andern Nachricht zufolge verbietet die Sintoreligion eigentlich nicht das Fleischessen, sondern man tritt dem Schlachten des Rindviehs hauptsächlich entgegen, damit es nicht an Zugvieh fehle. Zu den geistigen Tugenden, welche Jeder sich aneignen soll, wird ausdrücklich Gehorsam gegen die Landesgesetze gerechnet [4]). Ein höchster Gott wohnt im Himmel. In den kleinen, sehr einfachen Tempeln gibt es kein Abbild desselben; wol aber ist ein großer Spiegel als Sinnbild der Klarheit aufgestellt, mit welcher Gott in das Herz der Menschen schaut, und daß diese gleicherweise ihre Fehler und Flecken auffinden und abstellen sollen. Weil indeß Gott sich nicht unmittelbar um alles Einzelne bekümmern kann, so gibt es Camis (oder Bewohner des Himmels), welche zwischen ihm und den Menschen vermitteln [5]); und da nun der Dairi mit diesen zusammenhängt oder von ihnen abstammt, so muß man auch ihm und seinen Gesetzen gehorchen. Die Priester der Sintoreligion dürfen heirathen und unterscheiden sich äußerlich nicht von den Laien [6]).

Daß die Boosdoreligion mit dem Buddhismus zusammenhängt, unterliegt keinem Zweifel; über ihren Inhalt oder eine vielleicht in Japan stattgefundene Umbildung fehlt es aber an sichern Nachrichten [7]). Ihre sehr zahlreichen Priester leben unverehelicht, haben sich aber klüglich dem Dairi untergeordnet, um beim Ausbreiten ihrer Lehre keinen Widerspruch zu finden. Die Tempel der Buddhisten sind zwar größer als die der Sinto [8]), im Vergleiche mit denen des Alterthums und des christlichen Abendlandes jedoch ganz unbedeutend. In jenen Tempeln be-

findet ſich eine Unzahl von Götzenbildern, angeblich 33,333 in einem Tempel zu Miaco. Das eine iſt von ungeheurer Größe und mißt von der Achſel zur Achſel 35 Spannen und vom Knie zum Knie 50 Spannen [1]).

Die Eigenthümlichkeiten der Lehre des Confucius ſind anderswoher bekannt, ſodaß es unnöthig erſcheint ſie hier näher zu entwickeln. So war alſo der Zuſtand Japans, als Europäer das Land kennen lernten.

Zuerſt erwähnt Marco Polo Japans unter dem Namen Zipangu [2]); doch blieb das Land völlig unbekannt, bis Portugieſen ums Jahr 1541 dahin verſchlagen wurden. Mit höchſter Anſtrengung ſuchten ſie Handelsverbindungen anzuknüpfen, zugleich aber auch (nach der begeiſterten Weiſe jener Zeit) das Chriſtenthum auszubreiten. Der thätigſte und vorzüglichſte der damaligen Religionslehrer war Franz Laverius, welcher im Jahre 1549 Japan betrat. Ihm folgten mehre Jeſuiten und ſpäter auch Dominicaner, Franciscaner und Auguſtiner. Ihre Bemühungen hatten einen faſt beiſpielloſen Erfolg, ſodaß die Zahl der zum Chriſtenthume bekehrten Japaner auf 1,500,000 angegeben wird [3]). Dieſer Erfolg entſprang allerdings zuvörderſt aus dem inneren Werthe des Chriſtenthums; dann aber auch (was man lobend anerkennen muß) aus dem Muthe, der Thätigkeit und Aufopferung der Miſſionare [4]). Insbeſondere nahmen ſie ſich, ganz anders als die japaniſchen Bonzen, der Armen und Leidenden an und eröffneten ihnen neue und troſtreiche Ausſichten [5]). Umgekehrt unterſtützten die Fürſten (welche zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit viel Geld brauchten) das Chriſtenthum auf jede Weiſe, weil es ihnen mit dem einträglichen Handel in der engſten Verbindung zu ſtehen ſchien. Endlich blieb den Miſſionaren nicht unbemerkt und unbenutzt, daß manche Aehnlichkeit zwiſchen der japaniſchen und chriſtlichen Lehre ſtattfand: ſo hinſichtlich der Geiſtlichen, Mönche, Nonnen, Pilgrimfahrten und des Dairi, den man mit dem Papſte verglich.

Wie war es möglich (fragt man erſtaunt), daß dieſer glückliche, bewunderungswerthe Bau plötzlich ganz zu Boden ſtürzte, das Chriſtenthum grauſam verfolgt und ausgerottet wurde. Wir wollen die Gründe in höchſter Kürze aufzählen:

1) Das Chriſtenthum ward nicht in ſeiner beglückenden Reinheit gelehrt, ſondern mit gar vielen Menſchenſatzungen und Aberglauben vermiſcht [6]), woran ſich Tadel und Widerſpruch anreihte. Auch iſt die Bibel (dieſe Grundlage aller Lehre) nie überſetzt und den japaniſchen Chriſten in die Hände gegeben worden.

2) Neben der religiöſen Thätigkeit beſchäftigten ſich die Miſ-

sionare, insbesondere die Jesuiten, auch mit dem Handel, was zu ihrer Erhaltung nöthig sein mochte [*]), aber zu mancherlei unangenehmen Einreden und Bemerkungen führte. Noch übler, daß sie mit den Missionaren aus andern Orden in bittern Streit geriethen, wobei sich außerdem ergab, daß Lehre und Wandel nicht immer übereinstimmten.

3) Unbegnügt mit Duldung und ungestörter Ausbreitung des Christenthums wurden Bekehrer und Neubekehrte höchst unduldsam und herrschsüchtig [*]). Die Bonzen, welche sich zeither lernbegierig und geduldig gezeigt hatten, verwandelten sich sehr natürlich in heftige Gegner, sobald man ihnen Güter und Einkünfte nehmen und ihre Tempel zerstören wollte. Sie sprachen: Wie können wir leiden, daß einige ärmliche Fremde, die kaum ein paar Worte unserer Sprache verstehen, aus ferner Weltgegend herkommen, unsere Tempel und Götterbilder (die seit Jahrhunderten verehrt wurden) zerstören, uns Götzendiener und Thoren schelten und eine Lehre einführen, welche dem Herkommen, den Sitten, den Ueberzeugungen widerspricht, allen Gehorsam gegen die Obrigkeit aufhebt und die Bekehrten unbedingt ihrer neuen geistlichen Tyrannei und ihrem geistlichen Aberglauben unterwirft!

4) Um den hier emporwachsenden Gefahren zu entgehen, nahmen die Christen Partei in den ausgebrochenen Bürgerkriegen meist für die Fürsten gegen den Kubo [*]), woran sich nach dessen Obsiegen natürlich Verfolgung und Unterdrückung anreihte. Wir haben, sagte der Oberpriester, das Christenthum nur verbannt um des Unheils willen, welches nach dessen Einführung durch innere Kriege entstand [*]). Die Lehre: das Kirchengesetze höher ständen als Staatsgesetze, sowie eine an den Papst gerichtete Obedienzgesandtschaft, mußte Verdacht und Vorwürfe natürlich erhöhen [*]).

5) Hierzu kam, daß Portugiesen und Spanier in jener Zeit ihrer glorreichsten Fortschritte sich überkühn und anmaßend betrugen und deutlich zu erkennen gaben, daß ihnen und ihren Königen die Weltherrschaft zustehe. Die Eroberung Amerikas und der Philippinen blieb den Japanern nicht verborgen [*]), und man kann es ihnen keineswegs verdenken, daß sie die Holländer (welche mit jenen Mächten in Krieg lebten) als natürliche Bundesgenossen betrachteten und benutzten. Es mag zweifelhaft bleiben, wie die Holländer ihren Protestantismus dem Katholicismus gegenüber darstellten und inwieweit sie sich geforderten Schmähungen des Christenthums unterwarfen [*]); gewiß trugen sie zur Vertreibung der Portugiesen bei, um sich an ihre Stelle zu setzen.

So wichtig alle hier aufgezählten Gründe auch erscheinen

mögen [illegible], können sie doch in keiner Weise die ungeheure Grausamkeit rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, mit welcher (laut einstimmigen Zeugnissen) unzählige Christen gemartert und hingerichtet wurden. Dennoch schienen alle diese Mittel nicht hinreichend zu sein gegen fremde Religion und fremde Uebermacht, und so ist nun seit mehr als zwei Jahren ein System des Schließens und Absperrens wirklich durchgeführt, welches weit über Das hinausgeht, was Fichte in seinem geschlossenen Handelsstaate erträumte und Napoleon in seinem Continentalsysteme auf nur kurze Zeit erzwang. Die japanische Sperrung bezweckte übrigens Nichts weniger als die Beförderung oder Erweiterung des eigenen Handels; denn dieser, welcher sich bis Manilla, Bengalen, ja bis Acapulco erstreckt hatte, verminderte sich bis zu bloßem Küstenhandel. Ja, damit kein Schiff sich in die hohe See wagen könne, ward vorgeschrieben, es dürfe nur 100 Fuß lang und [illegible] 30 Fuß breit sein [illegible]. Hin und wieder mag auch der Gedanke sich geltend gemacht haben, daß eine zu bedeutende Metallausfuhr für Japan nachtheilig sei; im Ganzen und Großen herrschte aber immerdar die feste Ueberzeugung: nur durch völlige Trennung oder Abkehrung von der ganzen übrigen Welt sei für Japan innere und äußere Sicherheit zu erlangen. Philosophische Betrachtungen über das Verkehrte, Hemmende, ja Unmenschliche eines solchen Absperrens fanden wol nur selten oder gar nicht statt; auch mußte die überall in Asien wachsende Herrschaft der Europäer in neuern Zeiten die Besorgnisse eher vermehren als vermindern. Daher sind denn auch alle Versuche der Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner [illegible], sich den Zugang in Japan zu eröffnen, nicht blos höflich, sondern selbst mit Gewalt zurückgewiesen worden. Es ist ersichtlich (sagte man den russischen Abgeordneten) mit ungleichen und unbekannten Mächten Freundschaft zu schließen [illegible]. Japan hat keine großen Bedürfnisse, leidet an Nichts Mangel, trachtet nach keinem höhern Luxus und erhält die angewohnten Gegenstände durch Chinesen und Holländer.

Im Jahre 1549 begannen die Verfolgungen der Christen und endeten 1637 mit völliger Vertreibung der Portugiesen. Die Holländer, welche hierbei Hülfe geleistet und schon 1611 manche Vorrechte erhalten hatten, sahen sich aber in ihren Hoffnungen völlig getäuscht [illegible]; denn schon 1641 wurden sie auf der Halbinsel Desima bei Nangasaki eingesperrt, welche nur 100 Schritte lang und 180 breit ist. Die Beschränkungen und Scherereien, welchen sie hinsichtlich des Verkehrs, des Umgangs, der Lebensweise, der Freiheit unterworfen sind, übersteigen allen Glauben und werden nur durch Angewohnung oder Rücksicht auf

Gewinn erträglich. Sie dürfen nur durch Dolmetscher und unter Aufsicht von Beamten mit Eingeborenen sprechen, keine Waffen besitzen und keine christlichen Bücher lesen lassen; sie müssen des Nachts in jenem durch ein Thor verschlossenen Bezirke bleiben, und erhalten nie die Erlaubniß auch nur den kleinsten Theil der Umgegend zu betreten. Alle eingeführten Waaren werden von den Japanern nach Belieben geschätzt und müssen für den festgesetzten Preis abgelassen oder zurückgeführt werden. Die Visitation ist so genau, daß man früher vorschrieb, wieviel im Durchmesser ein Holländer haben dürfe, und nur ihrem ersten Beamten einen größern Durchmesser verstattete. Erstaunen erregte es, als ein Matrose in zwei Stimmen sprach: er hatte nämlich einen Papagei in seinen Beinkleidern versteckt [1]). Selbst Eier wurden zerschlagen, weil man besorgte, es wären verbotene Waaren darin verborgen.

Zu hohen Zöllen tritt (in Folge des unfreien Handels) ein Zinsfuß, der bis zu 18—20 Procent steigt und (in der Mitte des 18. Jahrhunderts) eine solche Abnahme des Handels, daß er fast gar keinen Gewinn mehr abwarf. Daher sagt ein sehr sachlicher Berichterstatter [2]): „Die ganze Einrichtung des niederländisch-japanischen Handels ist eine Combination von seit Jahrhunderten eingeschlichenen Mißbräuchen, Beschränkungen und ängstlich-langweiligen Prozeduren." Und Krusenstern ruft aus [3]): „Empörend, unbeschreiblich empörend ist der Anblick, brave Männer mehre Minuten in der verworfensten Lage vor einem japanischen Banjos, der oft zum niedrigsten Pöbel gehört, zu sehen, währenddem dieser Banjos die ihm gemachte, demüthige Ehrfurcht nicht einmal mit einem Kopfnicken erwiedert."

Mit all dem Erzählten stehen Klagen in enger Verbindung über unfreie Beamte, Schmuggeln, Ueberladen und Verlust von Schiffen, fehlerhaften Waaren u. s. w. [4]). Außer den Holländern ist nur den Chinesen der Handel nach Japan erlaubt; er unterliegt aber gleich drückenden Beschränkungen.

Die in Europa so gründlich untersuchten Fragen über Bedarf, Nachfrage, Erzeugung und Verbrauch kommen in Japan gar nicht zur Sprache. Die Regierung setzt fest, daß ein Schiff von solcher Größe, mit so und so viel Gegenständen befrachtet in Nangasaki einlaufen, und was und wie viel es nach Batavia oder Europa zurückführen dürfe. Der ehemals viel bedeutendere Ausfuhrhandel (z. B. an Getreide, Reis und Metall) ist dadurch entweder ganz gehemmt oder auf ein Geringstes hinabgedrückt [5]). Als Gegenstände der doch zu vollendenden Einfuhr werden aufgezählt [6]): Zinn, Quecksilber, Eisen, Salpeter, Sandelholz, Cocosöl, Cajeputöl, Safran, Pfeffer, China, Krebs-

angen, Theriak, Moschus, Aloe, arabisches Gummi, isländisch Moos und andere Arzneimittel; ferner fremde Thiere und Vögel, Spiegel und Glaswaaren, Uhren, Tücher, Gold- und Silberstoffe [...]). Die Einfuhr von Priestern (so wird berichtet) ist ausdrücklich verboten.

Die Ausfuhr besteht in Reis, Kampher, Soya, eingemachten Früchten, Schlafröcken, Porzellan, lackirten Waaren, und vor Allem in Kupfer [...]). Indessen ist die jährliche Ausfuhr des letzten Gegenstandes von 25,000 Pikuls (oder bei Millionen holländische Pfunde) auf 6000 Pikuls herabgesetzt, und Ausfuhr von Gold und Silber findet gar nicht mehr statt, so gebietet nun für den einheimischen Bedarf genug übrig zu behalten. Ebenfalls ist die Ausfuhr von Karten und Büchern verboten.

Wenden wir uns jetzt zu der mehr geistigen oder wissenschaftlichen Bildung, so mag doch das Christenthum zu mancher Prüfung Veranlassung gegeben haben und mancher Nachhall übrig geblieben sein [...]). So fragten Japaner: warum Gott nicht alle Menschen erlöse und beselige, und ein gelehrter Bonze schwankte sehr, ob er die Unsterblichkeitslehre annehmen oder verwerfen solle [...]). Merkwürdig und tadelnd ist es, daß die christliche Unduldsamkeit die Japaner nicht angesteckt hat. Man kennt daselbst keine Proselytenmacherei: Fremde und Verwandte, Mann und Frau bleiben ungestört in Liebe und Freundschaft bei ihrem Glauben [...]). Nur unter den zahlreichen und eigennützigen Bonzen war Streit, sonst scheint der tüchtige und hier unparteiische Laveaux im Jahre 1553 [...]): „Die Verschiedenheit des Glaubens und der Bekenntniß schwächt oder störet in keiner Weise die Uebereinstimmung der Gemüther oder häuslichen Freuden und Eintracht; vielmehr folgt Jeder in Erwählung der Religion seinem eigenen und keinem fremden Urtheile."

Obgleich nun hiermit ein Hauptsinderniß wissenschaftlicher Bildung aus dem Wege geräumt ist und manche Berichterstatter die Japaner als das gebildetste Volk Asiens bezeichnen und sie über die Chinesen hinaufsetzen [...]); obgleich wir hören von Schulen, Universitäten, Dolmetschern, Uebersetzungen, Kalendern und Bücherlammlungen [...]): so scheinen doch im Allgemeinen die Kenntnisse sehr dürftig und die Literatur sehr ärmlich zu sein. Man sagt, sie erstrecke sich nur auf Religion, Moral, Arzneikunde und Geschichte [...]). Was jedoch aus dem letzteren Fache bekannt geworden ist, steht selbst weit hinter den Geschichtschreibern des Mittelalters zurück. Zwar heißt es: jeder Japaner könne lesen und schreiben [...]); hiermit folgt zwar wie auch in Europa leben) aber noch gar nicht, daß sie schon auf

etwas (so kennen auch heilige Offenbarungsschriften schöner zu sein haben [illegible]). Zum Schreiben gebrauchen die Japaner keine Federn, sondern Pinsel. Briefe werden auf zusammengeklebte schmale Streifen Papier geschrieben, die oft über fünf Ellen lang sind. Man verschließt dieselben mit einem Stücke oder einem Streifen Reis. Die Japaner bedrucken Holztafeln auf einer Seite, kennen aber keine beweglichen Lettern [illegible]).

Die Japaner, heißt es, sind in den Künsten sehr zurück, aber fähig zu größerer Entwicklung [illegible]), weil man ihnen jedem Volke zugestehen muß. Von ihren Gedichten wird viel gesprochen, bis jetzt aber noch keine irgend zweckmäßige Probe dargeboten. Es gibt Münzsorten aus Gold oder Metall geschlagen; sie sind aber ungestalt und häßlich. Ein japanischer Künstler zeichnete rasch und genau europäische Gegenstände [illegible]; auch mehrere Malereien in Wasserfarben von Blumen und Bäumen gesehen. Perspektive und Proportion sind dagegen unbekannt. Die Japaner singen viel bei der Arbeit, und die Frauen begleiten ihren Gesang häufig mit der Gitarre (eines der Instrumente), während die Männer Takt klatschen [illegible]; doch nicht ganz allgemein bezeugt, die Musik ist herzlich schlecht und die Instrumente kaum der Erwähnung. Den Tanz nennt ein Berichterstatter scheußlich [illegible]). Selbst man in Japan hat europäische „hoppeln zu trippeln" nicht lernen. Hautgerüth, Gefäße, Tapeten, Teppiche und dergl. zeigen schöne [illegible]) und künstliche Formen in bunter Mischung. Manche Gewerbe werden mit Vorzüglichkeit getrieben [illegible]), so der Bergbau, die Eisen- und Kupferschmelzerei; Anderes haben sie von den Europäern gelernt, so die Anfertigung der Thermometer, Barometer und Feuergewehre; noch andere Dinge stehen sie in höchster Vollkommenheit, so Straßen- und Kanalbauten.

Bei der Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Tempel folgt der Hauptunterricht der Vervollkommnung der Baukunst; doch gestattet mehrfältigere Thüren Erweiterung, welche den ähnlichen wenigen nachgebildet sein [illegible]). Der Bau gewährt und auf Jahrhunderte den häufigen Erdbeben sind die Wohnhäuser von Holz und nur einstöckig (sehr selten zweistöckig) erbaut [illegible]). Statt fester Wände hat man in Japan blos verschiebbare Scheidewände, um die Zimmer größer oder kleiner zu machen. In diesen findet man äußerst wenig Möbel, aber die größte Reinlichkeit und so zierliche Matten und Fußdecken, daß man nur auf Strümpfen bequemlich darf und Stühle und Schuhe draußen läßt [illegible]). Die Thüren zu den Zimmern gehen gewöhnlich in eine Galerie, welche ringsum am Haus läuft. Statt gläserner Fensterscheiben bedient man sich des ölgetränkten Papiers und theilt

bei schlechtem Wetter kläglich Leiden vor, sodaß dies so
weit die Ernte kosten wird [1]. Eine strenge Kälte kennt
man hier kaum oder Eisen, sodaß am Schlusse, auf
daß die Bewohner in den schlechtesten Häusern am so weit
vom Leibe halten. Ein Fall im Winter kann bei
Schneefrost.

Hinsichtlich der Nahrungsmittel scheinen weder die Reichen
noch scheint man zu allen Zeiten große Genauigkeit aufgestellt
und beobachtet zu haben. Es heißt es vom Jahre 1721: „Es
sind im ganzen Lande verboten irgend ein Tier zu töten“;
es folgt, daß gerade sie so weiter Verbreitung kam [2]. Denn
wenn auch viele wie schon bemerkt sich gewisse Beschränkungen
rein der Nahrungsmittel auferlegen, so erstreckt sich diese Enthalt-
samkeit doch nicht auf alle und für Lebenszeiten. Verhältnis-
mäßig wenige aber allerdings mehr Tiere gegessen, heute sind
die Strenggläubigen gegen den Genuß von Fleisch und Fisch nicht
auf Lebzeiten und Leben erstreckt. Ausschließlich vegetarisch ist, daß
die Japaner keine Milchprodukte kennen und kein Brot essen;
dessen Stelle nimmt der Reis ein Brot, aber in vielen
Formen [3].

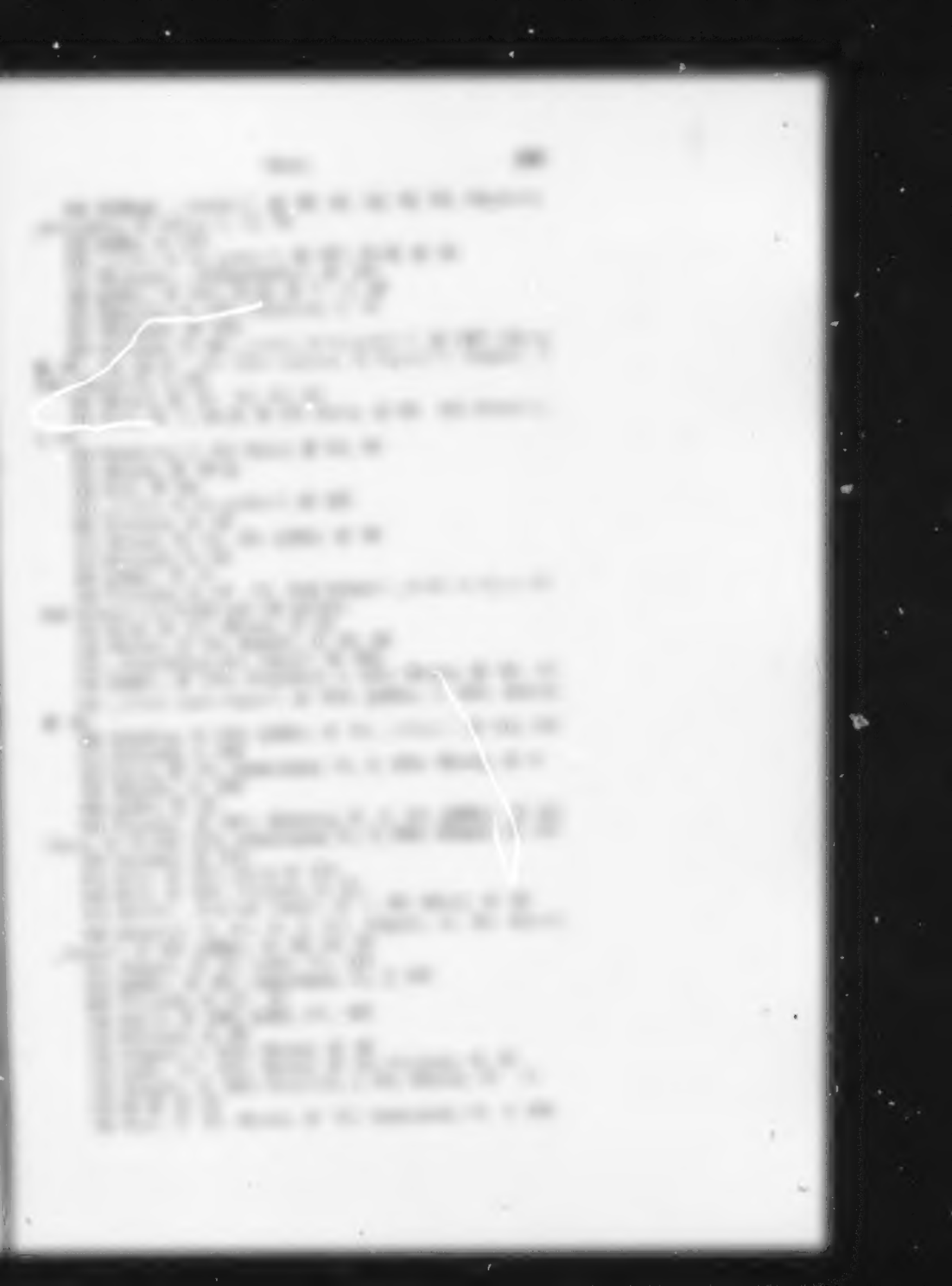
Eier wird in alten Zeiten auch bei Menschen ge-
messen [4]; Butt bei Wasser aber nur Reis bereitete Fisch,
welcher, in Scheiben geschnitten, verzehrt. Man nimmt die ge-
kochte Fisch wie kalt, wie kann die Japaner allen kalten Speisen
abgeneigt sind. Die Gewohnheit der Japaner sind zuletzt und
Hühner [5]; mehr jedoch zum Fisch durch den schlechten Fleischfisch
zusammenkommen. Einen der Gründe können wohl die heißen Zeit-
dem [6]. Häufig werden diese Gründe nur und auch der Mangel
mit gegessen.

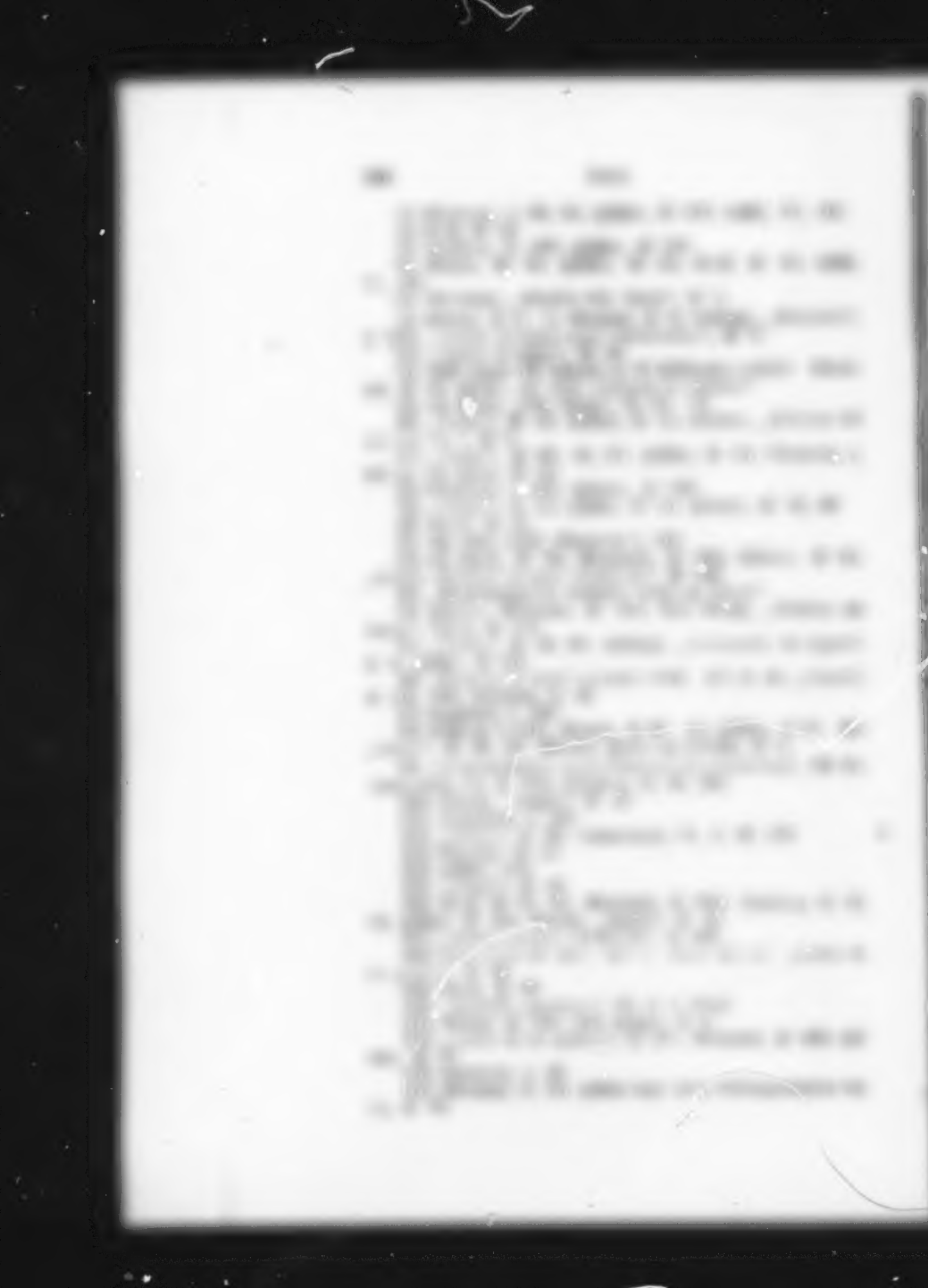
Für Schlachtvieh ist die Haltung der Japaner einen
Jahren [7], aber nicht weniger als Hühn, da für die menschliche
Gestalt zum Fisch weiter, besonders Gewohnheit verhält, die Fä-
sen essen mit Schlachtvieh vergleichen lassen. Deshalb werden
Schlachter ist es nicht aber von einer ganz abweichenden
Weise getragen. Jetzt ist mit Fleischen Schlachtvieh haben
und die Fleischigkeit der Nahrung steigern. Rindvieh hat in
auch auf der Insel eben, um für ganz Chinesen kommen
stehen. Die abweichen Gerüst sieht Schlachter hätten angeb-
einer der Inseln, in welche die Männer Lebensfleisch. Fol-
und trägt Hasen [8]. Die Weiber hingegen verbergen Mäd-
Hasen und trägt in ihrem Mantel. Man trägt mehr Last
auch Pferd, aber viel Kameele und auch mehr Zeit
Wagenverkehr werden muß von eigentlichem Fuhrwerk gemacht
Wagenlenker und Leiter hat Wagenrad im Gebrauch. Einzelne

[illegible] [illegible] [illegible] [

Stadt auf Leben kam, aber auch die alte Gesellschaft von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, Zünfte gab es in vielen Städten. Gilden, Bruderschaften und Vereinigungen zu Wohltätigkeit, Andacht, Erholung u. s. w. [1].

Jede Berufsart für Handwerksleute war vor allem genau geregelt bei den Gesellen wie Lehrlingen. Die Lehrzeit, wie lange, wie sie beschaffen, genau wird auch ganz Gegenstand [2]. Die meisten Handwerke bestanden aus Einzelmeistern, die von Knaben lernen, Gesellen, Meister werden, die Gesellen abstufen und anlernen, zum Teil bei Kollegen wandern und endlich Meisterstücke. Einiges hiervon war Zeit der Lehre, Wahrend Lehre natürlich Wissen, auch Wahrend Wissen Lehrlingsschaft. Jene Wissen für Lehrlinge in Handwerk gibt in den Ordnungen in Jahren, in einigen einzelne Beispiele, auch von einem Lernen, von anderen Jungen oder Wissenschaften [3], während man dann auf das Lernen, Jungen verschiedene, auf Zeichen von Geschicklichkeit, seine Tauglichkeit gab. Jene Wissen, die Lehrlinge in Handwerke in einigen Ordnungen in Jahren, in einigen einzelnen





[illegible]

[illegible] Gewalt [illegible] gefunden; [illegible] aber [illegible] verstehen, daß [illegible] eine Stellung [illegible] verschaffen sollte, [illegible] die [illegible] nur nicht angenehm [illegible] sondern [illegible] sie [illegible] eine Feinde machen. Wie [illegible] einer Pflicht gemäß [illegible] Pflichten [illegible] vergessen und mit [illegible] einem Manne [illegible] sorge, so [illegible] [illegible] Leute und [illegible] nur Freundschaft genossen; [illegible] [illegible] gehört es nur, [illegible] und [illegible] [illegible] Pflicht, [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] sorgen. [illegible] [illegible] [illegible] eine Menge [illegible] [illegible] [illegible]

Frage: wie ist nicht allein nötig um des Krieges, sondern auch um des künftigen Friedens willen. Denn der Gedanke des Jahrhunderts gegen, daß ein Volk nur das Heer beherrscht, was es mit seinen eigenen Kräften verteidigen kann, und die letzten Vorwürfe, mit welchen Napoleon den besiegten Ländern überhäufte, weil es sich nicht in Friedenszeiten verteidigte, beweisen, daß die Zeit alten verjährten Rechts nicht gelten und die Kraft zur Verteidigung der einzige Grundsatz ist, welcher in der jetzigen kriegerischen Rechtsgleichheit gilt. — Aber diejenigen von den Staat, welche dem Gedanken der unbewaffneten Neutralität anhingen, hatten von: verlachten Grundsätze allen Nutzen und erfahren als Folgewirkung, die Verteidigung des fremden Landes über die Erwerbung eines Übergewichtes wurde, worauf der Republik Nachbarn entstehen und die Interessenten verschieden werden können. Man glaubt, ein verfluchter Wunsch, die Verantwortliche anzuschwören, daß niemand wieder Gutes, auch Böses von den Franzosen sprechen soll!

Als aber Marmont sich genug, die Besatzung von Ragusa aufzuheben, zeigte sich besonders im Venetianischen die höchste Lenade, und Dandolo hatte im Gebiete von Bergamo, mit bewundernswerter Thätigkeit, Einsicht und Verschwiegenheit, eine Landwehr von 10,000 Mann gebildet, welche bereit war, Gut und Blut für die Verfassung aufzuopfern. Aber Pietro Leone erklärte: man müsse sich vor der unruhigen Natur der Bergmenschen und den tiefe Wunde schließenden Übeln in Acht nehmen; sie hätten Gut und Blut hin, gäben aber nicht, während viele Andere ihren wirklich Geld eingezahlt hätten. Denn ganz sich Dandolo nicht entschlagt durch, weil aber sich es bei seinen Mitbürgern, und Venezianer hatte Recht in Zweifel, indem er erklärte: Alles, was die Gegner Frankreichs im Frieden spenden, sei ihm bekannt, und es werde es ihnen gedenken. Er bedaure, die Nationen vor seinen Landen erhalten zu sehen, wenn sie sich jemals ähnlichen Plänen ergeben. Die Franzosen, die Venetianer und die Dalmatier der alten Regierung behaupteten gleichmäßig: man dürfe nicht thun, was den Franzosen Recht gebe, da das Dienstmann verschieden habe, Alles zu beachten, und im Venetianischen verachtet und verhetzt sei. Endlich bewaffnen einzelne Dienstmann und auch der französische Kriegsminister in wohl als schuldig: sie wüßten nicht, wann und wenn sie benutzen dürfen; aber viele Nachrichten kamen wieder nicht an den Feind, aber gingen unbemerkt weiter, und man verband die Zeit mit Aufsetzung einer höchst genauen Landkarte über alle Bewegungen und Gebäude der Franzosen, welche in vielfachen Richtungen nach Paris, Wien, Petersburg,

Constantinopel, Madrid, Turin, Neapel und Mailand geschickt wurde. Vermutlich ließ man durch die Beamten gegen jede Zahlung und Einquartierung im neutralen Lande protestieren, ob sich gleich dessen niemand setzte; vielmehr wurden verschlossene Thoren eingeschlagen, gesperrte Thore eingeschossen, und in dem schnellen Wechsel der Kriegsbegebenheiten, wo bald Oesterreicher, bald Franzosen die Oberhand hatten, kam es zu Plünderungen, Mordthaten und anderem Unrecht.

Gleichzeitig geschahen jetzt von Constantinopel, Madrid und von Prinz Benevento's Anträge, Venedig möge einem Bündnisse gegen die beiden gefährlichen Kaiserhöfe beitreten, und der Prinzessin und der Friedensfreund äußerten gleich aufrichtig: die undemokratische verfeinerte Republik werde gewiß zu Grunde gehen. Dennoch kam es zu keinem Beschlusse, und ungeachtet aller der unwiderleglich dringenden Gründe, sich zu bewaffnen, antwortete man nicht einmal dem edeln Tiepolini, ob er gleich schrieb: ein längeres Schweigen müsse die so tiefsich gekränkten Schutzverwandten zur Verzweiflung, oder zu langer Hingebung bringen. Die Inquisitoren theilten zwar diese und ähnliche Anträge vorschriftsmäßig den Zehn mit, aber diese nahmen sie ohne weitere Verfügung zu den Akten. Selbst die Besseren gingen nicht über die Grenzen der Neutralität ihrer Pflicht hinaus, und die Schlechteren wußten die politische todten Zeiten für den Handel zu benutzen. Nur die kühnste Begeisterung hätte die Venezianer gezwungen und die Reichsherren auf dem Schlosse gewandt; sie schlief auf beiden und anderen Ohren.

Aber auch dem Uebereifrigsten hätte ein Schreiben wecken können, welches der französische Gesandte Lallemant am 17. September 1796 an die Republik erließ: Da der Senat auf die mündlichen Eröffnungen wegen eines Bündnisses mit Frankreich, Spanien und der Pforte nicht geantwortet habe, so sei er gezwungen, sich ausdrücklich über diesen Gegenstand zu erklären. Oesterreich umarme den größten Theil der venezianischen Staaten und drohe sie länger als nach ihrem Belieben; Mailand stehe auch der venezianischen Inseln müsse verlieren, wenn es sich jemals von Frankreich wende; im Frieden so viel feste Plätze und Handel an sich bringen, als möglich, und gewiß keiner Theilnahme an dem Schicksale Venedigs bedürfen; ja alle diese Hofe könnten und würden es der Republik nicht verzeihen, daß sie den Beitritt zu dem großen Bunde gegen Frankreich verweigert habe.

Der Senat glaubte sich damit die Erklärung weiter zu sparen, er könne seinen alten Beruf treu bleiben, weil er ihr seither Ruhe und Sicherheit verdankt; er brauchte die Rathsam nicht, weil er

seiner Seits nichts thun will, was ihnen mißfallen könnte; aber jenes System von Ehrlichkeit ist keineswegs mehr verhanden, das beweiset die Theilung von Polen. Das Directorium bietet deshalb der Republik einen billigen vortheilhaften Bund und wird sich ihrer bei dem bevorstehenden allgemeinen Frieden eifrigst annehmen, im Fall sie darauf eingeht. Wenn sie aber aus Rücksichten gegen ihre natürlichen Feinde, die auf ihren Untergang bedacht sind, fortwährend ihr wahres Interesse verkennt, wenn sie diesen Augenblick versäumt, sich für immer dem Ehrgeize des Hauses Oesterreich zu entziehen, so wird sie keiner von den Gefahren entgehen, welche sie bedrohen, und nicht mehr das Recht haben, den Schutz einer Macht in Anspruch zu nehmen, welche sie allein retten konnte, aber dennoch von ihr vernachlässigt wurde. Diese Wahrheiten sind allerdings hart, aber die französische Rechtlichkeit erlaubt nicht, schonende Ausdrücke zu wählen, wo es darauf ankommt, einen Freund zu erleuchten und zu erretten.

Man mußte nun wol einen Entschluß fassen, und vier Maßregeln boten sich dar:

Erstens: die Annahme des Bundes. Aber die Besorgnisse vor Oesterreich waren noch nicht verschwunden; die Listen und Frevel der Franzosen, sowie ihre täglich steigenden Forderungen, hoben alles Zutrauen auf und die allgemeine Stimmung des Volks war leidenschaftlich gegen sie gerichtet. Außerdem fürchteten Viele die Besetzung der Hauptstadt, die Ausleerung des Zeughauses, die Vernichtung aller Ansprüche auf Ersatz des bisher erlittenen Schadens, die unausbleibliche Fehde mit England und die Nothwendigkeit, alle Kräfte der Republik für Frankreichs Zwecke in Thätigkeit zu setzen. Gerathener schien also

Zweitens: ein Bund mit Oesterreich, welches ihn damals äußerst gern angenommen hätte. Aber von den Franzosen umringt, bedurfte es der höchsten Festigkeit, Ruhnheit und Thätigkeit, um einen solchen Plan durchzuführen, und diese Eigenschaften fehlten leider den meisten Savii. Die Gefahr, daß die venetianischen Länder Ausgleichungsmittel beim allgemeinen Frieden hergeben würden, war indessen zu bestimmt ausgesprochen, und man erinnerte sich, daß der französische Gesandte in Venedig, Vassi, schon im Jahre 1795 dem Cardinal Bernis vorgestellt hatte: wenn Oesterreich für die Niederlande Venedig erhalte, sei dem Kaiser und Frankreich geholfen. Bei den unleugbar sehr großen Schwierigkeiten und Uebeln, welche aber jene beiden Auswege, der Bund mit Frankreich oder Oesterreich, zeigten, erklärten sich viele der Bessern für die

dritte Maßregel. Die Republik verdanke ihr Dasein seit

dem Bunde von Cambray weniger dem Systeme des Gleichgewichts und einer großen Gerechtigkeitsliebe, als einer tüchtigen Bewaffnung; und für diese bisher so schändlich vernachlässigte Bewaffnung müsse sogleich alles Mögliche geschehen. Beide Mächte würden der Republik wol dann die nöthige Zeit lassen, ja von dem Willen des Volkes unterstützt, und bei den großen Vorbereitungen im Gebiete von Bergamo, könne man binnen wenig Wochen ein Heer von 10 bis 20,000 Mann aufstellen, dann sich auf andere Weise als bisher schützen, sein Recht nicht blos im Wege der Gnade suchen, sondern nöthigen Falls durch Erklärung für die eine oder die andere Partei, selbständig den Ausschlag geben. Dennoch, es erscheint unglaublich, erklärte sich die Mehrheit der Savii für die

vierte Maßregel, obgleich die Höfe von Paris, Constantinopel und Madrid alsdann den Untergang Venedigs vorausgesagt hatten. Man beharrte auf dem Systeme der unbewaffneten Neutralität! und der Senat bestätigte die dem französischen Gesandten zu gebende Antwort: „die glückliche Erfahrung vieler Jahre, die Liebe zu den Unterthanen, die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen die Republik zu allen europäischen Staaten stehe, erlaubten nicht, von den bisherigen Grundsätzen abzugehen und sich in weitläufige Kriege zu stürzen. Jene Freundschaft, Mäßigung, Liebe werde allen Mächten genügen und die unparteiische Republik und die bestehende Regierung empfehlen und erhalten." [1])

Mit dieser Antwort war der Untergang Venedigs nochmals ausgesprochen! Auch sagte der Director Rewbel dem venetianischen Gesandten im Anfange des Novembers 1796: er glaube nicht, daß die Neutralität den Staat retten werde; und noch deutlicher erklärte sich Bonaparte etwa einen Monat später, als er die Glieder der neuen lombardischen Regierung in Mailand mit Vorwürfen überhäufte, weil sie nicht schnell genug Geld und sonstigen Bedarf für sein Heer zusammengebracht hatten. Hättet ihr, sprach er, mich nicht ohne Geld gelassen, wären meine Soldaten nicht ohne Schuhe und Strümpfe einhergezogen, so würde ich die Oesterreicher geschlagen, 15,000 Gefangene gemacht und Mantua genommen haben. Von dem Falle dieser Festung hängt der Besitz von Verona, Brescia, Bergamo, Como ab, die ich jeden Augenblick nehmen kann, wenn ich will. Aber ihr verdient so viele Rücksichten nicht; ihr seid der Freiheit unwürdig, welche meine Soldaten für euch erkämpfen. So wie ich dem Adler die Flügel verschnitt, so hätte ich auch den Löwen gezwungen, seine Beine vom festen Lande hinwegzuziehen, und selbst

im Waſſer würde ich ſie ihm nur wenig gelaſſen haben. Allein um dies zu vollführen, bedarf ich Verſtärkungen; ihr aber ſeid feige und faul, weil ihr noch zu wohlbeleibt (troppo grassi) ſeid, und in keinem Stück kann ich mich auf euch verlaſſen. Leide ich indeſſen noch einen Unfall, ſo entſchließe ich mich zu eurem völligen Untergang!

Als die Oeſterreicher gegen das Ende des Decembers hofften in den Beſitz von Verona zu kommen, machten ſie ihrerſeits in Venedig neue Vorſchläge zu einer thätigen Mitwirkung, aber ohne Erfolg. Um dieſelbe Zeit — denn alle europäiſchen Höfe ſchienen an dem Schickſale Venedigs Theil zu nehmen, während es allein ſich ganz verließ — äußerte der preußiſche Geſandte in Paris, Sandoz Rollin, dem Geſandten der Republik im Auftrage ſeines Hofes: „die alte Politik dürfte in jetziger Zeit nicht ausreichen, der Senat ſcheine zu ruhig und unbekümmert um die Zukunft, eine völlige Vereinzelung erhöhe die Gefahr; den Oeſterreichern habe Venedig zu viel Urſachen der Unzufriedenheit gegeben, um auf ihre Freundſchaft rechnen zu können, und eine Hingebung in den franzöſiſchen Bund lade unermeßliche Laſten auf; aber ein Bund mit Preußen müſſe der Republik und allen Theilen unverdächtig erſcheinen, er könne der Republik nur Vortheil bringen.“ — Aber auch dieſer großmüthig dargebotene Rettungsanker ward in furchtſamem Wahnſinne verſchmäht, die Inquiſitoren und Savii brachten dieſen höchſt wichtigen Antrag, gegen ihre Pflicht, nicht zur Kenntniß des Senats, und als Sandoz Rollin ſpäter nochmals warnend in den venetianiſchen Geſandten drang, antwortete dieſer, den erhaltenen Befehlen gemäß, mit allgemeinen, nichtsſagenden Redensarten und Ausflüchten!

Gegen das Ende des Decembers 1796 mochte Bonaparte über die Vorkehrungen in Bergamo Nachricht bekommen haben, oder die Hülfsquellen der noch nicht erſchöpften Landſchaft benutzen wollen; genug, er ließ Stadt und Burg, unbekümmert um alle venetianiſchen Einreden, beſetzen [1]), und der Savio Dona befahl dem braven Ottolini, er ſolle zwar Vorſtellungen machen, aber gemäßigt, damit keine Gefahr entſtehe. Als wenn die größte nicht ſchon vorhanden ſei! Ottolini antwortete: ich kann nicht leugnen, daß das Schickſal dieſer, auf ſo betrügeriſche und gewaltſamen Weiſe beſetzten Stadt mir das Herz zerreißt, und um ſo mehr, da ich ſtets hoffte, daß ein öffentlicher Befehl, ſie zu erhalten, ergehen würde, wozu ich bei dem Eifer der Unterthanen vollkommen im Stande war. Die Franzoſen, welche ſo verſchwenderiſch mit Drohungen ſind, ſind deshalb nicht ſo unklug, ſie zu vollziehen, und würden keineswegs

in ſo geringer Zahl ſolche Unternehmungen wagen, wenn ſie ſich nicht auf frühere Erfahrungen und die bekannten Grundſätze der Regierung verließen. Mein Benehmen in jenem ſchrecklichen Augenblicke ward nicht durch meine Neigung beſtimmt, nicht durch meine Ueberzeugung unterſtützt; doch ſtimmte es mit der Pflicht eines gehorſamen Bürgers überein. Gleich großen Schmerz, wie ich, fühlen die Einwohner, beſonders der Landſchaft. Sie lieben ihre Regierung zu ſehr, als daß ſie nicht beim Anblick ſolcher Verachtung, ſolchen Uebermuths, aufs höchſte zürnen ſollten; aber im Uebermaße ihres Schmerzes können ſie laute Klagen nicht zurückhalten, welche ich Ew. Excellenzen keineswegs verſchweigen darf, noch verſchweigen will. Alle ſchelten über das angenommene Syſtem, aus dem die unzähligen Uebel hervorgehen, welche ſie leiden, und deren Umfang und Ende noch nicht abzuſehen iſt. Abgebrochene, aber klare Aeußerungen von Schwäche, von der Pflicht ſich zu vertheidigen, von vernachläſſigter Anhänglichkeit, von Reue, zeigen die allgemeine Bewegung der Gemüther. Die Vorfahren, ſo heißt es, glaubten ſich einer Regierung anzuvertrauen, welche ſie vor Despotismus ſchützen werde; jetzt aber ſtürzt man uns in die ärgſte Sklaverei. Wir waren zu den größten Aufopferungen willig und bereit, wir wollten uns ja lieber um jeden Preis vertheidigen, als täglich den Raub, die Gewalt, den Hohn dieſer falſchen Freunde ertragen und der Verachtung aller andern Völker ausgeſetzt ſein. — So denken, ſo reden die, welche der Regierung am meiſten anhangen, die Boshaften und Uebelgeſinnten aber knüpfen hieran unverſchämtere Darſtellungen und frevelhafte Plane.

Am 20. Januar 1797 hatte der Vicepodeſta Priuli eine lange Unterredung mit Bonaparte, welcher laut die unbewaffnete Neutralität verdammte und die Uebel aufzählte, welche ſie nothwendig begleiten müßten. Wenn der Kaiſer, fügte er hinzu, den Frieden verzögert, werden die Türken losſchlagen. Er hofft vergeblich auf einen Wechſel der Regierung in Frankreich; es wird immer eine demokratiſche oder ariſtokratiſche Republik bleiben, was für die Intereſſen des Volks gleichgültig iſt. Wenn das Haus Oeſterreich zuletzt, wie ich vermuthe, die italieniſchen Staaten wiedererhält, ſo wünſche ich, daß Venedig ein Zwiſchenreich gegen dieſe Macht bleibe, Mantua erhalte, Feſtungen herſtelle und anlege, u. ſ. w. — Hingeworfene Worte dieſer Art erweckten große Hoffnungen; der Tadel des angenommenen Syſtems aber ward ſo überſehen, wie die gleichzeitig aus Paris eingehenden, dem Senate nicht einmal vorgelegten Berichte: Frankreich wolle um jeden Preis Belgien behalten; Preußen widerſpreche dem Tauſche Baierns gegen die Lombardei, und das

Directorium werde alſo dem Kaiſer jede andere Entſchädigung bewilligen, die zuletzt nur aus den venetianiſchen Landſchaften genommen werden könne! Auf die hieher gehörigen Fragen des Geſandten der Republik antwortete Newbel: er *glaube* nicht, daß das Directorium einen ſolchen Gedanken hege; *wenn* die Regierung neutral bleibe, *wenn* ſie ſich *weiſe* benehme, *wenn* *das Volk* den Verdacht entferne, daß es öſterreichiſch geſinnt ſei, ſo könne er dafür bürgen, daß der Republik kein Schaden geſchehen werde. Ungeachtet dieſer aufeinander geſtapelten *Wenns*, ungeachtet der früheren und von allen Seiten wiederholten Erklärung, daß das Syſtem der Regierung *unweiſe* ſei, beruhigte man ſich fernerhin bei dieſer angeblichen Bürgſchaft.

Auch bedurfte es nur eines Ereigniſſes anderer Art, um nach damaliger Anſicht den Franzoſen ein volles Recht zur Einmiſchung in die venetianiſchen Angelegenheiten zu geben, und ſie führten dies Ereigniß herbei: nämlich den Abfall der Unterthanen. Ottolini in Bergamo entdeckte zuerſt den Plan und ſchickte ſeinen Schreiber Stefani nach Mailand, welcher eine geheime Zuſammenkunft mit einem gewiſſen Laudrieux hatte. Dieſer ſtand zwar an der Spitze des mailändiſchen Clubs, von dem alle Ränke ausgingen, erklärte aber: er ſei des nichtswürdigen Revolutionirens müde, haſſe die franzöſiſche Regierung und Bonaparte, und wünſche ſehnlich den Frieden. Gewiß werde dieſer abgeſchloſſen und Venedig gerettet, wenn man den Aufſtand der Landſchaften verhindere, wozu durch Beſtechung und Verführungsmittel aller Art ſchon jegliches vorbereitet ſei. Er gab ein Verzeichniß aller Theilnehmer der Verſchwörung, und wies Mittel nach, wo und wie man ſie in ihren nächtlichen Zuſammenkünften bei Breſcia und Bergamo ſämmtlich ergreifen könne. Ob Laudrieux bei dieſer an ſich wahrhaften Darlegung blos aus edeln, oder blos aus ſchlechten Abſichten verfuhr, oder einen Mittelweg um ſeiner ſelbſt willen einſchlug, bleibt unentſchieden; gewiß aber hatten die Bedrohten das ganze Geheimniß in ihren Händen, und ein entſcheidender, wenn auch gefährlicher Schritt gegen die Empörer erſchien noch möglich. Aber Ottolini war allein zu ohnmächtig und in ſeiner Gewalt beſchränkt, der benachrichtigte Aufſeher Battaja, wo nicht böſe, doch ſchwach und zweideutig geſinnt, und anſtatt daß man in Venedig, wohin Stefani eilte, auf ſeine mündliche Darſtellung raſch hätte handeln ſollen, mußte er ſchriftlich berichten und der langſame jämmerliche Geſchäftsgang ward auch hier beibehalten.

Deſto thätiger verfuhren die Franzoſen und ihre Anhänger. Sie beſchloſſen Bergamo am 12. März 1797 zu revolutioniren, entweder weil ſie von der Möglichkeit eines ſpäteren Wider-

ſtandes unterrichtet, oder ihre Plane an ſich reif waren. Die Verräther und die einfältigen Neuerer bildeten den erſten Stamm der Revolutionaire, und nun gingen franzöſiſche Beauftragte bei den Bürgern umher und drohten mit dem Aeußerſten, wenn ſie nicht um die Vereinigung mit der ciſpadaniſchen Republik bäten. Laut klagten dieſe gegen Ottolini: daß ſie, die treueſten Unterthanen, gezwungen würden ihren Wunſch nach der neuen falſchen Freiheit darzulegen, er möge ihnen rathen. Ich kann euch, antwortete er, keinen andern Rath geben, als den, welchen ihr im Herzen fühlt. Jetzt iſt es Zeit, eure alte Anhänglichkeit gegen die Republik zu zeigen, welche euch ſeit Jahrhunderten liebte und ſchützte. Dieſe Drohungen ſollen nur eure Standhaftigkeit auf die Probe ſtellen. Wenn ihr ihnen, wenn ihr den Verſuchungen widerſteht, ſo gründet ihr euer eigenes Glück, ſchließt euch mit noch heiligern und feſtern Banden an den Staat, erwerbt die gerechteſten Anſprüche auf deſſen Dank und erntet Lob und Ruhm bei allen Völkern!

Aber vor der raſchen Gewalt und der großen Uebermacht ſchwand die Möglichkeit eines freien, edeln Entſchluſſes. Viele wurden eingeſchreckt, Andere fortgeriſſen, auf Andere keine Rückſicht genommen, und der Adel, ja der Biſchof, gingen verblendet mit ſchlechtem Beiſpiele voran, während die Bürger ſich ſcheu zurückzogen und ſchwuren: nur Gewalt könne ſie von Venedig trennen, und bei dem erſten Strahle von Hoffnung eines öffentlichen Beiſtandes würden ſie Alles aufbieten, um die neue Knechtſchaft zu brechen. Dem edeln Ottolini ward angekündigt, er ſolle die Stadt binnen einer Stunde verlaſſen, oder man führe ihn in Ketten nach Mailand. Unter dem Schutze der Franzoſen wurden Reden gehalten, Schriften vertheilt, Feſte angeordnet, Obrigkeiten erwählt, und am 16. März ſchrieben die 21 neuen Repräſentanten des ſouverainen Volkes von Bergamo an die ciſpadaniſche Republik: In dieſem Augenblick haben wir unſere Freiheit erobert und wünſchen ſie mit der euern zu verbinden. Empfangt unſere Freundſchaft und ſchenkt uns die des Volkes, welches ihr vertretet. Wir wollen für dieſelbe Sache leben und, wenn es nöthig iſt, auch ſtreiten und ſterben. Die freien Völker müſſen nur eine Weiſe des Daſeins haben! So mögen denn für immer vereint ſeyn, ihr, die Franzoſen, und wir.

Als dieſe Nachrichten Venedig erreichten, erſchraken Viele ſehr; Andere aber äußerten: die Veränderungen in Bergamo ſind Kleinigkeiten, binnen zwei Monaten heißen wir Alle freie Bürger! Der franzöſiſche Geſandte Lallement und der Befehlshaber in der Lombardei, General Kilmaine, ſtellten ſich erſtaunt,

unwissend, unschuldig; anstatt aber auszuwirken, daß Venedig Bergamo wiedergewinne, ließen sie es recht gern geschehen, daß nun auch Brescia, und zwar um so leichter abfiel, da der Aufseher Battaja von lauter Neuerungssüchtigen umgeben und zu jeder tüchtigen Maßregel unfähig war.

Unterdessen eilten Franzesco Pesaro und Battista Cornaro zu Bonaparte und wurden gleich nach ihrer Ankunft in Görz, am 25. März, von ihm angenommen. Er hatte nur Nachrichten von dem Aufstande in Bergamo, nicht von dem in Brescia, und behauptete: seines Wissens sei Alles von den Einwohnern ausgegangen; doch werde er, auf die dem französischen Gesandten in Venedig gemachten Vorstellungen, eine Untersuchung gegen den französischen Befehlshaber in Bergamo veranlassen und jede Mitwirkung zum Aufstande bestrafen. Pesaro und Cornaro dankten für dies Versprechen und baten ihn, die Burgen von Bergamo und Brescia in die Hände der neutralen Republik zurückzugeben, da der Kriegsschauplatz so entfernt und eine Rückgabe das beste Mittel sei, den Besitz jener Landschaften wiederzugewinnen. Bonaparte lehnte jedoch diesen Vorschlag mit der Pflicht ab, auf den Fall eines Unglücks bedacht zu sein, und fügte hinzu: wenn die von Venedig angewandten Mittel fehlschlügen, werde die Gefahr des Aufstandes allgemein und es scheine ihm vielmehr räthlich, daß man die französische Regierung für die Herstellung der Ordnung gewinne und sie wirken lasse. Hiegegen bemerkten die Abgeordneten: es sei natürlicher und würdiger, wenn die Regierung ihre eigenen Unterthanen zur Pflicht zurückführe, welches leicht und unfehlbar gelingen werde, sobald nur die Franzosen im Fall des Bedürfnisses hülfreiche Hand leisteten. Bonaparte aber erwiederte: die neuen Ansichten hätten den Fortschritten seiner Massen sehr genützt, und er könne es nicht als ein Verbrechen ansehen, wenn einer mehr französisch als deutsch gesinnt sei. Nur im Fall das Directorium es ausdrücklich befehle, werde er sich laut gegen diejenigen erklären, welche als Anhänger Frankreichs aufträten. Eine letzte Entscheidung sollten sie indessen nach reiflicher Ueberlegung am andern Tage erhalten. — In dieser Zwischenzeit thaten die Gesandten alles Mögliche, um den General Berthier für ihre Ansichten zu gewinnen, und erhielten nun von Bonaparte die Antwort: da die französische Regierung erklärt habe, sie wolle sich nicht in die Verfassungen anderer Staaten mischen, so möge der venetianische Senat in Bezug auf Bergamo und Brescia die Maßregeln ergreifen, welche er für nöthig halte. Man solle ihn aber zur Verhütung etwaniger Unordnungen hievon benachrichtigen und keine französischen Soldaten dabei gebrauchen. Räthlich

erſcheine es ihm jedoch, die Antwort des Directoriums auf die venetianiſchen Anſchreiben abzuwarten. Man hielt dieſen Beſcheid noch für günſtig genug; aber eine Erleichterung der Landſchaften in Hinſicht auf die Kriegslaſten nannte Bonaparte unmöglich, bezog ſich deutlich genug auf ſeinen Beſitz und äußerte: nur wenn ihm die Republik monatlich eine beſtimmte Geldſumme zahle, ließen ſich die Naturalleiſtungen vermindern. Er bezweifelte die Betheurung der Geſandten, daß der venetianiſche Schatz ganz erſchöpft ſei, und meinte: die Gelder des Herzogs von Modena und anderer Feinde Frankreichs, die ſich in Venedig befänden, böten Mittel dar, ſich zu erholen, und er könne ſie mit Recht für ſich in Anſpruch nehmen. Die Erinnerung der Geſandten, daß ein kleiner Staat nicht ohne Gefahr für ſein Daſein ſolche Gewaltmittel verſuchen dürfe, machte indeſſen dieſer Richtung des Geſprächs ein Ende und es folgten nun nähere Fragen über die Verfaſſung der einzelnen Landſchaften, die Zeit ihrer Vereinigung mit Venedig u. ſ. w., welches Alles, ungeachtet der größten Höflichkeit Bonapartes, viele Beſorgniſſe erregte.

Während nun der Senat den Franzoſen jenem Antrage ihres Feldherrn gemäß auf ſechs Monate große Summen bewilligte, revolutionirten ſie Crema und das Directorium erklärte, es miſche ſich zwar nicht in fremde Regierungsgeſchäfte, wenn aber die Mailänder benachbarte Landſchaften mit deren Beiſtimmung zu ihrer Republik ſchlugen, ſo könne man nicht dulden, daß Venedig es hindere!

Was nun aber auch die Regierung von Venedig fernerhin zu thun oder zu leiden beſchließen wollte, das Vollziehen hing nicht mehr von ihr ab, ſondern Haß und Liebe griff ihrem Willen überall vor, und ſo wie ein Theil der Unterthanen ſich kühn von ihr losſagte und die offenbarſte Unterſtützung bei den Franzoſen fand, ſo erklärte ein anderer weit zahlreicherer Theil jeder habe ein Recht, für die Freiheit aufzutreten und zu ſterben, wenn ſeine Regierung ihn verlaſſe. Es kam zu offenbarer, beſtiger Fehde, wobei die Anhänger der alten Verfaſſung das entſchiedenſte Uebergewicht hatten; und noch einen Augenblick lang ſchien das Licht der Rettung aufzudämmern! Der Baron Thugut äußerte ſich nämlich mit der theilnehmendſten Bewegung, die Oeſterreicher drangen ſiegreich in Tyrol vor und die Franzoſen waren übereilt zu tief in Kärnthen eingerückt. Deſſentliche Aufforderungen zum Aufſtande gegen dieſe wurden im Namen des Aufſehers Battaja verbreitet; ſie waren untergeſchoben, entweder von den Neuerern, um einen Grund des Haders mit Venedig zu gewinnen, oder von den Feinden der Franzoſen, um

die Regierung zu einem Entschluß zu zwingen. Aber die Entdeckung ihrer Unechtheit konnte die Gemüther nicht beruhigen. Schon waren viele Franzosen bei Salò umgekommen, als sie den Neuerern Hülfe leisteten, und manche, die sich zu kühn vereinzelten, wurden von den aufgebrachten Landleuten erschlagen.

Auf den Grund dieser Ereignisse schrieb Bonaparte einen Brief an den Doge, welcher am 17. April in Venedig verlesen wurde: „Das ganze feste Land der Republik ist in den Waffen! Ueberall schreien die Bauern, welche ihr bewaffnet und in Aufstand gebracht habt: Tod den Franzosen! und viele Hundert Soldaten des italienischen Heeres sind schon von ihnen ermordet worden. Glaubt ihr, in diesem Augenblicke, wo ich im Herzen von Deutschland stehe, sei ich außer Stande, Ehrfurcht dem ersten Volke der Welt zu verschaffen? Glaubt ihr, die Legionen Italiens werden das Gemetzel dulden, welches ihr erregtet? Ich werde das Blut meiner Waffenbrüder rächen und jedes französische Bataillon wird bei einem so edeln Auftrage seinen Muth verdoppelt, seine Kraft verdreifacht fühlen. Der venetianische Senat hat das großmüthige Verfahren, welches wir gegen ihn bewiesen, mit der schwärzesten Treulosigkeit gelohnt! Wenn ihr nicht sogleich alle versammelten Schaaren auflöset, die Urheber der Meuchelthaten verhaftet und mir aushändigt, die Bauern entwaffnet, die Ruhe herstellt und die wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich verhafteten Personen freilaßt, — so ist der Krieg erklärt. Ich will ihn aber nicht führen wie die Meuchelmörder, welche ihr bewaffnet habt; die französischen Soldaten wollen nicht die Fluren der unschuldigen und unglücklichen Einwohner verwüsten. Ich werde diese schützen, und sie werden dereinst sogar die Frevel segnen, welche das französische Heer zwangen sie von einer tyrannischen Regierung zu befreien!"

In dieser Noth hofften Manche noch Hülfe von einer Unterhandlung, welche der venetianische Gesandte zu Paris im Laufe des Aprils angeknüpft hatte. Er erfuhr durch einen angesehenen Beamten, daß zwei Directoren für, zwei gegen die Revolution des venetianischen Staates wären, und Barras, als der fünfte, noch unentschieden sei. Wenn er diesem sogleich 100,000 Livres zahle, oder in guten Wechseln anweise, so wolle er auf die Seite der letzten treten und Befehle des Directoriums auswirken, wonach Venedig die empörten Landschaften und die zum Kriege nicht mehr erforderlichen Plätze zurückbekommen und die Franzosen sogar weitere Aufstände verhindern sollten. Der Gesandte ging nach manchen Bedenklichkeiten den Handel ein, und der Unterhändler stieg mit der außerordentlichen Forderung

für seine und seines Gleichen Verwöhnungen allmälig von 24,000 bis 100,000 Livres. Schon war jedoch zur Zahlung dieser 700,000 Livres Anstalt gemacht, als die Nachricht von den Gefechten bei Salò und den Aufständen im Venetianischen einlief und Pavias von seinem Versprechen absprang.

Mittlerweile aber hatte sich der Aufstand gegen die überall arge Willkür abenden Franzosen noch weiter, und nicht ohne grausame Wiedervergeltung fast über alle venetianischen Landschaften verbreitet. Bonaparte war von seinen Hülfsquellen abgeschnitten, die Oesterreicher fochten schon mit den bewaffneten Einwohnern vor Verona), und Alle hofften, nicht ohne Grund, eine rasche durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse; — da traf die Franzenbotschaft ein, am 18. April 1797 wären die Friedenspräliminarien in Leoben abgeschlossen worden!

Was konnten nun alle Ansichten, Gründe, Thatsachen helfen, welche die neuen Abgeordneten in Mörs Bonaparten vortragen, der noch gewundter den Frieden geschlossen, als gekriegt hatte. Er gab zur Antwort: „Als ich euch ein Bündniß anbot, habt ihr es mit Winkelzügen zurückgewiesen, damit ihr unterdessen das Volk bewaffnen und mir, im Fall eines Unglücks, den Rückweg abschneiden könnter. Deshalb kam ich nicht vor Wien, deshalb schloß ich den Frieden, deshalb befriege ich euch! Ist der englische Gesandte entfernt? Ist das Volk entwaffnet? Sind die wegen ihrer Meinung Gefangenen befreit? Sind die Verbrecher und Mörder der Franzosen bestraft? Eure Regierung, die so viele Feinde beherbergt, will behaupten, sie kenne diese Uebelthäter nicht! Wenn sie keine Mittel hat, das Volk zu schonen, so ist sie kindisch geworden. Erst gab sie den Staatstreich, weil sie das Volk nicht bewaffnen wollte, und nun achtet es zu Grunde, weil sie es nicht entwaffnen kann. So wie ihr früher mein Bündniß verwarfet, so verwerfe ich jetzt das eure, eure Pläne, eure Verschläge. Jetzt will ich die Gesetze geben, ich will eure Verfassung umbilden, ich will keinen Senat mehr, keine Inquisitoren, diese Pestbeule aller Zeiten. Ich werde ein neues Antlitz für den venetianischen Staat hier, und eure entartete Regierung kann mir darf nicht länger bestehen."

Die Abgeordneten erklärten hierauf ihr ganzes Verfahren und traten hinaus; über feste Friedensbedingungen habe sich Bonaparte schlechterdings nicht äußern wollen. Sie hätten Gott, daß er Kraft und Entschluß gebe, die Gefahr wenigstens von Venedig abzuwenden, aber daß man andere Rettungsmittel aufsuche. Zu solchem konnten sie jedoch nicht das Geld leihen, welches bei Bonaparte nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit hatte.

Mittlerweile hatten die Franzosen am 24 April Verona

am 17. und 18. Verona und Peschiera revolutionirt, am 19. umlagerten sie die Lagunen, und der General Baraguey d'Hilliers kam unter dem Schutze der alten Gastfreundschaft nach Venedig. Aber weder von ihm, noch von dem französischen Gesandten Lallement erfuhr man etwas über die Endabsichten Frankreichs. Auch hatte der Senat die schon früher ertheilten Befehle wiederholt: es solle auf alle Weise für Mehrung der Lebensmittel, Herbeischaffung der Soldaten und Bemannung der Schiffe gesorgt werden. So trennte man sich am 19. April des Abends, und am 20. früh Morgens traf jenes Schreiben der Gesandten mit den Aeußerungen Bonaparte's über eine Regierungsveränderung ein. Die Savii beriefen hierauf nicht der Verfassung gemäß den Senat, sondern hielten mit diesen und einigen Zusammenberufenen eine gesetzwidrige, haltungslose Versammlung in den Zimmern des Doge. Dieser Doge, Ludwig Manini, welcher hier zum ersten Male persönlich erwähnt wird, eröffnete die Berathung mit wenigen Worten über die Lage der Republik und bat, daß man gefälligst das Weitere aus dem Munde des Herrn Cavaliere Dolfino anhöre. Dessen unbedeutendes Geschwätz ging zuletzt dahin, daß man seinen und Bonaparte's großen Freund, den Bürger Herrn Haller, als Vermittler und Besänftiger annehmen solle. Nachdem hierauf keiner etwas Ernsthaftes und der Procurator Antonio Capello nur etwas Beifälliges gesagt hatte, sagte Francesco Pesaro zueinander: daß keine weitere Unterhandlung mit Bonaparte die Republik retten werde, sondern eine tüchtige Vertheidigung allein Achtung und Dauer begründen könne. Ehe man hierüber etwas beschloß, ehe der Doge nach seiner Vollmacht den großen Rath berufen konnte, erhielt man Nachricht, wie die Franzosen an den Lagunen Verschanzungen aufwürfen und immer vordringen und einen Punkt nach dem andern wegzunehmen suchten. Dona und seines Gleichen schlugen deshalb vor, die Stadt sogleich zu übergeben; aber die Ansicht der Muthigen ging durch: man wolle Gewalt mit Gewalt vertreiben. Die Frage, ob aber nicht gleichzeitig nochmals Gesandte an Bonaparte geschickt werden sollten, erregte einen Streit, während dessen der durchlauchtigste Doge in der Stube auf- und abging und mehre Male vor sich sagte: wir werden diese Nacht nicht in unseren Betten schlafen! Ihm fehlte die Geistesstärke und Charaktergröße, welche den wankenden Staat hätte einnehmen können. In diesen Tagen mußte er, nach großen Vorsätzen, die hemmenden Formen zerbrechen und belebend, begeisternd hervortreten. Statt dessen erzählte er am 1. Mai dem großen Rathe mit Weinen und Schluchzen die klägliche Lage der Dinge, und der große

Nach beschloß und bestätigte: man wolle sich vertheidigen, und man wolle auch mit Venedig unterhandeln!

Dieser aber ließ sich auf kein mündliches Gespräch mit den schon vor dieser Bestätigung abgeschickten Gesandten ein, sondern verlangte eine schriftliche Erklärung. Sie gaben am 30. April die folgende: Kein Theil des festen Landes, welcher der Republik treu blieb, ist mehr in den Waffen. Die Absichten Eurer Excellenz können also auch nicht einmal durch einen Versuch des Widerstandes gestört werden. Es scheint, daß die große Nation, die Ew. Excellenz so glorreich vertreten, dadurch bewogen werden sollte nicht feindlich gegen eine Regierung zu verfahren, welche die Freundschaft Frankreichs aufrichtig wünscht und bereit ist, auf jede nur mögliche Weise die Wahrhaftigkeit dieses heißen Wunsches darzuthun. Wenn einige nicht weiter zu schende und nicht vorhergesehene Verhältnisse irgend ein Ereigniß herbeiführten, weshalb die französische Republik glaubt Genugthuung verlangen zu können, oder wenn nach der Reihe Ihrer glorreichen Thaten eine Mitwirkung der Republik Venedig in Bezug auf das neue politische Gleichgewicht verlangt wird, welches Frankreich in Europa begründen will: — so geruhen Ew. Excellenz nur, dies anzuzeigen. Auf der Stufe von Größe, welche Frankreich zur allgemeinen Bewunderung erreicht hat, wird es ein würdigeres Schauspiel sein, daß Venedig freiwillig Anstrengungen für dasselbe übernimmt, als daß man eine Regierung mit Krieg überzieht, welche erklärt, daß sie schwach und unbewaffnet sei. — Pesaro gab kurz zur Antwort: Man hasse an ihnen und dem Senate, boshaftesten Frevel wollten sie mit Lügen entschuldigen; er verlange den Tod der Inquisitoren, welche hauptsächlich gegen Frankreich gewirkt hätten, und des venetianischen Befehlshabers, der auf ein mit Gewalt in den Hafen dringendes französisches Schiff habe schießen lassen. Alle verstummten vor Schrecken, nur der Provveditor Angelo Giustiniani hatte den Muth, der ruchlosen Rotte entgegenzutreten, welche durch Rohheit und aufgeregter Leidenschaften Alles vor sich her niederdrängte. Unter andern harten Dingen sagte ihm Giustiniani: er sei kein Held, wofür er sich doch ausgebe, wenn er nach dem Blute unschuldiger Venetianer dürste und ihn, der sein Leben darbiete, nicht einmal als Geißel dafür annehme, daß die Anklagen gegen die Republik als Lügen sollten erwiesen werden.

Pesaro kommt aber dadurch nicht von dem Wege ab gebracht werden, den er, um sich zu retten, beim Abschlusse der Friedenspräliminarien betreten hatte. Am 7. Mai [illegible] seine Kriegserklärung gegen Venedig, welche alle die schon erwähnten Beschuldigungen und eine lange Reihe kleinerer Be-

schworen aufhielte. Der Doge versammelte hierauf, am 1. Mai, nochmals den großen Rath und schlug, von Minotto, Pesaro und Andern unterstützt, mit zitternder und weinerlicher Stimme vor, man solle die (gegen die Franzosen nur zu gelinden!) Inquisitoren, nach Bonaparte's Verlangen, verhaften und neue Gesandte mit der Vollmacht an ihn schicken, auf alle übrigen Forderungen einzugehen. Diesen Schluß bestätigten 701 gegen 15 Stimmen. So nahe war die Republik ihrem Ende, und so sehr war die Furcht der Schwachen und die Kühnheit der Uebergesinnten, bei der Unthätigkeit der Bessren, gewachsen!

Venedig hatte noch 15000 italienische und 11,000 schlavonische Soldaten, 800 Kanonen, 700 bewaffnete Schiffe, und doch fürchtete man, die Franzosen würden ohne Schüsse nach Venedig kommen und Alle über die Klinge springen lassen! Um aber diese Vertheidigungsmittel als unbrauchbar, ja als schädlich darzustellen, erfand Marefoschi eine Verschwörung von 16,000 Menschen, zu Gott weiß welchen Gewaltthaten, und anstatt nach den Beweisen der Lüge zu fragen, äußerte der Doge: wenn dem so wäre, so wolle er, in Uebereinstimmung mit den gleichgesinnten Procuratoren des heiligen Marcus, lieber die Regierung in die Hände der Revolutionairen niederlegen! — Gleichzeitig verlangten Battaja, Pesaro, Grimani, Cuoo, Contarini, Morosini (zum Theil gerade, aber wie hier entartete Namen!), daß man alle schlavonischen Kriegsvölker entferne. Durch verstärkt verbreitete Zettel hatte man in diesen den Argwohn erweckt, die Republik wolle sie an die Franzosen verrathen, damit die Muthigen, die Treugesinnten morden und diese Unruhe einem Vorwand zu ihrer Einschiffung darbiete. Vergeblich bewiesen Morosini Priuli und einige Andre, wie schändlich und hinterlistig es sei, diese einzige Schutzwehr der Republik aufzugeben, ehe die Franzosen auch nur einer Beleidigung eingegangen wären! Am 10. und 11. Mai erfolgte demnach die Einschiffung der Schweizer, und Venedig und die Lagunen wurden dadurch ganz entblößt!

Sogleich traten nun verdorbene Menschen, zweideutige Bürger und fanatische Demokraten, wie Zorzi und Dandolo, auf ihrem Posten hervor, wurden von der französischen Gesandtschaft öffentlich unterstützt und verhandelten über alle von Bonaparte verlangten Punkte. Am 12. Mai versammelte der Doge den großen Rath auf ungewöhnliche Weise*), in ungewöhnlicher Zeit, und legte ihm, unbekümmert um die förmliche Richtigkeit der Wahlen, keineswegs aufmunternde Berichte aus Wien, sondern ein Billet der Zorzi und Battaja vor, wonach, infolge eines Briefes von Berger Hasler, Bonaparte den Staat nur retten und

glücklich machen wollte, wenn man die Reichsfeinde aufhebt und eine republikanische Verfassung einführen. Ehe eine Verfassung, Verfassung, oder gesetzliche Stimmenzählung stattfinden konnte, hätte man einige zehntausend Aristokraten, und selbst Jacobiner und Verräther erschlagen [illegible] gegen 70 Mitglieder) ohne alle gesetzliche Verfahren: wenn die Verwandlung der Verfassung des Wüthenden Despotismus gemäß ist, so müssen neue Ursachen eingesetzt werden!

Unzählige Volk hatte sich auf den Marktplatze versammelt, und als auf den Zeichen der bevorstehenden Hinrichtung Zeichen gegeben wurde, die Guillotine ist aufgehoben, so schrie der abgesetzte Jacobiner, General Santerre, mit Einigen: es lebe die Freiheit! Das Volk aber schwieg erstaunt, und aus Furcht vor Mißhandlungen riefen nun Collot-d'Herbois und seine Genossen: es lebe die Republik, es lebe der heilige Marat! Da glaubte die getäuschte Menge, jener Vorschlag, die Regierung zu ändern, sey nicht durchgegangen, und man wollte sie nun gern Preis erhalten und vertheidigen. Laut riefen Alle nach: es lebe die Republik! es lebe der heilige Marat! Dessen Bildsäule wurde im Triumphe auf den Marktplatz umhergetragen und jedesmal bekränzte man sie, wenn Zeichen die Ankunft an den Ecken der drei großen Straßen von der Marktseite. Von hier verbreitete sich diese Nachricht durch alle Theile der Stadt, und Kinder wie Greise, Männer wie Weiber, Alle ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes, stürzten in den umzäunten Platz, der einzig vom Himmel erhellt, ein Gemälde abzugeben, sie wollten sich für die Ungerechtigkeit des ersten Tyrannen aufopfern!

Inzwischen wandte sich nun die Macht der Waffen gegen die Häupter der Rebellen. Ihre Häuser wurden geschlossen gefunden, und endlich hob die [illegible] Verschwornen, mit welchen man Alle eingekerkert hatte, zur entscheidenden Handlung zum Verhören kamen, wurden Lust, Trotz und andere Leidenschaften überall im Hause der gemeinen Gefangenen Nahrung finden. Es [illegible] dem Volke nun zu richtigen Strafen, sie wurden gesucht, gefunden, aber sie fanden sich nicht! Der unwissige Haufe wollte lieber die Republik überleben, als sich für sie kämpfend seiner Lage glücklich nahen, und die Besten, welchen der Kampf gebrach, sah an die Spitze zu stellen, überraschten die gewaltsamen Maßregeln, welche gegen die Schuldigen, die Jacobiner und die Zweifler nöthig erschienen; sie wollten nicht gewaltsam die Diktatoren aufsuchen und blind Revolutionsrath werden, um die Revolution zu vernichten. Hätte es doch einer gewagt, so wäre

Preußen mit einer großen Idee gebrochen, und nicht schmählich untergegangen! Die Verfassung hatte es anders beschlossen!

Jene ungeregelten Verhältnisse des französischen Volkes konnten nicht dauernd bleiben. Diejenigen aber, welche eigennützig ihre alten gutmüthig gebracht haben, im Glauben der neuen Freiheit und mit Hülfe der Fremden eine monarchische Wiederherstellung durchzusetzen zu können, haben sich noch kurze Zeit an Thronen gehalten.

Seit mehr als 1400 Jahren hatte kein Fürst von Gottes Gnaden geherrscht, und am 10. Mai 1791 zogen auch die Franzosen ungehindert als Fremde in die Stadt, deren Lage die Hauptstadt Frankreichs bringt. Verordnungen, Befehle, Edicte, Acte aller Art wurden angeschlagen und Maßregeln und Handlungen nicht gespart, um die Macht der Krone wieder zu gewinnen. Gleichzeitig aber fand sich eine beispiellose Reihe von Verfassungen, Constitutionen und Pländerungen über sie, durch welche die abenteuerlichen und haarsträubenden Ideen der Jakobiner verdrängt wurden, um in die Rechte der Volk zu ersetzen. Man wollte sich durch die Hinrichtungsmaschinen von Freiheit und den Leichen von Gewaltthaten an Oesterreich überliefern Land ganz zu Grunde richten und eine vollständige Anarchie [illegible], 1792, als endlich die Oesterreicher am 11. Januar 1793 in Frankfurt einzogen, die es sich auch Gott sei Dank nicht nehmen ließen, die Freiheit ihrem unruhigen Nachbarn wieder zurückzubringen.

Trotzdem sich die Hoffnungen einer Wiederherstellung Frankfurts erfüllt und erneuert wurden, nicht sind sie übrig geblieben aber eine mächtige Erinnerungen an Schmach aber an Unterdrückung waren, sondern auch weil auch viel von Erkenntniß der Unzulänglichkeit von Gewaltsamkeit angeführt und belegt wurden, als die Nachkommen einer mehr als [illegible]jährigen Vergangenheit.

Der unbefangene aber beobachtende Geist früherer Geschichte und Vergangenheit lehrt auch hier die Ungültigkeit, aber heilsame Wahrheit bestätigt, daß jede Vergewaltigung, gleichviel gewaltsam Handlungen, Völker und Regierungen unglücklich und Verderben stürzen.

Anmerkungen.

1) Eine [illegible] [illegible] [illegible]

VI.

[illegible]

1.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

und den Regierenden vor die Hülfsquellen [illegible] Verfassung und ihre ungeeigneten Verwaltung entgegenstellen, nicht über die unbegrenzte Elasticität der Tugend und die unerschütterliche Heiligkeit der Pflicht"). Das Vaterland darf sich keine einzige Hoffnung der Hülfe stehen, wenn die Polen aufhören zu handeln und zu wollen, um einzig zu erwägen und zu fühlen: so weit sich die einzige Gewalttätige der Tugend erheben über die höchsten Anstrengungen der Talente und Genies."

So der Bischof Gobel von Lettau, während Lesdorf der Bischof von Kamenitz den Standen sagte: man werde die Polen nicht durch den Heldenmuth republikanischer Standhaftigkeit, sondern lediglich durch die Gewalt der Waffen von ihren Planen zurückbringen können.

Potocki endlich, der alte Primat, behauptete: die einzige, unmittelbare Ursache seiner in vielen Angelegenheit von Seiten aufgebrachten, in gleichgiltigen Dingen aber sehr standhaften und rechtlichen auftreten. Jetzt wurde Polen aber verlassen; wir hingegen die Gelegenheiten zu erkennen und zu ergreifen verstehen, sie sie zum weichen.

Repnin, von diesen verschiedenen Meinungen persönlichen unterrichtet, erklärte sehr unbefangen: die Polen könnten sich weil über die Gewalt beklagen, mit welcher man sich in ihre Angelegenheiten mische und aufdringen die Grade der Wichtigkeit bestehe, da sie aber nicht im Stande wären die Waffen zu begreifen, so müssten sie gehorchen und sich die auf Widerspenstigkeit folgende Strafe und Rache erdulden.

Malachowski, der Hauptstab der Gegner, wandte gegen Repnin's Einrichtung an die Pforte bei neuen Feindseligkeit gerichtet und so dem Verdächtige verleitet aber gezwungen: man möge, um allen weitläufigen Verhandlungen zu entgehen, durch eine, auf den Einsatz und den Endstamm reichte Vollmacht von Mitteln der Verständigung unterrichtet und über Alles auf Jahre eine Waffenruhe und Sicherheit aufbleiben lassen. Diese Vorschlagungen sollten nächstdem für Grundgesetze gelten und von Russland bestätigt und aufrecht gehalten werden.

Als Wasik und Rath endet der Bischof von Lettau: seine Meinung sei verschieden, hätte es einer besonderen Instruction und unterrichtet Polens Schicksal bei endlichen Wahl: Um diese Zeit sich Lesdorf, welchen vielfacher den vielfachen Verhandlungen entfernen war, dem Bischof Gobel sagen: „Es möge nachgeben und nur durch einen Landboten den Polnischen widersprechen lassen. Auf diesem Wege würden alle nöthigen Mittel dem Vaterlande erhalten und, während auch dem Verlangen der Lieben, die Verhandlungen, abgemessen

Hand unter den Polen möglich gemacht und herbeigeführt."
Elisabeth antwortete: „Ich will auf meinem Wege das Russische
wagen, die Russen sollen ihren Willen ohne offenbare Gewalt
nicht durchsetzen. Im Fall ich unterliege, ist es Euer Amt
auf Euren Posten vorzubereiten."

Da ließ denn Argenson (ohne Zweifel höherem Befehle ge-
mäß) in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1747 die
Gesandten von Preußen und Kurpfalz, die Grafen Rzewuski Vater
und Sohn, und später noch mehrere Edelleute, Senatoren und
Landboten verhaften und diejenigen, welche ihm der Untersuchung
halber nicht persönlich erklären wollten, nach Libau abführen! [1])

August Peters erschreckt über diese unerhörte Willkür, eingedenk
aber auch daß Hülfe weiter hinterher Traun der schwache König
verharrte in einer kraftlosen und doch gereizten Note in Einig-
keit und Nachgiebigkeit, und als er endlich gestatten mußte, daß
Abgesandte der russischen Gesandten über die Gründe einer
solchen Verhaftung befragten, erhielt dieser die Antwort: er sei
befremdet von seiner Kaiserin Rücksichtslosigkeit schuldig. Erst später
gab er, wie auf Befehl, die Erklärung: „Die Verhaftung
hätten die Feindseligkeiten der Höfchen Katharinens veranlaßt zu
werden pflegt und sich gegen ihre Worte vergangen." Das
Ansehen, der allgemein gefürchtete Großkanzler sein Amt in ge-
wohntem Ernst und Schmerzen niederlegte, machte bei den Polen
hinter Eindruck, und auf die schleichende Frage: ob Krone an
alle dem Vorgefallenen nicht Teil oder zur Annahme oder Ge-
nehmigung einzelnen Stücke, antwortete der Gesandte kurzweg:
„Nein! Wer der Kaiserin widersteht, ist ihr Feind!"

Dadurch Verschmähtheit, erhielt sich durch ihre Gutmütigkeit
Polen nicht rechtzeitig benutzen, erhielten jetzt unbefriedigte
Habsucht, stürmungsfähige Ehrsucht in entgegen; so mußte
solche jene vergessen in Unterhandlungen, daß von einander,
selben jene Mehrheit übereinstimmt wurde [2]. Und hier
kam hinzu jene Macht sich, welche noch vor kurzem die Gemüter
wieder der gesammten politischen Welt in Bewegung aller
Lande angeregten und zuletzt erhalten hatte!

Was die Russen für die Polnischen ihre irgend kraft zu
eigenem Besten gefunden hatten, ward jetzt von jenem Gesetzge-
ber, dem Landtag, bewilligt: um über den Polen neue, ein-
schneidende Gewalt der Armee und Jurisdiktion zu geben, ver-
langten Preußen und Russland in einem Vertrage vom 11.
Februar 1768 die Verfassung, Verbesserung und Rechte der Re-
publik! [3]

Schon vier Tage nachher entstand eine Conföderation für
die Erhaltung der katholischen Religion und der Freiheit, welcher

Pulawski, Potocki, Krasinski, Pack und Andere allmälig beitraten. Preiswürdig war der Zweck fremde Herrschaft abzuschütteln; indem aber die Verbündeten Verfolgung der Protestanten zum Wesen ihrer Religion und das Liberum veto zum Wesen ihres Staates rechneten, vertheidigten sie das Ungerechte und Thörichte; ja selbst jener erste Zweck stand damals in solchem Mißverhältniß zu ihren Kräften, daß man die Wahl des Augenblicks nicht glücklich nennen konnte. Der russische Gesandte nämlich, welcher den König wie seinen Untergebenen behandelte, setzte sich unverzüglich in den Besitz aller Kriegsvorräthe und erzwang vom Senate (ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Lubomirski, Czartoriski und Anderer) die Bitte: Katharina möge ihre Heere nicht aus Polen entfernen. Repnin erwiederte am 10. August 1768 in einer Note, deren Styl an die neunziger Jahre erinnert: „Die Kaiserin suche nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und die Freiheit"). Der einzige Grund der Freiheit sei aber die Gleichheit; ein Grundsatz den jeder Allen müsse beizubringen suchen. Die Kaiserin könne die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als nach der jedem Menschen von Gott ins Herz geschriebenen Billigkeit, jene Gleichheit befördern". — Pulawski hingegen erklärte: „Dies ehrgeizige und treulose Weib, welches keine Tugend besitzt und zu eigenem Vortheil alle erheuchelt, soll ihre Künste an dem festen Willen edler Polen scheitern sehen; ihr falscher Ruhm wird zu Boden fallen, mag unser Unternehmen nun siegbekrönt oder unglücklich sein."")

Während sich die Conföderirten von Bar so für die Erretter ihres Vaterlandes hielten, wurden sie von den Russen als Rebellen bezeichnet und ein Krieg wider sie begonnen, welcher (so viel auch in den Berichten übertrieben sein mag) an Wildheit und Grausamkeit die meisten in der neuern Geschichte übertraf. Insbesondere (so wird erzählt) brachen die Haidamacken und zaporoger Kosaken aus ihren Morästen am Dnieper hervor, brannten ringsum alles nieder und ermordeten jeden Lebendigen der nicht zur griechischen Kirche gehörte. Zum Beweise der Rechtgläubigkeit mußte man Edelleute oder Priester umbringen. Ein Adeliger, ein Mönch, ein Jude und ein Hund wurden nebeneinander aufgehenkt und die Inschrift beigefügt: Alles ist gleich!") Man grub einige Hundert Menschen bis an den Hals in die Erde und mähte ihnen die Köpfe ab; man schnitt schwangern Weibern den Bauch auf, riß die Frucht heraus und steckte höhnisch Katzen hinein. Die Russen nahmen später den Zaporogern alle Beute ab, behielten dieselbe für sich und ließen Manche ohne Förmlichkeiten hinrichten: sie konnten aber dem Vorwurfe nicht

entgehen, solche Frevel herbeigeführet, oder wenigstens nicht verhindert zu haben. Befahlen doch selbst russische Anführer, polnischen Officieren die Knute zu geben und Gefangene zu erschießen, weil man sie weder aufzubewahren wußte, noch ihrem Ehrenworte traute [*]). Ein Oberst Drewitz, unter Andern, ließ dieselben oft zu seiner Belustigung grausam verstümmeln und dann umbringen.

Wenn auch die Uebel nicht in allen Theilen Polens ganz so arg waren, überstiegen sie doch weit das Maß eines gewöhnlichen Krieges [*]). Denn die Soldaten beider Parteien erhielten sich fast nur durch Rauben und Plündern, und verließen eine Landschaft gewöhnlich erst wenn sie ganz verwüstet war.

Als endlich die Türken, zur Rettung der Unabhängigkeit Polens, den Russen am 20. Oktober 1768 den Krieg erklärten, verdoppelten sich die Hoffnungen der Conföderirten, wogegen Katharina in ihrem Manifeste erklärte: sie bekriege die Türken nicht sowol aus eigenem Interesse oder für eigenen Ruhm, als für die Freiheiten und Besitzungen Polens, dessen Unverletzlichkeit der stete Gegenstand ihrer Sorgfalt sei [*]). Und in ähnlichem Sinne schrieb Panin: die Kaiserin könne, im Verhältniß zu einem freien und unabhängigen Volke, vor den Augen der prüfenden Welt, nur als Freundin und Verbündete auftreten.

Der türkische Beistand erschien indeß nicht minder zweifelhaften Gewinns, als der russische, weshalb sogar der Bischof Krasinski an Potocki schrieb: die Türken herbeiziehen um die Russen zu vertreiben, heißt das Haus anzünden um die Insekten loszuwerden [*]). — Auch hegte der Großvezier Mehemet wirklich eine Zeit lang den Plan, Polen zur Sicherung der Türkei ganz zu verwüsten.

Eben so unentscheidend als die Hülfe der, bald von den Russen überall besiegten Türken war die geringe Unterstützung welche Frankreich den Conföderirten, zum Theil durch Dumouriez zukommen ließ. Am verderblichsten und verdammlichsten endlich erscheint es, daß diese, trotz aller Ermahnungen der Besseren, selbst untereinander uneins wurden, mehr an Essen, Trinken, Spielen und Tanzen, denn an den Krieg dachten und, während sie von Aufopferung für das gesammte Vaterland sprachen, nur zu oft ganz untergeordnete, oder blos persönliche Zwecke im Auge behielten [*]).

Ihr mißglückter Versuch am 3. November 1771, den König zu entführen, oder gar zu ermorden, erweckte nur gerechten Zorn [*]), und die von ihnen ausgesprochene Absetzung desselben nannte man nicht mit Unrecht eine leidenschaftliche, thörichte Uebereilung. Noch schrieb endlich selbst der Primas Podoski

der Kaiserin: alle Unzufriedenheit rühre daher, daß man den König nicht verjage. Katharina überschickte diesem Podoski's Brief, um den Zwist zu erhöhen und die Großmuth und Nothwendigkeit ihres Schutzes noch mehr hervorzuheben. Sie ließ befehlen: Russen und Polen sollten ihm kriegerische Ehrenbezeigungen nicht verweigern, ungewiß ob sie das Beschimpfende einer solchen Anordnung nicht fühlte, oder nicht fühlen wollte *). Sie foderte: er solle sich mit ihrem Heere vereinen und gegen die Türken fechten, und zürnte als er, im richtigen Gefühle seiner Ohnmacht, antwortete: connais tu quelque bien, qui fasse un tel prodige! **) Dem englischen Gesandten sagte Stanislaus um diese Zeit: Sie sehen den allerunglücklichsten Menschen auf Erden. Gott nimmt, um manche Fürsten zu strafen, die Krone von ihren Häuptern; mir hat er sie zu diesem Zwecke aufgesetzt. Ich werde gehaßt von meinem Volke, bin in steter Lebensgefahr, weil man mich für ein zu williges Werkzeug Rußlands hält, und werde von dieser Macht mit einer Grausamkeit und Willkür behandelt, deren ich mich gegen den niedrigsten meiner Dienstboten schämen würde.

Während der Zeit wo die Türken noch kräftig widerstanden, stellte sich Katharina, als sei sie unzufrieden mit ihrem Gesandten und wolle hinsichtlich Polens gemäßigter verfahren, so daß eine, von den Czartoriskis beseuerte, Versammlung der Senatoren diejenigen verantwortlich machte, welche die stete russische Vermittelung gebilligt und die Conföderirten wie Rebellen betrachtet hatten. Kaum aber stellten sich die Verhältnisse im Felde günstiger für die Russen, so verwarf Katharina zornig jene Beschlüsse und verlangte, Stanislaus solle die Czartoriski und die beistimmenden Minister entfernen.

Noch immer hofften einige Wohlgesinnte den König mit den Conföderirten auszusöhnen; aber deren leidenschaftliches Heftigkeit legte diesem Plane nicht minder unübersteigliche Hindernisse in den Weg, als des Ersteren altes Verhältniß zur Kaiserin, seine oberflächliche Hoffnung, durch halbe Maßregeln, Briefe und Reden Alles in das rechte Gleis zu bringen, sowie seine unkönigliche Furcht, bei einer Trennung von den Russen ganz zu unterliegen. Als die, von den letzten unterstützte patriotische Union dennoch eine Vermittelung jener Parteien zu übernehmen suchte, zog sich Saldern ganz von ihr zurück, erklärte, er könne nicht mehr mit ihr verhandeln und ließ sogar den Primas verhaften; ein Gewaltschritt den sein Hof erst misbilligte, als er ungemein große Unzufriedenheit zu erregen schien.

Die Fortschritte Rußlands gegen die Türken und seine Alleinherrschaft in Polen mußten endlich die Besorgnisse aller

europäiſchen Mächte erregen, aber England dachte, wie nicht ſelten, nur an ſeinen Vortheil und die Beſeitigung der Zwiſtigkeiten mit Amerika; Frankreich ward, beſonders nach Choiſeul's Fall (December 1770), immer ohnmächtiger, und Preußen und Oeſterreich hielten ſich (unklug und undeutſch zugleich) noch immer für natürliche und nothwendige Feinde. In der Hand dieſer beiden Mächte lag es, Rußlands Anmaßungen Grenzen zu ſetzen und Polens Wiedergeburt herbeizuführen. Im Fall ſich aber Preußen von Rußland trennte, ohne Oeſterreich ganz zu gewinnen, hielt man es (den glorreichen ſiebenjährigen Krieg vergeſſend) für verloren; und umgekehrt ſchienen, bei einer engern Vereinigung Preußens und Rußlands, für Oeſterreich die größten Gefahren zu entſtehen. Dieſe unſichern Stellungen führten erſt zu einer ſchwankenden, klügelnden, ſpäter zu einer verdammlichen, ungerechten Politik.

Bei der erſten Zuſammenkunft Friedrich's II. und Joſeph's II. zu Neiße (Auguſt 1769) kamen beide überein, im Fall eines Krieges zwiſchen Frankreich und England, oder bei ſonſt eintretenden Unruhen nichts Feindliches gegeneinander zu unternehmen, und bei der zweiten Zuſammenkunft im September 1770 erklärte der Kaiſer: Oeſterreich werde nie zugeben, daß Rußland die Donau überſchreite; nur Einigkeit mit Preußen könne die von Oſten drohende Gefahr aufhalten [*]). Die Pforte habe, behufs eines günſtigeren Friedensſchluſſes, Oeſterreichs Vermittelung nachgeſucht und Friedrich II. werde die ſeine doch auch nicht verſagen. Der König antwortete ſo günſtig als es, ohne die frühere Verbindung mit Rußland zu übertreten, irgend möglich war und ſchrieb ſeinem Geſandten in Petersburg: es werde hiermit ein Plan für Polens Beruhigung zu verbinden ſein, und dieſe nur dann eintreten, wenn man die Conföderirten milde behandele, den König erhalte, die Diſſidenten vom Senate ausſchließe, den Kronfeldherrn mehr Einfluß auf das Heer einräume u. ſ. w.

Katharina antwortete in Bezug auf den Krieg: die Türken hätten ſie widerrechtlich angegriffen und das Ereigniß bei Malta zum Vorwand genommen, um ſich in die polniſchen Angelegenheiten zu miſchen, nachdem ſie doch in Poniatowski's Wahl gewilligt. Entſchloſſen, ihre Staaten nie durch Eroberung zu vergrößern, verlange ſie blos eine Entſchädigung für die Kriegskoſten und dasjenige, was dem Frieden ihres Reichs ſowie dem Wohle der Menſchheit dienlich ſei! Mithin: die Abtretung der beiden Kabarda und Aſows (welche ohnehin ſchon urſprünglich zu Rußland gehört hätten), Einräumung einer griechiſchen Inſel zur Niederlage für den Handel, freie Schifffahrt

auf dem schwarzen Meere, die Unabhängigkeit der Tataren und die Errichtung eines selbständigen Fürstenthums aus der Moldau und Wallachei. — Selbst Friedrich II. hielt diese Bedingungen für übertrieben und Oesterreich erklärte: es sei gar nicht zu erwarten, daß die Pforte, welcher es nicht an Kräften mangele den Krieg fortzusetzen, Vorschläge annehme die nach den größten Unfällen nicht strenger werden dürften; auch sei leicht einzusehen daß die angeblich unabhängigen und selbständigen Tataren, gleichwie die Moldau und Wallachei, ganz von Rußland abhängig würden, was Oesterreich nie zugeben könne.

Während man sich scheinbar so uneigennützig für die Türken interessirte, besetzte Oesterreich eigenmächtig und ohne vorhergegangene Verhandlungen, im Herbste 1770 in der Zipser Gespannschaft 13 Marktflecken und 275 Dörfer, welche Ungarn im Jahre 1412 pfandweise an Polen überlassen hatte, und Friedrich II. ließ (in Erinnerung an Polens Benehmen während des siebenjährigen Krieges) um angebliche Grenzverletzungen zu bestrafen und sein Land gegen die sich ausbreitende Pest zu schützen, ebenfalls Soldaten in polnische Landschaften einrücken, Lieferungen ausschreiben und in geringhaltiger Münze bezahlen [57]).

Katharina, welche allein in Polen herrschen wollte, war mit dem Allen sehr unzufrieden und sagte, mit Bezug auf die Besetzung der Zipser Gespannschaft, dem Prinzen Heinrich von Preußen (der sich vom Oktober 1770 bis Januar 1771 in Petersburg aufhielt): „Es scheint man braucht sich nur zu bücken, um in diesem Polen etwas zu nehmen [58]). Wenn Oesterreich die Republik zu theilen gedenkt, haben die übrigen Mächte dazu wol ein gleiches Recht". Schonender erklärte sie in Beziehung auf Preußen: es thue ihr leid, daß Friedrich II., dem Bündnisse mit Rußland gemäß, so viel zahlen und aufopfern müsse und sie wünsche ihm gern eine Entschädigung um seiner Ausdauer desto mehr versichert zu sein [59]). Prinz Heinrich berührte jetzt den Plan Westpreußen von Polen zu trennen, und obgleich Panin und Saldern jeder Theilung Polens widersprachen, wurde der Gedanke doch von einigen andern Hofgünstlingen unterstützt, und Katharina erklärte einstweilen: sie verlange keinen Gewinn für sich, habe indeß nichts gegen den Plan Westpreußen betreffend, sofern nur das Gleichgewicht Europas dadurch nicht gestört werde.

So unbestimmt alle diese Aeußerungen auch waren, erschrak Friedrich II. doch sehr, als ihm sein Bruder Heinrich zuerst jenen Gedanken einer Theilung Polens überbrachte; denn er fühlte richtig, wie viel an Recht, Treu und Glauben auf dem Spiele stand [60]). Bald aber überwog der Wunsch, seinem

zerstückten Reiche einen engern Zusammenhang zu verschaffen und die wohl begründete Furcht, Rußland werde die Beute sonst ganz allein davontragen. Bei den weitern Verhandlungen über den Türkenfrieden kam man dem Abgrunde immer näher.

Nachdem der Sultan jene ersten Friedensbedingungen verworfen hatte, schlug Kaunitz vor: Rußland möge sich begnügen mit der Stadt und dem Bezirke von Asow, den beiden Kabarden, dem freien Handel im schwarzen Meere und einer ansehnlichen Geldentschädigung. Der Graf fügte hinzu: er setze voraus, daß Rußland die Versicherung gebe, weder für sich, noch für irgend jemand einen Theil Polens in Anspruch zu nehmen; was jedoch nicht ausschließe, daß Oesterreich die Zipser Städte, gegen Rückgabe des Pfandschillings, wieder mit Ungarn vereinige, denn dies sei keine neue, zweifelhafte oder unbillige Erwerbung.

Friedrich II. schlug jetzt den Russen Friedensbedingungen vor, welche denen von Kaunitz ähnlich waren, und machte sie darauf aufmerksam: Oesterreich dürfte sich sonst ganz zu den Türken hinwenden und dorther eine Entschädigung zu erlangen suchen. Hierauf ließ die Kaiserin antworten: die Kabarda sei ein von wenigen Menschen bewohntes, nichts einbringendes unbedeutendes Land, Asow zerstört und keineswegs mehr von ehemaliger Wichtigkeit, der freie Handel den Türken im Frieden zuletzt eben so vortheilhaft als den Russen, eine ansehnliche Geldsumme nicht aufzubringen und überdies ein unwürdiges Resultat des Krieges. Die Lehre von einem Gleichgewichte der Macht in Osten werde von Oesterreich (vielleicht nur auf den Antrieb Frankreichs) als etwas ganz Neues hervorgesucht; daß endlich die Tataren, die Moldau und Wallachei nothwendig von Rußland abhängig werden müßten, sei eine unerwiesene Voraussetzung, und Oesterreich habe von den zu errichtenden kleinen, unabhängigen Staaten weniger zu befürchten, als jetzt von den größern. Dieser Auseinandersetzung fügte Panin hinzu: wenn der Fürst Kaunitz als Grundsatz der Politik aufstellt, daß jede Macht die andere im ruhigen Besitze dessen erhalten soll, was ihr zukömmt, wenn er jede Theilung Polens zurückweiset, so darf er auch nicht ausschließend mit den Ansprüchen auf die Zipser Städte hervortreten. Denn es gibt keinen Staat, der nicht unerledigte Ansprüche gegen seine Nachbarn aufzuweisen und das Recht hätte, sie bei günstiger Gelegenheit geltend zu machen. Man wolle nicht verhehlen, daß auch Rußland, auch Preußen solche wohlgegründete Ansprüche an Polen hätten und nicht abgeneigt wären, diese mit Oesterreich gemeinsam ins Licht zu setzen, damit für jeden Hof verhältnißmäßige Vortheile er

reicht würden. — Hiermit war leicht die Aussicht in Verbindung zu bringen, man könne und wolle, für anderweite Entschädigungen, den Türken die Moldau und Wallachei lassen.

Unterdeß hatte aber der wiener Hof am 6. Julius 1771 ein Bündniß mit der Pforte abgeschlossen, wonach diese die Zahlung einer bedeutenden Summe für die Kriegskosten übernahm, einen Theil der Wallachei an Oesterreich abtrat und die afrikanischen Raubstaaten zur Freundschaft bewegen sollte[51]). Oesterreich hingegen versprach: es wolle Rußland durch Unterhandlungen oder Krieg zur Rückgabe aller Eroberungen über die Türken bringen, ohne daß die Unabhängigkeit und die Freiheit Polens, um welche der Krieg erhoben worden, dadurch irgend Eintrag leide.

So schien endlich Oesterreich einen festen, preiswürdigen Entschluß gefaßt zu haben; vielleicht aber wollte es sich nur nach beiden Seiten decken, hier die Zipser Städte, dort einen Theil der Wallachei gewinnen, zugleich als Verbündeter und als Vermittler auftreten. Da jedoch über das Wann und Wie in jenem Bündnisse nichts gesagt, vielmehr bestimmt war, es solle geheim bleiben, half es weder den Polen, noch den Türken; beide wurden dadurch getäuscht.

Aufrichtiger wünschte wol Katharina jetzt Polen zu beruhigen, um es ganz für sich zu behalten; aber Saldern, ihr Gesandter, ein Despot in Kopf und Herzen, war dazu auf keine Weise geschickt[52]), und ohne eine Entschädigung hatte Friedrich II. nicht die mindeste Neigung, sich länger für sie aufzuopfern. Er unterrichtete den österreichischen Gesandten in Berlin, den Baron Swieten von der Lage der Unterhandlungen und erhielt die Antwort: Oesterreich habe die Zipser Städte nicht besetzt um sie zu behalten, sondern um daran eine Sicherheit bis zur Zahlung gewisser Summen zu haben; man wolle sie räumen, sobald auch Preußen und Rußland ihre Mannschaft aus Polen zurückzögen. Eine Theilung dieses Landes sei schwierig und werde die Angelegenheiten noch mehr verwirren, weshalb er dem Könige rathe, sich nicht darauf einzulassen. Als dieser einen Augenblick lang zu seinen ersten Zweifeln zurückkehrte und Katharinen bemerklich machte: die Plane und Maßregeln würden sich vor Europa nicht rechtfertigen lassen, antwortete sie: „Alle Vorwürfe nehme ich auf mich!“[53]) So gab die falsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts sich selbst den Ablaß für alle Sünden und nannte diesen frechen Uebermuth großartigen Herrschersinn.

Die Aufgabe, mit den Türken einen billigen Frieden zu schließen und die Verfassung Polens zu verbessern, war natür-

lich, einfach, gerecht und für die drei Mächte so leicht erreichbar; statt dessen ergaben sie sich einer kleinen, ränkesüchtigen, überfeinen Schlangenpolitik, ohne Größe und leitende Gedanken. Trotz alles geheimen Mistrauens, aller Eifersucht, vereinigten sich drei ausgezeichnete Herrscher so verschiedener Art, und im Wesentlichen gegen ihr eigenes wahres Interesse, zu der größten Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit, welche die neuere Geschichte bis dahin kannte.

Als sich, trotz aller Geheimhaltung Gerüchte von einem Plane der Theilung Polens verbreiteten, log man geradehin gegen Frankreich, England und Polen, und sagte und schrieb: es denke niemand daran!") Diesen Betheuerungen Glauben beizumessen, geboten Gründe des Rechts und der echten Weicheit. Ueberdies hatte Katharina wiederholt aufs Feierlichste, so unter Anderem den 27. December 1763 erklärt: das Gerücht, als denke sie daran, polnische Landschaften in Anspruch zu nehmen, sei eine bosbafte Verleumdung und schändliche Lüge"). Sie wisse, daß das Glück eines Volks nicht im Erobern liege, und sei aufrichtig entschlossen, die Republik bei ihren Rechten, Freiheiten und Besitzungen, dem Vertrage von 1686 gemäß, zu erhalten. — Aehnlicherweise erklärte Friedrich II am 21. Januar 1764: weit entfernt sich vergrößern zu wollen, arbeite der König nur daran und werde auch künftig dafür wirken, daß die Freiheiten und Besitzungen der Republik durchaus unangetastet und unverletzt blieben"). — Bei Anerkennung des preußischen Königstitels fügt er den 21. Mai 1764 hinzu: wir haben weder den Willen noch die Absicht durch den Gebrauch dieses Titels den bestehenden Verträgen und Bündnissen irgend einen Nachtheil zuzufügen; wir wollen vielmehr die Bürgschaft und den Schutz aller Freiheiten und Rechte der Republik übernehmen und leisten.

Wenn Friedrich dennoch allmälig bewogen wurde auf den Gedanken einer Theilung Polens einzugehen, so hatte dies allerdings mehrere erhebliche Gründe. Erstens, weil er glaubte, daß nur dadurch ein allgemeiner Krieg könne vermieden werden"). Zweitens, weil seine Staaten dringend einer Abrundung bedurften, was bei Rußland und Oesterreich keineswegs der Fall war. Drittens, weil er, bei der Erbärmlichkeit der inneren Verhältnisse Polens, mit Bestimmtheit voraussah, daß das ganze Land in die Botmäßigkeit der Russen kommen werde.

In Wien waren Maria Theresia, Joseph und Kaunitz dem Theilungsplane (welcher früh zu ihrer Kenntniß kam) durchaus abgeneigt. Als aber England gleichgültig blieb") und der Herzog von Aiguillon sich so feige als abgünstig zeigte, glaubte das ver

einzelte Oesterreich, um Polens willen, keinen Krieg wider Preußen und Rußland zugleich erheben zu dürfen. Deßhalb kam man auf den Gedanken, durch Uebermaß eigener Forderungen und Ueberbieten eigennütziger und gewaltsamer Ansichten entweder den Theilungsplan zu hintertreiben, oder den größten Vortheil selbst davon zu tragen. Wol von diesem Standpunkte aus erklärte Kaunitz dem russischen Gesandten: sobald man, um das Gleichgewicht der Staaten zu erhalten, dem Theilungssysteme huldige, würde es vielleicht nicht nöthig sein, allein zu Polen seine Zuflucht zu nehmen. Im Fall nämlich dieses Land nicht Stoff (étoffe) genug darbiete, um unter den drei Höfen eine gleiche Theilung zu Stande zu bringen, würden sich wol Mittel finden, irgend einem Dritten einiges Land zu nehmen, der dessen übrig hätte und der, wenn jene Höfe einig wären, dazu wohl oder übel die Hände bieten müsse. — Als der Fürst Galizin hierauf verwundert fragte: ob er die Türken meine? antwortete Kaunitz: dem sei so!*) Er erwarte aber, man werde in dieser Angelegenheit, zur Beseitigung der vielen Schwierigkeiten, gegenseitig mit der größten Ehrlichkeit und Herzlichkeit (bonne foi et cordeur) verfahren, sich gegen Frankreich und England ja nichts merken lassen, und, damit Alles recht schnell zu Stande komme, nicht unnütz zögernd zwei Couriere schicken, wo man einem schon seine wahre Meinung habe mitgeben können. Weil man über die Frage ob einig sei, so komme es nur auf die Frage wie an, und da möchten Rußland und Preußen, welche schon länger darüber verhandelten, ihre Plane vorlegen, damit Oesterreich wisse, wie viel es seinerseits verlangen könne.

Dies geschah dann auch, mit dem Bemerken Panin's: der wiener Hof werde sehen, wie man immer die Absicht gehegt habe, ihm das Billige zukommen zu lassen und seine Wünsche nicht minder auf der türkischen Seite zu unterstützen*). Er, Panin, mache sich eine Ehre daraus, gegen Kaunitz die Aufrichtigkeit und Herzlichkeit zu zeigen, welche seinem Charakter von Natur eigen wären.

Nicht minder aufrichtig erzählte Friedrich II. dem Baron van Swieten: er habe an einem Plane Geschmack gefunden, der zum allgemeinen Frieden beitrage und seine Staaten abrunde ohne Krieg und ohne Oesterreich zu nahe zu treten. Van Swieten, auch gewandt auf Arrondirungen, schlug jetzt dem Könige vor: er möge Glatz und einen Theil Oberschlesiens für polnisches Land herausgeben, was der König indeß lebhaft verwarf. Gegen neue Abgrenzungen in Servien und Bosnien hatte er dagegen nichts einzuwenden, welche Kaunitz jedoch mit dem

Bemerken zurückwies: er habe nur an freiwillige Abtretungen gedacht!

Obgleich Panin damals noch so bedächtig war zu bemerken: Polen müsse fernerhin ein bedeutender Staat bleiben, weil das Zusammenstoßen der drei Höfe Zwist und Unheil herbeiführen dürfte, waren doch die Forderungen Rußlands und Oesterreichs so groß, daß der ganze Plan fast daran gescheitert wäre. Aber Furcht vor der Einmischung anderer Mächte, vor Störungen irgend einer Art, und mehr denn Alles unbezwingliche Vergrößerungslust, führten am 5. August 1772 zum Abschlusse des Theilungsvertrags. Anstatt ob dieses letzten, oft bezweifelten, jetzt klar vor Augen stehenden Ergebnisses reuevoll zusammenzuschrecken, that man sich noch etwas darauf zugute, daß es das erste Beispiel in der Geschichte sei, wo sich drei so ganz freundschaftlich in das Gut eines Vierten getheilt hätten! [1])

Schon im Mai 1771 erließ Katharina ein Schreiben, worin sie sagt: in Polen ist die Regierung ohne Thätigkeit, das Gesetz ohne Kraft und alles dem Ehrgeize und der Habsucht preisgegeben [2]). Die Anarchie erhebt ihr Haupt aus dem Abgrunde des öffentlichen Uebels und bezeichnet ihre Herrschaft mit Mord und Raub. — Eine Beschreibung, der zur vollen Wahrheit nur die zweite Hälfte fehlte, daß nämlich die Kaiserin, aus despotischer Habsucht, diesen Zustand durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel herbeigeführt und verschlimmert hatte.

Nach solchen Verklagen und Hindeutungen übergaben endlich die Gesandten der drei Mächte am 18. September 1772 in Warschau eine Erklärung des Inhalts: sie wären entschlossen unzweifelhafte Rechte auf gewisse polnische Landschaften geltend zu machen, und zugleich die zweckmäßigsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, damit Ruhe und Ordnung in Polen hergestellt und die alte Verfassung, sowie die Freiheiten des Volks auf sichern Grundlagen befestigt würden [3]). Dies wollten sie um so eiliger thun, da sie für künftige Zeiten nicht immer dieselbe glückliche Uebereinstimmung voraussetzen, auch nicht hoffen könnten, auf gewöhnlichem Wege ihr Recht zu erlangen! Dem gemäß fordere man alle Polen auf, Zwist und Täuschung bei Seite zu setzen und für jene trefflichen Zwecke eifrigst mitzuwirken, — das hieß: den zur Theilung ihres Vaterlandes verschworenen Mächten über 3000 Quadratmeilen abzutreten!

Gleichzeitig mit jener Erklärung der Ansprüche nahmen jene Verbündeten, ohne die Antwort oder Abtretung abzuwarten, mit Heeresmacht die Landschaften in Besitz, wobei sich Friedrich II. auf einen noch zu druckenden Beweis seiner Rechte berief, über viele von Seiten Polens erlittene Ungerechtigkeiten

klagte, Kapital und Zinsen und Nutzungen seit Jahrhunderten foderte und befahl, daß man (bei harter Strafe) ihm als gesetzlichen Herrscher treu und gehorsam sein und alle Verhältnisse zu Polen sogleich abbrechen sollte!")

Oesterreich sagte in seiner Beweisführung: was man polnischerseits einwende, sei von keinem Gewicht — folglich, der Anspruch unstreitig gegründet!") Ueberdies könne man, bei der Verfassung der Republik, auf keinen gütlichen Vergleich hoffen und begnüge sich mit einem kleinern Aequivalent. In der russischen Besitznahmeurkunde verspricht Katharina den Polen, alle russische! Freiheiten und Vorrechte, und hofft, jeder werde sich dieser Behandlung würdig zeigen durch aufrichtige Vaterlandsliebe und feste Anhänglichkeit an eine so großmüthige Herrscherin. Wer sich indeß binnen drei Monaten hiezu nicht verstehe, dessen Güter sollten eingezogen werden!")

Zu spät widersprach Stanislaus einem Verfahren, das er längst hätte vorhersehen sollen, und redete jetzt so wie die Confoderirten von Bar. Er mußte einen Reichstag berufen, und diejenigen Herrscher, welche früher die Einstimmigkeit der Beschlüsse vorgeschrieben und die Confederationen für gesetzwidrig erklärt hatten, befahlen jetzt: die Mehrheit der Stimmen solle entscheiden, aus den in Anspruch genommenen Ländern aber niemand zum Reichstage erwählt werden. Trotz dieser und anderer Gewaltmittel erreichten die Mächte keineswegs ihren Zweck: eine eilige, feige, willenlose Unterwerfung. Vielmehr erwiesen die Polen auf eine siegreiche Weise, daß, wenn sie ein ähnliches Verfahren einschlagen wollten, noch weit mehr Länder ihrer Nachbarn ihnen zufallen müßten. Das Verwerfen alles Besitzstandes, aller Verträge, aller Verjährung führe im Staatsrechte wie im Privatrechte zur nichtswürdigsten Ungerechtigkeit, und es sei unerhört, in eigner Sache Kläger zugleich und Richter zu sein, oder von Besitzern guten Glaubens Nutzungen und Zinsen für Jahrhunderte zurückzufodern. Dazu komme, daß die drei Mächte in mehren Verträgen urkundlich und deutlich allen Ansprüchen auf Polen entsagt hätten, und jetzt unerhörter Weise alte, verjährte, vernichtete Forderungen über neue Verträge und anerkanntes Recht hinaussetzten, oder Uebelstände anklagten, welche durch sie selbst herbeigeführt worden, oder mit ihrer Hülfe leicht zu beseitigen wären").

Anstatt durch Gründe so überwiegender Kraft und Wahrheit zu Besonnenheit, Scham und Reue hingeführt zu werden, bedrohten die drei Mächte jeden auf dem Reichstage Auftretenden mit den härtesten Strafen, nannten jeden Widersprechenden einen Rebellen und Feind seines Vaterlandes") und

erklären am 1. December 1772: die bisherigen Zögerungen setzten sie in unaussprechliches Erstaunen, und ihre Würde, sowie die Gerechtigkeit, schreibe ihrer Mäßigung gewisse Grenzen vor[1]). Nöthigenfalls schalten sie am 2. Februar 1773: daß man ihre gerechten Ansprüche mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit nicht anerkenne, nur Täuschungen, Parteiungen und Eigennutz der Polen sei im Spiele[2]).

Saldern insbesondere, der zwei Jahre nachher wegen Betrugs seine Aemter verlor und aus Rußland verjagt wurde, verfuhr heftiger und willkürlicher, als ein römischer Prätor oder ein türkischer Pascha. Er berief die Senatoren in sein Haus, sagte ihnen: sie wären da seine Befehle zu empfangen, auszuführen und sich für das zu bedanken, was man ihnen lassen wolle. Ihr Ungehorsam erniedrige sie unter den Rang vernünftiger Wesen, und sie verdienten gar nicht, daß man auch nur das geringste Attentat an sie wende[3]). Als der Primas sich entfernte, betrachtete er dies wie ein Verbrechen und ließ ihn zurückholen und bewachen. Er sprach zu Allen, als wären es Knechte und Rebellen, die er willkürlich nach Sibirien schicken oder niedersäbeln könne.

Endlich erklärten die Verbündeten (nach dem Vorschlage des wiener Hofes): wenn bis zu einem gewissen Tage Alles bewilligt sei, würden sie ihre Heere zurückziehen, im entgegengesetzten Fall aber ganz Polen theilen[4]). So aufs Aeußerste getrieben und von fremder Mannschaft umringt, willigten endlich die meisten Landboten auf dem nun bis ins schwedisch besetzten Reichstage in die geforderten Landabtretungen; die Widersprechenden hingegen wurden von den Gesandten der drei Höfe angeklagt, als Verräther und Feinde ihres Vaterlandes[5]). Jene Einwilligenden glaubten: allein durch Nachgiebigkeit sei der Ueberrest ihres Vaterlandes zu erhalten; die Widersprechenden hingegen hegten die Ueberzeugung: nur durch unbeugsame Festigkeit könne man, wo nicht den Raub der Fremden verhindern, doch die Ehre bewahren.

Preußen erhielt polnisch Preußen (mit Ausnahme von Danzig und Thorn) und den Netzedistrikt etwa 600 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern. Oesterreich, die Grafschaft Zips und Theile der Palatinate Krakau, Sendomir, Belz, Reichrußen, Peremyl und Podolien u. s. w. an 1457 Quadratmeilen mit 2,500,000 Einwohnern. Rußland, die Landschaften jenseit der Düna, Drutsch und des Dnieper, etwa 1450 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern.

Selbst die Willkür hat sonst ihre Regeln, oder sucht nach denselben, um sich mit dem Schein irgend einer Art von Ge-

teplichkeit zu verhüllen; bei dieser Theilung ist aber gar nicht abzusehen, warum man jeder Macht nur dies oder das, nicht mehr oder weniger gab. Aus den Gegenwirkungen hier des Neides und der Habsucht konnte freilich so wenig etwas Verständiges, als etwas Gerechtes hervorgehen, und man bemerkte kaum die Absurdität, als man zur angeblichen Erhaltung des Gleichgewichts dem Uebermächtigen mehr, dem Schwächeren wenig zutheilte.

Indeß hofften die Polen, daß wenigstens die Grenzen ihres verkleinerten Vaterlandes nunmehr gesichert seien, weil die theilenden Mächte ja in bester und feierlichster Form für die Zukunft allen Ansprüchen entsagten, die sie aus irgend einem Grunde an Polen gehabt hätten, oder haben könnten [*]). Allein man täuschte sich sehr. Preußen z. B., dessen Grenze der Netze entlang ging, verlangte auch das Land, was dieser Fluß auf der polnischen Seite überschwemmte.

Dem Könige, sagte Friedrich's Gesandter in Warschau, gehört das Element des Wassers, wenn die Netze austritt, und eben so das gewässerte Land, wenn sie wieder in ihr Bett zurücktritt; — wobei man annahm, daß die Ueberschwemmung sich an einer Stelle gerade Meilen weit über Berge erstrecken könne! [*]) Auf die Bitte der Generalin Sluszewska schloß ihr Freund, der preußische Geheimerath von Borcke-Hof, willkürlich drei Güter, einige Quadratmeilen Land mit zwölf Einwohnern, in das preußische Gebiet ein, und Friedrich II. billigte dies Verfahren. Ja im Februar 1773 befahl ihm der König, die Grenzen unmerklich zu erweitern und es wurden genommen noch 10,000, gleichwie im Jahre 1774 noch 12,000 Einwohner mit ihren Städten und Dörfern [*]).

Aehnlicherweise verfuhren die Oesterreicher, wobei ihr Gesandter äußerte: er hoffe versichern zu können, daß Recht und Billigkeit, und keine Subtilitäten bei Entscheidung neuer Gerechtsamkeiten zu Grunde gelegt würden. Er beschwerte sich, daß die Polen den Abzug der kaiserlichen Mannschaft verlangten, bevor sie dieselbe bezahlt hätten, wie es den andern Mächten bewilligt sei. Indeß und Friedrich verboten alle Ausschweifungen auf den gewonnenen Landschaften, ja sogar das Messen ohne besondere Erlaubniß, worauf endlich Katharina, die noch wie vor von Petersburg aus das übriggebliebene Polen beherrschen wollte und beherrschte, im Jahre 1774 mit Bezug auf obige Erweiterung der Grenzen erklärte: man müsse es in der That billig finden, daß die Polen klagten. Nun könnten die drei Mächte sie zwar leicht mit Gewalt zum Schweigen bringen; allein solche Mittel widersprächen dem bekannten Charakter der

stören und wichen von dem bisher eingeschlagenen Wege ab, wonach man die Verträge mit der Republik als freiwillig und gesetzlich betrachtete"). Besser also, man hatte jetzt Ruhe, als daß man die Polen und die übrigen europäischen Höfe von neuem aufs Treffen reize.

Mit diesem scheinbaren Freundschaftsbündnis stand es in ganz natürlichem Zusammenhange, daß Katharina die alten unterirdischen Machinationen und das Liberum veto in Polen aufrecht erhielt; daß sie schwieg, als man die Dissidenten (für welche sie so laut und namentlich gesprochen) von allen höhern Ämtern ausschloß, ihnen Religionsfreiheit entzog, Monopole für Getränkebereitung und Verkauf gründete, den Bürgern und Handwerkern die Erwerbung von Grundstücken untersagte, damit sie bei ihrem Gewerbe blieben, und andere mehr Bedrückungen anbefahl, ohne sie in Ausführung zu bringen"). Die Konföderation von Bar hatte sich längst aufgelöst, und so viel an ihrem Mißlingen auch tadelnswerth erscheinen mag, erlag sie doch mehr der fremden Gewalt, als der eigenen Schuld, und es erweckt eine bittere Wehmuth, daß ein so großer Geist, wie Friedrich II., in diesen schmerzlichen Todeskrämpfen einer mißhandelten Nation nichts sah, als den passenden Stoff zu einem komischen, aber vielmehr frivolen Gedichte!"

So zögerte, vermittelt und eigentlich von Europa, das Polnische Schicksal seiner weitern Bewegung") entgegen und niemand ahnete: daß, wenn Fürst und Einige sich die Grundsätze des ewigen Rechtes mit Füßen treten, Fluch und Geist der bürgerlichen Gesellschaft tief auf den Polen lastet in Verderbniß gerath und die Massen, daß unausbleiblich, in revolutionairer Wuth gegen die verächtlich gewordene Obrigkeit losbrechen!

II.

Dem strengen Rechtsanspruche gegenüber, welchen die europäische Geschichte über das Verbrechen der drei Mächte ausspricht, muß sie auch die sehr große Schuld der Polen zu reflectiren und hervorzuheben. Wo anderst fand man die Mittel ihr Vaterland zu verderben als unter ihnen selbst, und hier, welche sich vielleicht für hassliebe, vergötterten doch nur eine mißverstandene Freiheit, während die echte durch die Verfassung ganz unmöglich gemacht war. Selber vergaßen die Meisten, daß Vaterlandsliebe und Tapferkeit nur dann gelingen, wenn sie auf

einer Welt regierten; hingegen einer, auf Nichtigkeit der Bürger und Ehrgeiz der Pairs gegründeten Adelsaristokratie, trug aber glänzenden Scheines, durch den Reichthum eingeführt in den Abgrund hineingetrieben wird. Dadurch noch sogar unter den Gliedern des Reichstages Viele nur zu eigennützigen Bestrebungen auf Kosten ihres unglücklichen Vaterlandes; Andere fanden in Verschwörungen und Kosten solchen Trost über Unglück und Verbrechen, welchen ihren Unterdrückern nur sich nur selbst die Rechtfertigung geben zu können, aber vergebens Welt um der eigenen Betrunkenheit zu entschuldigen [illegible]). Daher heißt es in gleichzeitigen Berichten [illegible]): hier herrsche Ungerechtigkeit, Übermuth und Raubsucht; hier (?) ein solcher Mangel an Zucht und Ehre (ja [illegible] bei hohen Adelsstand verstehen), daß ein Verbrechen, ja selbst einer Anklagung der Niederträchtigkeit, daß niemand, der es nicht sieht, sich davon einen Begriff machen kann.

Je mannigfaltiger aber und größer die Mängel, Schwierigkeiten und Hindernisse waren, welche sich auf allen Seiten entgegenstellten, desto gewissenhafter mußte die Pflicht, desto besonnener und eifriger der Muth und die Ausdauer, desto gewisser die Hingebung, mit welcher wahre Freunde ihres Vaterlandes die besten Bestrebungen unterstützen würden.

Nach der ersten Theilung Polens hatte Rußland eine Verfassung durch, welche die alten Gebrechen, Widersinn und Willkühr [illegible], Schwäche der Königsmacht und Verwirrung der Staatswesens, Ungerechtigkeit und Nichtigkeit der Richter aufrecht erhielt und die Gewalt in wenige ihm ergebene Hände brachte [illegible]). Obgleich unter die Form Reichstag, auch Provinz- oder Landtage solche Einrichtungen bestätigten, schien sich Katharina doch einer Vorsichtigkeit der politischen Verfassung: sie hielt, sie alte in einem unabhängigen Staate eine Gewalt auf, welche stets für immer in der Verfassung mit Ohnmacht [illegible] halten hätte. Sie entfernte jetzt die Neuerlichkeit nicht sowol aus Hochachtung gegen die Einrichtungen der Regierung, als aus dem richtigen Gefühle derselben. Ein immerwährender Rath von 36 Personen entschied über, wo es den Besten Vortheil brachte, so über allen Verbesserungen hingegen schwer war die Unmöglichkeit: Uebereinstimmung des ganzen Corps und der gesammten Nation! Der Rath verbreitete die Wichtigkeit der Gegenstände, die Ausgaben unterstützten die Vortheile des Raths, bis überall die richtigen Gedanken entdeckt, begünstigt waren [illegible]). Dann stand gegen den König, der beständigen Verachtung der Nation, die Anhänger und ihre Freiheit, sowie die Pflichten und Wirksamkeiten der immerher im Lande bestehenden rechtlichen Gesetzen folgerten den Fall gegen Rußland

ständig sehr schädlich. Was kommt aber dabei heraus, wenn die ganze Klage darüber, daß so viel Mühe einig auf die Peter ohne Erfolg, Geldmittel und persönliche Aufopferungen blieben? Verhalt meines noch Petersburg schon im Jahre 1742, wenn man Peter ganz gehalt hätte, gütete also nicht viel mehr Schlimm anrichten können [1]. Der Friedensschluß, trotzdem Bestimmungen hinderte, konnte die gewünschten Ziele der Gegenpartei erreichen, und noch größere Hoffnungen richteten sich für Peter, als Schritte zur Katharinens Vereinigung gegen sie Lieben im Januar 1762 ein Bündnis Augusts mit Preußen wider die Bestimmungen der beiden Kaiserhöfe bekräftigte. Katharina suchte deshalb Augusts über Preußen Gefallen zu erwerben [2], angegriffen sie, an Lieben abermals, hier neue Erwartungen hegend, und aber Polen verhalten und durch Unterhandlungen zu einem glücklichen Einverständnis gelangen wollte. — Empfindet sich Friedrich Wilhelm II. durch diesen Gedanken Friedrichs in Wirklichkeit offiziell: er suchte zu seiner Haltung Polens, indem er auch von diesem Hofe, Hoffnung gewann für Mitwirkung des Bestand zu schaffen und die Republik Polen, Lieben und Freiheit unterstützen [3]. Ein Bündnis zwischen Preußen und Polen verwickelte das Reich in einen gefährlichen Krieg gegen die Türken und erhöhte friedlich gegen Preußen, wogegen eine engere Verbindung mit dieser Macht, welche der König wollte, von so verhängnisvoller sei, da es zugleich die Handelsfreiheit der polnischen Häfen verbürgen sollte.

In den Absichten gelegt, den einer der gefährlichen früheren Pläne aufzudecken zu machen, entfernte sich die ehren Freunde und Vertrauten [4] von ihrer Seite. Männer wie Lynar, Potocki und Lubomirski für ihr gründliche und sich wenigst gründliche Preußen, und vertrauten dabei dem Charakter Friedrich Wilhelm II., als der Politik, von welcher sie Ihnen so oft warm gerühmt worden [5]. Der Abschluß entwickelte dem Könige von Preußen auf die offizielle Politik so diplomatisch als möglich: abermals trafen es König und Kaiserin, jetzt nun an innere Verbesserungen, durch an Befestigung der Prätendenten und der Union. Der König Friedrich, es wollte die Prinzipien auf recht erhalten, befremdete die bezeichnet Gewicht durch seine Zurückhaltung und seinen Widerwillen.

Die Katharina höchst Fortgang der Unterhandlungen mit Preußen erfuhr, erklärte sie am 5. November 1762 durch ihren Gesandten, den Grafen Finckenstein: sie wurde über Verletzung der Einrichtungen von 1717 als einen Bruch der Prinzipien betrachten [6]. In der geschickten, überall verhaßten Art, wie am 10. November 1762 heißt es weiter: der König glaubt, bei

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] zu vereinigen und allen Staaten den Krieg zu verbieten. — Im Jahre 1713 legte Katharina, sie wirbt für die polnische Freiheit, während sie auf Livland die Autokratie befestigte; im Jahre 1789 nahm sie Gesetzgebung der Langmütigkeit halber an, daß sie die allerunumschränktesten Vollmachten gehabt habe und im Jahre 1792 suchen die sehr heftigen Neuerungen jakobinisch und demokratisch.' Allein sie verhinderte Friedrich Wilhelm, neue politische Eingriffe beizutun, mit Worten und Taten.

Frankreich bekämpfte man, weil hier die königliche Macht verringert, Polen weil sie katholisch verstärkt war; und die Italiener hatte Briefe aller Könige selten eine tiefe Vergiftung bewirkt haben. Während hier die Möglichkeit, neues Dokument falscher Philosophie und Menschenliebe, eingelegte Neuerer zum Umsturz aller Regierungen sich, schienen hier die verbündeten Könige mit ihren Gegnern verhältnismäßig zu sein, wo sie in schändlicher Praxis auch zu übereinstimmen und unter den Völkern alle Ehrfurcht vor Recht, Pflicht, Eid und Vertragsmäßigkeit zu vertilgen.

Natürlich, die Polen waren unglücklicher als tiefgesunkene Völker, die in schwer, einfachen Lichte dargestellt werden [illegible]). Man suchte ihre Feindschaft und sie zu verlangen, machte sich die Vorgänge darauf lächerlich und ihren politischen Verstand zu spotten, nicht sie zu schützen, welche man nachmals verdammte, und legte ihren Gesinnungen bei, die sie nie gehabt hatten. Von blinder Parteiwut, verleumderischer Verschlagenheit oder boshafter Verleumdung kann gar für Anhänger der Verfassung vom 3. Mai 1791 auch als deutliche Revolutionäre anklagen.

Stanislaus, der seinen Patriotismus zum ungemeinsten Grade vor sich selbst bewunderlich kannte entschuldigt hatte, daß er Polen und Unentschlossenheit schwach schien, ist sich jetzt gleich allen Bedrängten in seiner Hoffnung betrogen und wird von der Nation in verachtet, wie von den Russen mißhandelt. Deshalb wollte er in einer Verteidigung von Selbstsucht absondern; Katharina aber, welche sehr gut wußte, wie er zu gebrauchen sei, daß sein [illegible] Name [illegible] Volk zu beunruhigen) hier durch ihren Gesandten sagen: der Zeitpunkt sei hier ganz unpassend, er müsse die Ruhe abwarten, [illegible] machte sie den König schon verständigen [illegible]). — Stanislaus gehorchte wie immer und schwieg, daß der militärischen Zwang (da man nicht widersetzen können) nicht in die Augen fallend hervorgehoben wurde. Und zu Erklärung dieser Weichheit lassen sich [illegible] Worte natürlich nicht [illegible]).

Die Geschichte sieht gelehrt, daß man zunächst einen Widerstand an tierischen Verschwendung dem Bedrängten sucht, von dem-

lichen aber entschiedene: 1) alle Landboten der in Aufgruch genommenen Landschaften, so daß kaum ein Drittel übrig blieb um über das Schicksal des Ganzen zu entscheiden [*]; 2) alle diejenigen, welche irgendwie an der Verfassung von 1791 Theil genommen, sich dafür ausgesprochen oder nicht alle Beschlüsse des targowitzer Bundes gebilligt hatten. Hingegen erlaubte man 3) nur die Wahl tugendhafter und fähiger Männer zu rechtfertigen, selbst den Eintritt solcher, gegen welche ein peinliches Urtheil ergangen war [**]. Die Kassen fehlten es eingestandenermaßen an Ordnung, Verfassung, Gewalt und namentlicher Bezeichnung der zu wählenden Abgeordneten fehlen und rechneten deshalb mit Bestimmtheit darauf, der am 17. Januar in Grodno zusammentretende Reichstag werde ohne Zögerung und Streite willenlos gehorchen. Stanislaus entging nur mit Mühe einem glänzenden Empfange, welchen ihm der russische Gesandte Sievers bereitete, während er ihn wie einen Gefangenen behandelte [***].

Manche hofften noch auf Oesterreichs Beistand, aber dieß war so vom französischen Kriege belastet und hinderte so sehr Preußens Abfall vom Bunde, daß es, anderen Gewinn für sich bezweckend, zwar nicht öffentlich einwilligte, aber das Böse stillschweigend geschehen ließ. Preußen forderte, alle höheren Gesichtspunkte vergessend, Entschädigung in Polen für seine Verlorengegangenen oder Verlierenden [†]. Katharina rathlich wäre vielleicht gern auf den Vorschlag eingegangen, ihren Günstling Konstantin zum König von Polen zu machen, wenn sie nicht den Widerspruch der anderen Mächte befürchtet hätte. So bleibt vom Falle Preußens und Petersburgs: er hindert die Theilung nicht hintertreiben, man mag nachgeben, um das Uebrige zu retten.

Die Häupter des targowitzer Bundes, welche sich so bedenklich waren, sich den Feinden ihres Vaterlandes zu verschreiben, wurden jetzt von der handlich verachteten Kollontaj wie Dunajewski und Potocki zu Paaren getrieben. Sie, die da erklärt hatten: sie wollten die Republik erneuen und unverletzt erhalten oder sterben, strebten sich, den Untergang ihres Vaterlandes zu überleben, um ohne Gewissensbisse ihren schändlich erworbenen ungeheuren Reichthum zu verschwelgen [††].

Obgleich die Gewalt den grodnoer Reichstag berufen, hatte alle Vaterlandsfreunde verdrängt und Feige und Nichtswürdige begünstigt hatte, fanden sich doch unter den Landboten edle Männer, die ihre Pflichten erkannten und mit Standhaftigkeit übten. Sievers, der russische Gesandte, welcher schon am 28. April 1793 auf die Einziehung aller Güter derjenigen antrug, die als Freunde der Verfassung von 1791 Polen verlassen oder in der Conföderation den Ansprüchen der fremden Mächte wider-

sprochen hatten, erklärte jetzt dieſelben Perſonen für Jakobiner, durch welche er früher jene angeblichen Jakobiner von 1791 bekämpfte, und foderte ihre Entfernung als Ruheſtörer und Feinde des Vaterlandes [*]). Denn durch Zögern ſetzten ſie das Wohl deſſelben aufs Spiel und hätten ſchon vier Wochen koſtbarer Zeit über Dingen verloren, die ſich in vier Tagen abmachen ließen. Weil dieſe Drohungen ohne Erfolg blieben, ließ Sievers vier Tage ſpäter (den 16. Julius 1793) alle Güter der Widerſprechenden, ſelbſt des Königs mit Beſchlag belegen, alle öffentliche Kaſſen wegnehmen und keine Foderung aus dieſen berichtigen [*]).

Hiedurch entmuthigt, ſchlug Staniſlaus vor dem ruſſiſchen Geſandten zu erklären: man übergebe ſich ganz der Seelengröße und Güte Katharinens, betrachte ſie als einzige Schiedsrichterin des Schickſals von Polen und zeige ihr das Uebermaß des Elends an, welches ein Volk leide, deſſen Verbündete ſie ſein wolle [*]). Muthigere Landboten (wie Mikoreski, Gretowski, Gutowski u. A.) erklärten dagegen: man müſſe lieber unterliegen, als ſich mit Schande bedecken oder dem thörichten Glauben hingeben, durch feige Nachgiebigkeit einen Theil des Vaterlandes retten zu können. — Ungeachtet dieſer Widerſprüche wurden am 22. Julius die Abtretungen an Rußland mit 73 gegen 29 Stimmen, großentheils in der Hoffnung genehmigt, mit Katharinens Hülfe nun die preußiſchen Anſprüche zu vereiteln. Dieſe Hoffnungen täuſchten aber gleich allen übrigen. Denn obgleich Sievers ruhig geſchehen ließ, daß die Anhänger Rußlands am lautеſten und heftigſten Alles hervorhoben, was ſich gegen Preußens Benehmen ſagen ließ, war die Sache doch unwiderruflich beſchloſſen und in ſeinen und des preußiſchen Geſandten Buchholz Noten heißt es unter Anderem: unnützer Widerſtand erhöht das Elend Polens und iſt ein Verbrechen. Wir haben ungeachtet viel Herablaſſung und Intereſſe an dem Schickſale Polens gezeigt und wollen ſein künftiges Glück und ſeine Ruhe ſichern [*]; jene blinden Patrioten werden hingegen dem ganzen Volke Rechenſchaft ablegen müſſen, daß ſie das einzige Mittel verſchmähten, ihrem Vaterlande in der jetzigen, für daſſelbe ſo troſtlichen Zeit, das Daſein zu ſichern [*])!!

Dieſer Hohn, beiſpiellos und bitterer als wie Brennus ſein Schwert in die Wagſchale warf und ausrief: wehe den Beſiegten! erzürnte ſelbſt die Aengſtlicheren und empörte die Muthigen. Deßhalb ließ Sievers dieſe einſperren und erklärte: ich glaube hiedurch dem Reichstage einen Dienſt geleiſtet zu haben und habe übrigens keineswegs die Abſicht, der Redefreiheit irgend zu nahe zu treten, mich einzumiſchen oder meine Meinung zu

erkennen zu geben [107]). — Als sich der Reichstag, unbegnügt mit so frechen Lügen, über des Gesandten Willkür beschwerte, gab er zur Antwort: die Landboten wieder freigeben, heißt dem Interesse entsagen, welches die Kaiserin an dem Fortgange eurer Gesetzgebung nimmt, und des Reichstags Benehmen ist eine neue Beleidigung der hohen verbündeten Mächte. Ich bin Niemandem Rechenschaft über jene Verhaftungen schuldig, kenne die Gesetze, welche man mir darüber anführt, und halte auf deren Befolgung. Wol aber muß ich euch das erste der Gesetze einprägen: nämlich die Herrscher zu ehren, was die jakobinischen Grundsätze des 3. Mai keineswegs thun [108]).

Gleichzeitig ließ Sievers alle Thüren zum Reichstagssaale bis auf eine verschließen und bewaffnete Soldaten und Officiere zur Aufsicht in demselben vertheilen. Jeder Pole hingegen, der bewaffnet eintrete, solle wie ein Mörder zur Untersuchung gezogen, sonst aber die Redefreiheit nicht gestört werden. Als indeß, nach Vorlesung jener höchst anmaßlichen Note, alle Glieder des Reichstages im schmerzlichsten Gefühle ohne Verabredung beharrlich schwiegen und in diesem verneinenden Verfahren das einzige Mittel sahen, dem aufgezwungenen Berathen und Beschließen zu entgehen, erhob sich der russische General Rautenfeld aus dem Lehnsessel, welchen er in der Reichsversammlung neben dem Throne eingenommen hatte, und foderte: der König solle dieser unerklärlichen Erscheinung ein Ende machen [109]). Als Stanislaus antwortete: er könne die Landboten nicht zum Reden zwingen, ging Rautenfeld zum Gesandten und erklärte, nach kurzer Frist wiederkehrend: alle Abgeordneten sollten im Saale bleiben, bis sie eingewilligt hätten, und wenn dies nicht helfe, sei er zu allen Gewaltmitteln beauftragt. Gleichzeitig schrieb Sievers dem Großmarschall von Lithauen: auch der König darf nicht vom Throne aufstehen, bevor er nachgibt, und ich werde die Senatoren im Reichssaale so lange auf Stroh schlafen lassen, bis mein Wille vollzogen ist [110]).

Ankwitz, ein russisch gesinnter Landbote, veranlaßte endlich, daß der Marschall die Versammlung dreimal fragte, ob sie die Unterzeichnung des Vertrags durch eine Commission billigte? und ihr bis zum Morgen des nächsten Tages fortgesetztes Schweigen galt jetzt für Einwilligung [111]). In den Erklärungen des Reichstages heißt es dagegen im Wesentlichen: wir sind umringt von russischen, bedroht von preußischen Heeren, aller fremden Hülfe beraubt, ohne Kriegsmacht und Geld und ohne Mittel irgend einer Art, die unzähligen uns bedrohenden Uebel abzuhalten [112]). Man nimmt unsere Genossen gefangen und sperrt uns Tag und Nacht ein, bis uns und den bejahrten König alle

Kräfte verlassen. In einer so grausamen Lage, wo wir selbst mit Lebensgefahr die Folgen der Gewalt nicht abhalten, durch unnützes Blutvergießen nicht das Ziel erreichen können, rufen wir Gott zum Zeugen unserer Unschuld an und wünschen, daß unsere, vielleicht glücklicheren Nachkommen uns nicht zu Gebote stehende Mittel finden mögen, um das Vaterland zu retten!

Preußen erhielt durch die zweite Theilung Polens etwa 1000 Meilen mit 1,100,000 Einwohnern, Rußland dagegen über 1000 Meilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern. Den Ueberrest (1100 Meilen mit 3,100,000 Einwohnern) nannte man noch die Republik Polen, und Katharina verbürgte nach herkömmlicher Weise deren Dasein und Unabhängigkeit, während sie in Wahrheit einen Vertrag erzwang, wie einst Rom von dem unglücklichen Karthago [11]). Und dieser Vertrag, welcher eine völlige Unterjochung in sich schloß und Polen aus der Reihe selbständiger Mächte vertilgte, ward vollzogen an einem Tage, den die göttliche Gerechtigkeit mit blutigem Finger in das Sündenbuch der Großen dieser Erde eintrug, an einem Tage späterer Strafe und Buße, am 14. October [12])!

Ohne alle Schuld, ohne seine Nachbarn gereizt oder beleidigt zu haben, fiel Polen im Augenblicke der fröhlichsten Wiedergeburt, ein Opfer der Wortbrüchigkeit und Habgier Preußens und Rußlands. Es fiel in einem Augenblicke, wo diese Höfe sich rühmten, Hüter der gesellschaftlichen Ordnung, Bändiger der Zügellosigkeit und Inhaber der wahren Grundsätze von Recht und Sittlichkeit zu sein.

Igelström, der neue Gesandte Katharinens, verband die Rohheit eines asiatischen Eroberers mit Heuchelei und Arglist, während bei den geringern russischen Machthabern die Wildheit rücksichtslos durch allen Schein aufgetragener Bildung hindurchdrang. Deshalb verloren selbst Willenlose und Aengstliche alle Geduld und setzten sich in Verbindung mit den edeln Ausgewanderten oder vielmehr Verjagten, mit Ignaz Potocki, Mostowski, Malachowski, Kollontay und Kosciusko.

Dieser, geboren im Oktober 1746 in der lithauischen Wonwodschaft Brzesc, ein Sohn adeliger aber wenig begüterter Aeltern, bildete sich in der warschauer und später (durch Unterstützung des Fürsten Adam Czartoriski) in der pariser Kriegsschule [13]) Mit großer Auszeichnung diente er hierauf in Amerika unter Washington, kehrte als Brigadegeneral nach Polen zurück und war, während des Kriegs von 1792, Joseph Poniatowski's erster und trefflichster Rathgeber. Als aber König Stanislaus erst die Fortschritte selbst hemmte und zuletzt sich den Russen unterwarf, hatte Kosciusko zwar Ruhm, jedoch nichts für die gute Sache

gewonnen und verließ Polen, indem er ausrief: Gott! laß mich noch einmal das Schwert für das Vaterland ziehen!

Als nun Auffoderungen an ihn und die Obgenannten ergingen, wurden die Gründe für und gegen einen Aufstand sorgfältig erwogen. Manchen Edelleuten (so sprachen die Gegner desselben) ist die Erhaltung ihrer Vorrechte wichtiger, als die Erhaltung der Freiheit ihres Vaterlandes und sie trösten sich, Sklaven in einer Beziehung zu sein, um in der zweiten Willkür üben zu können [164]). Die wilde Tapferkeit der Polen hat abgenommen, bevor höhere Bildung und Kriegswissenschaft einen Ersatz gewähren; auch genügt die Gerechtigkeit eines Krieges nicht zu dessen glücklicher Führung. Wie bisher, lebt die Menge auch jetzt noch in stumpfer Gleichgültigkeit, eine traurige Folge der alten einheimischen und der neuen fremden Tyrannei. Bei aller Sehnsucht nach eigener Unabhängigkeit scheuet der Adel einen begeisterten Aufschwung des Volks, und langer Friede gleichwie lange Anarchie haben ihm die Kraft zu Ausdauer und Aufopferung dergestalt geraubt, daß er die einzige Weisheit fast ausschließend in zweideutiger haltungsloser Mäßigung sucht.

Hierauf antworteten die Vertheidiger kühnerer Beschlüsse: Mehrere Mächte theilen die Besorgniß vor Rußlands Uebermacht, Oesterreich ist parteilos, Schweden und der Sultan vielleicht aufzureizen, das Volk des russischen Drucks überdrüßig und der Adel geneigt mächtigen Antrieben zu folgen. Uebrigens bleibt in unserer Lage, weil das Uebel auf den höchsten Grad gestiegen und nichts zu verlieren ist, keine Wahl, und wo die Ehre unbedingt gebietet, erscheint jede Frage nach dem Erfolg untergeordnet, ja verwerflich!

Zunächst begnügten sich die Vaterlandsfreunde ihre Plane durch Reden, Schriften, Anspielungen und Mittheilungen vorzubereiten, welche den Russen kaum verständlich waren. Weil sich aber täglich mehr Hohn zur Unterdrückung gesellte und Verdacht und Verfolgung auch gegen Unschuldige und Gehorsame eintrat, so fesselte endlich die Größe des erlittenen Unrechts und die Sehnsucht nach Rache aller Herzen und Zungen und das Seltenste geschah, wovon die Weltgeschichte erzählt: daß man Treue hielt ohne Schwur und den Bund erweiterte ohne Verrath [165]). So kannten in Wilna über 200 Personen des verschiedensten Standes (Professoren, Studenten, Geistliche, Mönche, Kaufleute, Juden, Soldaten und Weiber) mehre Wochen lang die eingeleitete Verschwörung, ohne daß auch nur einer sie aus Leichtsinn und Unvorsichtigkeit entdeckte, oder aus Habsucht und Bosheit anzeigte [166]).

Dennoch waren die Vorbereitungen keineswegs beendet und

Potocki, Kollontay und andere beſonnene Männer wollten, daß man ſich noch ruhig halte, weil der Augenblick zu ungünſtig ſei. Da befahl Igelſtröm die Auflöſung des ganzen polniſchen Heeres, ſelbſt vor Auszahlung des rückſtändigen Soldes, und nun erſchien jede Zögerung als Thorheit und Verrath. Jenem Befehle widerſprechend, zog deshalb Madalinski im März 1791 mit ſeiner Brigade von Pultusk nach Krakau, welches zum Mittelpunkte des Aufſtandes auserſehen war. Von hier aus erging am 24. März die Inſurrectionsacte der Verbündeten, in welcher es unter Anderem heißt[*]): Es gibt keine Art von Falſchheit, Treuloſigkeit und Verrath, deſſen ſich Preußen und Rußland nicht zu Schulden kommen ließen, um ihre Rachſucht und Habſucht zu befriedigen und Freiheit, Sicherheit und Eigenthum aller Bürger in ihre Gewalt zu bekommen. Niedergedrückt von unermeßlichem Unglück, mehr durch Verrath als durch die Macht feindlicher Heere beſiegt, alles Schutzes der Regierung, ja des Vaterlandes beraubt, betrogen und verhöhnt von einigen, verlaſſen von andern Mächten, opfern wir, Einwohner des Palatinats Krakau, dem Vaterlande unſer Leben, als das einzige Gut, welches uns die Tyrannei noch nicht entriſſen hat. In dem feſten Entſchluſſe, uns unter den Trümmern unſeres Vaterlandes zu begraben oder es von einem grauſamen und ſchändenden Joche zu befreien, erklären wir im Angeſichte des Himmels und der ganzen Menſchheit (insbeſondere aber derjenigen Völker, welche die Freiheit zu ſchätzen wiſſen und über alle Güter der Welt hinaufſetzen), daß wir von dem unbezweifelten Rechte, der Tyrannei und gewaltſamen Unterdrückung zu entgehen, Gebrauch machen, uns alle ohne Ausnahme als Brüder vereinigen und für unſern Zweck jedes Mittel anwenden wollen, das die heilige Liebe der Freiheit den Menſchen zeigen und die Verzweiflung zu ihrer Vertheidigung eingeben kann.

Den 24. März ward Kosciusko zum Generalfeldmarſchall ernannt, und ſchon am 1. April beſiegte er durch Geſchicklichkeit und den großen Muth ſeiner Soldaten eine weit ſtärkere ruſſiſche Macht. Erſchreckt über ſo unerwartete Fortſchritte, zwang Igelſtröm den König am 11. April eine Erklärung gegen die Verbündeten zu erlaſſen und foderte die Verhaftung vieler angeſehenen Perſonen. Dann beſchloß er, bei ſteigender Aufregung und Gefahr, die polniſche Beſatzung Warſchaus zu entwaffnen, ſich aller Kriegsvorräthe zu bemächtigen, den König zu entführen und (ſo lautet die Anklage) die Aufmerkſamkeit der Einwohner durch Feueranlegen in verſchiedenen Gegenden der Stadt zu theilen, um ihre Abneigung unwirkſam zu machen[**]). Dieſe Plane wurden jedoch verrathen: am 17. April begannen die

polnischen Soldaten den Kampf gegen die in Warschau aufgestellte russische Uebermacht, und wurden bald vom Volke dergestalt unterstützt, daß nach zweien Tagen der hartnäckigsten Gefechte über 2000 Russen erschlagen, 1900 gefangen, 42 Kanonen erobert waren und Igelström sich mit Wenigen durch die Flucht hatte retten müssen.

Trotz des höchsten Hasses fielen bei diesem Kampfe der Nothwehr gegen die rechtswidrig im Lande stehenden und tyrannisirenden Russen nur einzelne Grausamkeiten vor, und der Eigennutz war durch höhere Begeisterung jetzt so gebändigt, daß Gelder, die man im geplünderten Palaste Igelström's gefunden hatte, den polnischen Behörden zurückgebracht wurden [176]).

Den 19. April trat Warschau der krakauer Verbindung bei, Lithauen folgte mit nicht geringerer Thätigkeit und bei der Befestigung jener Stadt zeigten Vornehme wie Geringe, Männer wie Frauen den größten Eifer. König Stanislaus, welcher die Verbündeten so eben für Verräther und Empörer erklärt hatte, bezeigte jetzt seine Zufriedenheit mit Allem und versicherte: er sei bereit, zum Wohle des Vaterlandes mitzuwirken. Bei einer deshalb angestellten gottesdienstlichen Feier sagte ihm ein dreister Prediger: jetzt sei der letzte Augenblick, wo er sich groß zeigen und bewirken könne, daß man alles Unheil seiner Regierung vergesse [177]). Da unterbrach Stanislaus aufstehend den Redner und versprach feierlich, mit dem Volke zu leben oder unterzugehen. Gleicherweise erklärte sich sein Bruder, der Primas.

Langsamer als man befürchten mußte, setzten sich unterdeß die Russen und Preußen in Bewegung; denn theils kam ihnen der Aufstand ganz unerwartet, theils waren sie über die letzten Zwecke uneinig, theils suchte Einer dem Andern die Last des Krieges zuzuschieben. Hieraus entstand einerseits allerdings für die Polen der Vortheil, manche Vorbereitungen treffen zu können; andererseits aber ward das Selbstvertrauen zu groß, Anstrengungen erschienen Manchem entbehrlich und vielerlei Einreden und Ansprüche über Werbungen, Lieferungen, Antheil an der Geschäftsführung und dergleichen wurden von dem milden Kosciusko vielleicht nicht mit genügender Strenge zurückgewiesen oder durchgesetzt.

Als aber der Pöbel bei einem Auflaufe in Warschau einige Gefangene aus eigener Macht umbrachte, ließ Kosciusko nach seiner Ankunft in jener Stadt die Entschuldigung, daß die Getödteten erwiesene und verurtheilte Verräther seien, keineswegs gelten, sondern bestrafte sieben der Uebelthäter mit dem Tode [178]). Dann sagte er zürnend (welch ein Unterschied zwischen ihm und den französischen Demagogen jener Zeit!): darf sich ein Volk so

aufführen, das zu den Waffen greift um damit Feinde zurück zudrängen, und welches Freiheit und Unabhängigkeit als Früchte des Friedens und der heimatlichen Ruhe betrachtet"[1]? Wer den Gesetzen nicht die strengste Folge leistet, ist unwerth frei zu sein, und ein solcher blutiger Tag schadet der Sache des Vaterlandes mehr, als zwei verlorene Treffen. Deshalb soll jeder, welcher die Obrigkeiten und den König nicht ehrt oder Clubs errichtet, wie ein Feind seines Vaterlandes betrachtet und behandelt werden.

In durchaus gleichem Sinne erließ der ernannte hohe Nationalrath am 30. Mai einen Aufruf, worin es heißt: treulos handelt gegen sein Vaterland, wer bei seinen Handlungen mehr auf sich, als auf das allgemeine Beste Rücksicht nimmt; wer, um die Gunst des Volks zu erhalten, ihm die Wahrheit verschweigt oder dessen Vorurtheilen und Leidenschaften schmeichelt; derjenige endlich, welcher in der Absicht sein Ansehen zu erhöhen Parteien bildet und einen Stand von dem andern zu trennen sucht, während daß Alle durch das Band der Eintracht und Bruderliebe zur Rettung Polens vereint werden müssen. Fern von allem Eigennutze soll uns allein das Vaterland beschäftigen, dessen Ruhe, Ansehen und Glück auch unsere Ruhe, unser Ansehen und Glück begründet; denn wenn wir unsern eigenen Vortheil mehr als das allgemeine Beste befördern wollten, so würden wir das Ganze und mit demselben auch uns ins Verderben stürzen. Durch Unbeständigkeit, Furchtsamkeit und Hartnäckigkeit wurde Polen bis jetzt seinem Untergange entgegengeführt; daher kann auch nur Standhaftigkeit, Einigkeit, Entschlossenheit und Tugend es wieder emporheben.

Die Wahrheit und Nothwendigkeit dieser Ermahnungen ergab sich nur zu bald aus der ernsteren Wendung des Krieges. Am 15. Junius 1791 übergab Winiawski Krakau den Preußen, wo nicht aus Verrath, dann aus Mangel an Muth des Geistes und Charakters, und am 2. Julius begann die Umlagerung Warschaus[2]. Allgemein hielt man den Fall dieser Stadt für unvermeidlich; aber Kosciusko's kluge Führung, die Thätigkeit der Einwohner, die Uneinigkeit der Russen und Preußen (welche sich noch immer die Gefahren zuschoben und die Eroberung nicht gönnten), Mangel an Lebensmitteln, böse Krankheiten, vor allem aber der in Südpreußen ausgebrochene Aufstand, bewirkten am 5. September das Aufheben der Belagerung. Es war der letzte Freudentag Polens!

Südpreußen, plötzlich aller politischen Bedeutsamkeit beraubt, von Fremden beherrscht, der Willkür meist schlechtgewählter, gewiß verachteter Beamten hingegeben, mit fremden Sitten, Ge-

wohnheiten, Rechten, Steuern und tausend peinlichen Kleinigkeiten bedrängt und geängstet, von seiner Muttersprache hinweggetrieben, zum Kriegsdienst für ein fremdes Interesse gezwungen, haßte die Preußen und den König, aus dessen Benehmen man alles Unglück ableitete.

Als die Einwohner im August 1794 zu den Waffen griffen, um gemeinsam mit ihren Landsleuten die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, glaubte man sie nur mit Strenge zwingen zu können, wie sie der rohe Szekuli gern übte. Daher erschienen z. B. Verordnungen der petrikauer Kammer, wonach jeder, der Waffen trage und zur polnischen Verbindung trete, ohne Unterschied des Geschlechts und ohne alle gerichtliche Förmlichkeit gehenkt, jeder Verdächtige auf die Festung geschickt werden solle [174]). Hierauf antwortete der polnische Rath am 29. September im höchsten Zorne: Nicht genug, daß sich der König von Preußen ohne Vorwand des unzweifelhaften Eigenthums der Republik bemächtigte und Treu und Glauben brach um seine Habgier zu befriedigen, treibt er jetzt Ungerechtigkeit und Unvernunft so weit, den Polen ein Verbrechen daraus zu machen, daß sie ihr Vaterland vertheidigen. In diesem Jahrhunderte der Philosophie und Aufklärung, wo die Herrscher ihre Unterthanen menschlich oder wenigstens gerecht behandeln sollten, gegen welche Personen und Landschaften erlaubt sich der König von Preußen solcherlei Gräuel? Etwa in seinem Lande oder gegen Menschen so niedriger Art, daß sie eingewilligt hätten, den Namen seiner Unterthanen zu tragen? Nein! Er läßt seine Wuth an einem Volke aus, das ihm fremd ist, und nennt diejenigen todeswürdige Rebellen, welche ihre angestammte Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigen. — Nur aus Nothwehr und um Preußen zur Mäßigung zurückzubringen, würden wir zu ähnlichen verdammlichen Grausamkeiten unsere Zuflucht nehmen [175]).

Um dieselbe Zeit vereinigten sich sogar die Juden zur Vertheidigung Polens, und ihr Oberst Jasielowitz sagte in einer wohlgeschriebenen Aufforderung: warum sollten wir nicht zu den Waffen greifen, da wir mehr als alle Menschen der Erde bedrückt und in Knechtschaft sind. Warum sollten wir nicht auch daran arbeiten die Freiheit zu erlangen, die uns so gewiß und wahrhaft als andern Menschen versprochen wurde [176]). Wir werden sie erlangen, sobald wir sie verdienen.

Obgleich nun die glücklichen Fortschritte des südpreußischen Aufstandes die Polen nach der preußischen Seite hin sicherten, nahte jetzt die größere Gefahr von der russischen; wobei Katharina, in ihrer Heuchelei unwandelbar verharrend, erklärte: durch die erste Theilung Polens gewann Rußland nur diejenigen Land

schaften wieder, welche ihm durch List entzogen wurden [1]). Darauf schloß ich, von Wohlwollen getrieben, mit Polen ein Bündniß, wobei alle Vortheile auf dessen Seite waren; nun aber verbreitet Kosciusko, dieser Pöbelwicht, giftigen Aufruhr u. s. w.

Zur Unterdrückung desselben nahte Suwarow mit einem, Fersen mit einem zweiten Heere, und Kosciusko hatte mehr als eine Veranlassung, die obwaltenden Schwierigkeiten in seiner edeln Seele mit bitterer Wehmuth zu erkennen. Er sollte wandelbare Gemüther auf die Dauer stählen, eine sich aus hundertjähriger Unordnung erst erhebende Nation auf dieser Höhe erhalten, die, noch in Leibeigenschaft lebenden Bauern schon für ein anderes Dasein begeistern, den Adel von den Vortheilen gesetzmäßigen Gehorsams überzeugen, den Pöbel von Willkür abhalten, Furchtsame befeuern, Zweideutige hervorlocken oder hervortreiben und heimliche Verräther entlarven und bestrafen!

So groß und schwer aber auch diese Aufgaben erschienen, man mußte versuchen sie zu lösen, und in diesem Sinne erging den 21. September 1791 Kosciusko's letzter Aufruf an die Polen, worin es heißt [2]): Freiheit, dieses unschätzbarste Gut, welches dem Menschen auf Erden zu genießen vergönnt ist, wird von Gott nur denjenigen Völkern ertheilt, welche durch Beharrlichkeit, Muth und Standhaftigkeit in allen Widerwärtigkeiten sich desselben würdig zeigen. Es lehren uns diese Wahrheit so viele freie Nationen, welche nach einem langen mühevollen Kampfe, nach langem Leiden jetzt ruhig die glücklichen Früchte ihrer Standhaftigkeit und ihres Muthes genießen. — Polen, die ihr euer Vaterland und eure Freiheit ebenso wie jene tapfern Völker im Süden liebt, die ihr ungleich mehr grausame Verachtung und Bedrückung erlitten, Polen! die ihr von tugendhaften, männlichen Seelen belebt, die Schmach und Vernichtung des polnischen Namens nicht länger erdulden konntet, die ihr so muthig euch erhoben und den Kampf des leidenden Vaterlandes gegen den Despotismus unterstützt habt, erkaltet — ich beschwöre euch — nie in eurem Muthe und in eurer Ausdauer! Ich weiß, daß ihr bei dem Kampfe gegen den übermächtigen Feind oft Bedrückungen und Beschwerden erdulden und Verlust an eurem Vermögen erleiden müsset; allein in solch einem gefährlichen Zeitpunkte muß viel aufgeopfert werden, wenn man viel ernten will, man muß sich nicht scheuen einen Augenblick zu leiden, wenn man zu einem dauerhaften und festen Glücke zu gelangen hofft.

Um die Vereinigung Suwarow's und Fersen's zu verhindern, sah sich Kosciusko genöthigt, diesen am 10. Oktober bei Macieowice anzugreifen, aber nach dem tapfersten Widerstande erlagen die Polen ihren übermächtigen Feinden und Kosciusko

selbst fiel, schwer verwundet, in die Gewalt der Russen. Die Betrübniß in Warschau überstieg alles Maß und Wawrzecki, Kosciusko's Nachfolger, war um so weniger im Stande, die Verhältnisse herzustellen, da Mistrauen, Furcht, Anklagen, Ränke der Gegner und Schwäche des Königs jetzt in verderblicher Mischung hervortraten und einwirkten [179]). Schon am 4. November ward Praga durch die Russen unter Suwarow erstürmt, wobei, der Angabe nach, 8000 Soldaten und 12,000 Einwohner (Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied) umgebracht oder in die Weichsel geworfen oder mit ihren Häusern verbrannt wurden [180]). Warschau mußte sich jetzt ergeben und die polnischen Heerhaufen löseten sich auf, oder wurden gefangen.

Ein ganzes Jahr dauerte der Streit, bevor sich die drei Nachbarmächte über die Beute vertrugen, aber schon am 3. Januar 1795 erklärten sie: durch Erfahrung von der völligen Unfähigkeit der Polen überzeugt, sich eine feste und sichere Verfassung zu geben und ruhig und unabhängig unter Gesetzen zu leben, haben die Mächte in ihrer Weisheit, aus Liebe zum Frieden und für das Wohl ihrer Unterthanen beschlossen, — die Republik ganz zu theilen [181])! Und so geschah es! Stanislaus mußte den 25. November 1795 (es war der hiezu ausgewählte Jahrestag seiner Krönung) abdanken und lebte bis zum 12. Februar 1798 missachtet in Petersburg von Jahrgeldern, die er anzunehmen nicht verschmähte [182]).

Ein schöneres Loos ward Kosciusko zu Theil († 15. October 1817): denn ob er gleich sein Vaterland nicht von fremder Herrschaft retten konnte, erlebte er doch, daß sein Name frei ward von den frechen Schmähungen, die man ihm aufgelastet hatte. Kaiser Paul entließ ihn nach Katharinens Tode aus der Haft und Alexander (welcher menschliche Gefühle auf dem Throne festzuhalten wußte) ehrte ihn und erkannte die Reinheit seiner Absichten an. Kosciusko war bescheiden im häuslichen Kreise, liebenswürdig als Mensch, unbescholten als Bürger, gemäßigt als Staatsmann und tapfer als Feldherr; er erwies selbst denen Gutes, die ihn beleidigten, und befleckte seine Vaterlandsliebe nie durch eine unwürdige That. Welch Schicksal auch Polen selbst bevorstehe, immer wird das Andenken an die edle Gestalt Kosciusko's zur Auferstehung wahrer Freiheit überall da beitragen, wo sie unterdrückt wird. Mit den glücklichen Begründern oder den erhabenen Märtyrern derselben (mit Winkelried, Oranien, Egmont, Zrini, Washington) wird er in einen heiligen Kreis treten und die Jünglinge und Männer künftiger Jahrhunderte noch aufregen, begeistern und weihen.

Fünf und dreißig Jahre sind seit der dritten Theilung Po-

lens verstossen und haben erwiesen, daß ein großes Volk noch nicht gestorben ist, weil man es für todt erklärt. Die Geschichte seiner Hoffnungen und Leiden, seiner Irrthümer und Heldenthaten wird (nach Eröffnung echter Quellen) dem Geschichtschreiber Stoff zu einer besondern, tief ergreifenden Tragödie geben. Hier genüge ein andeutendes Wort. Napoleon täuschte die Polen, denn er betrachtete sie immer nur als Mittel zu eigenen Zwecken. Alexander wollte sie wahrhaft ernennen und beglücken, allein (anderer Gründe nicht zu gedenken) ging die Aufgabe: ihnen eine freie Verfassung zu geben, während er sie den siegenden Russen vorenthielt oder vorenthalten mußte, über seine Kräfte hinaus und ward, seit Konstantin's Ernennung zum Statthalter, völlig unlösbar. Denn, was auch in den Anklagen wider diesen übertrieben sein mag, gewiß tangte er nicht, irgend ein Volk zu irgend einer Zeit zu beherrschen, und am wenigsten ein verletztes zu heilen und durch Milde zu gewinnen. Daher der Aufstand: trotz aller Veranlassung verbrecherisch in seinem ersten Anfange, heldenmüthig in seinen Fortschritten, jammervoll in seinem Ende!

Während eine verwickelte Diplomatik (unter Aufopferung langvertheidigter Grundsätze) die Belgier in ein unabhängiges Dasein zu rufen bemüht war, erwies sie, mit sich selbst hier in grellem Widerspruche, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der gänzlichen Auflösung Polens. Und während die Russen behaupten: eine nichtswürdige Sache sei von Rechtswegen zu Grunde gegangen, rufen die Polen: Alles verloren, nur nicht die Ehre! Beide Theile sollten dem unbefangenen, aber theilnehmenden Beobachter zugeben: daß Könige und Völker gleichmäßig für die eigenen und für die Sünden ihrer Vorfahren büßen, und Sieg mit dem tiefsten Schmerze, wie Untergang mit dem edelsten Troste verbunden sein kann. Erst wenn dies Doppelgefühl vorhanden ist und wechselsweise anerkannt wird, darf man hier eine echte Versöhnung und Wiedergeburt erwarten; sonst werden die Russen auf den Schädelstätten der Verwüstung nur Todtenblumen für ihre Siegeskränze finden, und das aus den Gräbern sich erhebende Gift des Hasses wird das unglückliche Land auf Jahrhunderte verpesten!

Anmerkungen.

1) Graf Arcenholz, der Bauer in Polen.
2) Jenbert, Geschichte der Staatsangelegenheiten von Polen, I, [illegible]

1) Zeitschrift für Staatsverfassungen und Politik, I, 31—36.
2) S. 495.
3) S. 53—58.
4) S. 305.
5) Zeitschrift I, 52.
6) Archiv für Politik I, 467, 471, 494, 555.
7) Histoire de mon temps I, 70. Oeuvres posth. VI, 136.
8) S. 618, Histoire des traités, XIV, 7, und König Gust. par. verum Europae II, 243.
9) Histoire de mon temps I, 72. Raikhève I, 177, 190. Oeuvres de Rivarol's Histoire des dissensions de la Pologne. Oeuvres complètes, VI, 140, 511.
10) Zeitschrift VI, 140, 511.
11) Oeuvres posthumes de Frédéric II, 81, 357; Raikhève I, 253—278.
12) Raikhève II, 75—79. Mosqua, Beiträge IV, 488.
13) Raikhève I, 207.
14) Raikhève I, 238. Flassan VI, 529. Geschichte der Revolution von 1791, II, 11.
15) Geschichte der Staatsveränderungen von Polen, I, 35. Oeuvres posthumes V, 20. Preuß, Friedrich IV., II.
16) Raikhève II, 69.
17) Repnin's Note vom 16. April 1766. Geschichte der Staatsveränderungen, I, 211.
18) Note vom 4. Mai, S. 240.
19) Hamm, Beiträge III, 319.
20) Geschichte der Staatsveränderungen, I, 50. Ferrand I, 50.
21) Raikhève II, 184—195. Hamm, Beiträge II, 549.
22) Raikhève II, 199. Geschichte der Staatsveränderungen I, 51.
23) Raikhève II, 201, 231—237.
24) Hamm, Beiträge III, 354.
25) Raikhève II, 293.
26) Geschichte der Staatsveränderungen, I, 139.
27) Raikhève II, 298. Salvandy, Histoire de la révolution de Pologne 16.
28) Cabinet, XIV, 11. Staatsveränderungen, I, 297.
29) Martens, Recueil I, 309—325.
30) Schmidt, Geschichte von Polen 69.
31) Staatsveränderungen, I, 139.
32) Martens I, 325.
33) Raikhève II, 324.
34) Martens I, 340.
35) Ebd., Lettres 90.
36) Raikhève II, 341.
37) Cabinet XIV, 12.
38) Ebd. 122.
39) Raikhève II, 132.
40) Staatsveränderungen I, 295; II, 331.
41) Raikhève II, 174. Martens I, 350—355.
42) Cabinet XIV, 14. Lettres 110, 91.
43) Staatsveränderungen I, 301.
44) Raikhève III, 34.
45) Ibid. III, 84.
46) Wolfart, Leben Stanislaus's 71—72.

[illegible]

[...] [illegible] [illegible] [illegible

(194) Aeneid III, 126.
(195) Aristeia Ivi Diomedis, 345.
(196) Iliad XIV, 327. Sophocl. Ai. Aeneid III, 11, and Aristeia Ivi Diomedis, 6. Tydeid I, 388.
(197) Aeneid, 338. Tydeid I, 173. Aristeia Ivi Diomedis, 37, 69.
(198) Aeneid, 318 - 344.
(199) Ibid., 33, 34. Aeneid VI, 248, 252.
(200) Tydeid I, 174, 189.
(201) Liturgic. 663.
(202) Aeneid IX, 339 - 347. Aristeia Ivi Diomedis, 8, Ilias Tydeid I, 396.
(203) Tydeid I, 190.
(204) Aeneid VI, 126.
(205) Aristeia Ivi Diomedis, 8, 154.
(206) Aeneid VI, 614.
(207) Tydeid I, 389. Aeneid XI, 283.
(208) Aeneid VI, 288. Aristeia Ivi Diomedis, 8, 624.
(209) Aristeia Ivi Diomedis, 8, 343.
(210) Aeneid V, 344.
(211) Tydeid I, 177. Aeneid VI, 295 - 296.
(212) Jamvicus, 247.
(213) Aristeia Ivi Diomedis, 8, 295 - 298. Aeneid VI, 314.
(214) Tydeid I, 388. Aeneid VI, 273.
(215) Pape, Wörter d. griech. Eigennam. III, 825.
(216) Jamvicus, 248.
(217) Pape III, 172. Aeneid VI, 278, 297.
(218) Tydeid I, 396.
(219) Ibid I, 233.
(220) Aeneid IX, 176.
(221) Tydeid I, 188.
(222) Wie die Gelübde in einer ähnlichen Lage als ungültig. Aeneid VI, 348. Es scheint in Ilias Aristeia VI auch bei Diomedes [illegible] und man hat mit Recht, da es nie erwähnt Merkwürdig ist es.
(223) Aeneid VI, 314.
(224) Ibid VI, 253, 314.
(225) Ibid III, 344.
(226) Ibid II, 333.
(227) Iliad VII, 238.
(228) Tydeid I, 273 - 318. Aeneid VI, 291 - 294.
(229) Text der Gelübde-Formeln ist dieselbe wie in und in Pelopis II: Pelopis hat vom 24. Diomedes. Aeneid VI, 313.
(230) Syntax-Anordnung wie in Pelopis: VI, 307.
(231) Tydeid I, 382.
(232) Aeneid VI, 222.
(233) Tydeid I, 311.
(234) Ibid I, 384.
(235) Aeneid III, 183.
(236) Ibid VI, 230. Tydeid I, 293.
(237) Iliad VII, 196.
(238) Ilias Ivi wird in Pelopis VI Aristeia Diomedis, 6.

[1] [illegible] [illegible] [illegible

Durchgeführte Verhältnisse in Polen in den Jahren 1939 bis 1941, und endliches Resultat dargestellt.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Unterschrift einer Erklärung verlange"), während sich Pfuel schon Tage zuvor einer Verhaftung aber auch von der Gesandtschaft) die Gnade Sr. Majestät des Kaisers (nicht des Königs von Polen) anempfohlen hatte.

In Petersburg aber suchte Nesselrode auf der schärfsten Tonart weiter Verkehr von dem preußischen General von Krafft folgende Bedingungen der Rückkehr anerkannt und vom General Rühle angenommen.

Dem polnischen General Rühle und den von ihm bezeichneten Mannschaft kann nur in so fern der Übergang auf das russische preußische Gebiet und der Rückmarsch bewilligt werden, wenn er sich bis von Sr. Maj. dem Könige von Preußen für diesen Fall erhaltenen Befehlen vollständig für sich und seine Truppen unterwirft und nachstehenden Bedingungen unbedingt Folge leistet.

1) Sämmtliche Mannschaft und Pferde der Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Pferde; doch verbleiben den Offizieren ihre Degen und Pistolen.

2) Offiziere und Gemeine werden verschiedene getrennt und es bleibt der Bestimmung der Offiziere bei jeder Kompagnie eine Stunde.

3) Die Übergangsstrasse soll über Graudenz angewiesen und werden zu diesem Zweck in mehre Abtheilungen getheilt, um auf ihren angewiesenen Plannachtlägen unter militärischer Bewachung ihren Cantonnen zu gelangen.

Zum Fortschaffen sind denn das nöthige Heu, und Stroh, sowie auch andern der nöthigen Mundbedarf verabreicht.

4) Die Verpflegung geschieht auch dem preußischen Feldpostenbestand.

5) Die zur Cantonnen abgetheilten polnischen Truppen müssen den Anordnungen der aufgestellten preußischen Behörden und Patrouillen unbedingt Folge leisten, widrigenfalls die Gewalt der Waffen gegen sie in aller Strenge zur Anwendung kommen würde.

6) Die polnischen Generale verbleiben für sich und ihre Truppen, auch abgetheilter also bis zur endgültigen Entscheidung Sr. Maj. des Königs von Preußen in Betreff ihrer endlichen Bestimmung vorläufig aufbewahrsam und dürfen Sie ohne den allerhöchsten Befehl nicht zu verlassen.

7) Weitere Bedingungen werden baldigst bei gestellt.

Der Erfolg dieser Bedingungen haben sich folgende Erklärung: Der commandirende General des polnischen Heeres verpflichtet sich nochmals persönlich für sich und die unter seinen Befehle stehende Truppen, alles über angegebenen Bedingungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

daß sie das Gebiet des besten und geschicktesten Königs betreten und ein ruhiges Betragen ihnen die schönsten Belohnungen auf dessen Huld und Gnade erwerben werde.

Kaum hatte die zweite Abtheilung ihren Marsch über die Grenze begonnen, so griff General Dokturoff die Polen, welche noch auf preußischem Gebiete standen, an. General Dombrowski, welcher den Nachzug befehligte, wandte um und es entspann sich unmittelbar an der Grenze ein Kampf, welcher den Preußen sehr unwillkommen sein mußte. Beide Generale wurden jetzt durch augenscheinliche Vorstellungen zur Beendigung des Gefechtes veranlaßt.

Das preußische Heer setzte hierauf seinen Marsch ungehindert fort und befand sich Nachmittags den 1. October mit allem Vorgesetzt auf preußischem Boden. Es bestand in zwei Drittheilen aus jungen, größtentheils schwachen Leuten und nur die Regimenter der alten Provinz hatten noch einigermaßen einen kriegerischen Anblick. Die Cavalerie ist im Allgemeinen schwächlich bestellt und die Pferde sind so abgetrieben, daß sie zu Hunderten fallen oder auf den Biwouakplätzen herrenlos stehen bleiben. Die Gewehre sind zerschossen und die Mehrzahl der Mannschaft ist in kränklichem Zustande. Das Gepäck bildet den besten Theil der Armee und auch die Bekleidung ist nicht ganz schlecht.

Das Polnische Heer zählte (mit Einschluß der nicht kampffähigen) . . . . . 30,788 Menschen u. 9774 Pferde.
Rechnet man hierzu die Westgali-
zischen Schaaren mit . . . 8,718 Menschen, so hatte über-
haupt Preußen . . . . . 27,839 [illegible] handsame hülfsbedürf-
tige Personen bei sich aufgenommen und gemäß (ihrer der Ehrlosen Lasten) in so großem Maasse [illegible] müssen, daß sie Last wie für die Regierung, so für die Landeseinwohner empfindlich war.

Ueber das Benehmen der Polen in dieser ernsten Zeit-läuften sich nur vortheilhafte Zeugnisse, die wir hier zum wiederholen. Am 7. October schreibt der General von Zepelin: obgleich viele Officiere ihr Pferden verloren haben, verlassen doch die Generalität, die Stabsofficiere und der größere Theil der übrigen Officiere ritterliche Gesinnung und trotz aller Veranlassung ist bis jetzt noch nicht ein einziges Vergehen vorgefallen, das der Rüge werth wäre. — Und in einem anderen Berichte (vom 3. October) sagt Derselbe: ich darf den Polen bis jetzt das beste Zeugniß nicht versagen und muß sogar hinzufügen, daß sich Officiere und Gemeine durch ihr Betragen meine ganze Zufriedenheit erworben haben.

Am 17. October berichtet der General von Kraſft: es gereicht mir zur hohen Freude, Euer Majeſtät melden zu können, daß ungeachtet der übertriebenen Anhäufung von Menſchen in der Umgebung von Thorn die Polen ſich durchaus ruhig und loyalen benommen haben und von denſelben kein irgend namhafter Exceß verübt worden iſt. Sie ſind ſämmtlich auf das Lebhafteſte durchdrungen und gerührt von der Gnade Euer Majeſtät, welche ihnen huldreich Schutz und Aufnahme gewährt hat, ſowie ſie auch laut die Aeußerungen der Dankbarkeit ausgeſprochen, daß zur Erleichterung ihres Schickſals Alles geſchehen ſei, was die Umſtände irgend erlaubten. Bald darauf, den 9. November wiederholt derſelbe: ich muß der Wahrheit gemäß den polniſchen Offizieren in Betreff ihres gegenwärtigen Benehmens auf dem preußiſchen Gebiete das günſtigſte Zeugniß ertheilen.

Am 22. October ſchreibt der General von Zepelin: der General Rozycki ſprach mit thränenden Augen den Dank für die Aufnahme und Verſorgung ſeiner Mannſchaft aus, welche er der Gnade des Königs von Preußen verdanke. Am 12. October erhielt jener General Zepelin folgendes Abſchiedsbillet: Der polniſche Chef des Generalſtabes Lawinski um die Ehre zu haben, von Sr. Excellenz Abſchied zu nehmen und den tiefſtempfundenſten Dank auszudrücken, den die ganze polniſche Armee fühlt, für die gütige Theilnahme, welche Euer Excellenz an dem unglücklichen Schickſale dieſer Armee nahmen.

Als nach abgelaufener Contumazzeit eine Umquartierung und Verlegung des polniſchen Heeres zu ſeiner und des bedrückten Landes Erleichterung ſchleunigſt nothwendig ward, erſuchte der General Kraſft den General Rozycki ſeinerſeits dahin zu wirken, daß auch fernerhin die bisher gezeigte Disciplin und Ordnung erhalten werde, und erhielt am 21. October folgende Antwort:

Das Schreiben Euer Excellenz vom 17. d. M. habe die Ehre gehabt zu erhalten. Das gütige Anerkennen, das ich darin finde, iſt ein neuer Beweis der vorherrſchenden edlen Gefühle und ſchützender Theilnahme, mit der wir in Preußen aufgenommen und fortwährend behandelt werden. Wenn das Treffliche unſerer Lage nicht jeden Zweifel verjagte, ſo würden wir ihn in der wohlwollenden Güte, mit der Seine königl. preußiſche Majeſtät uns unter ſeinen hohen Schutz nahm, und dem menſchenfreundlichen und gaſtlichen Benehmen finden, deſſen wir uns in ihren Staaten erfreuen. Nichtsdeſtoweniger erkennen wir dankbar dieſe gütige Theilnahme und bitten insbeſondere Euer Excellenz überzeugt zu ſein, daß wir ſein edles Benehmen zu ſchätzen wiſſen und deſſen Andenken in unſerem Herzen bewahren werden.

Die Verlegung in die neuen Cantonnements fand hierauf ohne Schwierigkeit ſtatt, wobei die ſchon oben hinſichtlich der Gielgud'ſchen Mannſchaft über Verpflegung u. ſ. w. feſtgeſetzten Beſtimmungen ebenfalls zur Anwendung kamen und den preußiſchen zur Erhaltung der Ordnung angeſtellten Commandanten geſagt wurde*): ſie würden um ſo mehr dem in ſie geſetzten Vertrauen entſprechen, je mehr ſie das gute Einverſtändniß zwiſchen den Bequartierten und Einquartierten zu erhalten und zu befeſtigen wüßten.

Obgleich nun Preußen und Polen ſich gleichmäßig beſtrebten die wechſelſeitige Zufriedenheit möglichſt zu erhalten, war doch der Zuſtand nur ein vorläufiger, unſicherer und unangenehmer, und beide Theile mußten wünſchen, daß ein Beſchluß Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland demſelben auf erfreuliche Weiſe ein Ende mache. Dieſer Beſchluß vom 2. October ſetzte aber feſt, daß alle zum Rybinski'ſchen Heere gehörigen Offiziere für immer verbannt ſein ſollten, weil ſie ſich der Capitulation von Warſchau nicht angeſchloſſen, den blutigen Krieg nutzlos verlängert und ſich eher einem fremden als ihrem eigenen Herrſcher anvertraut hätten. Doch ſollte den Einzelnen freiſtehen, die Gnade des Kaiſers anzurufen und werde er nach Prüfung der Verhältniſſe entſcheiden. In dieſer Beziehung heißt es in einer ruſſiſchen, der preußiſchen Regierung mitgetheilten Verfügung vom 7. October: La pensée de Sa Majesté impériale se porte aujourd'hui toute entière sur cet acte de clémence. Au moment où la commission du royaume de Pologne s'achève, nous sommes à la veille de la voir paraître. Il effacera autant qu'il est possible la trace du passé et satisfera, nous l'espérons à tous les vœux qu'il est permis de former dans l'intérêt de l'humanité. Il sera le besoin de l'ordre social veut que toute oeuvre de clémence ait des bornes, elles seront du moins posées de manière à ce que personne ne puisse méconnaître la loi immuable de la justice qui a guidé ces bornes.

Unbedingt ſchien dagegen bereits jetzt die Amneſtie für Unteroffiziere und Gemeine ausgeſprochen, ſofern ſich unter denſelben nicht gewiſſe Klaſſen von Perſonen befänden, von denen ſogleich umſtändlicher die Rede ſein wird.

Mit Bezug auf dieſe ruſſiſchen Geſetze befahl der König von Preußen am 6. November dem Oberſten von Ganig, den polniſchen Offizieren unverzüglich eine Erklärung abzufodern, ob ſie ſich an den Kaiſer wenden und ſeine Gnade in Anſpruch nehmen wollten. Denjenigen, welche dies dargebotene Mittel verſchmähten, ſei zu eröffnen, daß ſie nicht länger in den preußi-

Univ. Bibl.

ſchen Staaten bleiben könnten und anzugeben hätten, wohin ſie ſich begeben wollten.

Hinſichtlich der Zurückführung der begnadigten Unteroffiziere und Gemeinen ſolle der General von Krafft mit den ruſſiſchen Behörden ſogleich das Nöthige verbereiten und verabreden.

Von jetzt an läuft alſo nebeneinander eine zweifache Reihe von Verhandlungen und Maßregeln her: erſtens hinſichtlich der Offiziere, und zweitens der Unteroffiziere und Gemeinen, oder hinſichtlich der Verbannten und der Begnadigten. Indeß griffen dieſe doppelten Richtungen und Zwecke gar mannichfach in einander.

Mit Uebergehung vorläufiger Anzeigen über den Gang des Geſchäfts kommen wir ſogleich auf den Schlußbericht des Herrn von Canitz vom 1. December. Laut deſſelben erklärten ſich vom Rybinski'ſchen Heere.

1035 Offiziere für die Unterwerfung unter die Gnade des Kaiſers, welche Summe ſich nach einem Berichte des Generals von Krafft vom 13. December auf 1107 erhöhte.

733*) Offiziere waren zur Auswanderung entſchloſſen.

30 waren Unterthanen des Königs von Preußen.

Die von den 1107 Offizieren unterſchriebene Erklärung lautet: Les soussignés officiers de l'armée polonaise, après avoir été réunis en présence du Colonel Baron de Canitz et après que ledit Colonel leur a fait lecture de la commission dont la bienveillance de S. M. le roi de Prusse envers les officiers de l'armée polonaise a bien voulu le charger, déclarent:

Qu'ils sont prêts à faire leur acte de soumission et un appel à la clémence de S. M. l'empereur de toutes les Russies, roi de Pologne et supplient Sa Majesté de leur accorder une amnestie et la permission de rentrer dans leur pays.

Der General Rybinski zeigte eine ernſte, wiewohl höfliche Zurückhaltung und erklärte ſeinen Wunſch, eine Zeit lang in Preußen oder Sachſen zu leben. Der General Malachowski äußerte einige Bedenklichkeiten über die Trennung der polniſchen Offiziere von den Soldaten, worauf der preußiſche Beauftragte ihm bemerklich machte, daß der militairiſche Zuſammenhang ein Ende genommen habe und Alle nur als Einzelne betrachtet und ihre Entſchlüſſe eingefodert würden.

Sämmtliche Generale (nur mit Ausnahme von Rybinski und Bem) unterzeichneten jene Erklärung. Der letzte wies die Möglichkeit einer Ausſöhnung bitter zurück, und während man ihm einerſeits den Ruf eines ausgezeichneten Offiziers und eines Mannes von Bildung und Verſtand nicht ſtreitig machte (er war von der Stelle eines inactiven Hauptmanns zum Befehlshaber der Artillerie hinaufgerückt), bemerkten Andere: die Gut

fernung aus Polen werde ihm leicht, da er keine Besitzthümer einzubüßen habe.

Die russischen Unterthanen und das Gardejägerregiment suchten ebenfalls die Gnade des Kaisers, wogegen die Offiziere des bekannt gewordenen vierten Regiments (und man hatte deren während der Revolution ungewöhnlich viele ernannt) meist Pässe über Dresden nach Frankreich foderten.

Von den in der Amnestie bereits begriffenen Scharen der Generale Gielgud, Chlapowski und Rohland [28]) kehrten 118 Offiziere in ihre Heimat zurück, 251 wollten sich ins Ausland begeben und 37 waren preußische Unterthanen.

Mit diesem Ergebnisse war man allerdings um einen Schritt vorwärts gekommen, aber keineswegs am Ziele angelangt; denn man wußte nicht, wann eine russische Entscheidung über die Gnade Suchenden eingehen und wie sie lauten würde; und eben so wenig auf welche Weise und wohin die übrigen, meist von Gelde entblößten Offiziere gebracht werden sollten. Zunächst blieben Alle nach wie vor im Preußischen und verursachten natürlich große Unbequemlichkeiten und Ausgaben.

Schneller glaubte man mit den durch die Amnestie begnadigten Unteroffizieren und Soldaten zum Ziele zu kommen und setzte in Berlin voraus: alle würden nach völlig beendetem Streite vertrauensvoll von der dargebotenen Gnade Gebrauch machen und rasch und gern in die Heimat zurückkehren. Aber schon am 20. November äußerte der von den Verhältnissen genau unterrichtete General von Krafft: ich darf nicht verhehlen, daß ich von einem Theile der polnischen Unteroffiziere und Soldaten zu glauben geneigt bin, daß sie die Rückkehr nach Polen (selbst nach Bekanntmachung des allerhöchsten Gnadenmanifestes) verweigern werden, da sie theils als alte Soldaten dem Familienleben entfremdet sind, theils nichts in Polen zu verlieren haben und die Furcht vor der Strafe nicht besiegen können.

Hiemit standen die wichtigen und unerledigten Fragen in Verbindung:

Welche aus Polen gebürtige Soldaten sind aus besonderen Gründen und wegen außerordentlicher Verschuldung von der Amnestie ausgeschlossen?

Was soll mit den aus russischen Landschaften gebürtigen Leuten werden, auf welche sich die Begnadigung ebenfalls nicht bezieht?

Wie soll man die aus den österreichischen Staaten herstammende Mannschaft fortschaffen, welche aufzunehmen die Russen sich weigern?

Wie will man fernerhin diese Menge von Menschen vertheilen und verpflegen?

Was soll mit Denen geschehen, welche auf gütlichem Wege sich nicht an die Russen wollen ausliefern lassen?

Jedenfalls mußten die verschiedenen Klassen der bezeichneten Personen gesondert und nachgewiesen werden, weshalb eine Verfügung des preußischen Kriegsministeriums vom 28. October festsetzte: sämmtliche übergetretene polnische Insurgenten sind sofort zur Erklärung aufzufodern, ob sie in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen oder nicht, und von denen, welche sich für diese Rückkehr entscheiden, vollständige Listen unter näherer Bezeichnung der persönlichen Verhältnisse anzufertigen.

Diese Anfrage, wodurch man ursprünglich wol nur die Begnadigten von den nicht Begnadigten, die Unschuldigen von den Schuldbewußten trennen wollte, lautete so allgemein, daß die Polen (welchen die neuen russischen Erklärungen keine genügende Sicherheit für ihr künftiges Schicksal zu gewähren schienen) der Meinung lebten: es hänge ganz von der Willkür jedes Einzelnen ab, ob er nach Polen zurückkehren wolle oder nicht. In diesem Sinne antwortete z. B. der Befehlshaber des vierten Regiments von Swiecicki: daß keiner von den Offizieren und Soldaten gesonnen sei nach seinem Vaterlande zurückzukehren; denn Alle, durchdrungen von Ehrgefühl, wollten nicht durch diese Rückkehr in Sklaverei zurückfallen. Dann erst kann diese Rückkehr eintreten, wenn der Kaiser Nikolaus eine allgemeine Amnestie (für welche sich der König von Preußen verbürgt) bekannt macht. Diese Amnestie soll sich erstrecken, nicht nur über uns, die wir unter dem Schutze des Königs von Preußen stehen, sondern auch über die, welche sich in Oesterreich und in der russischen Gefangenschaft befinden, über die Litthauer, Volhynier, Podolier, wie über alle ohne Ausnahme und unter dem Vorbehalt, daß sie uns in allen Graden und Prärogativen, die wir jetzt besitzen, lassen, wie auch, daß jene Amnestie zugleich die Freiheit des Königreichs Polen und die Constitution verbürge.

Obgleich wol nur wenig überspannte Köpfe soviel, nach Form und Inhalt in diesem Augenblicke Unerreichbares, fodern mochten, stieg doch die gerechte Besorgniß der preußischen Befehlshaber, wie sie die anbefohlene Rückkehr auch nur der unbezweifelt begnadigten polnischen Soldaten in ihre Heimat bewerkstelligen sollten. Am 28. November sagte ihnen der General von Krafft in einer besonderen Bekanntmachung: gebt den Befehlen Sr. Maj. des Königs unweigerlich Folge und macht durch einen ordnungsmäßigen Abmarsch, sowie durch ein Betragen, demjenigen gleich, welches Euch bisher so rühmlich ausgezeichnet hat, Euch der fernern Gnade Eures wohlwollenden Beschützers

meines erhabenen Königs und Herrn würdig, der Euch gaſtfrei aufgenommen und ſich für Euer zukünftiges Schickſal lebhaft intereſſirt hat. In Begleitung weniger königlich preußiſchen Truppen werdet Ihr den Rückmarſch zur Grenze antreten, woſelbſt angekommen Ihr, den mir gewordenen amtlichen Eröffnungen zufolge, von einigen kaiſerlich ruſſiſchen Offizieren mit Reiſegeld verſehen werden ſollt, um in Eure Heimat zurückzukehren. Unteroffiziere und Soldaten aus dem Königreiche Polen! Kehret mit Vertrauen auf die Gnade und Milde Eures glorreichen Monarchen und Kaiſers nach Eurem Vaterlande zurück und macht jetzt von der Euch bewilligten Amneſtie Gebrauch, da die Verweigerung der Rückkehr als Widerſetzlichkeit angeſehen werden müßte und Euch der Wohlthaten derſelben wahrſcheinlich für immer verluſtig machen würde. Die kaiſerlich ruſſiſchen Unterthanen aus dem Gouvernement Wilna u. ſ. w. bleiben vorläufig unter dem Schutze Sr. Maj. des Königs.

Ungeachtet dieſer zutraulichen Aufforderung erkannte der General von Krafft ſehr richtig die obwaltenden Schwierigkeiten und ſagte z. B. in ſeinem Berichte vom 27. November: Es wird nichts verſäumt werden, die Zahl der zurückbleibenden Polen möglichſt zu verringern, auch wird ohne Rückſicht auf dieſelben der Abmarſch der andern erfolgen; doch iſt alsdann unverzüglich eine Beſtimmung über jene höchſt wünſchenswerth. Iſt ihre Zahl gering, ſo dürfte man vielleicht mit Stillſchweigen darüber hingehen können; iſt dieſe Zahl aber beträchtlich, ſteigt ſie auf mehre Tauſende, ſo entſteht die Frage: ob das einzige höchſt unangenehme Mittel, ſie dazu zu zwingen, die Gewalt, in Anwendung gebracht werden ſoll.

Am 30. November ſetzt Herr von Krafft in Bezug auf das mitgetheilte Publicandum hinzu: man hat gewünſcht, dadurch die Zahl der Zurückbleibenden möglichſt zu verringern und den Abmarſch der Uebrigen zu beſchleunigen. In erſterer Beziehung mußte zur Beruhigung der Polen, welche ſich höchſt mistrauiſch zeigen, etwas geſchehen, da bei vielen Offizieren das Beſtreben kund wird, die Soldaten von der Rückkehr abzuhalten und ihnen von Frankreich aus Unterſtützungen an Reiſegeld vorzuſpiegeln. Ferner müßte der kaiſerlich ruſſiſchen Unterthanen im Publikandum Erwähnung geſchehen, um die Unzufriedenheit nicht noch mehr zu ſteigern. Die alleinige Bekanntmachung des Ukaſes vom 20. October würde gar keinen Erfolg gehabt haben, da derſelbe den Hoffnungen der Polen nicht entſpricht.

Eine Verfügung vom 2. December an den General von Krafft geht von der Vorausſetzung aus: es ſei gar nicht anzunehmen, daß viele Polen die Amneſtie zurückweiſen würden, da

ihnen die Rückkehr in ihre Wohnorte und die Disposition über ihre Zukunft nach russischen Versprechungen frei stehe.

Näher auf die Sache geht eine zweite Verfügung vom 10. December ein, worin es heißt: zunächst ist die Ueberredung und zwar besonders durch diejenigen polnischen Offiziere anzuwenden, welche sich für die Rückkehr nach Rußland erklärt haben, und die Mannschaft von den die Unterwerfung verweigernden Offizieren zu trennen. Sollte die Ueberredung nicht hinreichen, so sind ernstliche Drohungen und äußersten Falls selbst Gewalt zu gebrauchen. Vor Allem kommt es darauf an, daß den Leuten erklärt werde, ihre Rücksendung nach Polen erfolge, ganz abgesehen von der polnischen Revolution und ihrer Theilnahme an derselben, lediglich als Folge eines Punktes der Cartelconvention zwischen Rußland und Preußen [1]), wonach sich beide Staaten das Recht vorbehalten haben, diejenigen herüberkommenden Unterthanen der andern Macht, welche sie nicht bei sich behalten wollen, wieder zurückzusenden. Dies finde hier statt und Preußen wolle sie weder bei sich behalten, noch ihnen einen weitern Weg durch seine Provinzen gestatten, müsse sie vielmehr jener Convention gemäß nach ihrer Heimat zurücksenden und werde ihnen auch weder Obdach noch Verpflegung auf länger, als zu ihrer Rückkehr unumgänglich nöthig sei, verabreichen. Man zweifele nicht daran, daß die Leute auf solche Vorstellungen und Drohungen nicht weiter den Rückmarsch verweigern würden, wolle aber dem General von Krafft für den Fall des Bedarfs auch die nöthigen Gewaltmittel, welche er in Händen habe, ganz uneingeschränkt überlassen.

Zur richtigen Würdigung dieser Verfügung muß man bedenken:

1) daß die Last für die preußische Regierung und die preußischen Unterthanen täglich drückender ward.

2) Daß es bedenklich war, eine Anwerbung von vielen Tausend Polen für irgend eine fremde Macht zu gestatten und man die mit Rußland geschlossenen Verträge nicht verletzen durfte.

3) Daß die französische Regierung zwar den Nichtbegnadigten Aufnahme und Unterstützung verhieß, niemals aber die Werbung eines polnischen Heeres für Frankreich bewilligt oder gewollt hat.

4) Daß dessenungeachtet viele polnische Offiziere, insbesondere der General Bem, die Soldaten für einen solchen Plan zu gewinnen und die Vollziehung der angeordneten Maßregeln aus vielen Gründen auf alle Weise zu hindern suchten.

Wie wenig man aber mit all diesen Verfügungen und Gründen vorwärts kam, zeigen folgende Auszüge aus amtlichen

Berichten. Es werden (äußert der General von Krafft am 12. December) zurückbleiben wollen:

a) alle eigentlich russischen Unterthanen;

b) alle nicht begnadigten Polen, oder die sich für compromittirt halten;

c) alle Russen und Polen, die es vorziehen unter preußischem Zepter als Handwerker oder Arbeitsleute zu leben.

Ich habe annehmen müssen, daß die Polen und Russen nicht durch Gewalt der Waffen zur Rückkehr gezwungen werden sollen, da ein solches Unternehmen theils an sich erfolglos, theils von den traurigsten Folgen begleitet sein würde.

Am 13. December fügt derselbe hinzu: Um nicht anderweite Excesse herbeizuführen, habe ich den zurückbleibenden Polen (da nicht Einzelne sondern ganze Corps diesen Wunsch ausgesprochen haben) auch fernerhin die Geldverpflegung verabreichen müssen.

Am 11. December berichtet der General von Stülpnagel aus Königsberg: Die erste Colonne der zurückkehrenden polnischen Soldaten (etwa 1026 Mann) fand sich bei Ziegelhof regelmäßig ein und stellte sich mit Ordnung auf. Nachdem Alle zusammen und gehörig eingetheilt waren, befahl ich den Abmarsch, der auch vom rechten Flügel ganz gut von statten ging, bis auf einmal der größere Theil der Artillerie erklärte, nicht marschiren zu wollen und stehen blieb. Ich ließ die übrigen Truppen ohne Aufenthalt den Marsch fortsetzen, umringte hierauf die Stehengebliebenen mit diesseitigen Truppen und foderte sie unter Vorbehalt aller für sie daraus entstehenden Nachtheile zur Fortsetzung des Marsches auf. Sie erklärten aber entschieden, nicht zurückkehren zu wollen, da sie kein Vertrauen zu der versprochenen Amnestie hätten. Sie unterwürfen sich Allem was hier über sie verhängt werden möge, bäten (auf welche Art es auch sei) hier bleiben zu dürfen, und wenn dies durchaus nicht sein sollte, sie nach Frankreich zu entlassen. Die eindringlichsten Ermahnungen auch ihres eigenen Befehlshabers des Majors Adamski (der aber schon wie der größere Theil der Offiziere, da sie nach Polen zurückzukehren wünschen, das Vertrauen bei den Leuten verloren hat) veranlaßten nur dieselbe Erwiederung, bei der sie entschlossen blieben, obwol sie sonst nicht tumultuarisch waren. Da die Anwendung von Zwang und Gewalt außer dem mir gewordenen Auftrage lag, so erklärte ich den Leuten entschieden, daß auf keinen ihrer Anträge eingegangen werden könne; doch gäbe ich ihnen, um zu besserer Erkenntniß zu kommen, drei Tage Bedenkzeit, und entließ sie nach ihren bisher gehabten Quartieren, wohin sie auch ruhig abgingen. Ihre Zahl beträgt 297 Mann. Der übrige Theil der Colonne hat den Marsch durch die Stadt

in aller Ordnung fortgeſetzt. Einem Berichte des Generals von Rummel vom 12. December iſt Folgendes entnommen:

„Abgeordnete der Polen, welche zurückzubleiben wünſchen, baten, daß Se. Majeſtät ihnen eine Verlängerung ihres Aufenthalts geſtatte, und äußerten: ſie wollten ſich lieber hier als Deſerteure todt ſchießen laſſen, als nach Polen zurückgehen. — Es wurden ihnen nochmals vorläufige Quartiere unter militairiſcher Aufſicht angewieſen. — Die Bemühungen der Offiziere und insbeſondere des Generals Bem, die Zahl der Zurückbleibenden zu vermehren, ſind unverkennbar und laſſen beſorgen, daß ſich letztere noch bedeutend vergrößern wird. Der Frage: wodurch ſich die Leute bei einem längeren Aufenthalt ernähren wollten, wurde die Antwort: die Offiziere würden die für ſie erfoderlichen Gelder auf einige Tage zuſammenlegen. Desungeachtet trägt General Bem auf Verabreichung der Verpflegung bis zum Eingange der allerhöchſten Entſcheidung an. — Aus Allem geht hervor, daß die Entfernung der Offiziere vor dem Abmarſch der Leute ſehr nöthig geweſen wäre. — Die geringe Zahl des hier ſtehenden Militairs läßt die Anwendung anderer als vermittelnder Maßregeln nicht zu. Mehre der Leute haben ſich bereits, nachdem ſie ihre alten Quartiere behufs des Abmarſches verlaſſen, in andere eigenmächtig einquartiert. Dieſe Sache wird um ſo mißlicher, als der geſammte Uebergang über die Nogat den Abmarſch mehrer Colonnen hinderte."

Dafür, daß nicht wenige Offiziere den Abmarſch der Soldaten durch mannichfache Mittel zu verhindern ſuchten, finden ſich genügende Beweiſe. Wir theilen in dieſer Beziehung folgende Ausſage des Gendarmen Bartſch mit*): in Jonasdorf erzählten mir der Gendarme Goldſtein und die Einſaſſen Gehrt, Berg und Telge, daß der Befehlshaber eines polniſchen Regiments von Sadowski die Soldaten in einem Kreiſe um ſich verſammelt und ihnen bekannt gemacht habe, daß ſie jetzt nach Polen gehen ſollten. Dann fuhr er fort: wer nach Polen gehen will, der trete zurück; wer aber nicht gehen will, der bleibe im Kreiſe ſtehen. Auf dieſe Aufforderung wären höchſtens ſechs im Kreiſe geblieben, die Uebrigen aber Alle zurückgetreten. — Hierauf ließ der Oberſt, durch dies Ereigniß aufgeregt, nochmals einen Kreis ſchließen und hielt mit vielem Eifer eine zweite Rede, worauf die Soldaten ſämmtlich im Kreiſe ſtehen blieben.

Es entſtanden nun, wie ich ſelbſt ſah, unter den Soldaten einzelne Gruppen und ſie ſprachen untereinander. Auf einmal hörte ich im Kruge ein großes Geſchrei, ging hin und ſah, daß Jemand geprügelt wurde. Ich trat alſo dazwiſchen, verhinderte das Prügeln und erfuhr, daß der Soldat um deswillen geprü-

gelt worden, weil er mehre Andere hätte bereden wollen, nach Polen zu gehen. Indem kam ein Knecht zu mir und sagte: erbarmen Sie sich, in der Krugscheune will man einen Soldaten, den man hineingeschleppt hat, todt schlagen. Ich ging hin und sah, daß ein Trommelschläger von zwei Soldaten am Kopf und von zwei Soldaten an den Beinen gehalten und von zwei andern Soldaten tüchtig geschlagen wurde. Herr Oberst Sadowski war zugegen und ich fragte denselben: was dieser Mensch gethan habe, und wenn es ein Verbrechen sei, wollte ich ihn verhaften. Herr v. Sadowski antwortete mir: der Kerl hat sich besoffen, er hat sich vergangen, dafür lasse ich ihn bestrafen; ich bin Oberst und werde befehlen. Ich entgegnete hierauf: dergleichen Mißhandlungen finden im preußischen Staate nicht statt, ich bin hier im Namen des Königs, ich leide es nicht u. s. w.

An demselben Tage, den 11. December, schrieb der General Bem an den General v. Rummel: Als Befehlshaber des polnischen Artilleriecorps nehme ich für Pflicht, Euer Hochwohlgeboren zu eröffnen, daß ein Theil der Unteroffiziere und Soldaten aus diesem Corps auf keinen Fall, trotz der versprochenen Amnestie, nach ihrer Heimat zurückkehren wollen, und hoffen, daß sie unter dem Schutze Seiner Majestät des Königs von Preußen keinen Zwang erleiden können. Der General Rybinski hat sich in dieser Beziehung schon an Seine Majestät gewandt und erwartet jeden Augenblick die gütige Antwort. Ich habe also die Ehre, Ew. Hochw. zu bitten, die Einquartierung und Verpflegung der genannten Leute anordnen zu wollen, bis die erwartete Antwort Sr. Maj. das Nähere zu bestimmen geruhet.

Die letzte Bitte ward um so mehr gewährt, da die Hülfsmittel, über welche der französische Consul in Danzig [*]) damals zur Unterstützung hülfsbedürftiger Polen schalten konnte, nur etwa zwölf — sechs Thaler betragen und er die allergrößte Mühe hatte, den Andrang der Bittsteller zurückzuweisen.

Gleichzeitig hat der General v. Rummel den General Rybinski, ihm diejenigen Offiziere namhaft zu machen, welche den Abmarsch zu verhindern suchten, und hatte die Absicht, dieselben nicht dafür zu strafen, wol aber von der Mannschaft zu trennen. Er bekam hierauf am 13. December ein Schreiben des Generals Bem, im Wesentlichen folgenden Inhalts: Il vous sera probablement connu Mr. le Général qu'avant d'entrer sur le territoire de Prusse les autorités du pays nous ont assuré leur protection si nous voulions nous soumettre aux lois du pays. Comptant sur la loyauté et les hautes vertus de Sa Majesté le roi de Prusse nous déposames en toute confiance les armes, tendirent au Gouvernement plusieurs mil-

liers de chevaux, nos canons, tout le parc d'artillerie avec ses munitions, et même la caisse militaire.

Nous ne demandâmes que notre liberté personelle, mais Sa Majesté fit plus: elle fit dans sa haute bonté d'obtenir une amnestie pour nous. Celle des sous-officiers et soldats étant arrivée, elle le fit publier et fit marcher nos troupes en Pologne.

Les intentions de Sa Majesté étaient pures et humaines, elle voulait porter secours à nos malheurs; nous lui devons toute la gratitude qu'un coeur noble ressent pour un bienfait généreux. Mais une grande partie des militaires préferent toute fois un exil volontaire à l'amnestie russe, s'est décidée de ne point rentrer dans le pays.

Voyons maintenant comment les intentions bienfaisantes de Sa Majesté ont été exécutées. Vous avez fait publier Mr. le Général en chef, comme quoi tout sous-officier et soldat qui ne marcherait pas actuellement, serait délivré ensuite aux Russes comme déserteur.

Vos officiers destinés à conduire les troupes les ont fait marcher sans leur avoir demandé si elles voulaient profiter de l'amnestie. Ceux qui ont pu échapper sont venus ensuite à Elbing se plaindre de ce traitement barbare, mais vous n'avez pas voulu les écouter. Ils attendent encore leur arrêt, tandis que d'autres malheureux assommés à coups de crosse, et intimidés par les armes chargées en leur présence, et devant être employées contre eux, comme le leurs disent vos soldats, furent entraines vers la frontière, ou des régiments russes les attendent pour leur faire goûter toute la douceur de l'amnestie. Cette scene avait lieu à Preussisch-mareck le 11e de ce mois. Enfin qu'à Deutz le Major commandant de l'escorte voulait faire garotter le lendemain les soldats qui ne voulaient pas marcher et permit que des simples soldats manquassent à nos officiers, il se comporta même d'une manière très malhonnête envers ceux qui s'en sont plaint.

On s'est amusé d'espionner les officiers et on a eu même apprendre par cette vile voie que les officiers engageaient les soldats à ne point revenir en Pologne. Il est très naturel que chacun raisonnait à sa manière et comme il l'entendait car il n'y a qu'en Russie où il soit interdit de dire ce que l'on pense. En Prusse tout le monde jouit, comme nous le savons, d'une pleine et entière liberté d'émettre son opinion et même de présenter à Sa Majesté tout ce que l'on croit digne à être porté au pied de son trône. Pourquoi êtes-vous

donc moins tolérant que votre auguste Souverain, pourquoi voulez vous absolument que tout le monde sinon le Gouvernement Russe et ajoute foi à ce qu'il promet, pourquoi ne voulez Vous pas permettre que les Officiers raisonnent à leur manière?

Nous sommes intimement convaincus que Sa Majesté le Roi désapprouvera pleinement votre conduite et sera très prêt de voir combien ses bienfaits et ses meilleures intentions sont mal interprétés. Notre liberté personnelle est maintenant le seul bien qui nous reste; songez donc que tout homme qui voudrait nous la ravir, se rend responsable devant Dieu et devant le monde entier de tous nos malheurs. Si vous voulez vous rendre agréable au Gouvernement Russe, songez qu'en vous servant des armes dont vous disposez contre nous que vous devriez protéger, l'approbation de l'honnête et la vengeance des cieux Vous attend. J'ai même l'honneur de vous prévenir Mr. le Général, que nous serons obligé de nous retirer à raison de vos démarches criminelles, quand une fois nous aurons la conviction que vous dépasserez les instructions données par Sa Majesté le Roi, qui nous veut pas sous sa haute protection ne voudra jamais permettre que l'on nous fasse violence, et qu'on nous livre à notre ennemi, après nous avoir préalablement désarmé.

Der General von Rummel hielt es (und dies Verfahren wird allerhöchsten Orts gebilligt) nicht für angemessen, einen so leidenschaftlichen Brief zu beantworten; wol aber stellte er über die darin enthaltenen Beschuldigungen die nöthigen Untersuchungen an und überreichte jenen Brief nebst allen Verhandlungen seinen Vorgesetzten. Diese Acten ergaben Folgendes:

1) Der General Rummel hatte nirgends bekannt gemacht, er werde die Polen wie Deserteure ausliefern, sondern nur das oben mitgetheilte Publikandum erlassen, welches aber seitlich keineswegs alle Besorgnisse vor einem strengen russischen Verfahren beseitigte.

2) Ueber die ihm unbekannten angeblich in Preußisch-Mark vorgefallenen Ereignisse erforderte er den Bericht des daselbst befehligenden Majors von Tscherin und erhielt am 11. December nachstehende Antwort: Euer Hochw. habe ich die Ehre, in Folge der mir gestern Abend zugegangenen Verfügung, die Beschwerde der polnischen Offiziere betreffend, gehorsamst zu berichten: daß während meiner Anwesenheit in Preußisch-Mark kein polnischer Soldat durch Kolbenstöße zum Abmarsch gezwungen und auch nicht geladen worden ist, und daß, wenn dergleichen Zwangsmittel wider Erwarten angewendet sein sollten, der betreffende Echelonführer mir hierüber unfehlbar Meldung gemacht haben würde.

Strafe wenig ist entschieden beim Abgange auf Preußisch-Mark vom Finden in der Absicht die Rede gewesen, um die Polen zur Rückkehr nach ihrem Vaterlande zu zwingen; nur sah ich mich genöthigt, einen polnischen Fähnrich, der sich widerspenstig benahm und seinem Unteroffizier ins Gesicht spie, in Verwahrsam bringen zu lassen.

Ein früherer Befehl des Hauptmanns Wiedner, welcher am 11. Dezember den Marsch von Preußisch-Mark nach Preußisch-Holland leitete, machte ebenso wenig jener Drohungen und Gewaltthaten. Im Wesentlichen lautet derselbe wie folgt: Obgleich auf dem Kantonnirungspunkte an 1700 Polen sich versammelt hatten, so zeigte sich doch unter denselben eine solche Abneigung gegen den Marsch und ein solcher Grad der Widerspänstigkeit (durch die Weisheit der anwesenden Offiziere mittelst aller möglichen Ueberredungen und Vorspiegelungen angefacht und unterhalten), daß ich mich veranlaßt sehen werde, wie ein großer Theil der in Preußisch-Mark versammelten Mannschaft heute nicht marschiren würde. Die beinahe vollständig versammelte Reservekompagnie der Artillerie veranlaßte, von ihrem Hauptmann begleitet, denselben den Abmarsch nach dem Kantonnirungspunkte Mehlsack, bis der General Pelet anwesend sein würde, und entschloß sich nur theilweise und erst kurz vor Einbruche der Nacht (als sie sah, daß der General nicht kam) nach dem Quartieren abzugehen.

Von der dritten reitenden Batterie waren nur 12 Mann erschienen und diese größtentheils ohne Gepäck, da ihnen von ihren Offizieren gesagt war, es sei hier Concentrirung hier ein Appell, bei welchem sie vom General Pelet in Gegenwart der preußischen Behörde nochmals befragt werden sollten, wer nach Polen zurückgehen wolle oder nicht. Ein Gleiches war auch größtentheils bei allen andern Abtheilungen der Fall, von welchen wenigstens diejenigen Leute, welche nicht zurückkehren wollten, ihre Sachen nicht mitgebracht hatten. Um die Zahl der Letztern so groß als möglich zu machen, hatte man sich der verderblichsten Mittel bedient und neben den gewöhnlichen Einflüsterungen von dem geringen Verlasse auf die kaiserlich russische Amnestie unter Anderem auch den Leuten gesagt: daß die, welche nach Sachsen oder Frankreich gehen würden, hier vollständig ausgeschrieben werden sollten, wogegen die nach Polen Rückkehrenden nichts erhalten würden. General Pelet hat dies selbst, nach Aussage mehrere Leute, vor versammeltem Kriegsvolke bekannt gemacht.

Der Erfolg rechtfertigte nur zu sehr meine Befürchtungen. In den meisten Quartieren wurden am Abend und in der Nacht Offiziere bemerkt, welche die Polen auf alle mögliche Weise

zu bewegen haben, nicht mit zu marschiren. Auch hätten von denen, die ich weiter führen sollte, 1831 Mann gefehlt u. s. w.

Dieser Bericht des Hauptmann Wiedner hielt der General von Rauschel nun so sehr für richtig, daß von seiner Seite der Vorgang ein Widerspruch, aber von polnischen Seiten Krieg sei that, aber dem zur Kenntniß des Königlichen Generalstabes von Preußen gelangten Berichte von Dezember 1831 Mann gefehlt u. s. w. (Chef Herr von Rauschel hat) habe ich bei Mittheilung der Instruction für die Schützenführer die humane Behandlung der Polen, die möglichste Schonung und von ihnen bisher gezeigten guten Geistes auch später noch, soweit thunlich zu bewahren, die Verwendung aller Zwangsmaßregeln gegen diejenigen, welche eines gesetzwidrigen Verhaltens bezichtigt, anempfohlen. Daß aber jener Vorwurf, die bei Beste der Cadetten begangen, von den Offizieren eine andere Deutung vorgelegt wird, damit hatte man es Ihrem Herrn gelangen, ist eine bisher bewährte Erfahrung, die ich hier öffentlich gemacht hatte.

In der That war dies Benehmen der Offiziere so laut und schreiend [illegible], daß man, um seinen Kummer zu erhalten, gar keinen Zweifel behalten. Auch erschien es sehr natürlich, daß jener Einzelne seine eigene Ansicht von der gegenwärtigen und künftigen politischen Verhältnissen hatte; da indeß ein jeder Krieg für die polnische Sache in diesem Augenblick durchaus unmöglich war, Frankreich nur für die Unterdrückung einer Insurrection erklärte und Preußen seine Armee von so weiter Entfernung nicht schwächen konnte und wollte, so mußte sich in jener Niedergeschlagenheit der Offiziere mehr die Folge einer aufgeregten Gemüthsstimmung, als besonnener und ruhiger Ueberlegung offenbaren. Daß aber die Weigerung der polnischen Cadetten Befehl allein dem Einfluß der Offiziere zuzuschreiben sei, muß ich weiter unten sagen.

Am 11. December machte namentlich der General von Krafft Vorlage, wie man sich dem vorgesteckten Ziele nähern könne, z. B. durch schonende Versuche, welche die Verhaftigung angenommen hatten, durch Erklärung von Plätzen an Belgien, welche sich nach Frankreich begeben wollten, durch Trennung der russischen Gefangenen von den Polen. — Insbesondere empfiehlt er (auch ebenso jener preußische General, der mit vielen Gefangenen beauftragt war), man möge mit den Polen Geduld haben, die Sachen nicht übereilen und mehr Mittel anwenden, da Gewalt gar nicht auf erfreuliche Weise zum Ziele führen könne. Jene Vorschläge und viele Aeußerungen wurden allerhöchsten Orts gebilligt. Dem gemäß erhielt der General Graf

[illegible] Offizieren die höhere als gewöhnliche Aufgabe mit der Weisung, Preußen über den geringsten Versuch zu machen, wobei sich ergab, daß in bündnismäßiger Hoffnung auf Frankreichs Hilfe ein ganzes Heer werben, bekleiden und verpflegen zu können, völlig gerüstet waren und, ohne jener Unterstützung auf preußischen Kassen, gar nicht im Stande gewesen sein würden, sie Deutschland für den französischen Krieg zu bekleiden [illegible].

Ferner entdeckte man bei dieser Gelegenheit, daß mehrere Offiziere ihren Uebergang in Polnische nicht pünktlich vollzogen hatten und zur Rechtfertigung angaben, sie [illegible] gewesen als erforderlich war, und daß sie [illegible] für ihre Zwecke gebildet. Einige Verschwörer [illegible] wurden hin, denn bei dem plötzlichen Abmarsche der Truppen war keine Zeit zu einer Masse gewesen, als die Absonderungs- und Verpflegungsgelder bis dahin empfing.

Die Lage nach der Abreise des Generals Wrangel [illegible] in volle Uebergabe polnischer Elemente an die Preußen [illegible]. Der General von Schmitt berichtete hierüber am 19. Dezember: Die Uebergabe der beiden ersten Schulzen der [illegible] Gemeinden (Tirk und Kurz Polen) ist mit der größten Ruhe und Ordnung erfolgt. Beim Pflichteide wurden die Texte vom Oberpräsidenten von Beseler [illegible], und ich habe mit Vergnügen gesehen, daß man sie mit der größten Schonung und Zweckmäßigkeit behandelte. Ich hatte die Freude auf der [illegible] Gemeinde anwesend sein zu können; der Eifer [illegible] sie in polnischer Sprache und schnell allgemein über [illegible] Verpflichtung. Die die Leistung und Uebergabe erfolgte, daß nicht Deutschthümler von den Polen einen Eid hätten und verschiedene davon in polnischer und preußischer Sprache [illegible] Vergebung der Vergehungen bei Gelegenheit [illegible]. Gegenwärtig wurden diesen Vorgänge, welche am 19. November im Polnischen [illegible] wurden, die Zeugnisse der Landräte und Polizeibeamten und alle Anzeigen, welche durch die Verhaftungen bei der Gazeta bei Posen veranlaßt gemacht haben. Der Chef [illegible] Ruhe auf [illegible], mit dem Gutsbesitzer in Frieden zu bleiben, indem [illegible] Verpflichtung gemacht werden könne. Es [illegible] sich jetzt Niemand, und es wurde dem Kaiser die Loyalität gesichert und die Treue [illegible], wo eine vollständige Entwaffnung und dann die Verpflichtung nach den verschiedenen Regimentsbezirken erfolgte. Von polnischen Truppen waren nur zehn Gefreite gegenwärtig, und die Posen gewonnene hat von ihren Offizieren beim Abmarsch und den Verhältnissen entsprechend

[illegible]

seiner gerichtlichen Verurtheilung den 11. Januar war es in Folge der militairischen Maßregelungen mit dem Verlaufe einer Angst betroffen. — Nachdem sich der Oberbefehlshaber von Zablonski alle gesetzt, bringt die aufgeregte Menge der Polen, zum Theil mit Waffen, Knitteln und Feuerbränden bewaffnet, gegen die Wachtmannschaft, bestehend aus einem Gefreiten und neun Mann, welche sich vor der Thür aufgestellt hatten. Vom unteren Gefängniß verlangen sie die Auslieferung des Majors von Lisowski; vermittelst der Feuerbrände, womit sie das Wachtzimmer des Corporals erleuchten, sehen sie die Gefangenen von der vor dem Hause befindlichen Treppe klar, es gelingt ihnen sogar, einige derselben zu entwaffnen. Der Versuch einer Polen, sich selbst mit einem Bajonnete zu verwunden, augenscheinlich in der Absicht, die Menge dadurch zum Angriff aufzureizen, blieblos blieb; denn das Gerücht war ihm wieder entfallen. Der Hauptmann Weg vom einundzwanzigsten preußischen Infanterieregimente aber, welcher einem polnischen Gefangenen ein Gewehr entwendet, erhielt einen tüchtigen Schlag über den Kopf, daß er taumelte zu Boden sank. Der Hand des Stadtwachtmeisters Jablonski wird erstarrt, der Major von Klingowski hat dort verhaftet hier. Der Jablonski bedauert dessen Abwesenheit, die Polen verwachten den Arrest in einem verschlossenen Schranke verborgen und verlangen die Schlüssel. Da der von dem Jablonski herbeigebrachte Schlüssel nicht paßt, versammeln sie die Thür des Gefängnisses mit einem Holzstoß und verwenden und drängen mehre Stockungsschläge. 7 Uhr. 10 Min. an diesem Stoße und den Schüssen des Stadtwachtmeisters, der Versuch des Geschützmeisters benutzt gefangenen zu fliehen. — Während der eben erwähnte polnische Feldwebel von Jablonski schießt, klagen die sämmtlich die Polen vergeblich, daß er schwerverletzt liegen bleibe und erst nach 3 Wochen seine Wiederherstellung vollendet kann. Noch am 11. Januar hatte es eine schwere Wunde an dem rechten Hinterhaupt und war noch in ärztlicher Behandlung. Der Versuch ein Ziel zu legen, versammelte der Lieutenant von Brahm durch Trommelschlagen die Feuerwache, und schaff Ruhe und suchte die Polen aus der Stadt zu drängen. Da der einen Theil der Mannschaft sogleich sich bildenden Insurrection sich, den Angriff erwartend. Nur die geringe Zahl der preußischen Mannschaft, verglichen mit der großen Menge Polen, hatten polnischen Truppen hielt von weiteren Feindseligkeiten ab. Endlich gegen Abend verließen die Polen in Folge wiederholter Verhandlungen und wahrscheinlich auf Befehl von der Behörde preußischen Gendarmerie die Stadt und schienen in ihre vorigen Quartiere gezogen. Dort dann sah sich der preußische Capitain nicht weiteren Thätlichen, namentlich im

Regierungsrath Krauß, in die Uniform gemeiner Soldaten gekleidet, verhandeln hören. Persönlich mit Mißhandlungen bedroht wurde auch der Finanzrath von Arnim, als er die Brannteweinblasen unter Siegel legen ließen. Mehre Polen wollten gewaltsam in den Saal des Landrathsamt Wirnt eindringen und hierbei erhob der Gutsbesitzer Jastrzebski den Stock gegen den von Arnim, um ihn zu schlagen, wurde jedoch durch einen andern Polen daran gehindert.

Unterdessen war die aufgetragene Untersuchung, wer von den Polen nach den erlittenen Schlägen begnadigt und wer von der Amnestie ausgeschlossen sei, beendet und darüber am 6. und 7. Februar Bericht erstattet worden. Obgleich das in der Regel sich bewährt unschuldig zu erscheinen, suchten die Polen auf alle Weise darzuthun, daß sie schuldige Verbrecher wären, um nur nicht in ihr Vaterland zurückkehren zu müssen. Und wo diese Absicht und Absorgung nicht wirkte, suchte eine Verschiedenheit der früheren oder künftigen Verhältnisse mit der Gegenwart in deutlichen Schatten. Bei uns, erklärten die Polen, sind wir Herren. Der Gefangene gebietet allen unsern Kräften zu seinem Vortheil. Hier ist jeder ein Herr und wenn wir hier die Sklaven wären, so wären wir im Vergleich zu unserer ehemaligen Lage noch sehr glücklich. Ein großer Theil seiner Aussichten in grausliche Kriegsdienste. Es sind klage Herr von Pfuhl: mißvergnügte tüchtige und schöne Menschen, von einer unmenschlichen Behörde und, nach Versicherung der Unterthänige, sehr guter Aufführung. Während der acht Tage, die ich mit der Mehrzahl derselben zu thun gehabt, ist kaum Einer vorgefallen, der auf seinen Betragen ein nachtheiliges Licht werfen könnte.

Unter den Polen, welche die Gelegenheit verlangen, sich in Preußen niederzulassen zu dürfen, um sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, sind Viele, welche erst kurze Zeit dienen. Sie haben sich der Armee noch nicht vollständig und Leben lange wegen ihrer Auflehnung in gutem Mut. Bei ihnen ist es wenigstens Folge politischer Ansichten, daß sie nicht zurück wollen, als der dem Mindern angeborner Wunsch, seine äußere Lage zu verbessern. Die meisten hatten von dem, was sie hier den Zustand gemeinen Bauern gefunden, keinen Begriff, und so ist ihnen der Gedanke unerträglich geworden, sich durch ihrer Hände Arbeit eine glücklichere Lage zu verschaffen. Die Unterschrift mit einem Kreuzen, welche durchaus zweifelhaft sein wollen, bewegen etwa ein Viertel Aller und suchten die Nächste zu diesem beschwerlichen Dienste. Schon der Gedanke, daß es schändlich wäre, so werden könnte, wie es einst gewesen, stößt diesen Meisten ein. Jüngeren Soldaten, denen die früheren Jahre

nur historisch bekannt geworden, ist das russische Militair ebenfalls ein wahres Schreckbild.

Alle hegen den Glauben: die preußische Regierung sei viel zu menschlich, ihnen etwas zu Leide zu thun, und Jeder habe den gemessensten Befehl, sie mit Güte und Achtung zu behandeln, und wenn Einige dies nicht thäten, wären sie bestochen oder trachteten nach russischen Orden. Durch beharrlichen Widerstand könnten die Polen Alles durchsetzen.

Es ergab sich zuletzt*), daß in Preußen jetzt noch zurückblieben und nicht fort konnten oder wollten aus den russischen Landschaften . . . . . 1797 Mann
aus Polen . . . . . 4874 „
in Summa 6671 Mann

und die preußischen Behörden erklärten: daß eine Trennung der Begnadigten von den Unbegnadigten ohne Gewalt der Waffen nicht durchzusetzen, also bis zu völliger Entscheidung ihres künftigen Schicksals zu verschieben sei.

Die Beilung einer solchen Entscheidung war aber um so nöthiger, da Klagen der preußischen Unterthanen über große Belastung durch die Polen täglich begründeter und lauter wurden, auch zu befürchten war, die russische Regierung werde über die weitere, obwol nie zureichende Entschädigung Schwierigkeiten erheben. Man beschloß deshalb nach mancherlei Berathungen: 1) die Nichtbegnadigten, im Einverständniß mit den fremden Regierungen, zu Wasser oder zu Lande fortzuschaffen. 2) Von den Begnadigten, welche nicht in ihre Heimat zurückkehren wollten, namentliche Listen anzufertigen*). 3) Dieselben zur Erleichterung der Last weiter auseinander zu legen. 4) Sichern Leuten die Erlaubniß zur Beschäftigung, besonders beim Chausseebau zu geben. 5) Die Vertheilung der aus amerikanischen Beiträgen angefertigten Kleidungsstücke an die Polen zu verstatten.

In derselben Zeit ergab sich, daß bis zur Mitte Februar allein durch Erfurt, meist auf königliche Kosten gereiset waren 1142 Offiziere, 142 Fähnriche, 198 Bediente und daß in Preußen noch 5786 Mann verpflegt wurden, darunter 3977, welche von der russischen Begnadigung ausgeschlossen waren.

Bei diesen Verhältnissen wandte man sich nach Petersburg und drückte den Wunsch aus*), darüber so bald und so bestimmt als möglich ins Klare gesetzt zu werden: wie der russische Hof und in welcher Kategorie derselbe folgende Personen zu behandeln gedenke:

1) Die Unteroffiziere und Soldaten der verschiedenen Regimenter, welche zur Zeit des Ausbruchs der Revolution die

Besatzung von Warschau bildeten und an den Gewaltthätigkeiten, wodurch der Aufstand sich eigentlich kund gegeben hat, in Masse Theil genommen haben.

2) Die von russischen Regimentern desertirten und zu den polnischen Insurgenten übergetretenen Personen, welche bei den Letzteren Dienste genommen und gegen Rußland gefochten haben.

3) Die Personen, welche in Masse an dem Blutbade vom 15. August in Warschau Theil genommen haben.

4) Die Studenten der wilnaer und warschauer Universität und die Cadetten.

Von nicht minderem Interesse, als diese Auskunft zu erhalten, sei es, bei dem kaiserlich russischen Hofe möglichst dahin zu wirken, daß derselbe einer so milden und nachsichtsvollen Anwendung der ergangenen Amnestiedecrete Raum gebe, als es die sonstigen Verfügungen, Rücksichten und Verhältnisse des Kaiserreiches nur irgend gestatten. Je ausgedehnterem Maße der diesseitige Wunsch berücksichtigt wird, um desto mehr kommt man dadurch zugleich den festgesetzten Bemühungen unserer Regierung zu Hülfe, Sr. Maj. dem Kaiser einen möglichst großen Theil derer, welche zur Zeit noch hartnäckig die Rückkehr verweigern, dennoch am Ende zuzuführen.

Am 7. März ging (vor Ankunft des preußischen Schreibens in Petersburg) eine russische Erklärung ein, des Inhalts:

1) Die Studenten, Professoren, Adelige und andere Personen guter Herkunft, aus russischen Landschaften gebürtig, welche als Unterofficiere oder Soldaten in dem polnischen Heere gedient haben, dürfen gleichwie schon früher die Officiere) des Kaisers Gnade anrufen. Sie werden nach vorhergegangener Untersuchung und nach Maßgabe des Grades ihrer Schuld beschieden werden. Sind dieselben aus polnischen Landschaften, so soll ihnen die, den Unterofficieren und Soldaten zugesicherte Amnestie zu Theil werden.

2) Russische Deserteure, welche in dem polnischen Heere gedient haben, sind nach der Garnisonsordnung zu behandeln [1]).

3) Andere russische Unterthanen niederer Herkunft, welche mit dem polnischen Heere ins Preußische übertraten, sind in der Amnestie begriffen.

Wenn (heißt es ferner) ungeachtet dieser großmüthigen Bestimmungen sich russische oder polnische Unterthanen finden sollten, welche aus Haß gegen ihre gesetzliche Regierung oder von Gewissensbissen getrieben nicht in ihre Heimat zurückkehren wollen, oder es für vortheilhafter halten in Preußen zu bleiben, so steht ihnen dies frei. Der Kaiser verlangt ihre Auslieferung nicht,

beſſt aber, daß man ſie aus mehren Gründen von den ruſſiſchen Grenzen fern halten wird.

Dieſe Erklärung beſeitigte manche Zweifel, ließ indeß Anderes noch unentſchieden, und es wurden bei dieſer Gelegenheit die Urſachen entwickelt, welche in der ruſſiſchen Regierung bei den obwaltenden Umſtänden Bedenken erregten, eine noch größere und allgemeinere Amneſtie auszuſprechen.

Mittlerweile befahl der König von Preußen:

1) Die Polen werden den preußiſchen Kriegsgeſetzen unterworfen"), in angemeſſene Abtheilungen zerfällt und von preußiſchen Offizieren und Unteroffizieren befehligt, welche der polniſchen Sprache kundig ſind.

2) Die Geſetze werden ihnen in polniſcher Sprache mitgetheilt.

3) Allen ſteht die Rückkehr nach Polen in jedem Augenblicke frei. Die, welche nach Frankreich gehen wollen, erhalten Unterſtützung und zweimonatlichen Sold. Diejenigen, welche in Preußen bleiben wollen, bekommen gewiſſe Kleidungsſtücke und ſind verpflichtet, für den Staat in irgend einer Weiſe für Tagelohn zu arbeiten, widrigenfalls ihre Verpflegung aufhört.

Eine königliche Bekanntmachung vom 16. März lautet:

Ich habe bisher den polniſchen, nach Preußen übergetretenen Offizieren und Soldaten bis zur Entſcheidung ihres Schickſals wohlwollend eine Zuflucht geſtattet, welche ſie jedoch ſtatt eines dankbaren Anerkenntniſſes zum großen Theil durch Widerſetzlichkeit und Exceſſe mehr oder weniger mißbraucht haben. Um dieſen Unordnungen bei der unvermeidlichen Verlängerung ihres Aufenthalts in Preußen mit Erfolg zu ſteuern, und durch Herſtellung der nöthigen Zucht meinen Unterthanen die Beläſtigung zu erleichtern, welche die Anweſenheit dieſer Fremden ihnen verurſacht, habe ich mich veranlaßt gefunden, ſie unter preußiſche Militairdisciplin zu ſtellen und ihnen die preußiſchen Kriegsartikel als die Geſetze bekannt machen zu laſſen, nach welchen ſie fernerhin behandelt und eintretenden Falls beſtraft werden ſollen. Ich habe zu dieſem Zwecke den Generalmajor von Schmidt angewieſen, ſie unter dem Commando preußiſcher Offiziere und Unteroffiziere, die ſich in der polniſchen Sprache mit ihnen verſtändigen können, in beſondere Abtheilungen zu formiren und erwarte von dieſer Maßregel, daß ſie Ordnung und Ruhe in den Cantonnirungen der polniſchen Soldaten herſtellen, und hiedurch eben ſo ſehr zum Schutze meiner treuen Unterthanen, als im eigenen Intereſſe der Uebergetretenen, ihre wohlthätigen Wirkungen nicht verfehlen werde. Allen polniſchen Soldaten übrigens, ſobald ſie von der erfolgten Amneſtie des Kaiſers von

Rußland Majeſtät Gebrauch machen wollen, wird die Rückkehr in die Heimat von den Verwaltungsbehörden der Provinz erleichtert werden.

Alle vorſtehenden Befehle wurden mit Ordnung und Ruhe vollzogen, doch theilen wir zur Aufklärung der Verhältniſſe noch einige Stellen mit, aus den Berichten des Generals von Schmidt.

Er ſagt am 8. April: durch die Bildung eines Depots in Neuſtadt werden die unruhigen Köpfe von der Maſſe entfernt und es dürfte ſich hiedurch ein ruhiger, zur Folgſamkeit ſich neigender Geiſt unter den polniſchen Soldaten verbreiten, auch würde eine erweiterte Amneſtie mit des Kaiſers Unterſchrift (indem ſie den übrigen keinen Glauben beimeſſen) die Rückkehr der polniſchen Soldaten gewiß beſchleunigen, wenn nicht die allgemeine Furcht vorherrſchend wäre, daß man die Zurückkehrenden zu einer fünfundzwanzigjährigen Dienſtzeit im ruſſiſchen Heere heranziehe. Die Ausſicht, nach Frankreich gebracht zu werden, iſt den Polen durchaus benommen, und ſie würden gewiß lieber in ihr Vaterland zurückkehren, wenn man die bemerkten Beſorgniſſe heben könnte.

Einem Berichte vom 12. Mai iſt Folgendes entnommen: Durch die Beibehaltung der Namen und Nummern der polniſchen Regimenter und Abtheilungen hatte ſich in den Reſten dieſes ehemaligen Heeres ein Gemeingeiſt erhalten, deſſen Beſtrebungen offenbar dahin gingen, ſich gegen alle von den dieſſeitigen Behörden ausgehenden Maßregeln in Oppoſition zu ſetzen, inſofern dieſe nicht ihrem Wunſche einer allgemeinen Auswanderung nach Frankreich entſprachen. Die Offiziere hinterließen in den Fähnrichen, Wachtmeiſtern und Unteroffizieren ſehr geſchickte und ſchlaue Stellvertreter, welche das Commando im Stillen fortübten und ohne eine ſcheinbare Autorität über die rohe Maſſe im Stillen eine unbedingte Gewalt ausübten. — Durch das Abſenden derſelben iſt der polniſche Soldat gegenwärtig nur an die Befehle der preußiſchen Offiziere und Unteroffiziere gewieſen und hiedurch folgſamer geworden. Ich kann daher über die moraliſche Aufführung dieſer Leute keine bedeutenden Klagen führen, und bin überzeugt, daß der größere Theil ſofort freiwillig nach dem Vaterlande zurückkehren würde, wenn nicht fortwährend, ſowol in den öffentlichen Blättern, als in den durch geheime Umtriebe der Agenten Bem's den Leuten zugehenden Bekanntmachungen, Schauder erregende Nachrichten über das Benehmen der kaiſerlich ruſſiſchen Regierung verbreitet würden.

Dieſe Nachrichten ſtehen mit den dieſſeitigen Zuſicherungen einer menſchlichen Aufnahme im Vaterlande ſo durchaus im Wi-

derſpruche, daß der polniſche Soldat hiedurch zu Mistrauen veranlaßt wird und an eine freiwillige Rückkehr Aller nicht zu denken iſt. Ueberhaupt haben Alle das Vertrauen, Se. Maj. der König würden dieſe Rückkehr nur in dem Falle verfügen, wenn dieſelbe mit einer unbedingten Strafloſigkeit verknüpft iſt.

Ob nun gleich einerſeits die Furcht vor einer ſchlechten Behandlung obwaltet, ſo iſt doch vorzugsweiſe der Hang zum Nichtsthun und das jetzige allgemeine Wohlleben der polniſchen Soldaten eine Haupturſache, daß ſie ihre Rückkehr verzögern. Sie haben im Vaterlande Nichts zu hoffen; hier dagegen erhalten ſie Sold, nothwendige Bekleidung und werden von den Bewohnern für kleine Dienſtleiſtungen zum größten Theil ganz unentgeltlich verpflegt, oder erhalten doch einen bis zwei Groſchen von ihrer Verpflegung zu eigenem Gebrauche zurück. Sie haben alſo keinen andern Wunſch, als dieſes Leben ſo lange als möglich fortzuführen und nur der Gewalt zu weichen. Bei Bildung der polniſchen Abtheilungen fand ich nach genauer Zählung 5819 Mann. Seit dieſer Zeit (vom 1. April bis zum 1. Mai) ſind davon 606 nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt; wozu allerdings die aus Frankreich eingehenden ſchlechten Nachrichten mit beitragen, wenn gleich der größere Theil dieſen Mittheilungen keinen beſondern Glauben ſchenkt.

Die Zahl der nach dem Auslande abzuſendenden Akademiker, Studenten u. ſ. w. beläuft ſich etwa auf 500, die Zahl der noch gegenwärtigen Offiziere auf 91 Perſonen.

Ich kann übrigens das Betragen des ruſſiſchen Generalmajors von Seddeler nicht genug rühmen. Derſelbe ſucht Alles wegzuräumen, was nur irgend dem Zwecke der Abführung entgegenſteht. Ich habe von ihm die ſchriftliche Verſicherung erhalten, daß bis jetzt kein polniſcher Soldat in dem ruſſiſchen Heere eingeſtellt worden, noch eingeſtellt werden wird und daß es ihnen nur anheimgeſtellt bleibt, freiwillig Dienſte auf 10 bis 20 Jahre anzunehmen. Wäre dieſe Zuſicherung von Sr. Maj. dem Kaiſer ausgeſprochen und die Amneſtiacte von demſelben höchſteigenhändig vollzogen, ſo würden beide vortreffliche Wirkung thun; die Bekanntmachung eines ruſſiſchen Generals findet dagegen keinen Glauben.

Unterdeſſen waren zur Löſung übrig gebliebener Zweifel von Seiten Rußlands neue Erläuterungen über die Amneſtie eingelaufen, welche den Polen durch eine preußiſche Bekanntmachung vom 25. Mai mitgetheilt wurden. In derſelben heißt es (ich übergehe das bereits Mitgetheilte): die allgemeine Verzeihung erſtreckt ſich:

1) auch auf diejenigen, welche beim erſten Ausbruche des

Aufſtandes einen Theil der warſchauer Beſatzung ausmachten, jedoch keinen unmittelbaren Antheil an den Mordſcenen und an der Erſtürmung des Belvedere genommen haben;

2) auf diejenigen Soldaten, welche in Maſſe an den Gewaltſcenen des 15. Auguſt Theil genommen, und endlich

3) auf die Studirenden der warſchauer Univerſität und die Zöglinge des Cadettencorps, welche ſich nicht durch individuell verübte Verbrechen compromittirt haben.

Es iſt außerdem der ausdrückliche Wille Sr. Maj. des Kaiſers, daß von den ſolchergeſtalt begnadigten, in ihre Heimat zurückkehrenden Perſonen zwar diejenigen, welche ſchon beim Ausbruche der Revolution im November 1830 zum polniſchen Heere gehört haben, gehalten ſein ſollen den Dienſt fortzuſetzen, jedoch lediglich ihre geſetzmäßigen Dienſtjahre zu vollenden; wogegen diejenigen der Heimkehrenden, welche beim Ausbruche der Revolution dem Heere noch nicht angehörten und erſt in ſpäterer Zeit demſelben einverleibt worden ſind, ganz in das Verhältniß aller übrigen Einwohner des Königreichs Polen zurücktreten [1], und überdies die Einen wie die Andern mit Zuverſicht auf Schutz und Sicherheit rechnen dürfen, inſoweit ſie ihrerſeits ſich bemühen werden, durch ihre gute Aufführung das Wohlwollen der Regierung zu verdienen. Vermöge einer ſpätern ruſſiſchen Erklärung vom 11. Mai ſollte ſich Jeder bis zum 27. Juni über die Annahme obiger Begnadigungen erklärt haben, und nach Ablauf dieſer Friſt keine Rückkehr in die Heimat mehr erlaubt ſein.

Um deswillen beſchleunigte man die erforderlichen Maßregeln aufs Aeußerſte [2]. In Folge derſelben kehrte noch eine bedeutende Anzahl nach Polen und Rußland zurück; Andere wurden zu Waſſer oder zu Lande ihren Wünſchen gemäß nach Frankreich befördert; diejenigen endlich, welche im Preußiſchen zu bleiben vorzogen, wurden angewieſen für ihren eigenen Unterhalt zu ſorgen oder öffentliche Arbeit (z. B. beim Feſtungs- oder Straßenbau) zu übernehmen, weil eine Verpflegung aus öffentlichen Kaſſen ohne gegenſeitige Dienſtleiſtung natürlich nicht mehr ſtattfinden konnte.

Obwol im Vergleiche mit ſo vielen wichtigen Begebenheiten der letzten Jahre der Gegenſtand dieſer Abhandlung nur untergeordnet erſcheint, entbehrt er doch nicht eines höheren Intereſſes und iſt eng mit alle dem verflochten, was die Welt ſo gewaltig in Bewegung ſetzt. In mir iſt wenigſtens auch diesmal die tragiſche Stimmung wieder hervorgerufen worden, deren man ſich bei Betrachtung ſo vieler Schickſale des menſchlichen Ge-

ſchlechts nicht erwehren kann und ſoll: wie nämlich gewiſſe Größen und Aufgaben incommenſurabel nebeneinander hergehen, gewiſſe Diſſonanzen unaufgelöſet und unlösbar hindurchklingen, gewiſſe Verwickelungen ſich weder mit dem Schwerte zerhauen, noch durch den Buchſtaben des Rechts tadellos entſcheiden, noch mit dem beſten Willen und der edelſten Aufopferung zu ganz allgemeiner Zufriedenheit entwirren laſſen!

Von dieſem Standpunkte edeln Schmerzes aus erſcheint leidenſchaftliches Verleumden und hochmüthiges Verdammen doppelt widerwärtig, und es bildet ſich die feſte Ueberzeugung, daß weder die Einzelnen, noch die Staaten alle jene Gegenſätze, Räthſel und Leiden auf der Erde ganz beſeitigen werden; wol aber durch innere Heiligung, Gerechtigkeit und Mäßigung ſich dem höchſten Ziele (unter Gottes Beiſtande) nähern ſollen und nähern können!

Anmerkungen.

1) Geſetzſammlung für 1815, S. 21.

2) „Zunächſt werden und müſſen Frankreich und Polen dieſer Bedingung beiſtimmen.“

3) Bericht des Oberpräſidenten von Schön vom 11. October 1831.

4) Die Sicherheit des Landes erlaubte eben nicht, bewaffnete Polen in gewiſſen Gegenden anzukaufen.

5) Aus den Acten des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten über die Beſchwerden der polniſchen Regierung über das Verhalten des preußiſchen Gouvernements wider dieſelbe. Acc. XVI. Polizei. Nr. 70.

6) Bericht des Herrn von Flottwel vom 25. Mai 1831.

7) Mehr noch Urtheile der polniſchen Behörden über den Charakter des Volkes in Preußen.

8) Es wäre zu weitläufig die einzelnen Fälle zu erzählen.

9) Hauptquelle für dieſe Darſtellung ſind die Acten des königlichen Cabinets über die polniſchen Flüchtlinge. Vier ſtarke Bände. Wo Lücken zu ſein ſchienen, iſt das Nöthige aus den Acten der verſchiedenen Miniſterien beigebracht worden.

10) Bericht des Herrn General von Krafft vom 22. December 1830, und Antwort vom 28. December.

11) Bericht des Herrn Oberſten von Derden vom 6. Januar 1831, und Befehl vom 10. Januar.

12) General von Krafft, 9. Januar 1831.

13) Über die Verwendung der Polnischen Landwehr [illegible] Acten des auswärtigen Departements, die Verpflegung der Polen betreffend, I, 30.

14) Bericht des Generals von Stolpmann und des Majors von Puttkamer vom 17. Juli.

15) Wir theilen weiter unten die faſt wörtlich gleichlautende Cavitulation des Generals Robinell vollſtändig mit.

16) Protokoll vom 28. Juli 1831.

17) Bericht des Generals von Stürpnagel vom 8. Auguſt.

18) Schreiben der Polen vom 13., Bericht des Generals von Krafft vom 28. Auguſt.

19) Bericht des Generals von Krafft vom 6. September.

20) Krafft, Berichte vom 3. October und 9. November. Verfügung vom 3. December.

21) General von Witzleben an den Grafen von Bernſtorff vom 1. October.

22) Bericht des Generals von Schmitt vom 1. October.

23) Bericht des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten vom 26. October.

24) Inſtruction vom 29. October.

25) Hier kommen noch von der Gielgud'ſchen Abtheilung 118 Polen, welche in ihre Heimat zurückkehren, und 761, welche auswandern wollten.

26) Bericht des Generals von Krafft vom 13. December.

27) Siehe den Zuſatz 513 mitgetheilten 23 Akten der Gerichtsverhandlungen.

28) Protokoll vom 11. December 1831.

29) Schreiben des Grafen Lehndorf vom 8. December.

30) von Canitz, 8. December.

31) von Brandt, Bericht vom 6. Januar.

32) Summen, welche die Polenvereine nach Preußen geſchickt hatten, richten nicht viel Verwüſtungen zu decken. Bericht des Majors von Brandt vom 2. Januar 1832.

33) von Brandt, vom 16. und 19. December 1831.

34) Die Polen wollten nicht durch Polen reiſen und die Muſſen wollten ſie auch nicht aufnehmen; man wollte ſie deshalb durch Polen und Galizien in ihre Heimat ſenden. Krafft, 21. December und Verfügung vom 26.

35) Krafft, Bericht vom 3. Januar 1832. Während der Waffenruhe hatten ſich die Polen allgemein mit einer muſterhaften Ordnung betragen, und ſchon iſt auch die Uebergabe erfolgt. Krafft, 28. December 1831.

36) Siehe oben S. 525.

37) Bericht des von Brandt, 2. Januar. Krafft, vom 3. und 13. Januar.

38) Von Gitzing und Neudeck ſind bereits die Akten gemacht, über einen Verſuch bei Stubben durch ſich nichts in den Akten.

39) Schreiben des Miniſters von Brenn vom 11. Januar 1832.

40) Berichte des auswärtigen Miniſteriums vom 27. December 1831 und 2. Januar 1832.

41) von Brandt, vom 5. Februar 1832.

42) Siehe vom 16. December 1831.

43) Bericht des von Wallenberg am 3. Februar.

44) Doch blieben die Proclamationen des polniſchen Ausſchuſſes in Paris, welche auf einen neuen Krieg hinwieſen, nicht ohne Wirkung, und man erhielt Beweis daß Waffenvorrath nach Preußen beſtimmt waren, um den Polnischen von der Rückkehr nach Polen abzuhalten. Schreiben des Miniſters von Brenn vom 17. und 20. Januar.

45) Cabinetsbefehl vom 8. Februar, Verfügung des Kriegsministers vom 21. Februar.

46) Für die bestraften polnischen Soldaten beschuldigen sich der größten Verbrechen, um nur als compromittirt anerkannt zu werden. Bericht des Generals von Schmidt vom 1. Februar.

47) von Krafft, 7. Februar.

48) Königl. Befehle vom 6. und 23. Februar, 3. März.

49) Verfügung des auswärtigen Ministeriums an Herrn von Schöler vom 11. Februar.

50) Man entgegnete preußischerseits, daß die Bestimmungen der Quintuplenallianz nicht füglich auf diese Flüchtlinge angewandt werden könnten.

51) Cabinetsbefehle vom 8., 13. und 15. März.

52) Inwiefern die späteren, durch öffentliche Blätter kund gewordenen Verwaltungsmaßregeln der russischen Regierung hiermit übereinstimmen oder nicht, ist hier nicht zu untersuchen.

53) Bis Mitte Juli 1832 waren preußischerseits an die Polen vertheilt: 1199 Mäntel, 9346 Beinkleider, 445 Mützen, 11,295 Hemden und 17,004 Paar Schuhe. — Die Verabreichung von Salz und Lebensmitteln unterbleibt. Landhaber's detaillirter Bericht.

Druck von A. W. Hayn in Berlin.

Einunddreißig Druckfehler im ersten Bande

S.	149	Z.	20	von	oben	lies	Stadt statt Straßburg
„	159	„	20	„	unten	„	mehrmonatlich st. mehrhundertjährig
„	165	„	7	„	oben	„	nicht zu st. wieder
„	189	„	5	„	unten	„	Stimme st. Stern
„		„	14	„	„	„	Richtung st. Richtung
„	190	„	9	„	oben	„	Hölle st. Loch
„	196	„	5	„	unten	„	wie st. in
„	203	„	3	„	„	„	ihre st. ihrer
„		„	23	„	„	„	Karl's Gehirn st. Karl
„		„	29	„	„	„	Das Marcia st. Minucia
„	209	„	9	„	„	„	man erwähnt st. war
„	207	„	8	„	„	„	Hirt st. Mist

AD
[illegible]
[illegible]

Friedrich von Kammer's

Vermischte Schriften.

Dritter Band.

Vermischte Schriften

von

Friedrich von Raumer.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Vorrede.

In den vorliegenden Beiträgen und Aufsätzen habe ich mich, mit Ausnahme des Bildes gelassen, auch da auf die einzelnen Aufführungen beginn. Nur diese Gesamt-Ausgabe schon die durch die große Kriegszeit Raum über die Kriegsgebühren, und verlangt eine kürzere Darstellung in den Abhandlungen der alten, besonders Band.

Die einzige, auf in diesen über englischen Gegenstand (Februar 1916) erschienene „Opera" (I und zweiten Erscheinungen und Zeitschriften) wieder abgedruckt. Die auch wiedergegebenen vom 15. Oktober bis 30. November 1917. Gesellschaft haben inhaltlich ist die größte Mehrheit der in Übereinstimmung dem Buch. Vielleicht hier ist in vorhandene Blatt, schon ich verwerfe, daß neue Inhalt meine größere Relation durch besser schon, aber ganz vergessen hat, daß auch jetzigen „absolutistischen Völker" in der „Opera" erhalten wird!

Berlin, 14. Mai 1918.

Innhold.

Side

Forord 5

IV. Bestemmelser

1. Lovskrift. Kjøreplan, gyte- steder og fredning av visse fiskeslag, 1900, 1901 og 1902 7
2. Lofot, Vinjeen og Andøyen 10
3. Nordre, Vestre og sydvestlige fjelldistrikt og Finnmark 10
4. Nedlagte, og visse av de gamlige og gyteplasser 10
5. Garn- og fiskeredskaper 11
6. Fiskeri efterstrand, fiskeri og fiskeri i elvemunninger 12
7. Fiskeri, fiskeri og fangst 12
8. Fiskeri, fiskeri med garn og fiskeri 13
9. Fiskeri, fiskeri og fiskeri i elvemunninger og fiskeri 13
10. Fiskeri, fiskeri og fiskeri i elvemunninger og fiskeri 13
11. 1. Fiskeri, fiskeri og fiskeri og fiskeri og fiskeri og fiskeri.
2. Fiskeri, fiskeri og fiskeri og fiskeri og fiskeri og fiskeri.
3. Fiskeri, fiskeri og fiskeri og fiskeri 14

Page

14 Smith, Mrs. Elizabeth, to Wilson ... 46
15 Griffin, Captain, to a relation, in London, pub-
lished in Boston ... 47
16 Smith's Memorandum ... 48
17 Mr. Winterbotham to Mr. Wilson, in answer to his
letter ... 50
18 J. Dunlap, Printer, to Wolf, a Moravian Mis-
sionary ... 52
19 J. D. Miller, Printer, to the editor of the
Gazette ... 53
20 Miller, the wrongful Marriage ... 54
21 Wolf, Journal of a Voyage ... 58
22 J. J. Wolf, on New Hampshire Soldiers, Revolu-
tion, Depreciation, Congress, and Privileges ... 64
23 Hunter, Independent Mail or Universal ... 68
24 Wilson, Mayor, to Hunter ... 68
25 Wood, Robert, to Dunlap ... 69
26 Right of Search ... 69
27 Jones, Buckingham, to Commodore Whitehorne ... 69
28 Gibbs, Captain, to Wharton ... 69
29 Evans, Nathan, to Gibbs, Captain, &c. Brig ... 70
30 J. J. Dillon, Merchant, to Dunlap, on Insur-
ance ... 70
31 Dillon, Andrew, Engraver ... 70
32 T. Cochran, Captain, to Johnson, Cochran
and Shaw:
T. Wise, Minister, to Johnson, Cochran and
Co. ... 71
33 Cook, R. and Company, Captain, privateer ... 72
34 Smithson, Letter ... 72
35 Smithson, to Evans ... 73
36 Mr. Dyer, Child and Wife ... 73
37 Wood, Nathan, to Dunlap, Printer, Wife Sick ... 73
38 Smith, Captain, to Dunlap ... 74
39 Letter, Mr. Dunlap, to Mr. Wolf ... 74
40 Dunlap, Miss, Daughter ... 74

[illegible]

[illegible]

[illegible] preußische Truppen wieder [illegible]; am 13. December 1806 Hangwitz den Tractat zu Wien und dann erst am 15. December damit in Berlin an, aber welche Zögerung wie auf die öffentliche Erklärung des Ministers Hardenberg vom 19. April 1807 in den berliner Zeitungen verwiesen. Wir wissen doch also vorhandene Unentschlossenheit und diese Zögerungen ganz dem Staatsschlüsselmeister und seinen Partei zuschreiben, weil der Verf. sie doch gewiß nicht vertheidigt hätte; wir übergehen die S. 115 gerühmte landesväterliche Fürsorge, sich durch enge Bündnisse mit beiden Kaiserhöfen zu retten, und kommen zur Prüfung der vom Verf. als den Inbegriff der Größe und als ein Meisterstück der Politik gerühmten neuen Tractate. Es ist schon eine Wahrheit, ein gründlich Verzagtsein, der Verstand sieht schon ein, daß sein Preußen so klein wurde, nicht einzusehen, daß der Rath vom Könige durch seinen Minister Hangwitz (S. 139, 127), an dem Napoleon hing, als einem weisen Manne, Gehör fand (?), endlich Schritte und ein Zögern thun erwuchs, was Dinge vergeblich versucht hätten, endlich ein Tact sinnfaul größer als das verlorene, Hülfsquellen und eine Armee gegen Frankreich, ausschließliche Herrschaft über die Elbe und den Handel von Deutschland u. s. w.

Der Verstand sieht ein, wie man sich in großen Lebenslagen abmühen kann; in solchen pflegt nicht die Vorsehung in der an den König gerichteten Thorheit, nicht das preußische Parlament, die ehrwürdigste Versammlung Europas, nicht das preußische Volk; jedoch will einfach diesen Sinn fühlen hier, was wahre Ehre und Redlichkeit gebeten. Es ist das Entsetzlichste, was wir uns je erinnern gelesen zu haben, daß der König (S. 138, 133) durch seine Minister (welche es gern der Vorsehung zuschieben möchten) nach dem eigenen Geständniß dahin gebracht war, den Staat durch unverständige Maßregeln fallen, aber sich der öffentlichen Verachtung entfliehen zu machen. Nachdem es als höchste Moral gepriesen worden, sein Pfund zu vergraben, tritt nun plötzlich (S. 143, 143) Verachtung alles Weltwesens, Stärkung auf diese, englische Moral, Begründung einer Nationalstand auf die unerschütterste Art hervor. Freilich, der Staatsstab hat ungrad gehalten und soll ungrad halten, andern große Tugenden haben allein Herrlichkeit erworben und erhalten, aber Verachtung des Staatslebens hat Gefahr bei innerer Verderbtheit und Nichtigkeit der äußerst der gänzlichen Untergang nach sich gezogen.

Lange hatte das Volk gemerkt, wie Schriftsteller allmälig den Horizont umzogen, Vergleichungen bemerkten sich der Gemüther zu trüben, trübend schweben sah; auch aber hatte man,

[illegible] Nachbarn wichtigen auf unbekannte Weise Alles betrachtet [illegible] hatten; endlich hat die Rache von den Augen. Da verschwand der allgemeine Ruf um Krieg; und was der Verf. sich nicht entblödet als französische Stimme Mark einer in die Masse [illegible] niedergerichteten Faction darzustellen, war Ausgeburt der übermüthigen Eitelkeit im ganzen Volke, und dafür wird die Nachwelt es anerkennen. Allgemein war der Wunsch der Krieger allgemein nicht die Hoffnung der Sieges, weil aber der ehrenvollen Untergangs. Wenn das Volk nicht den günstigen Augenblick kannte, wer mag es tadeln, da doch selbst der Verf. aus Gründen, die in jetzt handigen Augen längst [illegible] besiegt sind, behauptet, 1806 wäre der Zeitpunkt so günstig gewesen als 1809; da sind ohne Oesterreich, Russland, England auf einmal schöne Hülfsquellen vorhanden, da kommt's nicht mehr auf Unverhältnismäßigkeit der Macht an, da ist die Ehre Alles werth, da muß die Stimmung, welche schon 1809 und noch besser war, benutzt werden u. s. w.

Wunderlich erscheint's, daß in dem preußischen Manifest Frankreich vielfältige verderbliche Politik und Ungerechtigkeiten, selbst einer ganz andern Regierung, vorgeworfen werden, ohne in dem Tadelnden und Rufen darüber Gegenbeschuldigungen zu hören; daß nach der breit aufgestellten Entwickelung der Verf. S. 156 und 158 behaupten kann, Abwarten der Resultate der Unterhandlungen mit England hätte Preußen gerettet, es sei hier einer Irrthum über die Absichten mit Hannover walten! Wie bei manchen Krankheiten des Leibes selbst der Sterbende die Größe und den Grund des Uebels noch verkennt, so scheinen Mängel der Einsicht und des Charakters unter den gräßlichsten Leiden noch nicht gebessert zu werden.

Wie ein Marktschreier war der Minister allen Leuten, die uns hintergehen wollten, gerecht: es hat für Bündniß, für Neutralität, für den Krieg gestimmt. Ohne Ahnung einer großen, festen, beharrlichen Politik hat er um sich gesehen, nicht die Sachen erkannt. Wie ganz anders in Großbritannien! Da ist unerhört, und würde, wie es auch bei wahrem Charakter ist, für einen und denselben Mann unmöglich gehalten werden, entgegengesetzte Systeme durchzuführen und ihnen gemäß zu wirken. Wer große Ansichten mit Kraft und Würde vertheidigt hat, kann mit Würde zurücktreten wenn Andere das Uebergewicht gewinnen: wo innere Haltung fehlt, erscheint das Schwanken, die Unthätigkeit als ganz gewiß Nachgeben an den Augenblick, der irgend ein ehrenhaftes Ereigniß für gänzliche Nichtigkeit [illegible] erscheint.

Der Untergang unserer Unabhängigkeit ist ähnlich, aber auch verschieden von dem Untergange der griechischen Freiheit: gleich ist die Größe der Kraft und Thätigkeit der Sieger; nur Leidenschaft mag blind tadeln, aber unter den Griechen leuchten die Machthaber weit hervor über die Masse; hier sind sie tief versunken unter das Volk hinunter an Einsicht und Moralität. Deshalb möge das Volk sich aufs Aeußerste bemühen, die ursprünglichen Tugenden der Menschheit zu erhalten, zu wahren, darauf vertrauen und bedenken, daß gänzliches Verderben Aller nur von Allen bereitet und herbeigeführt werden kann. Der Krieg und die schwere Zeit haben Jeden zur Besinnung gebracht über Das, was an ihm mangelhaft sei; wenn Jeder sich wendet zur Besserung, so wird zwar nicht gleich der Einfluß auf Weltbegebenheiten wiederkehren, aber Einsicht, Kraft und Geschicklichkeit zu Dem nie fehlen, was der Beruf und die künftig eintretenden Verhältnisse vom Einzelnen oder dem Volke verlangen könnten.

2.

Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreiung des heiligen Grabes. Von Joh. Christ. Ludw. Haken. Erster Theil. Mit einer Karte. Frankfurt a. O., Akademische Buchhandlung. 1808.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1809, II, 22.)

Es ist erfreulich eine Regsamkeit, ein gründliches Studium unter den deutschen Geschichtschreibern für die Zeit zu bemerken, welche so lange unter dem unbestimmten Namen des Mittelalters ohne Kenntniß getadelt, und fast ebenso oft ohne Kenntniß gelobt worden ist. Mehr als für irgend einen Abschnitt der Weltgeschichte gehört aber auch mühsamer Fleiß und eine seltene Unbefangenheit dazu, wenn hier nicht die Erzählung unrichtig und die Ansicht schief und einseitig werden soll. Der Sinn der alten Geschichte ist bei so trefflichen Quellen und so vielfacher Bearbeitung leichter erfaßt; die neuere Geschichte bleibt, bei manchem Hinderniß einer vollen Unparteilichkeit, doch dem Forscher empfänglicher und die Ansichten sind denen seiner Zeit ähnlicher; wogegen die sehr große Zahl jener Chroniken des Mittelalters

so Manchen nur zu den abgeleiteten Quellen führte, welche faſt immer unwahr zurückſpiegeln und der an ſich ſchon fremden Welt nur noch mehr entfremden. Ueber keinen Zeitraum iſt aber für unſere Literatur binnen kurzer Friſt eine ſo reichliche Ernte geweſen, als über jene Züge der Chriſten zur Befreiung des Heiligen Grabes. Zuerſt trat Maier auf mit einer Geſchichte der Kreuzzüge; dann Spalding, welcher jedoch in ſeiner Geſchichte des Königreichs Jeruſalem das höhere Ziel verfehlte, durch Mangel an Genauigkeit in den Beweiſen und durch einen undeutſchen Styl. Hierauf erſchien Wilken's Werk, welches alle Vorgänger weit zurückließ und in Hinſicht auf Gründlichkeit und Vollſtändigkeit bis auf ganz unbedeutende kleine Flecken — durchaus tadellos genannt werden kann.

Wenn Herr Haken, nach ſolchem Vorgänger, dennoch das zur Beurtheilung vorliegende Buch, welches mit der Königswahl Gottfrieds von Bouillon ſchließt, herausgab, ſo iſt dies löblich weil jeder ſeine eigene Anſicht hat, und die Sache ſelbſt nothwendig durch eine mehrfache Behandlung gewinnt: man muß ſich freuen, daß keine falſche Beſcheidenheit der Literatur ein Buch entzogen hat, welches verdient gekauft und geleſen zu werden. In der Vorausſetzung alſo, daß bei dem Uebergewichte des Guten Keiner davon hier einen Auszug verlangt, ſondern es ſelbſt aufſucht, mag es der Verf. als einen Beweis der Achtung anſehen, wenn wir uns ſogleich zu Dem wenden, was wir gegen ihn zu erinnern finden. Schon der Titel zeigt, beſtimmter aber die Vorrede, von welchem Geſichtspunkte aus der Verf. ſein Werk und ſein Verhältniß zu Wilken betrachtet wiſſen will. Er ſagt: dieſer wußte den geometriſchen Plan mit dem Gemälde zu vereinigen, indem er eine Geſchichte der Kreuzzüge in der Vogelperſpective vor uns aufſtellte, wo die Gegenſtände Umriß, Geſtalt und Farbe gewonnen, und auch die topographiſchen Verhältniſſe ihre Rechte behauptet haben; er ſelbſt hingegen entwerfe ein reines Gemälde jener denkwürdigen Scenen, wo neben gewiſſenhafter Treue im Wiedergeben des Empfangenen, die Darſtellung zunächſt auf den Effect und die Haltung des Ganzen berechnet bleibe.

Wir können dieſe Aufſtellung eines Gemäldes keineswegs unbedingt billigen: ja es iſt uns, ungeachtet der Bemühung des Verf. darüber Aufklärung zu ertheilen, ungeachtet der Erinnerung an einige deutſch-franzöſiſche und franzöſiſch-deutſche Werke noch nicht die Ueberzeugung entſtanden, daß ſogenannte hiſtoriſche Gemälde eine eigene, echte, ſelbſtſtändige Gattung ausmachen könnten. Es gibt hier nur ein einiges letztes Ziel, — ein geſchichtliches Kunſtwerk zu liefern, oder noch kürzer, ſchlechthin

Geſchichte zu ſchreiben. Auf einer Seite liegt der Abweg des bloßen Chroniſten, der das Einzelne ohne lebendige Verbindung, die es allerdings hatte, vor uns hinſtellt; auf der anderen der des Pragmatiſten im niederen Sinne, dem die Thatſachen nur zu moraliſch und techniſch hausbacknem Gebrauche da zu ſein ſcheinen, und der Abweg des Malers, welcher die Hiſtorie hiſtoriſcher, das Lebendige lebendiger machen, die ſtille Flamme zum Feuerſprühen im Sauerſtoffgas verwandeln möchte. Wir wollen der damit ſo oft verbundenen Ungründlichkeit nicht erwähnen, da ſie im gewöhnlichen Sinne den Verf. nicht trifft: es trifft ihn aber allerdings der Vorwurf der Verrückung der Dimenſionen des Raums und der Zeit. Das Wichtigere nimmt von ſelbſt und von Rechts wegen den größern Raum und die größere Zeit ein, ohne daß es nöthig wäre durch künſtliche Mittel das Eine zu verlängern, das Andere zu verkleinern; und dies muß der Maler der Geſchichte thun, eben weil er ihren Begriff verändert und Das, was nur in der Aufeinanderfolge möglich und natürlich iſt, in einem Augenblicke zu ſeinen Zwecken darlegen will. Hiſtoriſche und muſikaliſche Malereien beruhen in der Regel auf derſelben Verwechslung der Kunſtgebiete: — wir wollen lieber Gemälde ſehen als beſchrieben leſen, aber lieber geſchriebene als gemalte Geſchichte ſtudiren. Nicht richtig ſcheint es uns, daß Wilken's Werk in der Vogelperſpective aufgeſtellt ſei, ſobald wir nämlich dies kunſtmäßig ſo verſtehen, daß er von einem feſten Punkte hinabgeſehen habe, wo die Mitte groß, die Seiten aber verkürzt erſcheinen. Von dem Punkte aus, wo der Geſchichtſchreiber ſein Buch anhebt, blickt er rückwärts um in gehörigen Verhältniſſen die Vorzeit anzureihen; aber von hier an iſt nun ſein Bemühen ein ſtetes Wandeln, kein Stehen und Malen. Findet er eine Gegend, wo Nebel ſeinen Augen die Gegenſtände entzieht, ſo mag er nahen, ſo viel als möglich und aus dem Gegebenen vorſichtig weiter ſchließen; allein das Wolkengebilde zu verkörpern iſt unerlaubt. — Warum hatten die Alten keine Hiſtorienmaler, ſondern nur Hiſtoriker, warum ſind die größten Neuern ſo durchaus dieſer Methode fremd? Warum hingen jene ſo feſt an der Zeitfolge, daß Thucydides, um nur die Scheidepunkte recht einzuprägen, die Erzählung oft unterbricht, daß Livius die Abſchnitte der Conſularregierung als Stützen und Pfeiler zwiſchen den Darſtellungen unwandelbar feſtſtellt? — Weil ſie wußten, daß hauptſächlich durch Feſthalten der Zeitfolge die Geſchichte verſtändlich wird, und jedes willkürliche Vorgreifen, Zuſammendrängen, Auseinanderziehen undeutlich macht, daß der Geſchichtſchreiber nur durch richtige Verhältniſſe den Charakter entwickeln und einen Totaleindruck hervorbringen könne.

Mit Unrecht wird also S. VII behauptet, daß vorzugsweise der Maler der Geschichte für den ästhetischen Sinn große Ueberblicke zusammenfasse — dies thaten alle großen Geschichtschreiber von jeher.

Wir würden gern behaupten, Hr. Haken habe zuletzt nichts gewollt, als ein solches historisches Kunstwerk aufstellen, allein es finden sich Beweise, daß ihn jene falsche Ansicht allerdings auch zu Fehlern verleitet hat. Dahin rechnen wir einen äußeren Glanz der Darstellung, welcher weit unter jener großen Einfachheit steht, mehr blendet als erleuchtet, mehr täuscht als erhebt und stärkt. Aus diesem unechten Bemühen Effect zu machen, zu malen, scheinen uns Ausdrücke folgender Art entstanden zu sein: S. 79 „Urban warf Petern als einen verlornen Feuerbrand in den Holzstoß"; S. 81 „seine nackte Brust dröhnte dumpf von den gepreßten Seufzern"; S. 84 „aber wie gewaltig auch die Wehen sein mochten, womit der gährende Vulcan des Fanatismus in sich selber aufkochte"; S. 87 „eine unabsehliche Saat von Menschenköpfen reihte sich um ihn her"; S. 91 „das Hallen zerschlagener Brüste"; S. 93 „ehe der Menschenknaul sich abwinden konnte"; S. 195 „vom Garne der irdischen Liebe umstrickt, entzog er sich dem Netze, das der Himmel nach ihm auswarf"; S. 116 „10,000 Mann zucken auf der Wahlstatt im Blute"; S. 121 „der Damm, welcher von einer Saat von Pfeilen bestrichen wurde"; S. 127 „100,000 Besessene (die Kreuzfahrer) straft man nicht so leicht"; S. 131 „er erneuerte die vertilgende Blutarbeit"; S. 135 „mit ebenso viel Thränen über den Triumph der Ungläubigen, als über den Untergang der Streiter Gottes im Auge"; S. 235 „wie demnach Flüge von Geiern hinter einem Kriegsheere darein zu ziehen pflegen, um sich an den Leichnamen und der weggeworfenen Beute zu äsen, so — die Griechen hinter den Kreuzfahrern". Solche, theils schwülstige, theils pretiöse Ausdrücke werden mit dem Titel eines Gemäldes keineswegs gerechtfertigt, und wir brauchen nicht die Namen der Meister herzuzählen, welche sich vor ähnlichen Abwegen aufs sorgfältigste gehütet haben: auffallender wird es aber, wenn dann der Verf. dreinschlagen und, sei's auch nur einem Bären (S. 232), den Rest geben läßt. Gleich tadelnswerth erscheint uns der übermäßige Gebrauch im Präsens zu erzählen; man sehe von mehren Beispielen nur S. 112, 114, 115, 124, 130, 132, 133 oder 217, 220, 224, 227, 230, 231, 234, 236, 240, 241 u. s. w. Auch dieser Fehler entsteht aus der Bemühung zu malen, die Lebendigkeit zu erhöhen und einen gleichzeitigen Totaleffect hervorzubringen: allein der Zweck wird verfehlt, — statt der großen

maßhaltenden Bewegung entſteht eine kleinliche ängſtliche Unruhe, ein kurzathmiges Abhaspeln; ſtatt des Gemäldes glauben wir nur ein Schattenſpiel an der Wand mit beigefügter Inhaltsanzeige zu ſehen. Der muſikaliſche Rhythmus der Perioden leidet durch dieſes Ueberſpringen von einem Tempus, von einer Taktart zur andern, gleich als wenn man aus dem feierlichen Gange einer Seb. Bach'ſchen Sarabande augenblicklich in eine moderne Ecoſſaiſe hinüberhüpfen wollte. Nur bei höchſt mäßigem Gebrauche und bei räthlicher Steigerung kann das Präſens wirken, in der Regel bleibt es von geſchichtlichen Darſtellungen ausgeſchloſſen; ſeine Stelle erſetzt das Perfectum, — und ſelbſt mit dem Imperfectum läßt ſich die Raſchheit der Bewegung vereinigen, wie der Verf. z. B. S. 140 bei Erzählung des Zweikampfs Gottfried's ſelbſt gezeigt hat. Dieſe Bemerkungen mögen hinreichen, zu beweiſen, daß, wenn Hr. Haken nicht von dem irrigen Begriffe eines hiſtoriſchen Gemäldes ausgegangen wäre, und ſich als einiges höheres Ziel das hiſtoriſche Kunſtwerk vorgeſteckt hatte, er unfehlbar auch für die Darſtellung mehr erreicht haben würde.

Wir wenden uns jetzt zu der, bei einem hiſtoriſchen Gemälde nach des Verf. Meinung vorzüglich wichtigen zweiten Seite, den Standpunkten und Anſichten ſelbſt, und müſſen hier wiederum gleich anfangs behaupten, daß der echte Hiſtoriker darüber tief, wahrhaft und vollſtändig ſein müſſe, daß der Chroniſt aus Mangel zu wenig ſieht, und der Maler eigentlich zu viel ſehen muß, weil er ſonſt nicht Maler, ſondern nur das Rechte — Geſchichtſchreiber — wäre. Die Anſichten des Verf. erſcheinen uns bisweilen zu grell, zu eckig, gleichfalls der höhern ruhigen Würde entſagend und dem Effecte nachſtrebend; wir wollen verſuchen Beweiſe zu geben. Die Einleitung, das Schwerſte faſt an jedem geſchichtlichen Kunſtwerke, ſoll alle geſchichtlichen Vorbedingungen, die zum Verſtändniß der eigentlich behandelten Zeit gehören, vollſtändig darlegen, damit nichts unerklärlich bleibe; es darf, es muß aber in derſelben, wie wir ſchon oben bemerkten, das Thatſächliche in verkürztem Maßſtabe auftreten. Allein dadurch wird jede Aeußerung, jede Reflexion gleichſam die Wurzel aus der im Leſer unzählige Zweige treiben; weshalb hier mit der größten Beſonnenheit und Genauigkeit verfahren werden muß, wenn nicht für ganze Regionen unrichtige Anſichten entſtehen ſollen. Hiezu ſcheinen leicht folgende Aeußerungen über das Lehnsweſen Veranlaſſung zu geben; S. 10 „der Staat zählte (durch die Lehnsverfaſſung) um ſo viel mehr kleine Tyrannen, und der Wille guter Regenten ihre Unterthanen zu erleichtern, mußte an dem unbeugſamen Trotz

ihrer widerstrebenden Regierungsinstrumente zerscheitern"; ferner S. 16, wo der Verf. klagt, daß dadurch dem freudenlosen Throne gesetzlich enge Schranken gesetzt und die wahre Souverainetät fast aufgehoben worden wäre. Er ist aber hier zu sehr von dem augenblicklichen Zeitgeiste befangen, welcher fälschlich für jede Zeit in der unbeschränkten Herrschaft eines Einzelnen etwas allein Treffliches sieht; während wir zwar Alexander und Cäsar und alle echt monarchischen Genien bewundern, die allgemeinere größere Wirksamkeit der schönsten menschlichen Kräfte aber nicht minder in Zeiten der sogenannten Unruhen, Verwirrungen u. s. w. erblicken, wie sie Athen, wie sie Rom in früherer Zeit und die neuere Geschichte bis zur Entstehung allein überwiegender Staaten zeigt. Die großen, überwiegenden Massen bieten, wenn ihre ersten Sonnen untergegangen sind, nur Todtenstille; jene ewigen Reibungen, worüber wohlwollende Gemüther täglich Jammer führen, sind dagegen die Krone höherer Ethik. Deshalb würden wir auch nie mit dem Verf. S. 20 sagen, daß die Rivalität Englands und Frankreichs beider Wohlfahrt unheilbare Wunden geschlagen hat; da wir darin im Gegentheil die Wurzel höherer Größe erblicken, welche gegen unbestimmte fromme Wünsche von Friede, Ruhe und Hühnern in den Töpfen nicht ausgetauscht werden kann. Zur Unterstützung seiner Meinung über das Lehnswesen führt Hr. Haken S. 31 an: „wenn sogar das 18. Jahrhundert, das sich mit dem Ehrennamen des philosophischen brüstet, die Wunden nicht ganz vernarben kann, welche das Feudalsystem in seinen vereinzelten Ueberresten ihm zu schlagen fortgefahren hat, um wie viel mehr mußte dann das 11., welches dasselbe in seiner vollen Kraft auf sich lasten fühlte, unter seinen Streichen sich winden": allein wir glauben diese Schlußfolge gegen ihn wenden zu müssen, denn wenn Auswüchse, wenn der Leichnam des Lehnswesens jetzt mit Recht vertilgt wird, so ist zurückzuschließen daß einst ein wahres echtes Leben darin vorhanden war und kein Jahrtausend hindurch ein böser Popanz das Abendland gequält habe. Mit gleichem Rechte könnte man sagen, wenn die Uebel der römischen Republik zu den Zeiten der Triumvirate noch solche Wunden schlugen, wie mag's nicht zu den Zeiten der punischen Kriege gewesen sein! Es ist nicht bewiesen, und kann nicht bewiesen werden, daß diese Wurzel des halben Lebens im Mittelalter an sich verkehrt und unbedingt tadelnswerth gewesen sei; sie hatte ihre große Seite, welche gleich der S. 13, 14 u. s. w. sehr schroff gezeichneten Kehrseite hätte herausgehoben werden sollen.

Ebenso wenig können wir beistimmen, wenn S. 37 in

Uebereinſtimmung mit S. 48 behauptet wird, daß Unſittlichkeit in ihrer höchſten Ausdehnung die Frucht der Mängel und Mißbräuche des rechtlichen Verfahrens der Kirche geweſen ſei, und dieſe ſich überhaupt damals der höchſten Mißbräuche ſchuldig gemacht habe. Glaubt der Verf. wirklich, daß die Hierarchie und alle Chriſten in der Zeit von Gregor VII. bis zu Innocenz' III., oder zur Zeit Alexander's VI. unſittlicher geweſen ſind? Geben die Briefe jener großen Päpſte (beſonders Innocenz III.), abgeſehen von ihrem Streite mit Kaiſern und Königen über die Weltherrſchaft, nicht Muſter der höchſten Rechtlichkeit des Verfahrens bei der höchſten Klarheit und Genauigkeit der Darſtellung und Prüfung. So wenig das Lehnsweſen mit fauler Wurzel hätte wachſen können, ſo wenig die Hierarchie; und beide hatten damals ihre Blüte, ihre geſunde Zeit, womit keineswegs geleugnet wird, daß ſie auch ſchon den Keim ihrer Ausartung deutlich in ſich trugen. Nachdem der Verf. dem 11. Jahrhundert alles nur denkbare Böſe aufgebürdet hat, ſchließt er S. 12 mit der Aeußerung: „und kann man endlich mehr zu ſeiner Bezüchtigung ſagen, als daß es die tolle Wuth der Kreuzfahrten erzeugte.“ Wir können weder dieſe Anſicht, noch dieſen Ausdruck billigen: jene entſteht aus der niedern moraliſchen Bemühung an ganzen Zeiten, ganzen Völkern ein Aergerniß zu nehmen; eine ſolche verkehrte Anſicht muß, wenn ſie nicht inconſequent werden will, eigentlich in der ganzen Hiſtorie nur Verwirrung und Abſcheulichkeit entdecken.

Wir verlangen gar nicht, daß man mit einem jetzt ſo oberflächlich und wohlfeil gewordenen Pantheismus alles gleich und eben ſtreiche, alles Leben und alle Individualitäten verwiſche; wir verlangen im Gegentheil ein viel ſchärferes Eindringen in dieſe Individualitäten, eine viel vollſtändigere Begründung geſammter Zeitanſichten. Indem dann jegliches in ſeiner organiſchen Bildung daſteht, fallen jene Vorwürfe größtentheils dahin. Wer kann die Heroenzeit über Fehden anklagen, über ihre Gewalt? Iſt's möglich ein Gerippe aller Tugenden alphabetiſch von derſelben Zeit, von derſelben Perſon zu verlangen? Müßten vor unſeren Richterſtühlen nicht Agamemnon und Ulyſſes hingerichtet und die Spartaner ins Zuchthaus gebracht werden? Wie durfte nun der Verf., damit die Unverſtändigen das ſcharfe, der Hiſtorie unwürdige Wort auffaſſen möchten, jene Züge toll nennen, da ihm der geſchichtliche Ueberblick ihre Natürlichkeit und innere Nothwendigkeit bewieſen haben mußte. Tollheit erblicken wir nur, wenn uns jede Verbindung von Urſache und Wirkung zu fehlen, ein Herausreißen aus allen Verhältniſſen einzutreten ſcheint; und für den Hiſtoriker kann es in dieſem Sinne wahr-

haftig gar keine Tollheit geben. Ebenso müssen wir tadeln, daß der Verf. das Concilium in Clermont und Urban's Bemühungen S. 87 eine heilige Farce nennt: dieser Ausdruck wurde ihm nicht entschlüpft sein, wenn er sich mit höherer Ruhe in jene Zeit versetzt und nebenbei (S. 1) nicht irrig geglaubt hätte, daß die Kreuzzüge hauptsächlich durch die kalte, berechnende Politik weniger Schlauköpfe entstanden wären. Setzen wir den Fall: ein Begeisterter jener Zeit hörte einen Begeisterten unserer Zeit von der Nothwendigkeit und Herrlichkeit des Unternehmens sprechen, Aegypten zu erobern, damit man von daher Pfeffer oder Gewürz beziehe; oder gar Indien, um ein dort jetzo herrschendes christliches Volk zu stürzen, das allein noch Kraft und Geschicklichkeit gehabt hat, sich und seine Verfassung zu erhalten; würden sie sich dann nicht gegenseitig ihre Tollheit vorwerfen, und so, wenigstens in ihrer beschränkten Reflexion, die ganze Weltgeschichte vernichten? Diese innere Unsicherheit verdirbt dem Verf. bisweilen seine gelungensten Bemühungen; so entwickelt er S. 111 trefflich das Gemüth Gottfried's und sein hohes Ziel, die Befreiung der Christen im Orient und des Heiligen Grabes; und dann nennt er doch S. 137 seine Annahme des Kreuzes ein Vorurtheil, wodurch der herrliche Mann gleich wiederum in Stücken gebrochen und seine Eigenthümlichkeit unverständlich wird. Das, was die Grundlage des Daseins ausmacht, kann ja nicht Vorurtheil genannt werden, und das Bemühen zu Aller Zufriedenheit ein allerwärts passendes Mittleres zu finden oder anzudeuten, ertödtet gerade das Leben und die Individualität.

3.

Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 11. October des Jahres 1806. Von dem Verfasser des Neuen Leviathan. (Buchholz.) Zwei Theile. Berlin und Leipzig, Historisch-politisch-militairisches Institut. 1808.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1809, I, 311.)

Es ist schwer zu entscheiden, ob der künftige Geschichtschreiber sich weiter von der Wahrheit entfernt, wenn er den

Inhalt des vorstehenden Werkes ganz annimmt, oder wenn er ihn ganz verwirft. Wir finden darin scharfsinnige Ansichten und oberflächliche Behauptungen, tiefe Wahrheiten und lächerliche Paradoxien, Bescheidenheit und Anmaßung, Ruhe und Leidenschaft auf die sonderbarste Art zusammengestellt. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verf. ein großes Talent besitze; aber um desto höher sollte ihm die Pflicht sein, sich durch die große Zahl halbreifer, übereilter Werke nicht selbst zu behindern etwas über das Interesse des Tages hinaus Dauerndes, Classisches zu liefern. Die Vielschreiberei fürs Publicum, welche er beiläufig in diesem Buche vertheidigt, gibt nur eine gewisse Gewandtheit sich zu zeigen, die sehr weit von der echten Vollendung entfernt ist. Uebungen, welche nicht zahlreich genug sein können, behalte Jeder für sich, dem an bleibenden Ruhm etwas liegt. Vor allem gefährlich ist die Sucht, Neues und Auffallendes zu sagen; auf den unzeitigen Kigel folgt nur zu oft der Ausruf: wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr. Einfachheit und Wahrheit hat einen mildern, aber ewigen Reiz; dem sollte der Verf. nachstreben, nicht Ungeahntes, Absonderliches auftischen, was man anfänglich erstaunt besieht und dann als unbrauchbar bei Seite schiebt.

Wir befinden uns in Verlegenheit, wie eine Recension des vorliegenden Werkes einzurichten sei, denn die Aushebung des Richtigen sowie die Aushebung des Unrichtigen würde, weil die Sonderung in große Massen fast unmöglich ist, ins Einzelne eingehen und übermäßig weitläufig sein müssen; vielleicht ist aber diese Durchdringung, dies Verwachsen des Echten und Unechten, des Trefflichen und des Verkehrten bei einem gelesenen politischen Schriftsteller Deutschlands gerade das Merkwürdigste und ein die Zeit selbst erklärendes und erleuchtendes Zeichen. Nützlicher für das Abscheiden des Wahren scheint es uns jedoch, über wichtige Punkte unsere Abstimmung als über andere unsere Zustimmung darzulegen; deshalb sprechen wir zuerst von der im ersten Buche enthaltenen Schilderung der verschiedenen Klassen der Bewohner im preußischen Staate.

Dem Bauer hat der Verf. (siehe S. 10, 18, 200) so viele herabsetzende Beinamen zugefügt, daß deren Abschreiben fast zu lang ist; wir können nur aus mehrjähriger Erfahrung kürzer entgegnen, daß der preußische wohlhabende Bauer von dem wohlhabenden, der ärmere von dem ärmeren anderer Länder eben nicht zu unterscheiden war; nicht verworrener in sich als Mancher, der über ihn reflectirte; nicht gröber als es seine unverzärtelte Natur mit sich brachte; nicht knechtischer als es seine Pflichten und Rechte, die er genau kannte, verlangten. Die

Warum, warum hat im Preußischen ärger als anderswo gewesen sei, ja die Wurzel fast aller Ereignisse und Schicksale des Staats, sieht der Verf. in der Erbunterthänigkeit der Unterthanen, einem Verhältnisse, das ihm ärger ist als die Sklaverei der Neger. Trotz dieser Declamationen erfährt man aber dennoch nicht, was denn eigentlich jenes Verhältniß besagen wollte, und wie es in der Wirklichkeit, ohne Rücksicht auf etymologische Ableitungen, sich gestaltet hatte. Warum erzählt der Verf. nicht, daß Erbunterthänige und freie Eigenthümer in derselben Gegend, in demselben Dorfe sehr häufig seit vielen Jahren neben einander wohnten, ohne daß in Absicht des Wohlstandes und der persönlichen Beschaffenheit, bei gleichem Betrage des Besitzthums, der geringste Unterschied sichtbar geworden ist? Warum hat er übergangen, daß König Friedrich II schon allen seinen Unterthanen die Rechte und Pflichten freier Eigenthümer antrug, daß aber die Wenigsten sein Anerbieten annahmen? Dies würde ihn dahin geführt haben, genauer und richtiger nachzuweisen, wo und wie Besserung allerdings möglich und nöthig sei; es würde ihn aber auch behindert haben, durch das bloße Wort Erbunterthänigkeit, wie durch ein Abracadabra solchen Riesenpopanz herbeizuzaubern.

Wie unterscheidet sich der Wirklichkeit nach der freie Eigenthümer vom Erbunterthänigen im Preußischen? Jener kann sein Gut vererben, aber den Nachkommen des Letztern darf auf gleiche Weise Niemand ohne zureichende Gründe das Gut nehmen; und weil bei ihm die zureichenden Gründe seltener eintraten, war er eigentlich sicherer im Besitz als jener. Sobald nämlich irgend ein Sohn oder Tochtermann, oder sonst zur Ackerwirthschaft tauglicher Verwandte, der Herrschaft vom Erbunterthänigen präsentirt ward, mußte sie ihn annehmen; der Versuch einer Weigerung hätte sogleich zur Klage berechtigt, die bei dem Sinne der Regierung und der Justizhöfe (denen es fast Gesetz geworden war, gegen den Fiscus und die Herrschaft zu präsumiren) allemal gewonnen ward. Man ermittiere unbedenklich eher zu wenig Laßbauern als zu viel: denn der Hauptgrund, warum Eigenthümer den Besitz verlieren (Schulden und liederliche Wirthschaft), konnte fast gar nicht bei jenen zur Anwendung kommen, weil ihnen 1) bewiesen werden sollte, daß eigene Schuld und kein Unglücksfall sie zurückgebracht habe, 2) die Herrschaft gesetzlich zu Unterstützungen verpflichtet war, auf welche Eigenthümer niemals Anspruch machen können.

Der Laßbauer empfing fast durchgehends von der Herrschaft freies Bauholz, er erhielt bei Unglücksfällen mehrjährigen Erlaß seiner Abgaben: und war gar nicht so dumm, wie der Verf

den schildert, wenn er Denen, die ihm das Eigenthum antrugen, antwortete: aus dem Gute darf und doch Keiner treiben, was gewinnen wir am Eigenthume? wir wollen unsere Privilegien behalten. Daher wünschten Beamte, daß alle Unterthanen Eigenthümer würden, blos weil gegen diese der Rechtsgang leichter und strenger war. Es ist eine leere Täuschung, daß allein der theoretische Begriff des Eigenthums die Kräfte verdoppeln und die Production sehr erhöhen werde; im Gegentheil hat es guten Grund, wenn man behauptet, daß der gleichzeitig gesteherte überaus bedeutende Verlust jener Begünstigungen an freiem Bauholz, Unterstützungen und an Steuererlaß (wenn gar noch die Abnahme der bisher freien Hütung in königlichen Forsten kommen soll) durch die Erwerbung des Namens eines Eigenthümers nicht ausgeglichen wird. Wir dringen deshalb auf Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse, von denen sich keiner etwas träumen läßt, der das grausige Wort Erbunterthänigkeit ausspricht; wir verlangen, daß man nicht unter dem Vorwande, den Bauer zu beglücken, nur den Fiscus und die Herrschaften bereichere; daß man seine wichtigen, geldwerthen Rechte anerkenne und die Veränderungen seines Zustandes nicht nach bloßer Theorie gewaltsam durchsetze, ohne auf den Sinn, die Bedürfnisse und die von Zeit zu Zeit bei außerordentlichen Vorfällen nothwendige Hülfeleistung Rücksicht zu nehmen. Es liegt in der Natur der Dinge und ist durch vielfache Erfahrung, besonders für unfruchtbarere Gegenden, bewiesen worden, daß die feierlichsten Entsagungen außerordentlicher Unterstützungen entweder nicht berücksichtigt werden konnten, oder das zu theuer erworbene Eigenthum bei jedem Unglücksfall auf eine für die Familie und den Staat gleich nachtheilige Weise zum Verkauf gestellt werden mußte.

Ein Umstand wird gewöhnlich als Ersatz jedes Verlustes bei Ueberlassung des Eigenthums herausgehoben: nämlich die Möglichkeit auf den Bauergütern Schulden zu contrahiren. Wir wissen nicht, ob er dem Verf. bei seinem Haß gegen das Creditwesen erheblich scheint, und bemerken blos daß uns ein Bauer hierauf antwortete: „Herr, wir danken Gott daß das Schuldenmachen nicht erlaubt ist, sonst wären alle Güter schon wüste, oder in fremden Händen."

Mit all dem Gesagten keineswegs im Widerspruche, behaupten wir dennoch: die Lösung der Verhältnisse zwischen Gutsherren und Unterthanen in Hinsicht auf Gerichtsbarkeit, Dienste und Erbunterthänigkeit, die allgemeine unbedingte Gleichstellung im Staate und unter den Staat, ist an der Zeit, und keine Gewalt kann und wird sie aufhalten. An die Stelle

von tausend ehemaligen Verkettungen, inneren Beziehungen und Lebensregungen tritt der Begriff von der Einheit des Staats und die Forderung einer unmittelbaren, gleichen Unterordnung aller Bewohner unter dem souverainen Staatsoberhaupte.

Sowie im ersten Abschnitt aus der Grundverschiedenheit Alles zu entstehen scheint, was den preußischen Staat betroffen hat, so im zweiten aus dem Besitze der Domainen. Dieser Uebergang im Erklären zeigt die Unzweckmäßigkeit des Verfahrens. Es gibt in jeder Erscheinung nur einen vollkommen zureichenden Grund; es kam darauf an, das Gewicht der Bestandtheile aller Gründe anzugeben, nicht jede Quelle als das Ganze zu behandeln und so zu bezeichnen. In sehr vielem Richtigen, was der Verf. über Domainen und ihre Verwaltung sagt, bemerken wir, 1) daß keineswegs das Agriculturinteresse stets im Preußischen die Oberhand gehabt hat, sondern länger und häufiger das viel erkünstelterer, unnatürlicherer Fabrikinteresse; daß weit mehr (gegen alle Theorie von Freiheit des Verkehrs) durch die mannichfaltigsten Beschränkungen des Getreidehandels dahin gewirkt worden, um der Fabrikanten und Soldaten willen die Preise niedrig zu halten, als diese in die Höhe zu treiben. Freilich aber bringen thörichte Maßregeln immer das Entgegengesetzte von Dem hervor, was man bezweckt. Es war ein großer Fehler des Staats, überall zu einseitigen Zwecken lenken und leiten zu wollen, aber selbst der Verf., der sich mit Recht als Anhänger des großen Smith erklärt, wird ihm an einigen Stellen (S. 79, 93, 107, 115, 122) untreu: so schwer ist es, sich folgerecht zu bleiben, wenn man jede Veranlassung pikant zu scheinen vorzieht. 2) Ein zu schneller Verkauf der Domainen würde nachtheilig auf den Werth des gesammten Grundvermögens zurückwirken; auch ist zu bedenken, welche große Schwierigkeiten zu beseitigen sind, wenn man an die Stelle einer bisher sichern, sehr großen, obgleich staatswirthschaftlich nicht ganz tadellosen Einnahme eine neue, an sich bessere, aber ungewohnte, und deshalb doppelt drückende Besteuerung einführen will. Möchte man sich doch hierbei ja vor den durch Theorie und Erfahrung widerlegten Physiokraten hüten, die ihre Stimme wieder gar ungeschickt hören lassen.

Im dritten Abschnitte vom Adel ist das dritte allgemeine Alles erklärende Princip dasjenige 5/4 Procent, welches zu allgemeinem Verderben über 5 Procent Zinsen bei den Pfandbriefen erhoben ward. Wären nur 5 Procent erhoben worden, so war das Creditsystem dem Verf. vortrefflich; bei 5 1/4 Procent mußte aber der preußische Staat untergehen. So auf jeglicher wirkte dies unglückliche 1/4 Procent, daß die Individualität der

Künstler davon abhing (S. 134), daß sie sich deshalb mit Arbeiten überhäuften. Wie abscheulich und der Würde auf diese verachtete Klasse Aufsicht Ernsthaftigkeit zu erscheinen; es genügt der Minister Stramehr Abhandlung über das landschaftliche Creditsystem in Schlesien nachzulesen. Absurd merkwürdig ist die (leicht umzukehrende) Behauptung, daß im Kriege gegen Frankreich alles die Dinge, nichts die Personen gelten haben, und doch Dinge sind die Konjunktur, und diese Konjunktur entstehen wiederum von dem ¹/₀ Procent.

Höchst unrichtig ist die Behauptung (S. 81), daß die hohen Konjunkturen nicht zur Emporbringung des Adelstandes gewirkt hätten. Zur Zeit König Friedrich's II. stand auf dem ökonomischen Dominalsystem eine bedeutende Summe, um Kirchsamen anzukaufen und unentgeldlich den Unterthanen zu verschaffen. Niemals konnte man das Getreide los werden und die Bauern zum Bauen bewegen; kamen aber die Schlesier, oder verständige Einsicht den Grundsatz fassen (S. 79), die Preise künstlich von Staats wegen auf einer gewissen Höhe halten zu wollen, kaum zeigte sich einige Freiheit im Getreidehandel, so flog die Lust im Unternehmen und der Fleiß, sodaß vor dem Ausbruche des Krieges mit tausendmal so viel Kirchsamen von den Bauern aus eigenen Mitteln angekauft und verwandt wurde als ehemals — nicht verschenkt werden konnte! Es triumphirt überall nur Freiheit des Handels und des Verkehrs.

Die Handwerker im Preußischen sind, obgleich nicht unterthänig (S. 107), dem Verf. Sklaven, weil sie ihrem Verderben nur durch List und Betrug entgehen können. Nichts ist aber gewisser, als daß auch diese durch die größere Freiheit des Handels in den letzten Zeiten gewonnen hatten, und der schändere Vortheil einzelner kleiner Städte durch allgemeinen anderweitigen Gewinn vielfach ausgeglichen wurde.

Wie der Künstler im Preußischen von dem ¹/₀ Procent abhing und von dem Verhältniß der Unterthanen zu den Grundherren — darüber ist nicht nöthig mehrere beizubringen, und aber, daß der Verf. alle Kunst von der äußern Wohlhabenheit abhängig macht, und für Frankreich (nach Englands Untergang) Künstler weissagt, welche die Welt in Erstaunen setzen werden. Warum England jetzt solche Künstler nicht besitzt, ist nicht bemerkt. Die Blüte der italienischen Kunst wird vom universalmonarchischen Impuls der Päpste und dem daher entstandenen Reichthum hergeleitet; warum half denn aber dieser Impuls dem alten Rom nicht? In Griechenland und den Niederlanden hat also keine Kunst existirt, weil jener Impuls und der Reichthum fehlten? Die Theilung Deutschlands in viele kleine Staaten ist

vom Verf. ferner eine Schrift bei nächster Gelegenheit der Kunst ein Ziel, der für Griechenland und Italien angesehen werden kann und alle gar nicht bewegt.

Der Schluß eines Unterschiedes ist voller Unrichtigkeiten; wir verweisen der Kürze halber an Schleiermacher's Werk und sagen, weil es nicht oft und bestimmt genug ausgesprochen werden kann, nur kurz: daß die Errichtung hoher Schulen für einzelne Facultäten in getrennten Orten den Zweck der höchsten Einseitigkeit und zum Ruin aller höheren Bildung gereichen heißen müsse. Möchte doch der Verf. nicht von dem höheren Gesichtspunkt anderer Länder sprechen, wo die Universitäten aufgehört haben; in England besteht der akademische Zwang strenger als hier, — und in Frankreich! — Ein Verbot zum allgemeinen Verhaltungsgrund: „Die von aufgehobenen Schulen zum Theil übrig gebliebenen Lehrer sind in Frankreich kaum bei Personen interessirt, darum taugt es sie nicht abzuändern"; erklären sich ein paarter Pfiffig; hätten sich in Deutschland nicht wenigstens zum Versuche gefunden? Gar merkwürdig ist folgende Stelle, zur Begründung der Verlegung der einzelnen Facultäten in verschiedene Orte: „Will der Theolog der Freund des Juristen, dieser der Freund des Mediciners, dieser endlich der Philologen bleiben, so kann dies nur auf Kosten der Wissenschaft geschehen, welcher jeder Einzelne obliegen will." Hiernach mag jeder seine verunglückte Facultätsschrift schreiben und sich, wenn es ihm recht um die Wissenschaft zu thun ist, getrennt von Allen, die nicht gleiche Collegia hören, abfinden.

Wir kommen zum zweiten Theile des Werks. Es ist nicht Recht, daß der Staatsrath keinerlei Grundeigenthümer zu sein braucht, ja, daß dies nach gewissen Theorien im Gegentheil zu verwerfen sei; allein so weise ist der Verf. nicht in seinen Ansichten: denn wissen in jenem Fall (S. 11) die Bürger sogleich durchaus den Charakter der Staaten anzuerkennen. Mithin sind seit tausend Jahren fast sämmtl. Staaten in Europa, und in Algier wahrscheinlich die meisten Juristen. Französische Geister (S. 11) beruht darauf, daß Napoleon nicht Staatsmann, aber Manufacturist ist, zum Geiste geht aber wahrscheinlich nach dem Verf. zu Gute, daß eine strenge Judenstaatsmaschine hat eingeführt wird. Gleich überschwänglich ist die Meinung, daß die Bestimmung der bürgerlichen Lebensverhältnisse gewesen ist, dem Staat zu repräsentiren, und die Einheit mit der Zahl der höheren Beamten und der Größe des Staats in einem wohlverstandenen Verhältniß stehe. Woher ähnlich man kaum sicher, indessen glaube, ein Secretair, der am Privatbriefe für den König schreibt, ist ursprünglich eine unbedeutende Person gewesen; der

Endlich habe aber auch der Schmerz der Trennung gegenwärtig, wenn jetzt dürftige Kinder als Knaben gestorben wären, eine starke Stütze zu repräsentiren.

Nach mannichfacher Erörterung, daß alles Unterhalten entbehrlich sei, weil frei Geborenrechte zu nennen: „Ein tierischer Gemeinschaftstrieb sorgt nicht, es darf nur gestillt sein. Geht es über die Zahl zwei hinaus, so verwirrt es und führt zur Grausamkeit; wächst es immer mehr Zahl gewiß, so gedeiht es auf Kosten der Menschheit."

Wir müssen abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden, und schließen nur, durch viele Andeutungen die Lehre der Alten übergangen zu haben, daß der Arzt, ehrlichst manche Thorheit der Staatsklugheit richtig begriffen hat; daß Gott aber das Weib, weil es ist unser Weibes, aber auch seines pflanzen Wir nicht unser Gymnast sein, lehrt uns vielmehr auch. Gebraucht er über sich gewinnen kann, die Dinge ohne fremdes Weiben nur im Lichte der Wahrheit ruhig zu betrachten, so wird es den Freiheit eines auch der Nichtigen Leben gewinnen und nicht wie bis in Platon's Höhle von leidlosen Licht Gestaltene glauben, es wandele schon in ewiger Klarheit.

4.

An essay on the principle of Population or a view of its past and present effects on human happiness, with an inquiry into our prospects, respecting the future removal or mitigation of the evils which it occasions, by *T. R. Malthus* a. m. late Fellow of Jesus College Cambridge. Zwei Bände. Zweite Ausgabe. London 1803.

Versuch über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung, von Malthus. Aus dem Englischen von Dr. H. D. Hegewisch. Zwei Bände. Altona 1807.

(„Hallische Jahrbücher der Literatur", 1809, Januarsitzung, III.)

Der Name Malthus's volkswirtschaftliches Werk haben wir hier [illegible] volkswirtschaftliche Buch gelesen, vielfach vom vorliegenden an eigentümlichen Lieb und an praktischen Beobachtungen gleichfalls

[illegible]

[illegible]

[illegible] (Gesetz betreffend die Abänderung der Reichsverfassung, vom 28. Oktober 1918. (Reichsgesetzbl. S. 1274.) [illegible])

(Gesetzblatt [illegible] für Württemberg, 1918, Bd. [illegible])

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible] *Charles Lenormant*, Professeur d'histoire à l'université impériale. Vierter und fünfter Theil. Paris 1859.

(„Göttinger Anzeigen der Gelehrten", 1862, 1er, 622.)

Wir haben die drei ersten Theile dieses Werkes schon in dieser Zeitung, dann, aber mit gebührendem Lobe angezeigt, und werden einmal hinzu bei jedem dieser Theile wiederholen. Inzwischen beschäftigen wir uns heute jetzt blos; denn es ist in dem Vorliegen eine Angenehmlichkeit, welche nicht allein auf unsern Willen (der es hat Zeit verfügt), sondern auch auf Gründe ruhet; es ist eine sichere Probe des Gemüthes in den, welche von Personen sprechen in abwesenden Stunden, wenn Niemand abgesagte schweigen wollen. Hat und die Thaten und die Worte zur Meinung, zur Lehre und zur Besserung dienen zu lassen. Der Verf. verbindet die Kunst, durch allgemeine Züge den Charakter der Personen klarer und lebendig zu machen, mit einer genauen einzelnen Erzählung der einzelnen Begebenheiten selbst.

Der vierte Band beginnt mit der Geschichte der Verfolgungen und der Vermehrung der Christen. Er umfangte es die Zeit, und der fünfte Band hatte jene selbst vollendet; aber die Gründe der Verfolgungen gegen so lange nicht klar in der Anordnung von einer Verfolgungszeit, noch in dem ersten Edikt für das Ganze, sondern mehr bestimmten Fall und Person. Erst [illegible] [illegible] [illegible]

sich noch thätiger waren die Parlamente; nur Ludwig XV. wußte nicht was er ihnen eher lassen sollte, als ohne ihn zu fragen schon in der That Alles gethan worden.

Was war es auch für ein Hof, wo gerade die Pompadour noch das würdigste sie hatte und den Anderen imponirte (S. 17), wo sie noch der réputation d'un grand caractère stehen konnte, weil ihn großer Charakter sie zu Boden war! Der gutmüthige Ludwig freute sich, sie mit seinen Thränen von Menschenwohl begeistert zu haben: wo der Staat nur durch eine Abgabe alle Jahre bestimmten Bedürfnisse befriedigen, alle Communal- und Schmarotzer entfernen, wo die Zeit Heinrich's IV. schöner wiederkehren würde. Und denn ging das Weib von ihm und verlangte unmäßige Zahlungen aus den Staatseinkünften für sich und ihre Genossen, widersprach auch Menschenliebe allen Verschwendungen bei Hofe, beruhigte den König über den Ruin der Steuern und deren schlechter Verwaltung! — Der Dauphin war Knabe, in sich gekehrt; eine ernsthafte Frömmigkeit überwucherte alle anderen Kräfte; man hoffte am meisten von ihm, nachdem er gestorben war; ihm folgte sein würdiges Weib, sein ältester Sohn, bald dann die Königin: Ludwig XV. schien sich zu freuen, daß er seinen Thron noch ungestörter nachfolgen konnte.

Choiseul wurde allmächtiger Minister, weil er sich zu schicken wußte; seiner nannte ihn einen großen Mann, jeder sagte: c'est un homme brillant, und damals war dies in Frankreich eine vollgültige Empfehlung. C'était le régent avec de la sobriété, und es erschien als Genius, wenn man in solcher Zeit noch in Ketten Maß hielt*).

— — — Die Umgestaltung, welche Turgot mit Muth begann, wurde muthwillig gehemmt; daß der Adel die Wege mit bessern sollte, auf denen seine Carossen fuhren, erschien als himmelschreiender Frevel, und der Adel siegte, denn er war ein Corps, der König nicht sich, Maurepas hörte lieber von Chansons und Hofgeschwätz, als von Staatsumgängen und Staatsreformen; die Parlamente glaubten, die höchste Würde zeige sich im Widerspruch gegen die höchste Gewalt. Dieser Sieg ward aber dem Adel verderblich, denn ohne Anwendung positiver Heilmittel war das innerlich fortfressende Uebel nur übertüncht, und die Zeit nahte, wo es ausbrechen mußte, ohne daß ein Mensch es mehr hindern konnte. Solche Betrachtungen schienen aber nicht Eingang zu finden, täglich geschieht um und herum

*) Ich habe hier viel ausgelassen, und verweise auf meine „Geschichte der Herzoglichen Familien".

noch das Aehnliche: man denkt Zeit gewonnen, Alles gewonnen; einmal Zeit verloren, Alles verloren.

— — Die Eile, mit der man Alles aufbot, was möglich von Turgot's kurz angekündigtem Systeme durchgesetzt war, mußte das königliche Ansehen äußerst bloßstellen: doch ist es nicht unerhört, daß ein König mit Recht System und Minister ändern muß. Hr. Lacretelle wird uns beistimmen, daß es noch weit mehr zu verwundern wäre, wenn Turgot selbst, der Minister, das entgegengesetzte System angenommen, und versucht hätte es mit Widerlegung des frühern durchzuführen: und doch gibt es auch dafür leider Beispiele, besonders in kleineren Staaten, wo die Minister nicht selbständig sein können oder wollen. —

— — Wenn man einmal Krieg für Amerika gegen England führen wollte, so that Necker dadurch, daß er Anleihen zu Stande brachte, für den Augenblick das Höchste, was man verlangen konnte; allein auf die Dauer ist Anleihen zurückzahlen noch größer und schwieriger, und sobald er sich dem Edelmuthe, der sittlichen Kraft vertrauend und sie anregend, Maßregeln näherte, die denen von Turgot ähnlich werden mußten, fand er denselben Widerstand.

— — Am Schlusse des vorliegenden fünften Theils deutet der Verf. auf den jetzigen Krieg mit England, und äußert: „selbst der Geschichtschreiber könne ein Vaterland wie Frankreich nicht vergessen.“ Dem treten wir gern bei, da auch uns die Anforderung einer unbedingten Objectivität übertrieben zu sein scheint, aber wir erwarten, daß er den Heldentod Nelson's ebenso würdevoll erzählen werde, als er den Untergang Chatham's erzählt hat, als er dem von Desair erzählen mußte; wir erwarten, daß er die Größe Britanniens im Nichtrevolutioniren keineswegs übersehen, daß er die Ansprüche auf Land- und Seeherrschaft, und die Verdienste beider parallel und gleichmäßig darstellen und sich erinnern werde, daß der größte, würdigste Gegner uns selbst erst groß und würdig macht.

10.

Histoire de France pendant les guerres de Religion par *Charles Lacretelle*. Zwei Bände. Paris 1814.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1815, I, 399.)

Herrn Lacretelle's Bearbeitung einzelner Theile der französischen Revolutionsgeſchichte zeigte eine ſchöne Anlage, ſeine Geſchichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts überraſchte durch die großen und gediegenen Fortſchritte der Anſichten wie der Darſtellung, und Rec. nahm deshalb die beiden erſten Theile dieſes dritten Werks mit großen Erwartungen in die Hand. Allein dieſe allerdings hochgeſpannten Erwartungen ſind nicht befriedigt worden. Die Geſchicklichkeit unmittelbar Geſehenes oder Gehörtes lebhaft darzuſtellen, ſcheint ſich bei den Franzoſen öfter zu finden als der eiſerne Fleiß, ferne Zeiten ganz zu durchforſchen und dann mit ernſter Begeiſterung darzuſtellen. Allerdings hat der Verf. Quellen nach deutſcher Bedeutung geleſen, aber für deutſche Foderungen noch lange nicht genug, und was ſoll man ſagen, wenn er von Davila — als wäre es Brantome — urtheilt (I, 314): er ſei kein écrivain distingué, gebe darauf aus, Katharina von Medicis überall zu rechtfertigen, und würde die Bartholomäusnacht bewundern, wenn man nicht ſo viele Proteſtanten hätte entwiſchen laſſen. Freilich iſt im ganzen Davila kein empfindſamer Ausruf, kein betrachtendes Urtheil, aber wer ſeine meiſterhafte Erzählung nicht durch ſich ſelbſt begreift, der wird an den Krücken äußerlicher, angeblich moraliſcher Hülfsmittel nicht weit eindringen. Nach ſolch einem Vergänger darf und ſoll man viel fodern: auf wenigen Seiten führt uns Davila in das Innerſte der Sachen und Perſonen, während Hr. Lacretelle viel weiter ausholt und allerlei bunt durcheinander erzählt, ohne eine ſichere und klare Wirkung hervorzubringen. Die kleinen Anekdoten, Duellgeſchichten und was ſonſt in der Einleitung den Blick erweitern und nach allen Seiten richten ſoll, zieht ihn nur von der Hauptſache ab und verkümmert den Eindruck. Zu ſolch einem Geſchichtsabſchnitte ſoll man durch ein großes erhabenes Portal geführt werden, nicht wie durch viele Fuchslöcher in einen Fuchsbau. Wenn Davila Herrn Lacretelle miſſiel, ſo hätte er bei Sarpi ſehen können, was das höchſte Muſter einer Einleitung ſei, und wie man nicht mit Aufſetzen von Schönpflaſterchen oder mit Einſtreuen von allerhand wunderlichen Gewürzen die Darſtellung und den Geſchmack

verdeckt. Ueberhaupt hat Hr. Lacretelle ſich den feſteſten Grund und Boden ſelbſt unter den Füßen hinweggezogen, indem er ſein Werk zwar Geſchichte der Religionskriege (nicht wie der getadelte Davila, Geſchichte der bürgerlichen Kriege) nennt, aber das Religioſe ganz zur Seite ſchiebt. Allerdings hat die Kirchenverbeſſerung in Frankreich einen ganz andern Gang genommen als in Deutſchland, aber es iſt verkehrt zu äußern (I, 326) ſie ſei dort eine Mode geweſen. So arm iſt die franzöſiſche Sprache doch nicht, daß man den Heldenmuth ſich für ſeine religiöſe Ueberzeugung verbrennen zu laſſen, und die Schwäche ſich gegen ſeine Ueberzeugung vom Schneider einen Rock ändern zu laſſen, mit dem einen Worte: Mode benennen müßte. Weder das Tüchtige, was die Altgläubigen für ſich anführten, noch das Verwerfliche, was die Reformatoren an ihnen rügten, iſt irgendwo klar und nachdrücklich dargethan. Die Furcht, das pariſer Publicum zu langweilen, hat faſt von jeder Erwähnung der nicht blos politiſchen Streitpunkte abgehalten; oder iſt dem Verf. ſelbſt wegen der einzelnen Auswüchſe das unendliche Tiefe jener religiöſen Unterſuchung verborgen geblieben? Ein einziges Mal wird eine Aeußerung Beza's über das Abendmahl angeführt, welche in dieſer Vereinzelung ſelbſt nicht weiß, was ſie ſoll: wie könnte man bei dieſer Dürftigkeit rügen, daß Zwingli's und Calvin's Anſicht ganz zuſammengeworfen iſt. Von dieſen, von Luther bekommt man keinen großen Eindruck; und auf der andern Seite gibt die bunte Aufzählung der Thaten Karl's V. auch nur ein haltungloſes Bild.

Daß der Verf. ſeinen Abſcheu vor den Nichtswürdigkeiten jener Zeit ausdrückt, kann man ihm nicht zum beſondern Verdienſt anrechnen, wer könnte jetzt darüber zweifeln; aber wenn ſein Werk echten Werth bekommen und ſeine Vorgänger wahrhaft übertreffen ſoll, ſo muß die zerſtückelnde Anordnung einer davon verſchiedenen Platz machen, welche größere Maſſen zuſammenſtellt; ſo müſſen alle falſchen Schmuck- und Reizmittel verſchmäht werden, und eine religiöſe Sonne muß endlich noch ganz andere Schatten und ein ganz anderes Licht über das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens verbreiten; jetzt thut Jeder, der ſich über jene Zeit unterrichten will, noch immer beſſer, den Davila oder Thuanus zur Hand zu nehmen, als den von ihren Schultern nicht ſelten herabgleitenden und von den kleineren Memoirenſchreibern ungenügend geſtützten Lacretelle.

11.

1) **Ariſtides, oder über die Aufhebung der Steuerfreiheit und eine gleiche Vertheilung der Reallaſten im Königreiche Sachſen, ſowie über die Mittel, dieſelben zu erleichtern. Von einem ſächſiſchen Patrioten bei Gelegenheit des Landtags. Dresden 1811.**

2) **Statiſtiſche Bemerkungen über die Steuerfreiheit der Rittergüter und die beſtehende Steuerverfaſſung in Sachſen. Zur Unterhaltung bei bevorſtehender Landtagsverſammlung. Leipzig 1811.**

3) **Auch ein Wort aus den Nebenlanden über die vorſeiende Union ſämmtlicher Provinzen des Königreichs Sachſen. Von einem ſtiftnaumburgiſchen Hinterſaſſen. 1811.**

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1812, V², 329.)

Sowie es Menſchen gab, welche durch die franzöſiſche Revolution Alles neu machen und den ererbten Schatz väterlicher Weisheit und Macht muthwillig vernichten wollten, ſo gibt es jetzt viele Andere, welche meinen: durch die Herſtellung einer erblichen Herrſchaft in Frankreich ſei der freventliche Turnus der Umwälzungen beſchloſſen, und nun Alles wieder auf den guten alten Fuß geſetzt. Deſto verkehrter erſcheine deshalb in Deutſchland das Treiben zum Reformiren, man ſollte doch ruhig ſein und Gott danken, ohne jenes böſe Uebel mit dem Alten gemächlich fortleben zu dürfen.

Wenn ein gründlicheres Studium aber unwiderleglich beweiſet: daß das neue Frankreich von dem alten, trotz oberflächlicher Aehnlichkeit, ſo verſchieden ſei als die Schlacht bei Roßbach von der bei Jena; wenn behauptet wird, man müſſe reformiren, damit Revolutionen nicht eintreten, ſo entgegnen Viele: das Neue ſei nicht das Beſſere, und die vorgebliche Reformation verletze Recht und Geſetz und Alles, was zeither heilig und ehrwürdig geweſen ſei.

Es iſt lehrreich, mit ſolchen Privatreden das Verhalten der deutſchen Staaten ſelbſt zuſammenzuſtellen. Weſtfalen mit faſt durchgehends franzöſiſchen Einrichtungen, das folgerechteſte Reich; doch wird man hoffentlich nicht müde werden, jene ausländiſche herbe Conſequenz durch Milde und Rückſicht für deutſche Unterthanen

zu verſüßen. Baiern ſteht in einer ſcheinbar glücklichen Mitte zwiſchen den alten und neuen Geſetzgebungen; möge nur die Ausführung dem Buchſtaben und dem Geiſte der Verordnungen entſprechen. Preußen nahm ſchon mehre Male einen Anſatz, ſich neu und doch eigenthümlich zu geſtalten; allein ſo lange die Grundlagen des im October 1810 ausgeſprochenen Syſtems noch nicht zur Ausführung gekommen ſind und neuere Geſetze, der Wahrheit nach, keineswegs mit jenen Grundlagen in Uebereinſtimmung zu bringen ſind, wollen wir nicht aburteln, ſondern nur abwarten wie das Endergebniß ſein werde.

Sachſen ſtand noch ungeſtört in der alten Form, aber der Uebertritt zum Rheinbunde und die geiſtigen und Geldbedürfniſſe der Zeit erweckten die Vermuthung und den Wunſch, der neueſte Landtag werde ſehr Vieles neu ordnen. Die genannten Schriften ſollten dazu beitragen, drei Fragen, die zu den wichtigſten gehören, näher zu beleuchten: 1) Sollen die ſächſiſchen Staaten, mit Aufhebung der provinziellen Abſonderungen, ein Königreich unter gleicher Verfaſſung bilden? 2) Soll die bisherige Repräſentation umgeformt werden? 3) Soll eine allgemeine Steuergleichheit, insbeſondere eine Ausgleichung der Grundſteuer und eine Herbeiziehung der bisher befreiten Grundſtücke eintreten?

Die dritte der genannten Schriften berührt vorzüglich den erſten Punkt und beweiſet gründlich (ſo viel ſich aus der Ferne beurtheilen läßt), daß die älteren Staaten in pecuniairer Hinſicht dabei wol nicht gewinnen dürften. Dies iſt aber auch nicht Zweck der Unternehmung, ſondern Vereinfachung der Verwaltung, Vertilgung der oft ſo nachtheilig wirkenden landſchaftlichen Scheidungen, Hinweiſung zu einem Mittelpunkte und Erweckung des Intereſſe an dem Wohle des Ganzen. Wir wiſſen ſehr gut, daß es Frevel iſt, eigenthümliches Leben unter dem Vorwande einer Einverleibung in ein größeres Ganze zu vernichten und Staaten zu verzehren, wie der Menſch Tauben und Hühner ißt; wir wiſſen, welche ſchöne Erſcheinungen die Geſchichte ſolchen kleinen Abgrenzungen in jeder Hinſicht verdankt; wir wiſſen, daß der Mittelpunkt, daß größere Ganze, nicht ſehr begeiſtern können, wenn man fürchtet, daß das Centrum nächſtens an dem Umkreiſe liegen möge; allein desungeachtet müſſen wir behaupten, daß ſolche landſchaftliche Sonderungen, ſobald ſie nicht mehr auf wahrhaft verſchiedener Eigenthümlichkeit beruhen, nachtheilig wirken, die Gemüther gegenſeitig mit Argwohn und Abneigung erfüllen, mehrfache Verbeſſerungen im Innern unmöglich machen und die Regierungen bald zu einſeitigen Maßregeln zwingen, bald dazu verleiten. Es iſt hier nicht der Ort hiefür umſtändliche Beweiſe zu geben.

Mit der ersten Frage hängt die zweite nothwendig zusammen; aber wie weit sind wir entfernt, aus Ständen und Repräsentation den gehörigen Gewinn zu ziehen? Und doch, bei aller Mangelhaftigkeit der Ausführung, wie heilsam haben die Repräsentanten, die Stände, oft gewirkt. Wenn wir auch mit dem Verf. von Nr. 3) annehmen, daß es eine fehlerhafte Verfassung ist, „nach welcher selbst die Ausschußcollegien aus Mangel an Mitgliedern selten und fast nie vollzählig, nach welcher ganze Kreise in der allgemeinen Ritterschaft durch zwei bis drei Stimmen vertreten sind, und sehr leicht in den Fall kommen können, gar nicht repräsentirt zu werden", wenn wir zu diesem Gebrechen auch noch mehre hinzufügen könnten, so müssen wir dennoch Sachsen Glück wünschen, daß es Stände hatte, welche so manche Willkür, Verschwendung u. s. w. hemmten, zum Guten und Rechten oft mit Erfolg ermahnten, welche die öffentlichen Angelegenheiten nie ganz aus dem Gesichte verloren, und eben deshalb auch Geschicklichkeit behielten, über sie zu sprechen und für sie zu wirken. In andern Staaten, welche keine Stände hatten, oder seit Jahrhunderten nicht befragten, haben die landschaftlichen Behörden sie oft zu ersetzen gesucht; aber wenn diese erst durch angebliche Reformen aller Art erschüttert, oder gleichgültig gemacht sind, so zeigt sich das Uebel doppelt groß; und leer erscheint die Hoffnung, ohne Grundreform, ohne Theilnahme des Volkes, ohne angemessene Vertheilung nach einem echten Grundsatze, ohne Vorübung von einem oder dem andern (der Zahl, oder dem Reichthum, oder der Geburt, oder der Anmaßung nach, sich auszeichnenden, bei den Verhandlungen vorwaltenden) Stande das wahre Wohl aller Stände — urplötzlich zu erkunden. Die Repräsentation ist uns nicht ein Divisionsexempel in Menschenzahl, oder Quadratmeilen eines Staats; wir haben erlebt was auf diesem, aber wir haben auch erlebt, was auf dem entgegengesetzten Wege geschieht.

Unsere gesammte Zeit krankt am Geldmangel, steuern und einzahlen ist die allgemeinste Loosung; und so hat denn auch die dritte Frage bei weitem die umständlichste Erörterung erfahren. Wir fanden in der zweiten Schrift sehr lehrreiche statistische Angaben, es sind die Irrthümer, welche sich die Widersacher der Steuerfreiheit der Rittergüter zu Schulden kommen lassen, bescheiden, aber in bestimmten Zahlen gerügt; vor Allem aber müssen wir jedoch auf die erste Schrift aufmerksam machen, welche wissenschaftliche Kenntnisse und örtliche Kunde, Achtung des Bestehenden und verständige Nachweisung des Bessern verbindet, und dabei des Namens Aristides nicht unwürdig, ohne Leidenschaft spricht und einen Mann von ehrenwerthem Cha-

rakter zeigt, mit dem wir (es sei erlaubt, den entstandenen Wunsch zu äußern) gern in nähere, uns belehrende, vielleicht auch ihm nicht unwillkommene Verhältnisse träten.

Die Schrift beginnt mit einer lehrreichen geschichtlichen Darlegung der Steuern, und insbesondere der Grundsteuern in Sachsen, spricht dann (man kann sagen erschöpfend) von den Gründen wider, und den überwiegenden Gründen für eine Steuerausgleichung, und schließt mit Vorschlägen wie die zeither Befreiten für die verlorene Steuerfreiheit zu entschädigen sein dürften. Es würde die Grenzen einer Recension weit übersteigen, wenn wir zu jedem berührten Punkte unsere Zustimmung oder Abstimmung geben wollten; wir erlauben uns deshalb nur einige allgemeinere Bemerkungen.

1) Der einzige wahre Stein des Anstoßes gegen die Ausgleichung der Grundsteuer und die Heranziehung der Befreiten liegt in der bösen Eigenschaft aller Grundsteuern, unmittelbar den Kapitalbetrag der Abgabe zu vernichten und den Werth des Bodens um so viel zu verringern. Mithin verliert der neu Besteuerte den Kapitalbetrag; der, dessen Steuer ermäßigt wird, erhält dagegen das Geschenk eines solchen, von ihm bei Kauf, Erbtheilung u. s. w. schon abgezogenen Kapitals. Wenn indessen die Ritterschaft nach S. 32 der zweiten Schrift schon mehr an anderen außerordentlichen Steuern einzahlt, als bei einer Steuerausgleichung auf sie fallen würde, so kann sie als Genossenschaft nicht leiden, sondern nur der Einzelne gewinnen oder verlieren. Denn die Ungleichheiten der Steuern sind bei den (auf andere Weise angezogenen) Rittergütern so groß, als bei den mit Schocken und Quatembern belegten Grundstücken. Alles hat jedoch sein Maß, und wenn die Steuerunterschiede so groß sind, daß sie an einer Stelle $^1/_{100}$, an der zweiten $^1/_{125}$ des Werths betragen, so muß man jene Schwierigkeiten in irgend einer Weise überwinden und dabei nicht vergessen, daß jede neue Besteuerung (auch die indirecte) verschieden trifft.

2) Ein Hauptfehler, wodurch das Uebel so groß wird, liegt darin, daß man die alte Befreiung auch auf neue Lasten ausdehnt und nach einem falschen Maßstabe immer getrost fort vertheilt. Die hiebei in Sachsen begangenen Versehen sind gerügt; aber bei dem Ausgleichungsmittel durch die Quatember, bei den mit der Zeit angewachsenen Donativgeldern der Ritterschaft sind die Uebelstände nicht so groß als z. B. in einigen Theilen der preußischen Monarchie.

3) Die Idee für den Verlust der Steuerfreiheit vollständig mit Gelde zu entschädigen, enthält einen Widerspruch: denn alsdann bliebe im Grunde die Sache beim Alten, und nur der Schein wäre

zur Gewinnung der öffentlichen Meinung gerettet. Dagegen gibt es viele Mittel, durch eine angemessene Staatsverwaltung den neu Besteuerten zu Hülfe zu kommen, welche oft mehr einbringen als die neue Last kostet, z. B. Aufhebung des Lehnsverbandes, Freiheit im Absatz der Producte, Aufhebung des Zwangs für die Erhaltung einer gewissen Zahl bäuerlicher Familien und ihre Prästationsfähigkeit zu sorgen. Diese und ähnliche Verpflichtungen sind mit Recht im Preußischen erlassen, aber Grundsteuer, die Erwähnung verdiente, zahlt der Adel bis jetzt nur in Schlesien.

1) Gegen die Meinung, Pächter und hypothekarische Gläubiger bei der Grundsteuer anzuziehen, müssen wir uns erklären, obgleich wir weniger dagegen haben, jene auf andere Weise, und die Kapitalisten, wenn es einmal sein soll, allgemein, aber nicht eine Klasse derselben zu besteuern. Immer aber sind die Gründe gegen eine solche directe Besteuerung der Kapitalisten noch nicht widerlegt: man muß ihnen auf andere Weise beizukommen wissen, und wir treten der Ansicht der bairischen Regierung bei, welche die Untersuchungen über den Kapitalienbestand der Privatpersonen ganz zurückgewiesen hat. (Verordnung vom 25. Novbr. 1808 über das Familienschutzgeld.)

Der letzte sächsische Landtag hat mit großen Geldbewilligungen (durfte man abschlagen?) geendet, sonst ohne bedeutende Ergebnisse. Wir haben dies nicht wie Manche getadelt, sondern für jetzt durchaus natürlich gefunden: allein es möchte nicht räthlich sein, die unentschiedenen Sachen als für immer abgethan zu betrachten; wir müssen im Gegentheil sehnlichst wünschen daß allmälig und milde, aber unausgesetzt gebessert werde, und durch Regierung und Volk selbst geschehe, was von außen gebracht nie so heilsam fruchten kann. Wir möchten zum Himmel flehen daß ohne Haß, Parteiung und Gewalt, und ohne Vernichtung des wahrhaft Ehrwürdigen, der Uebergang zu dem erfolge, was unabwendbar die Zeit verlangt.

Was dies sei, soll voraussehend der Staatsmann erkennen, und es ist hohe Klugheit, den Augenblick nicht zu verfehlen wo die verlangte oder dargebotene Aufopferung noch als freiwilliges Verdienst erscheint und genügt. Später tritt Zwang ein, jenes Verdienst verschwindet, und statt einer erfreulichen neuen Einigung und Verjüngung des Volkes entsteht anarchisches oder despotisches Verderben. Das beweiset die Geschichte von den griechischen Unruhen bis auf unsere Zeiten.

12.

Die Staatshaushaltung der Athener. Vier Bücher, von August Böckh. Mit 21 Inschriften. Zwei Bände. Berlin. (Die Grundtexte der Inschriften befinden sich in einem besondern Folioheste.)

(„Jahrbücher der Literatur", 1828, II, 230.)

(Unter Weglassung der Auszüge aus dem Werke.)

„Die lang vernachlässigte, jetzt so rasch fortgeschrittene Wissenschaft von der Staatshaushaltung und Staatsverwaltung, weiset aufs Bestimmteste nach, welche Fragen man sich vorlegen, welche Tiefen man ergründen und in welcher Ordnung man forschen solle. Der Verf. hat diesen, von der reinen Wissenschaft vorgeschriebenen Weg nicht eingeschlagen, auf die jetzt so allgemein bekannten Foderungen keine genügende Rücksicht genommen, manches Unbedeutende erörtert, viele wichtige Fragen dagegen nicht berührt, und mit einem Wort, in seinem Werke das nicht geleistet, was wir erwarteten."

So könnten und sollten Diejenigen sprechen, welche a priori aufs Bestimmteste wissen, wie der Staatshaushalt aller Zeiten und Völker eingerichtet sein müsse, und nach den Sätzen ihrer Theorie ohne Mühe Alles und Jedes beantworten. Gerathen diese Allwissenden (was selten geschieht) an einen Geschichtschreiber, so machen sie dieselben Foderungen und werfen ihn bald zur Seite, da sie seine Ausbeute gewöhnlich ungenügend, allemal aber anstößig finden. Ob wir nun gleich an dieser Stelle keineswegs etwas über die wechselseitige Würde und Unentbehrlichkeit der Theorie und Praxis in anmaßlicher Kürze festsetzen wollen, so müssen wir doch jenen Standpunkt für die Beurtheilung dieses Werkes als verwerflich bezeichnen. Hier kommt es vor Allem darauf an: was hat der Verf. mit dem ihm gegebenen, sehr beschränkten Stoff anzufangen gewußt, und wie verhält sich seine Ausbeute, sein Werk, zu der Ausbeute und den Werken seiner Vorgänger.

Und da hat es, auch bei der billigsten Würdigung des früher Geleisteten, gar keinen Zweifel, daß der Verf. diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde viel weiter gebracht, den so beschränkten Stoff mit großem Scharfsinn benutzt, das unbedeutende Zerstreute durch seine Anordnung in Gehaltvolles verwandelt, und mit einem Worte ein in seiner Art höchst treffliches, im Allge-

meinen schwerlich je zu übertreffendes Werk geliefert habe. Ueber Einzelnes läßt sich streiten und wird gestritten werden, aber auch der Parteilichste wird nicht neben Böckh's Werk beiweg zu anderen Büchern hinweisen können, welche nur die Erläuterung einzelner Theile bezweckten, den ganzen Gegenstand also nicht einmal erschöpfen wollten.

Nach diesem allgemeinen Urtheile könnten wir den Versuch machen, nachzuweisen, wo der Verf. von seinen Vorgängern abweicht: allein da er die Wahrheit unmittelbar aus den Urquellen entwickelt, ohne vorsätzlich viel Streit zu suchen oder zu führen, so kann uns und Anderen noch weniger daran liegen, Verschiedenheiten herauszuheben und auf eine unangenehme Spitze zu stellen. Ebenso wenig wollen wir durch Einreden den falschen Schein zu erwecken suchen, als könnte der Verf. so viel von uns lernen, als wir von ihm gelernt haben. Dagegen möchte eine Uebersicht der Ergebnisse des ganzen Werkes manchen Liebhabern willkommen sein, da es sich trotz seiner Verdienste nicht unbedingt als bequemes Lesebuch empfehlen wird. Der Verf. konnte nämlich jene Ergebnisse nicht absprechend hinstellen, sondern er mußte den ganzen Gang der Untersuchung vorlegen, welche aus dem höchst Vereinzelten erst etwas Allgemeines und Wichtiges erzeugte. Wer selbst etwas Aehnliches versucht und keine Mühe bei Erforschung von Urkunden erspart hat, wird dem Verf. mit großem Ergötzen auf seinem Wege folgen, über die Behandlungsart Belehrung und in der oft unerwarteten Ausbeute Hoffnung und Trost für sich selbst finden. Auch Diejenigen, welche einer solchen esoterischen Lust zwar nicht fähig sind, aber um eines ernsten Zieles willen einige Anstrengung nicht scheuen, werden das überreiche Werk selbst lesen und sich nicht mit einem höchst unvollständigen Auszuge und unsern gelegentlich beigefügten, zur Unterscheidung eingeklammerten Anmerkungen begnügen.

[Seine Annahme über die Bevölkerung hat der Verf. mit vielem Scharfsinn zu begründen gesucht, aber wir zweifeln dennoch sehr daß das, zum Theil unfruchtbare Attika fast doppelt so viel Einwohner auf einer geviertel Meile gezählt habe, als die fruchtbarsten Theile der bevölkertsten Länder im neuern Europa. Noch weniger glauben wir, daß auf der Insel Aegina, einer Fläche von 1 — 2 Quadratmeilen jemals 470,000 Sklaven lebten. Mit Einschluß der Freien würde alsdann die Insel gegen 600,000 Einwohner gezählt, oder eine einzige große Stadt dargestellt haben, zu welcher durchaus kein verhältnißmäßiges Reich gehörte. Eine solche Erscheinung ist aber in der Weltgeschichte nirgends anzutreffen und, soviel man auch auf Handel und Zufuhr rechnet, in der That unmöglich. Zum Landbau fehlte es

an Grund und Boden, mithin mußte jeder Lebensbedarf eingeführt und faſt ganz mit dem Ueberſchuſſe auf ſtädtiſchen Gewerben bezahlt werden. Aber ganz Hellas kannte vor den Perſerkriegen (neben den unmittelbar an Ort und Stelle nothwendigen, nicht verlegbaren Handwerkern) ſchwerlich 100,000 ſtädtiſche Arbeiter beſchäftigen oder ernähren, und dieſe Zahl würde man ja noch ganz ins Ungeheure erhöhen müſſen, da kein Grund abzuſehen iſt, warum das ſtädtiſche Gewerbe ſich ausſchließlich ſollte in Aegina zuſammengedrängt haben. Zur Schlacht von Platäa ſandte jene Inſel nur 500 Krieger, welches entweder zu der Annahme zwingt, ihre Bevölkerung ſei auf eine nicht genügend erklärliche Weiſe geſchmolzen, oder die anderen, ungleich mehr Soldaten darbietenden Städte ſeien auf eine noch unglaublichere Weiſe bevölkert geweſen. Der Einwand, daß ſich wahrſcheinlich neben der großen Zahl Sklaven nur eine ſehr geringe Zahl von Freien vorfand, hebt die Schwierigkeit nicht ganz: denn jene Sklaven mußten entweder heirathen und den Abgang durch Fortpflanzung erſetzen, was in Hellas keineswegs allgemeiner Gebrauch war, und wozu auch auf der kleinen Inſel der Raum fehlte; oder man mußte den Abgang durch Zukauf erſetzen, welcher ſich nach mäßigen Berechnungen jährlich auf 25,000 Sklaven belaufen hätte. So viel konnte aber das Inſelchen wol ſo wenig auftreiben, als bezahlen. Aus dieſen leicht noch vermehrbaren Gründen hegen wir die Ueberzeugung, daß man jene Angaben ermäßigen muß, ſo gewaltig auch der Buchſtabe des Textes entgegenſteht. Wer glaubt noch an die Zahlen, ſobald von 100,000 gebliebenen Feinden und zehn gebliebenen Bürgern die Rede iſt? Und doch wäre dergleichen durch Zufall noch eher einmal möglich, als daß ſich die Natur der Dinge bei dauernden und überall eingreifenden Verhältniſſen gänzlich ändern ſollte. Schreibfehler, Fehler der Unwiſſenheit und des böſen Willens liegen viel näher, und wir möchten uns endlich in ſolchen Fällen auf die ſogenannte höhere Kritik berufen, ſo wenig wir auch dieſer, nach ſo manchen von ihr aufgedrungenen Willkürlichkeiten ſonſt geneigt ſind.]

[Das Verhältniß der Handwerksbürger zu den Vornehmen in Athen halten wir für mangelhaft. Denn weil dieſen nicht verboten war, Handwerke durch Sklaven betreiben zu laſſen, ſo erſchienen jene einerſeits faſt nicht beſſer als Sklaven, und ſollten doch andererſeits in ſtaatsrechtlicher Hinſicht Keinem nachſtehen. Während die Bewilligung des Richterſoldes den Unruhigen eine falſche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde (ſo ſcheint es) die Mehrzahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt. Die

Einrichtungen des so verschrieenen Mittelalters scheinen hierin, sowol den ältesten als den neuesten vorzuziehen. Damals verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker, aber sie waren weit entfernt ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel keineswegs ganz auf dieselbe Stufe, verlangten keineswegs dieselben Rechte; hatten und bekleideten nun aber die, ihnen eigenthümlichen und damals oft natürlichen, auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freien geübten Meisters zu seinen freien kräftigen Lehrlingen und Gesellen konnte sich in Athen nicht genügend ausbilden, und verschwindet, aus unüberwindlichen Gründen, auch in unseren Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird daß die geistlosen und verkrüppelten Maschinen, welche man Kinder nennt, täglich nur elf Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen.]

[Es finden sich in Athen, sowie überall, viele Handelsgesetze, welche der Theorie als unbedingt verwerflich erscheinen, und wir sind weit entfernt, deren Rechtfertigung zu übernehmen. Doch scheinen uns viele auch in unseren Tagen so laut beklagten Mißgriffe nicht so verderblich, als wenn unter Landbauern, Städtern und Vornehmen große Uebelstände einreißen. Auch ist der Vorwurf, in diese Labyrinthe zu gerathen, härter, weil Staat und Volk dabei nur von sich selbst, und nicht wie bei den Handelsverhältnissen auch von anderen Staaten abhängen. Wenn es dagegen heißt: der und der hat sich dafür erklärt, daß in dem und dem Staate Freiheit des Handels eintrete, so ist es natürlich daß Viele, im beharrlich guten Glauben an das Wort Freiheit, Beifall zurufen; und dagegen ist jene Aeußerung ohne weitere Erläuterung unverständlich. Will der Staat die Millionen, welche er jetzt durch Handelsabgaben erhob, erlassen? Oder anderen Zweigen des Gewerbes auflegen? Oder jegliche Einfuhr fremder Erzeugnisse und Fabrikate gestatten, während alle anderen Staaten ringsum gegen ihn sperren? — Nach unserer Ueberzeugung kann kein einzelner Staat ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Nachbarstaaten über den Handel etwas Genügendes festsetzen, und Handelsabgaben werden erst aufhören nach Abschaffung der stehenden Heere: vielleicht aber auch dann noch nicht, weil man ja das Geld zu unzähligen anderen Dingen gebrauchen, oder mißbrauchen kann.]

[Solon kannte die Gefahr sehr wohl, welche aus zu großem Reichthume und aus zu großer Armuth Einzelner für den Staat entsteht, und trat diesem Uebel, welches Moses aus

Lösung durch die angemessenen und mechanischen Mittel der Individuen und der Vertheilung beförderen wollten, hinterließ besser entgegen, indem er von den Reichen schweren Kriegsdienst und größere Steuern verlangte!]

[Allerdings sind Staatsbankerotte, wie wir sie in neueren Zeiten leider so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den unmäßigen, überspannten Finanzsystemen und der erst dadurch möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange; allein es wäre doch wol nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen reinen Vorzug anrechnen, denn an die Stelle der Staatsbankerotte traten die Bankerotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Anklagungen und bewiesen die Mangelhaftigkeit des Civilrechtes, der Schuldgesetze und der Rechtsverwaltung. Aus den unnatürlichen und abscheulichen Exekutionen der Römer ging die strenge Verfassung und so manche nützliche Umwälzung hervor; auch stehen die Vorschläge zur Vertheilung und den Vorschlägen zu neuen Schuldgesetzen stets auf derselben Quelle. Wenn sich aber in neueren Tagen zu dem Staatsbankerotte unmittelbar der Bankerott der Einzelnen gesellt und in überreichen Individualsorgen ausspricht, so ist dies Beweis einer doppelten Uebels, dessen Abstellung man nicht allein von ungewissen Glücksfällen erwarten, sondern welches man an der Wurzel angreifen und dessen einzige Wiederkehr man unmöglich machen sollte. Und ist aber nicht bekannt geworden, daß in den Staaten, welche dadurch sich litten, irgend etwas in dieser Beziehung Vorbeugendes, von Seiten der Gesetzgebung Ausgesprochen wäre.

Wir sind weit entfernt, die übeln Folgen mancher übertriebenen Verschwendung zu leugnen; allein es scheint uns nicht billig, wenn Einige den Pöbel für tot, hinsichtlich in den ersten Zeiten Gegebe Uebel allein verantwortlich machen, gegen welches er bei längerem Leben gewiß am meisten selbst angekämpft haben würde. Was in monarchischen Staaten als eine unsinnige Begünstigung des Pöbels erscheinen mußte, war in Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souverainen Volks zu seinen Kassen im Auge, läßt man sich den Grundsätzen einer gänzlichen Kostenfreiheit Aller gefallen, so folgt ganz natürlich, daß die Souverainen in ihrem eigenen Theater auch Freiheit haben wollten. Athen war reich genug ein Theater zu erhalten, und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeschlossen, so gewann man immer nicht als Platz, wenn es in den alten Schauspielhäusern nicht fehlte. Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeltlichen Interesse der Aermeren

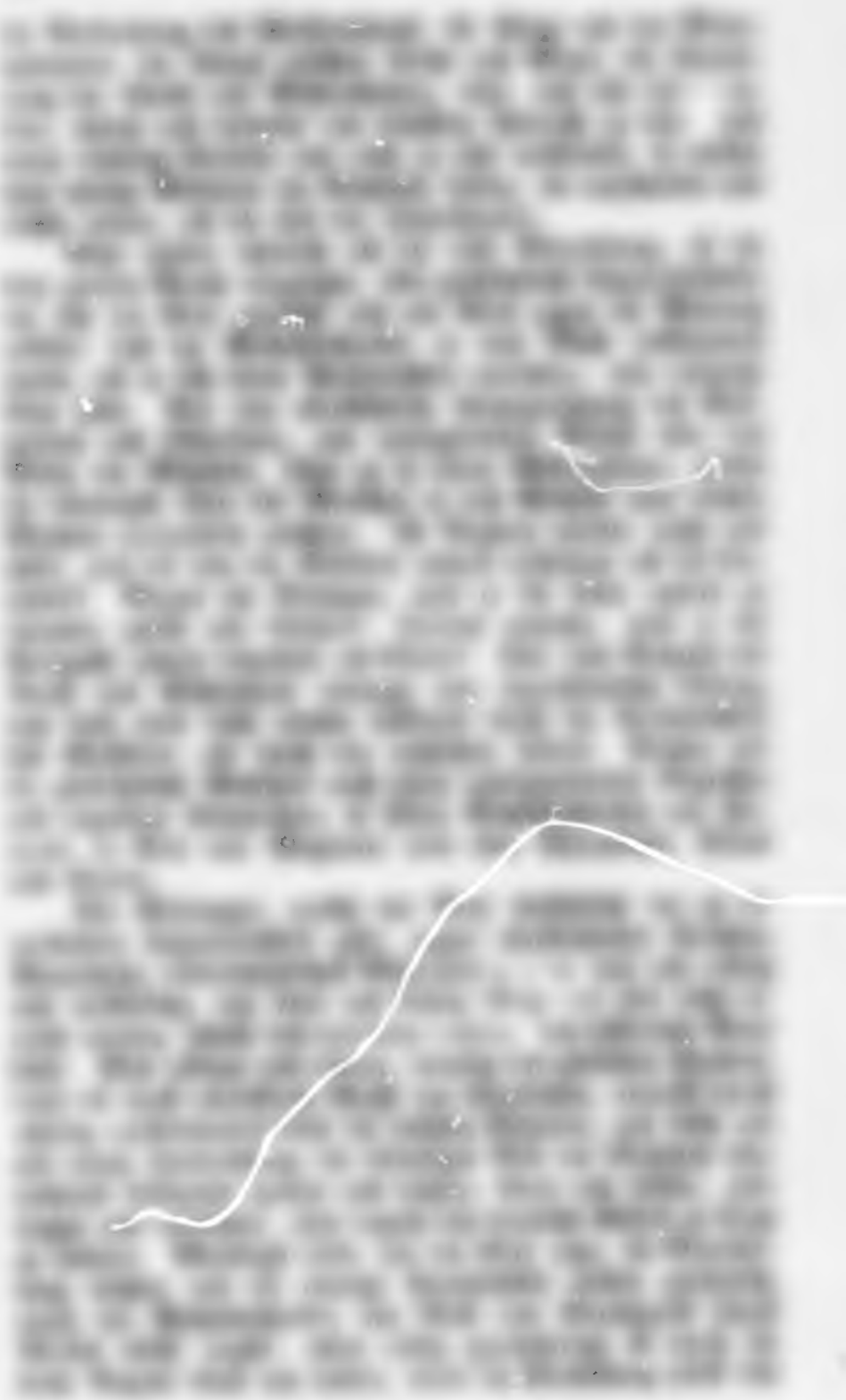
[illegible] [illegible] [illegible] [

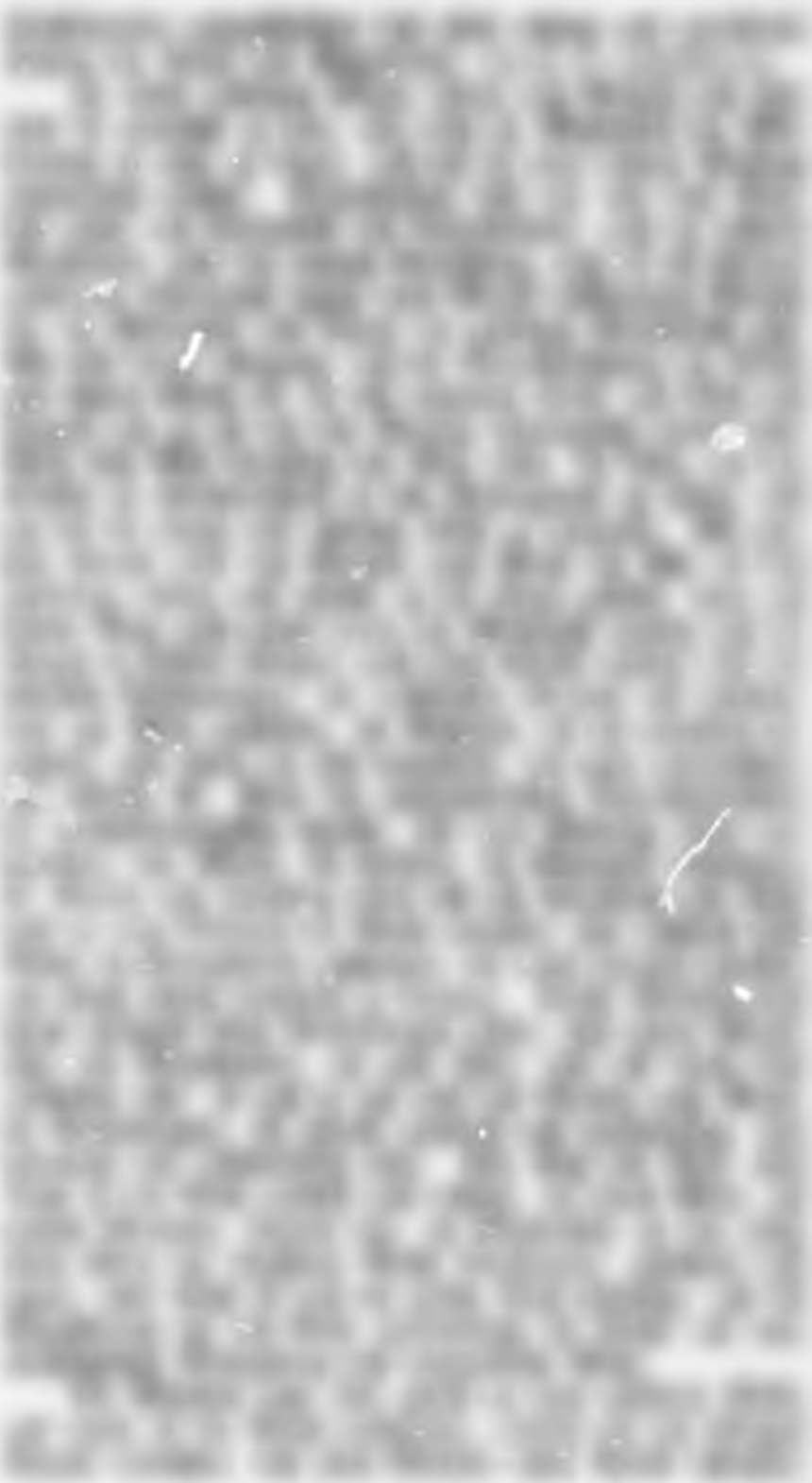
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [





[illegible]

[illegible] und eine Erzählung bei Wilhelm (Mon. XXVIII, 191) zeigt, wie er in seinen Verhältnissen zum Kanzler und Volk und Ritterschaft selbst manchmal Recht bei Hofe und alle Würde [illegible]

Eine gewisse Schwere, in der man von Kanzlern sich [illegible] Unbeweglichkeit kaum muss man ihm nicht absprechen; wie aber seine Neigung zu den Formen altmodig [illegible] (welchen Heinrich IV. schätzte) ganz weise war, so Unbeweglichkeit verhindert, seiner Politik vorgeht und sich [illegible] Lehr vorgeschlagen, seinen Sprachen selbst die [illegible] Zeug nicht [illegible] gering. Wenzeslaus (vgl. 1378, 1379) [illegible] [illegible], er hatte [illegible] als [illegible] Wissens [illegible]. Lamprecht (XXVII, 2) [illegible] [illegible] [illegible]

Clubs und die städtischen Räte im revolutionären Sinne, und verlangten auf alle Weise Herkommen und Recht. Damals verlangten die Städte hinwiederum im Widerspruch mit dem König die provisorische Berufung der Stände, forderten nicht die Abschaffung der Steuern, die sie zahlten, sondern daß der Adel die widerrechtlich in Besitz genommenen herausgebe. Noch am 10. Januar 1351 antwortete Volksbeifall im Namen der Städte (Cabaret, I, 421) dem Adel: „Immerdar sind die Bürger den Königen treu gewesen und auch jetzt wissen wir, daß Du, und wir ihnen, zum Besten des Königs und Reichs dient, nicht aber weil der Adel ermahnt und vollbringt. Die Geschichte Spaniens zeigt nur zu viele Beispiele, wo die Könige von den Großen bekämpft, verjagt, eingekerkert, abgesetzt wurden, während die Gemeinen sie schützten, befreiten und herstellten. Immer war der Gehorsam in den Bürgern, der Ungehorsam in den Adligen. Ebenso sind es die Völker, welche das Einkommen der Könige vermehrten und herstellten, während sie und das Reich durch den Adel arm wurden. Nicht blos frei von Abgaben ist dieser, sondern die Rechte, Einnahmen und Besitzungen der Könige sind auf gar mancherlei nicht zu rechtfertigende Weise in seine Hände gekommen. Daher wurden die Könige zu neuen Steuern gedrungen, und nicht selten widersprechen die Gemeinen, als daß sie verlangen, unverhältnißmäßig Contribuirende sie herausgeben und der alte rechtmäßige Zustand hergestellt werden. Wo der Adel dem Könige dient, geschieht es auf Eigennutz, und auch jetzt wird der Ueberrest seiner Macht zur Verachtung der augenblicklich gedemüthigten Partei kaum hinreichen. Wir wünschen, daß der König reich und mächtig sei, daß weder Große noch Geringe sich ihm widersetzen dürfen, und dazu, daß der Adel seine übermüthigen Anforderungen fallen lasse, dazu dient unser gerechter Krieg. Nicht Unbilliges werden und sollen unsere Verbündeten fordern; vereinigt in Wille und Thun vom Clemens mit denselben, dann wird das Reich blühen und ein großes Recht und Gehorchen sein."

Daß nicht blos Furcht vor Empörung und Liebe für Vereinigung die Gemüther bewegte, beweist auch der Hilferuf, welchen Petrilla vom Pfingstfeste an seine Parteigenossen richtete; aber freilich würde er bei längerem Leben (wie Don Pedro Lasso und Andere) bald von den ärgern Revolutionären gestürzt worden sein. Wenige Wochen vor der Schlacht bei Mislata, als er die Hand zu milden Verhandlungen bieten wollte, wurde er bereits von den Zweien überflügelt und überschrien, welche, um nicht ihren Einfluß zu verlieren, die Dinge

auch Neuerungen treiben wollten (Petrus Martyr, Epist. 748). So bringt der geſchichtliche Ueberblick des Ganzen zu der wehmüthigen Ueberzeugung, daß nach beiden Seiten gefehlt und faſt nur zerſtört wurde. Die Gemeinen gingen anfangs im richtigern Gefühle des vorhandenen Unrechts und der Mängel vor, griffen aber dann in den Mitteln fehl und überſchritten weit das billige Maß; die Könige ſchlugen nachmals die wahre mit Gehorſam verträgliche Freiheit aus übergroßer Furcht vor der Willkür mit zu Boden und erregten die Erſtarrung des Todes, aus Abneigung vor den Bewegungen des Lebens.

Der Verf., hierin gewiß unſerer Meinung, hätte durch einen kurzen, dem Inhalte nach aber gewichtigen Zuſatz etwaigen Mißverſtändniſſen leicht vorbeugen können, wogegen uns ſeine Aeußerungen über die unter Franz I. veränderte Gerichtsverfaſſung eben nicht zweckmäßig erſcheinen. Wenn er nämlich ſagt: die Gerichtshöfe wurden dadurch zu unabhängig vom Könige, ſo geht ſeine Meinung (wie auch eine andere Stelle, III, 127 zeigt) gewiß nicht dahin, deſſen Willkür über das Geſetz zu erheben, ſondern enthält nur einen Tadel des neueingeführten Verkaufens und Vererbens der Richterſtellen. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß die franzöſiſchen Parlamente ſeitdem ihre Forderungen übertrieben, und daß ein Dutzend rechtſprechender Behörden keineswegs geeignet waren, die Geſchäfte der Reichsſtände angemeſſen auszuüben. Inſoweit hatte der Hof Recht gegen die Parlamente, und ſie ſelbſt hatten Recht, wenn ſie kurz vor der Revolution dieſer Anſicht beitraten; aber freilich gerieth man beim Verbeſſern in viel größere Irrthümer und Mängel. Noch bemerken wir, daß die ſpaniſche Junta 1520 ausdrücklich vom Könige verlangte, die Richterſtellen ſollten nicht für immer vergeben werden. (Non vendi perpetuo. Cabrera, I, 221 — 224.)

Der Ausdruck, daß Wolſey (1519) vom Kaiſer zwei mal ſei betrogen worden, ſcheint uns viel zu hart: denn wenn es gleich nicht zu beweiſeln iſt, daß dieſer jenem ſein Zuwort bei den Papſtwahlen verſprach, ſo ſteht nicht minder feſt, daß die Wahl Hadrian's VI. ganz ohne ſeine Mitwirkung, durch einen bloßen Zufall zu Stande kam und daß ſein Einfluß bei der von Clemens VII. keineswegs entſchied. Wolſey war alſo nur in der Hoffnung betrogen, daß es allein von dem Willen des Kaiſers abhänge, ihm oder irgend jemand unfehlbar auf den päpſtlichen Stuhl zu verhelfen.

Mit Recht erklärt ſich der Verf. gegen das Vernehmen Franzens hinſichtlich des Vertrages von Madrid: doch ſcheinen uns auch hier noch zu ſtarke Schatten auf den Kaiſer zu fallen. Insbeſondere war jede Haft dem Könige natürlich höchſt drückend;

daß er aber sans humanité behandelt sei, muß man entweder bezweifeln, weil Franz im madrider Vertrage ausdrücklich sagt: er sei sehr gut gehalten worden (Sandoval I, 836); oder man muß annehmen, er habe auch hier eine Unwahrheit bezeugt — und wie bezeugt und beschworen? — nach Gesetz, gutem Glauben, bei dem Worte eines Königs, auf seine Ehre und das Evangelienbuch!

Ferner waren die Bedingungen des madrider Vertrags allerdings hart, im Vergleich mit den glänzenden Plänen und Hoffnungen des Königs: in Wahrheit aber besaß Karl, mit Ausnahme Burgunds, bereits Alles, was er sich zusprechen ließ, und die Anrechte der Franzosen auf dies Land hielt man keineswegs über alle Zweifel erhaben. Zugegeben aber, daß der Kaiser hiebei hinsichtlich der Klugheit und Mäßigung fehlte, so treffen diese Vorwürfe in noch weit härterem Maße seine Feinde, welche bei Schließung des sogenannten heiligen Bundes vom Mai 1526 seine Länder vertheilten, sogar dem Könige von England und Wolsey Renten auf neapolitanische Güter anwiesen und den Kaiser aufforderten, — diesem Bunde beizutreten!

Wenn Karl den Papst, welcher auch die billigsten Anerbietungen zurückwies, aufs eifrigste bekriegt hätte, so könnte man sich darüber nicht wundern: es ist aber gewiß, daß er den Zug Bourbon's gen Rom weder wußte, noch billigte, über die Frevel erschrak und die Freilassung des Papstes anbefahl. Von den Anführern und Soldaten ward aber sein Befehl keineswegs befolgt, welche (Sandoval I, 821, 822) verlangten, daß Clemens erst Geld zur Bezahlung ihres Soldes herbeischaffe. Im Fall jedoch dem Kaiser diesmal der Ungehorsam willkommen war und die Einstellung aller Siegesfeste u. s. w. hauptsächlich geschah, um die Stimme des Volks nicht wider sich aufzuregen, so scheint er bei der Benutzung dieses Glücksfalls nicht in dem Maße ein hypocrite profond gewesen zu sein als Franz, der (uneingedenk des edeln Beispiels, welches ihm sein Vorfahr, König Johann, gegeben hatte) Wort- und Eidbruch auf die Einreden der burgundischen Stände schob.

Merveille war keineswegs ein anerkannter Bevollmächtigter Franzens; und wenn bei seiner Verurtheilung alle Formen verletzt wurden, so scheint es uns kühn, zu vermuthen, man habe durch solche Thaten Karl's Beifall gewinnen können. Noch weniger dürfen wir beistimmen, wenn es S. 385 heißt: Nach dem Tode von Sforza macht Karl Franzen Hoffnung, ihm Mailand abzutreten, und dieser, stets leichtgläubig und zutraulich, läßt sich von neuem betrügen. Der Kaiser, welcher, um die empörten Genter zu züchtigen, durch Paris geht, verpflichtet sich durch ein

förmliches Verſprechen, Mailand dem Herzoge von Orleans zu geben, und il se jone de cette promesse comme de toutes les autres. Cette nouvelle perfidie inspire au roi de France une juste indignation. Au mépris du droit des gens et des premiers principes de la justice et de l'humanité, le Marquis de Guast, gouverneur de Milanez, fait assassiner, en vertu des ordres secrets de Charles, deux envoyés français, Rincone et Fregosse, pour s'emparer de leurs papiers.

Da jene Reiſe durch Frankreich mit ihren Folgen und der Tod Rincon's und Fregoſe's ein paar Hauptpunkte ſind, wo die Franzoſen rhetoriſch einherſtolziren, um dem Kaiſer Schandflecke anzuhängen, ſo ſei es uns erlaubt, etwas umſtändlicher darüber zu ſprechen. — Die erſte Erzählung läuft darauf hinaus, daß der Kaiſer für den erſtaunlichen Edelmuth, ihn durch Frankreich nach Gent reiſen zu laſſen, Mailand habe abtreten ſollen — und wollen. Betrachtet man den Hergang genauer, ſo reiſete der Kaiſer langſam, hielt ſich erſt mehre Tage in Paris, dann beim Connetable Montmorency auf, ſodaß ihm der kürzere Landweg gar nicht ſo unſchätzbar und nothwendig war. Das Anerbieten, dieſen Weg zu wählen, ging von Franz aus, und Karl zeigte zum mindeſten ebenſo viel Vertrauen indem er es annahm, als jener indem er es machte. Kaum aber war der Kaiſer in Paris angelangt, ſo ward ihm mit zierlichen Worten vertraut, es ſei die Rede davon geweſen, ihn feſtzuhalten; und wenn wir gleich bei der Art, wie Franz es ſelbſt erzählte, überzeugt ſind daß er auf keine Weiſe ernſtlich daran dachte, ſo wundern wir uns doch um ſo weniger, daß Karl durch dieſe und ähnliche Erſcheinungen und Anekdoten etwas bänglich ward, da man ja alles Ernſtes in ihn drang, Mailand, den Preis ſo vieler Kämpfe und Kriege, ſeinem alten Feinde zu überlaſſen. Wie undelicat war dieſes Verfahren von Seiten Derer, welche ſich rühmen, die Zarten und Edeln geweſen zu ſein! Der Kaiſer, dem dieſe Reiſekoſten doch zu hoch vorkamen, äußerte ſich, wie die Umſtände dringend zu verlangen ſchienen, allerdings günſtig, fügte aber hinzu: jedes Verſprechen, gegeben ehe er in ſeinen Staaten ſei, werde gezwungen und ungültig erſcheinen. Und dieſe Einrede mußte den Franzoſen, im Andenken an den Bruch des madrider Vertrags, nur zu gegründet vorkommen. Sie laſſen den Kaiſer hierauf ziehen; und als er nun in der Heimat erklärt: er habe noch nichts Beſtimmtes verſprochen und abgeſchloſſen, als er andere Vorſchläge macht, ſo erheben jene die gewaltigſten Klagen über Hinterliſt und Verrath, weil es ihnen mißlungen iſt, den Kaiſer ſo recht eigentlich en passant um einen der ſchönſten Theile ſeines Reiches zu bringen!

Was den zweiten Anklagepunkt betrifft, so müssen wir nach genauer Vergleichung der Quellen und Erzählungen beider Parteien dem Verf. fast in jedem Worte widersprechen. Erstens schickte Franz allerdings Rincon und Fregoso an die Feinde des Kaisers; sie reisten aber keineswegs als Gesandte unter dem Schutze des Völkerrechts, sondern heimlich unter anderem Aeußern und zu angeblich anderen Zwecken. Sagt doch selbst der Franzose Beaucaire (704): non palam, ut legati solent, incederent, sed clam navigiolis velut tecti secundo Pado evadere tentarent. Zweitens hat der Marchese Guasto aufs feierlichste behauptet und sich dafür zum Zweikampf erboten, daß er die Ermordung nicht anbefohlen. Bellay Langei's Untersuchung brachte nur heraus, daß Soldaten den Kahn anhielten, Rincon und Fregoso sich zu Wehre setzten und in dem entstehenden Handgemenge umkamen. Die spanischen Quellen (Sepulveda, XXI, 6) geben zu, daß Guasto jene wollte angreifen und ihnen ihre Papiere abnehmen lassen, und dies Verfahren war keineswegs so ganz unerhört und rechtswidrig. Wenn z. B. die Türken noch jetzt (wie der Verf. S. 381 behauptet) die natürlichen Feinde Oesterreichs wären und ein paar Leute ohne Pässe unter falschen Angaben im Auftrage irgend einer feindlichgesinnten Macht sich durch Mailand zu ihnen hindurchschleichen wollten, würde es da der österreichische Gouverneur nicht für seine Pflicht halten, diese aufgreifen zu lassen? Würde man ihn, wenn dabei durch Widersetzlichkeit ein Todschlag herbeigeführt würde, einen Mörder nennen, oder gar einen edeln Kaiser des schrecklichsten Verbrechens anklagen dürfen? Wir wissen nicht aus welcher Quelle der Verf. entnahm, daß Karl geheime Befehle gegeben habe, d'assassiner les envoyés: auf jeden Fall aber mußte eine ernste historische Kritik dergleichen Klatscherei der Leidenschaft widerlegen. Der Kaiser wußte in Spanien gewiß nichts von der Sendung, er leugnete, jemals, auch nur zum Auffangen Befehl ertheilt zu haben (Sepulveda, XXI, 6. Sandoval, II, 396), die ganze Sache war ihm höchst unangenehm und mußte es sein. Denn weit entfernt um diese Zeit (der Tod jener Männer fällt auf den Juli 1541) Franz beleidigen und reizen zu wollen, lag ihm äußerst viel daran, seine Freundschaft zu erhalten, damit er den Zug gegen Algier ungestört beenden könne. Erst nach dem unglücklichen Ausgange dieser Unternehmung, wo Franz sich schmeichelte Perpignan und italienische Landschaften ohne Mühe zu erobern (Bellay, XX, 390. Sepulveda, XXI, 7), ergriff er gern auch jenen Vorwand, kündigte dem Kaiser verbis atrocissimis (Beaucaire, 720) den Krieg an und verband sich noch enger mit den Türken.

In letzter Beziehung äußert der Verf.: eine gesunde Politik schrieb ihm diese Maßregel vor. Die Verschiedenheit der Religion soll Bündnisse nicht verhindern, sobald Gleichheit der Interessen vorhanden ist. Franz erhob sich (se mettoit au dessus) über die herrschenden Ansichten seines Zeitalters und zeichnete seinen Nachfolgern eine Bahn vor, auf der sie getreulich und mit Erfolg beharrt sind. So sonderbar die Verbindung erscheinen mag, die Sicherheit seines Staats, das höchste aller Gesetze schrieb ihm vor, eine Hand den Türken und die andere den Protestanten zu reichen.

Wir hegen hierüber eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung, denn Frankreich war keineswegs in einer so großen Gefahr. Zwei mißglückte Einfälle in der Provence, vergebliche Angriffe von den Pyrenäen und den Niederlanden her, die Eroberung der drei Bisthümer durch Heinrich II., und die geringen Folgen des Sieges bei St. Quentin beweisen, daß die spanische Macht durchaus nicht hinreichte, Eroberungen zu machen; mithin erforderte das wahre Interesse beider Theile, Frieden zu halten, und Frankreichs, Angriffskriege zu vermeiden. Leidenschaftlicher Ehrgeiz wußte aber damals, wie später, den Deckmantel angeblicher Grundsätze überzuhängen und folgerecht vorschreitend zu beweisen: wie das wahre Interesse Frankreichs und das Wohl der Welt erheische, daß der Rhein, die Elbe, die Weichsel Grenze des grand empire sei. Nach unserer Meinung erhob sich Franz nicht über die Ansichten seiner Zeit, sondern alle höheren Interessen der christlichen Menschheit zurücksetzend, kam er zu der kalten, gemüthlosen, berechnenden Politik, welche leider in Frankreich seitdem fast immer, zum Unheile des Landes wie der Fremden, geherrscht hat. Wir Deutschen wollen aber wenigstens nicht niederfallen und das goldene Kalb anbeten. Jetzt freilich sind die Türken milder geworden; daß sie es aber auch damals gewesen wären, wird uns doch Niemand aufreden wollen? Anstatt nun (bei der entsetzlichen Gefahr, alles zu verlieren was nur Schönes, Gutes und Heiliges vorhanden war) der kleinlichen Zänkereien zu vergessen, verlangte das angeblich höchste Interesse Frankreichs, die christlichen Einwohner aus manchen Städten zu vertreiben, um Türken einzulagern, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser aufzureizen und in Paris gleichzeitig zu foltern und zu verbrennen! O hätte doch Franz statt dieser politique saine, die der Wahrheit nach eine verruchte ist, etwas von der manie, den folies und idées absurdes gehabt, die einst Ludwig IX. leiteten, oder die Karl V., während Franz gegen ihn cabalirte, nach Tunis trieben, um 19,000 christliche Gefangene aus furchtbarem Elende

zu befreien und Solyman von dem heiligen Boden Deutſchlands zurückzuſchrecken.

Wäre der Kaiſer ſo in Beziehung auf die Proteſtanten zu rechtfertigen, wie den Franzoſen gegenüber, er ſtände faſt fleckenlos da: allein bei der Aechtung des Kurfürſten von Sachſen und Philipp's von Heſſen wurden allerdings nicht einmal die Formen des 12. Jahrhunderts beobachtet; und wenn Karl auch die Verſprechungen nicht kannte, welche ſeine Beamten wahrſcheinlich dem letzten gemacht hatten, ſo müſſen wir (bis die verſprochenen Gegenbeweiſe wirklich gegeben ſind) es misbilligen, daß er die Täuſchung benutzte. Dieſe Verſtöße gegen Klugheit und Milde ſind ſchwer an ihm geſtraft worden, obgleich wir es weder unnatürlich finden, noch von vorn herein unbedingt verdammen können, daß Karl nach dem Siege bei Mühlberg (im Andenken ſo vieler böſer Ereigniſſe und im Gefühle ſeiner Kräfte) die Erweiterung oder vielmehr Herſtellung kaiſerlicher Macht für rechtlich und nothwendig hielt. Darin aber kehrte dem Kaiſer wie Moritz das richtige deutſche Gefühl zurück, daß ſie zu billiger Ausſöhnung die Hand boten, und nach Beſeitigung unnatürlicher Politik in dem, deutſche Städte und Länder argliſtig berückenden, Könige von Frankreich den natürlichen Feind erkannten.

Das letzte Capitel des erſten Bandes handelt von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft und Kunſt in Italien, beſonders zur Zeit der Mediceer, und enthält der geiſtreichen Betrachtungen und anziehenden Schilderungen ungemein viele. Nur das Bedenken iſt uns entſtanden, ob dieſer Abſchnitt nicht vor Erzählung der italieniſchen Kriege eine noch beſſere Stelle gefunden hätte. Wenn die Gegengründe, deren Daſein wir nicht leugnen, überwogen, ſo wäre vielleicht eine noch ſchärfere Vergleichung mit dem Gange der Bildung in anderen Staaten und eine ausführlichere Darſtellung der atheiſtiſchen Schattenſeite Italiens rathſam und als Einleitung zur Reformationsgeſchichte ſehr erläuternd geweſen. Die lateiniſchen Dichter jener Zeit, Fracaſtor, Vida u. A. können wir nicht ſo hoch ſetzen als der Verf., und es hat uns überraſcht, daß er (S. 116) Lafontaine den originellſten aller Dichter nennt. Auch widerlegt die Geſchichte den Ausſpruch, daß die Kunſt in Italien n'eût presque point d'enfance (S. 133); obgleich wir der Anſicht keineswegs zugethan ſind, welche die Wichtigkeit des Einfluſſes großer Genien herabſetzt und alles aus langſamen, regelmäßigen Abmühen der mittelmäßigen Geiſter zu erklären ſucht.

Daß der Verf. die den zweiten Band eröffnende Geſchichte der Reformation nicht zerbröckelt hat, ſondern nach Beſeitigung

der politischen Angelegenheiten im Zusammenhange erzählt, müssen wir, wie gesagt, bei dem Plane und Umfange seines Werkes billigen; auch ist es nicht unnatürlich, daß selbst hier die theologischen und kirchlichen Beziehungen bisweilen den staats- und völkerrechtlichen nachstehen müssen. Doch möchten wir nicht sagen (68), daß die Lutheraner in jener Hinsicht nur eine Sklaverei gegen die andere vertauscht hätten: denn ob sie gleich ohne alle Beziehung auf einen festen Mittelpunkt nicht sein konnten, so blieb dieser doch, ihrer eigentlichsten und wesentlichsten Ansicht nach, das Evangelium, welches besser als andere Mittel der Natur und Kunst, zur wahren Freiheit hilft und hinweiset. Merkwürdig aber ist es, daß die Katholiken, welche, vermöge ihrer Ansicht von der Tradition und der ununterbrochen fortlaufenden gesetzgebenden Gewalt, die Kirche für bildsam, der Vervollkommnung und Fortschritte wenigstens in vielen Punkten für fähig halten, damals für die Unbeweglichkeit kämpften; wogegen die Protestanten, welche über und neben dem Evangelium keine Aenderung dulden wollten, die größten Neuerungen veranlaßten. Aber freilich war das Maß falscher Entwickelung zu groß in der alten Kirche, und es mußte der wahre Fortschritt in dem scheinbaren Rückschritte liegen. Allmälig aber hat der Protestantismus von jener großen Bewegung her den bildsamen, der Katholicismus von jenem Widerstande her den beharrlichen Charakter so angenommen, daß viele darin das Hauptunterscheidungszeichen der Bekenntnisse finden. Gewiß kann man in beiden Beziehungen zu weit gehen und ist zu weit gegangen, wobei die Protestanten Gefahren der Anarchie, die Katholiken Gefahren der Tyrannei zu vermeiden haben.

Auch wir glauben, daß Luther's Reise nach Rom sehr auf ihn wirkte, obgleich sich fast unbegreiflich wenig über jenen Aufenthalt und diese Wirksamkeit verzeichnet findet.

Welche Ansicht Karl V. von der Religion gehabt habe, ist um so schwerer zu entscheiden, da sie bald mehr, bald weniger mit andern Bedürfnissen und Zwecken in Verbindung trat, auch wol in den verschiedenen Zeiträumen seines Lebens Aenderungen erlitt. Gleichgültig (assez indifférent, 59) war er indeß wol nicht über diesen wichtigsten, damals alle Gemüther mehr als je ergreifenden Gegenstand, sondern nur ebenso wenig ein Protestant nach dem Sinne eifriger Prediger, als ein Katholik nach dem Wunsche des römischen Hofes.

Ob Zwingli (69), Luther gegenüber, nicht zu sehr hervorgehoben sei, mögen die Theologen prüfen; darin aber stimmen wir mit dem Verf. gegen alte und neue Behauptungen überein, daß die Art, wie ihre abweichenden Lehren bekämpft und ver-

theidigt wurden, den Regeln der Klugheit widersprach; ja daß sie den hohen, alles umfassenden, liebevollen Geist des Christenthums hintansetzte und das Höchste und Wesentlichste in Deutung des Unerklärlichen zu finden meinte. Wenn dies Verfahren (welches der Verf. mit Recht auch bei den Streitigkeiten der Gomaristen und Arminianer [II, 467] tadelt) das nothwendige und allein richtige wäre, so hätten die Katholiken mit ihrer unbedingten Verwerfung blos persönlicher Ansichten vollkommen Recht.

Ganz der geschichtlichen Wahrheit gemäß, spricht der Verf. Luther frei von allem Antheile an den Frevels des Bauernkrieges und der Wiedertäufer; ob wir gleich der Meinung sind, daß es auch auf der politischen Seite nicht an argen Misbräuchen fehlte und seine Reformation Unkundigen und Schwärmern Veranlassung ward, das richtige Maß zu überschreiten. Durch die Art und Weise, wie sich Luther mit aller Kraft dem Uebel widersetzte, ist er indeß selbst von mittelbarer Schuld gerechtfertigt; wenigstens besser gerechtfertigt, als es der katholischen Kirche hinsichtlich grausamer Religionsverfolgungen möglich ist, denen Papst und Prälaten nicht widersprachen, sondern sie billigten und herbeiführten.

In Bezug auf den Religionsfrieden von 1555 sagt der Verf. (109): les partisans du système de l'équilibre furent charmés de voir non seulement l'Allemagne, mais l'Europe toute entière partagée en deux masses de puissance, plus intéressées que jamais à s'observer et à se contrebalancer réciproquement. Wenn auch schwerlich damals Viele die Ereignisse auf dem Standpunkte des Systems des Gleichgewichts betrachteten, so freuten sie sich doch, daß Gleichgesinnte aller Länder mit demselben Eifer gemeinsamen Gefahren entgegentraten, und auch jetzt muß sich Jeder freuen, daß Philipp's II. verderbliche Politik dadurch überall gehemmt ward. Andererseits halten wir es für ein ungemein großes Unglück, wenn das Band des Vaterlandes, des Volks, der Sprache nicht mehr das Höchste bleibt, sondern um religiöser und politischer Ansichten willen Mitbürger und Brüder als Feinde und Widersacher, Fremde dagegen als Freunde und Erlöser betrachtet werden. Es gibt allemal einen höhern Ausweg sich zu verständigen und zu versöhnen, und die Leidenschaften aller Art, welche ihn verdammen, sind selbst am verdammungswürdigsten.

Wollten wir über die folgenden Theile des Werkes ebenso umständlich sprechen, wie über den ersten, wir würden nicht allein den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, sondern auch zu etwaigen Einreden nicht Veranlassung und Stoff genug

finden. Mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher wir unſere Zweifel ausſprachen, können wir verſichern, daß uns (um zunächſt beim zweiten Bande ſtehen zu bleiben) Anſicht, Auswahl, Darſtellung vom 15. Capitel an, wo unſere Bemerkungen abbrechen, nicht blos tadellos, ſondern im hohen Grade trefflich erſcheinen. Insbeſondere hat uns die Geſchichte der nordiſchen und engliſchen Reformation ſehr angezogen, und die Art, wie in die verwirrte Geſchichte der bürgerlichen Unruhen Frankreichs Licht gebracht, die Hauptpunkte hervorgehoben, die Anſichten und Triebfedern in kleinem Raum entwickelt ſind, halten wir des größten Lobes würdig. Wie wahr ſagt der Verf., daß den Guiſen und den meiſten ihrer Gegner: ne manquait pour être de grands hommes, que de préférer le devoir à l'ambition, et des principes purs à des maximes intéressées. Daß eben die Lehre von den forces und contre-forces allein nicht ausreicht, wenn höhere Anſichten und Triebfedern fehlen, zeigt die Politik der Katharine von Medicis und Philipp's II.

Von Heinrich IV., dem liebenswürdigſten aller Könige, wird vortrefflich und mit der Theilnahme geſprochen, welche Niemand unterdrücken kann, der nach dem langen Elende und den ungeheuern Frevels zu ſeiner Geſchichte kommt. Sehr ſchön ſagt der Verf.: Henri trompa toutes les craintes et surpassa toutes les espérances, par une conduite vraiment magnanime. Il fit par un instinct du coeur, ce que d'autres eussent fait par politique. Sa grand' ame, au dessus de toute espèce de ressentiment, pardonnait sans effort, car elle avait besoin d'oublier toutes les offenses. Il sentit que le seul moyen de prévenir la renaissance des troubles, était d'employer les hommes de tous les partis, d'opérer le rapprochement des Français en leur donnant l'exemple de la réconciliation, d'empêcher par sa douceur le désespoir du crime, et d'inspirer par sa générosité des sentimens généreux à ses adversaires les plus acharnés. Möchten doch alle Könige, die ſich in ähnlichen Lagen befinden, Heinrich's großem Beiſpiele folgen.

Nie fand ein trefflicher König einen trefflichern Freund und Miniſter als Heinrich IV. an Sully. Dies Wechſelverhältniß iſt vielleicht das edelſte, ſchönſte und rührendſte der Art in der ganzen Weltgeſchichte. Sehr richtig iſt Sully's ungemein großes Verdienſt hervorgehoben und nicht die Elle der modernen Weisheit bei ſeiner Beurtheilung angelegt. Unzählige kleine Leute, die Smith und Say geleſen haben, ſind jetzt überzeugt ſie taugten mehr zum Finanzminiſter als jener große Mann; ja wir haben ſagen hören: Sully würde, wenn er auferſtände, nicht fähig ſein, Secretair in einem Miniſterium zu werden.

Dies iſt indeſſen vollkommen richtig, denn er würde der leichtſinnigen und unzuverläſſigen, wie der unentſchloſſenen und zaudernden, wie der kleinlichen und pedantiſchen Miniſter bald Herr werden, rettend an die Spitze treten und zeigen: daß Kenntniß der Dinge, welche man im Referendariatsexamen abfragen kann, zwar den guten Referendarius machen mögen, daß aber Niemand ohne Tugend, feſten Willen, mit einem Worte, ohne großen Charakter, ein großer Miniſter ſein und werden kann.

Daß zwei Männer von ſolch praktiſcher Weisheit, wie Heinrich IV. und Sully, lange und eifrig dem ſogenannten großen Plane der Umgeſtaltung Europas nachhängen konnten, zeigt, wie gefährlich Träumereien der Art ſind. Wenn wir aber der Beurtheilung des Verf. im Ganzen beitreten, leugnen wir doch, daß das Syſtem der contre-forces jene Männer hätte auf den rechten Weg bringen können. Denn ob die forces oder contre-forces durch Ausführung des Plans richtiger oder unrichtiger geſtellt wurden, darüber läßt ſich ſtreiten; daß er aber allen Grundſätzen des Rechts entgegenlief, bricht ihm unbedingt den Stab.

Die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erzählt der Verf. mit dem Gefühl, welches jeden Menſchen reines Herzens dabei ergreifen muß. Philipp II. iſt ein augenfälliges Beiſpiel, daß Könige ebenſo nach revolutionairen Grundſätzen handeln können, wie die Menge; und erſt, wenn alle ohne Ausnahme recht inniglich von dem Grundverderblichen dieſer Grundſätze überzeugt ſind, werden ſie ſich gleichmäßig zum Heile der Menſchheit davor hüten. Aus mehren gelungenen Stellen, z. B. S. 329 über Wilhelm von Oranien, 346 und 352 über die Verfaſſung und den Charakter der Niederländer, ſei es uns erlaubt, wenigſtens eine (S. 342) mitzutheilen. Ce ne furent ni l'amour vague des innovations, ni la manie de réaliser des théories abstraites, et de faire des expériences hasardées et sanglantes, qui amenèrent la foudation de la république. Le comble de la tyrannie inspira aux victimes de l'oppression, le courage du désespoir. Ce furent des sentimens bien plus que des idées qui dictèrent, les premières résolutions. Les Flamans dans l'origine ne voulaient pas changer leur constitution. Leur seul désir était de la conserver dans toute son intégrité, et les démarches que Philippe se permit contre leurs lois politiques, furent l'unique objet de leurs plaintes et le motif de leur insurrection. Dans ces provinces la souveraineté était partagée entre le prince et les états. Leur concours était absolument nécessaire pour créer de véritables lois. Du moment où le prince essayait de substituer

à ce concours salutaire qui seul devait être l'organe de la volonté générale, sa volonté particulière, c'était lui proprement et lui seul, qui entreprenait une révolution. Dès ce moment les états n'avaient plus l'obligation de lui obéir et pouvaient lui résister légitimement, puisqu'il n'avait pas le droit de violer les formes constitutionelles du pays.

Mit Recht macht der Verf. (II, 194) freudig auf die große Zahl ausgezeichneter Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern aufmerksam. Keine Regentenfamilie dürfte in dieser Beziehung ihnen und den Hohenstaufen gleich zu setzen sein.

Den dritten Band eröffnet eine Uebersicht der Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien, Spanien, Frankreich und England. Wie im ersten Bande ist, wir begreifen nicht warum, Deutschland wieder übergangen, während die Kunstgeschichte den größten Reichthum der Auswahl darbot, die Entwickelung der Theologie und Philosophie Erwähnung verdient, Kepler wol neben Baron, und gewiß Hans Sachs, Opitz, Flemming u. A. neben Ronsard, Regnier und Malherbe genannt werden konnten. Ueber Cervantes spricht der Verf. mit löblicher Begeisterung; das Urtheil über Shakspeare zerbricht dagegen in unzusammenhangende Theile, welche wir zu einem wahren Ganzen zu verknüpfen unfähig sind. Die aus der altfranzösischen Kunstschule entnommene Meinung: Shakspeare sei eine Art von bewußtlosem Naturwunder, étranger au monde idéal, qui est proprement le domaine de l'art etc., sollte man uns Deutschen nicht mehr aufdringen wollen. Was helfen Sätze, wie: son caractère est l'énergie; sa vérité celle de l'histoire? — Gerade ebenso viel, als wenn man sagt: son caractère est la douceur, sa vérité est celle de la fantaisie, und dabei Julie und Desdemona, den Sommernachtstraum und Sturm als Beweis anführt.

Richelieu's großen Talenten und der Kraft seines Charakters läßt der Verf. Gerechtigkeit wiederfahren, ohne die Kehrseiten zu verschweigen. Ihm fehlte allerdings manche Eigenschaft, ohne welche Niemand im vollen Sinn ein großer Mann werden kann. Seine Politik, welche aus der schon bezeichneten verwerflichen Schule hervorging, stand wenigstens hinsichtlich Deutschlands ziemlich auf derselben Stufe, wie die Philipp's II in Bezug auf Frankreich.

Vom dreißigjährigen Kriege gibt der Verf. eine geschickte und würdige Uebersicht, und gern treten wir ihm bei, daß nach Gustav Adolf's Tode das Interesse sinkt und die Kriegsbegebenheiten verwirrt neben und durcheinander laufen. Nicht mit rhetorischem Prunke, sondern mit dem sittlichen Ernste eines

Tacitus soll dieser unglückseligste Theil unserer Geschichte beschrieben werden. Bald verschwanden größere Triebfedern und Zwecke, und die ärgsten Frevel, die schrecklichste Ungeheuerlichkeit wuchs, wie aus unerwartetem Glücke, so aus grenzenlosem Elende hervor. Auf sündhafte Weise ward von allen Theilen der dringend nothwendige Friede Jahre lang ohne hinreichende Gründe verzögert; und wenn noch einmal Befreier der Art, wie Frankreich und Schweden, auftreten wären, wahrlich von Deutschland wäre in der Mitte kein Messerrücken breit übrig geblieben. So natürlich ist es, wenn der deutsche Geschichtschreiber über dies lange Gemisch von Tyrannei und Anarchie hinweggeilt, so nothwendig und heilsam ist es auf der andern Seite, den deutschen Fürsten und Völkern in diesem Sündenspiegel recht klar zu zeigen: innern Frieden gebiete das höchste aller Gesetze, und entspringender Zwist ist auf dem Wege der Milde und des Rechts, nicht aber der Gewalt auszugleichen. Wehe Dem, welcher jemals auf deutscher Erde sich wieder so benimmt, daß die Unterdrückten verzweifelnd Fremde herbeirufen müssen! Wehe aber auch Denen, welche ohne hinreichenden Grund sich in frevelhaftem Leichtsinne zu diesem gefährlichsten aller Heilmittel entschließen! Hätte Ferdinand II Mäßigung bewiesen, hätte binnen drei, statt binnen dreißig Jahren wäre der Krieg beendet gewesen, und seines Hauses Macht nicht blos äußerlich fester, sondern auch in den Gemüthern sicherer begründet worden, als auf dem Wege, den Leidenschaft und religiöse Unduldsamkeit ihm vorzeichneten. Welch ein großer, herrlicher Mann war Gustav Adolf, wie erhaben über Richelieu! Und doch, welcher Deutsche kann die Friedensunterhandlungen lesen ohne die bitterste Wehmuth und den tiefsten Ingrimm? Nur noch ein mal, und hoffentlich zum letzten male, war das uneinige Deutschland in Maßlosigkeit der Habsucht, dem Hochmuthe, dem Hohne der Fremden so preisgegeben.

Demungeachtet war der Friede ohne Zweifel eine ungemein große Wohlthat und es ist unbillig, ihn, ohne Rücksicht auf die damalige Lage der Dinge, nach dem Maßstabe eines spätern Jahrhunderts zu beurtheilen. Es entstand daraus nicht sowol ein système des contre-forces (III, 231), als ein festes System des Rechts, statt der seitherigen, fast ausschließlichen Verehrung der Gewalt.

Der Verf. räumt ein: daß der Elsaß wegen Verschiedenheit der Sprache, des Volkscharakters und der Religion (III, 237) mit Frankreich nicht verwachsen sei; meint aber doch, dieses Land habe durch Abtretung desselben eine natürliche Grenze (statt der Vogesen?) gewonnen. Muß man nun nicht diese Ansicht entweder a la Napoléon auch für den Niederrhein geltend machen, oder und

bestimmen: auf angeblich natürliche Grenzen jener Art große Gewichte zu legen, ist unnatürlich?

Den größten Theil der zweiten Hälfte des dritten Bandes füllt die Geschichte der englischen Rebellion. Zwischen den sich oft widersprechenden Berichten der entgegengesetzten Parteien hat der Verf. eine glückliche Mitte gehalten; wie wir denn überhaupt diese Darstellung zu den gelungensten seines Werkes zählen. Wer nur die Geschichte der französischen Revolution kennt, möchte glauben: ihre Aehnlichkeit mit der englischen beruhe zum Theil auf dem Wunsche sie zu finden, und der Geschichtschreiber künstlich umdeuten: allein der Kenner weiß, wie die Punkte der Vergleichung in fast unglaublicher Zahl zur Hand liegen und zeigen, daß bei aller Verschiedenheit revolutionairer Ereignisse, ähnliche Kennzeichen, Eigenschaften, Abschnitte, Entwickelungsstufen, Wendungen, Maßregeln u. s. w. eintreten und das Weissagen hier bis auf einen Punkt, dem Historiker so möglich wird, wie dem Arzte.

Der Verf. braucht (178) an, daß die Finanzübel durch die Rebellion nicht abgestellt wurden, aber doch auch nicht in dem Maße wuchsen, wie während der französischen Revolution. Wir geben dies zu, obgleich auch die Erfahrungen der Engländer bisweilen waren als Viele wissen, oft zu glauben geneigt sind. Die Rebellion brachte ihnen die erste bewegliche Landsteuer, die erste Accise auf Getränke, Vieh, Mehl und Salz, Erhöhung der Zölle und Postgelder, Erwerb von Mischbesitzungen, Verkauf der meisten Krongüter und der Güter von Bischöfen, Pfarreien und Kirchen, Beschlagnahme der Zehnten, gezwungene Verpflegung der Einquartierung. Unzählige Güter wurden unter dem Vorwande des Verdächtigseins (malignancy) eingezogen, und der Zehnten aller Einnahmen von allen wirklich, oder angeblich königlich Gesinnten beigetrieben. In 10 Jahren, welche früher etwa 10 Millionen gekostet hätten, erpreßte die revolutionaire Regierung über 82 Millionen, und die Häupter bedachten sich dabei sehr reichlich. Bradshaw, der Vorsitzer des königmörderischen Gerichts, erhielt z. B. jährlich 1000 Pfund und einen königlichen Palast; Lenthal, der Sprecher, bekam 8000 Pfund; die sogenannten Heiligen kosteten über 679,000 Pfund, und Cromwell gab jährlich 80,000 Pfund für Spione aus.

Die sonderbare Natur der Königin Christine ist sehr geschickt aufgefaßt, und über Karl Gustav mit Recht streng geurtheilt. Könige seiner Art sind ein Unheil für ihr Volk und für andere Völker.

Von der dänischen Revolution im Jahre 1660 würden wir nicht sagen: tout y prête l'empreinte du sang froid, de la

[illegible] [illegible] [illegible] [

bei Verschiedenheit widersprach, bildeten sich ein, die Kinder hätten damit ein Recht und ein unbestreitbares Recht.

Dennoch ist jetzt eine nicht unbedeutende Partei für ungeschmälerte Einheit bei hohem Adel der Provinzialstände und der christlich-europäischen Völker und Regierungen; sie können eine friedvolle Lebensungewißheit, Wirrsale und Nöte, jedwede in Staatsverhältnissen möglich und einem wichtigen Handwerk harmonieren, wenn man für die Gesetzlichkeit bürgerlichen Verhältnisse keine andere sonstige Bürgschaft zu haben meinte, als diese Einigkeit, so viel durch ein urkundliches Gesetz ausgemacht, daß allerlei über willkürliche Partheien einmahl mehr durch die That in Vorschlag gebracht können.

Ueber die Spanische Ludwig's XIV. ist im Ganzen und Großen mit gründlicher Einsicht und in dem Sinne gesprochen, welcher sich in andern Lagen bei deutschen Verhältnissen ereignet hat. Sollten wir einmal wählen, so ist es nicht bekannt, daß das Schlimmste zu wenig, als daß das Beste zu viel sei. Wenn es sich gleich, wie der Brief sehr richtig bemerkt, Ludwig's Verhältnissen und Charakter ohne Nachtheil auf die harten Erfahrungen seiner Jugend nicht reflectiren lassen, so mögen wir doch bedenken, für die ersten Jahre seiner Entschädigung aber so gründlich entschädigen, wie Sr. Majestät. Schon eine schlechte wie allmählig viele Seiten des Charakters, daß sich nicht bereit gründlich einlassen, als folgendes immer mehr und mehr verwischte; und wenn Ludwig von seinen und gründlich (wie der Brief, z. B. sprichwörtlich der Vertheilung der Regierenden anbrennt), einiges machte, aber das Gesammte haltbar: so müßte man ihn nun, Karl einen Provinzialen Königs, einen schwachen und einsam wenig mächtigen Mensch seiner Minister, einen Gatten und Vater entgegennehmen, verlieren gründlich sich, und es bleibt zweifelhaft, ob er sie nicht besser zu erhalten verstand, als ihm ihre Vorgänger (wie viel leicht bei Fernand) als Diener von Verwandten, noch erhalten waren.

Daß Gelbert's Finanzsystem merkwürdige Mängel hatte, ist von Mehren hinreichend erwiesen worden, und wenn wir auch, bei gründlicher Beurtheilung bedürfen, den damaligen Stand der Wissenschaft und die einfachen Verhältnisse nicht vergessen dürfen, so bleiben uns doch Colbert, als Eigenthümer des Wesens und der Sorge gründlich, so seinen Stolz gewahrschauen, wie Ludwig XIV. seinen Heinrich IV.

Daß der Abstand über die französischen Finanzen in allen Verhältnissen noch französischen Bedürfnissen abgeholt ist, werden wir kaum sehen, wenn uns nicht kurz ein Widerspruch mit den übrigen Theilen des Werkes zu sagen bleibt. Wir sind

[illegible] [illegible] [illegible] [

Dans le cas d'une séparation de ce genre, il serait au contraire dans nouvelles délibérations d'envisager les bases et les dangers de l'état, et ces deux points de vue séparés devront donner naissance à deux partis. Les uns voudront plus l'accroissement de la prérogative royale que le prépondérance du corps représentatif, les autres craignent par dessus tout, les empiétements des prétentions sur la prérogative. Les premiers prendront toujours le dessus et l'emporteront, et ils pourront être de mauvais sujets de la vraie liberté; les seconds seront toujours d'être les meilleurs de l'empêcheur, et ils ne seront dans le fait que les partisans de l'anarchie et de l'ordre. — Une longueur un peuple ne voyait pas bien. L'action et la réaction de ces deux partis l'un sur l'autre entretiennent le mouvement et la vie dans le corps politique. Tout que l'un d'eux est écrasé par l'autre, et qu'il reste entre eux une espèce d'équilibre, ce moment est il est court, les partis disparaissent en lambeaux, le mouvement qui était vigoureux, n'est plus qu'une agitation vicieuse, et l'état tombe bientôt tombe sous le despotisme de la multitude ou sous le despotisme d'un seul, et souvent les seuls bons avant de retomber sous celui-ci ou celui-là.

Dans notre [illegible] fut fut, malgré la Charte [illegible] et [illegible] [illegible], une [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

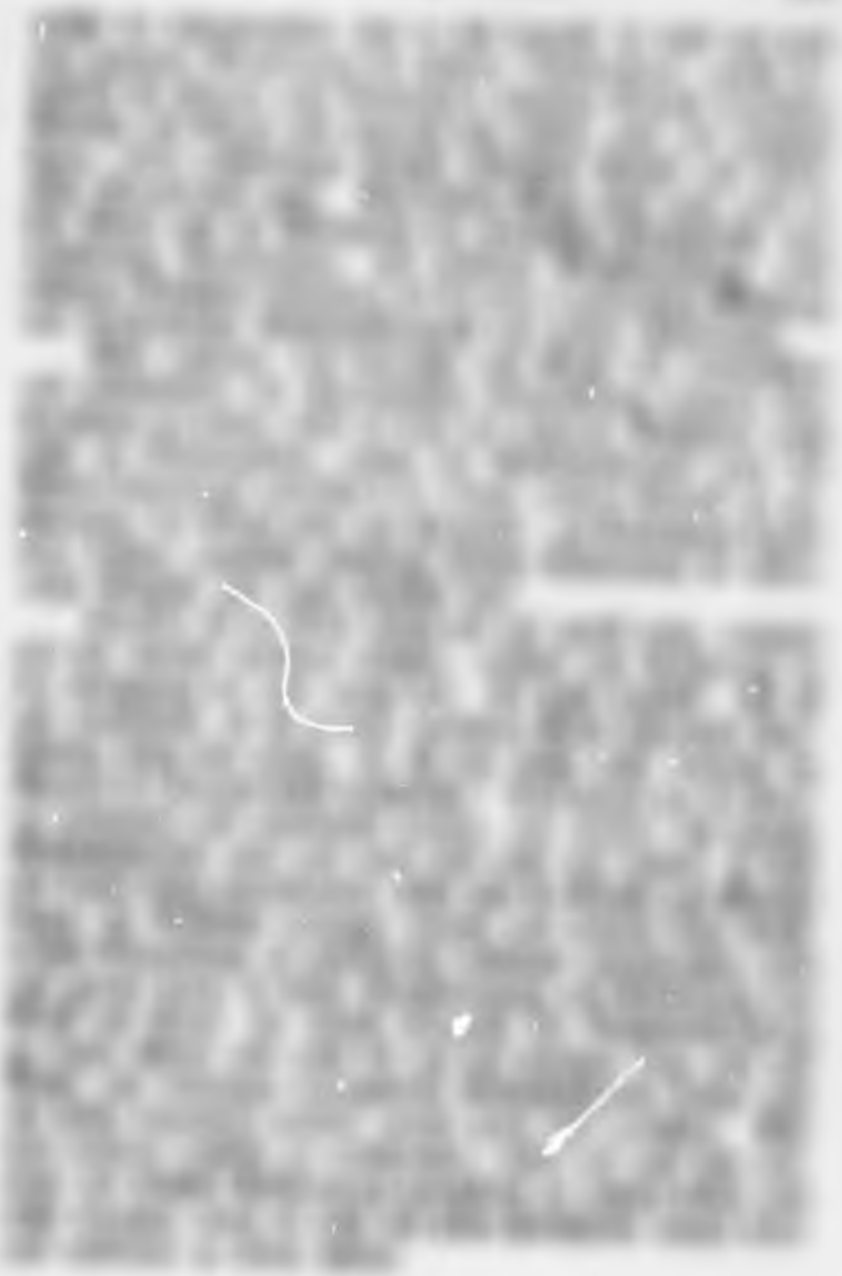
13.

Kurz, Johann Gottlieb, Kriegsleben. Kurzer, vollständiger Bericht, wie der Verfasser von J. M. Hermannsdorf nach K. G. Kriegsl.

(Hermannsdorf) 1824. 8. 8½ Bl. 48 S. br.

Als Verfasser des obigen Kriegsleben haben wir in der That Jahre auf der verschiedensten Weise gelebt. Bald sind wir auf Jagden und Lustpartien, Reisen und Spaziergängen, meistens aber auf Schlachten, welche abwechselt in Feste Cl. 3/4, also eine gefährliche Profession, an der wir, wenn es Gesellschaften und Gastmahlen gilt, selten Theilnehmer bemerken. In jeder so Reisen hat der verfasst und in den meisten Reisen, gute, wie die schlechte Gesellschaft wissen, und in Bezug auf Gesellschaften, welche wenig Gastmahlen gehalten und verzehrt, die Gastfreiheit der verschiedenen Orte und Nationen sehr genau kennen gelernt.

Auf den Reisen [illegible] Ohne einige Lustpartien, so wie die, welche wir in die Gesellschaften, Reisenden, Freundschaften und Gastmahlen mit Bezug auf die Gastfreien Gesellschaften gehen Gastfreie Gesellschaften, so [illegible] gute Gesellschaften, angenehme Gesellschaften, und Gastmahlen, und Gastmahlen in den Gastfreien und Gastmahlen und Gastmahlen. Wir die wir Gastfreie, so [illegible] Gastfreien gute Gastfreie in den Gastfreien, und in Gastfreien Gastfreien, und Gastfreien Gastfreien, und Gastfreien Gastfreien, und



[illegible]

[illegible] von [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Sitten, politische Einrichtungen, eine Schilderung, so reich [illegible] Darlegung und Schilderung der Sitten nicht entbehrlich. Gerade wenig hat man durch eine genaue Beschreibung der Sitten in einem bestimmten Volke, welche Sitten und Gebräuche man bei gewissen Völkern und in gewissen Jahreszeiten üben müssen, man hat nicht, daß man die richtige Stellung zu beiden, damit erlangen, die Sitten beiden zu wollen. Wie wollte man z. B. das höfische Benehmen [illegible] beschreiben, damit nicht gleich ein Engländer daraus's unendlich feine Unterschied, wo hinter auf's sinnreichste aufgehäuften Formen und Ceremonien. Gegen wen darf man [illegible] Ceremonien einen [illegible] Gebrauch üben, wo Gewohnheit der Sitten und gutes Ton die Regel. Auch in den großen Städten Europa's, wo man sich noch heute Beschreibung suchen mag, schwankt sich das Urtheil [illegible] gültigsten, allgemeinen Sinne zu üben. Politischen Völkern und Zeiten ist Beschäftigung und Unterhaltung der Sitten gegen sie Pflicht; und auch nicht Gewohnheit hatten sie Regeln manche vorgeschrieben, so z. B. in Persien und den Alten Athen, die Gesetzbuch [illegible] durch gesellschaftliche Gebräuche kaum ersetzt wird. Die [illegible] Völker bekundeten, um durch Gesetz zu schützen, nicht [illegible] Sitten; allein die gesetzte Bildung der Zeit galt so wichtig daran es, daß ganz feine Gesetzungen zu schützen.

Die politischen Gesetzgeber wollen weiß nur die Sitten zu überleben, wie sie bisher bestanden hatten; obgleich der Politiker nicht zu verkennen ist, daß Gesetz, Ordnung und Verwaltung [illegible] Sitten zu machen, [illegible] Gesetzen und Ordnungen und, daß die Sitten [illegible] Gesetzen gleich seien. Bei den Politischen [illegible] gewahrt man daß man von Zeit durch Gesetze und weitläufige Verfügungen eine gewisse Freiheit zu verschaffen, aber in dem [illegible] Ordnung verschwindet.

Nicht [illegible] Schilderung durch Gesetze ist die Hauptsache der Sitten, sondern die [illegible] gute Stellung, [illegible] Gewöhnung eine gewisse Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit [illegible] und den Gesetzen an die Freiheit der Sitte [illegible]. Daß [illegible] Gesetz durch [illegible] Gesetze [illegible] werden, ist so wenig [illegible], als daß sich [illegible] Gesetz in Gewohnheit gewandt [illegible]. Bei Gewöhnung der Sitten [illegible] Gesetz [illegible] [illegible] und Verhältnisse; man muß [illegible] auf [illegible] Sitten [illegible]

Sprache haben, die von der eigentlichen Sprache und Wortsprache so sehr verschieden ist. Diese Ansicht scheint mir unrichtig zu sein. Ich kann keine Sprache ohne Worte denken.

Gehen wir nun auf die Worte und Wortbedeutungen näher ein, so finden wir, daß sie, wie schon oben bemerkt, in zweifacher Beziehung betrachtet werden können, nämlich in Beziehung auf Laute und Töne, und in Beziehung auf Vorstellungen und Begriffe. Durch die Verbindung der Vorstellungen mit Lauten und Tönen sind die Worte entstanden. Die größere Macht der Worte hat gewiß den Grund in der innigen Verbindung, welche die Vorstellungen schon von der frühesten Kindheit eingehen. Eigentliche Gedanken und Urtheile, wie sie von Erwachsenen gebildet werden, kommen in der Bildung der Worte, und selbst bei ihrer weiteren Ausbildung in der Sprache oder in verschiedenen religiösen Formeln, Lehren und Sprüchen nur in sehr geringem Maße vor. Wir müssen uns denken, daß bei der durch Sinneseindrücke veranlaßten Bildung der sinnlichen Vorstellungen, bei ihrer weiteren Verbindung, bei gegenseitiger Anziehung und Abstoßung, bei Verschmelzung und Verwachsung, bei Trennung und Absonderung derselben, Laute und Töne sich mit ihnen verbinden, sie begleiten und ihnen eine mehr oder weniger feste Verbindung geben. Dann ist es natürlich, daß die Vorstellungen, welche durch solche Laute und Töne begleitet sind, sich leichter wiederholen, daß sie leichter reproducirt werden, als diejenigen, welche nicht mit Lauten und Tönen verbunden sind. Diese Verbindung ist es, welche den Worten ihre Macht über die Vorstellungen gibt, und diese Macht ist es, welche die Worte zu Zeichen der Vorstellungen macht. Wenn wir nun die Worte in Beziehung auf Laute und Töne betrachten, so finden wir, daß sie, wie schon oben bemerkt, in zweifacher Beziehung betrachtet werden können, nämlich in Beziehung auf Laute und Töne, und in Beziehung auf Vorstellungen und Begriffe. Durch die Verbindung der Vorstellungen mit Lauten und Tönen sind die Worte entstanden. Die größere Macht der Worte hat gewiß den Grund in der innigen Verbindung, welche die Vorstellungen schon von der frühesten Kindheit eingehen. Eigentliche Gedanken und Urtheile, wie sie von Erwachsenen gebildet werden, kommen in der Bildung der Worte, und selbst bei ihrer weiteren Ausbildung in der Sprache oder in verschiedenen religiösen Formeln, Lehren und Sprüchen nur in sehr geringem Maße vor. Wir müssen uns denken, daß bei der durch Sinneseindrücke veranlaßten Bildung der sinnlichen Vorstellungen, bei ihrer weiteren Verbindung, bei gegenseitiger Anziehung und Abstoßung, bei Verschmelzung und Verwachsung, bei Trennung und Absonderung derselben, Laute und Töne sich mit ihnen verbinden, sie begleiten und ihnen eine mehr oder weniger feste Verbindung geben. Dann ist es natürlich, daß die Vorstellungen, welche durch solche Laute und Töne begleitet sind, sich leichter wiederholen, daß sie leichter reproducirt werden, als diejenigen, welche nicht mit Lauten und Tönen verbunden sind. Diese Verbindung ist es, welche den Worten ihre Macht über die Vorstellungen gibt, und diese Macht ist es, welche die Worte zu Zeichen der Vorstellungen macht. Wenn wir nun die Worte in Beziehung auf Laute und Töne betrachten, so finden wir, daß sie, wie schon oben bemerkt, in zweifacher Beziehung betrachtet werden können, nämlich in Beziehung auf Laute und Töne, und in Beziehung auf Vorstellungen und Begriffe. Durch die Verbindung der Vorstellungen mit Lauten und Tönen sind die Worte entstanden. Die größere Macht der Worte hat gewiß den Grund in der innigen Verbindung, welche die Vorstellungen schon von der frühesten Kindheit eingehen. Eigentliche Gedanken und Urtheile, wie sie von Erwachsenen gebildet werden, kommen in der Bildung der Worte, und selbst bei ihrer weiteren Ausbildung in der Sprache oder in verschiedenen religiösen Formeln, Lehren und Sprüchen nur in sehr geringem Maße vor. Wir müssen uns denken, daß bei der durch Sinneseindrücke veranlaßten Bildung der sinnlichen Vorstellungen, bei ihrer weiteren Verbindung, bei gegenseitiger Anziehung und Abstoßung, bei Verschmelzung und Verwachsung, bei Trennung und Absonderung derselben, Laute und Töne sich mit ihnen verbinden, sie begleiten und ihnen eine mehr oder weniger feste Verbindung geben. Dann ist es natürlich, daß die Vorstellungen, welche durch solche Laute und Töne begleitet sind, sich leichter wiederholen, daß sie leichter reproducirt werden, als diejenigen, welche nicht mit Lauten und Tönen verbunden sind. Diese Verbindung ist es, welche den Worten ihre Macht über die Vorstellungen gibt, und diese Macht ist es, welche die Worte zu Zeichen der Vorstellungen macht.

und Ehre zeigt, den lassen gewähren; und wer das nicht tut, wenn ihn auch die Macht des Vorurteils einen Augenblick hebt, sich doch bald in seine Grenzen fand."

10.

Der europäische Streitfall im Jahre 1911. Geschichtliche Darstellung und Betrachtung von Heinrich Sieffried.

(„Preußische Jahrbücher", 1911, Bd. 143.)

Wir sind gewohnt bei andern staatsrechtlichen Problemen und Verhältnissen stets von Frankreich und England, ja in der Regel von die eine oder die andere der beiden Parteien sind Regel zu lassen. Daß der germanische Norden und in sehr verwandt ist und so viel Verschiedenes sich tatsächlich entwickelt hat, wird vergessen, weil Schweden und Norwegen in der europäischen Vergleichung wenig Gewicht haben, als die südlichen und westlichen Staaten. Die Verhältnisse haben sich aber hinsichtlich dort nach den dortigen Maßstäben abgespielt; und die Vielgeschäftigkeit ist einmal über Geringes und Unbedeutendes, obwohl, wie man doch sagen muß, mit den politischen Staaten Gegenstand gewissen, das Denken über anderen als unbedeutend und überflüssig bezeichnet, ja selbst moralisch übel von der Sache zwar abhängig gemacht und gerade wird. Wenn man Traditionalismus und Neuerungssucht Beharrlichkeit immer und immer als das eine Wichtige anerkennt, wenn die staatliche Abgeschlossenheit im Verhältnis des folgenden höher schätzt, da wird politisch Agitationen ein Recht oder Vorschutz, Entschlossenheit ein Mittel fortgesetzter Übung, Klugheit ein unbedeutendes Ziel, das deutsche Selbstvertrauen ein Gegenstand des Spottes und Gelächters; Klugheiten dagegen ein Gebiet der staatlichen Geschicklichkeit und Schlauheit ein Gegenstand ruhigsamen Nachdenkens.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

— *) Wir wollen hoffen annehmen: daß die europäische Ver-

*) Die in Klammern und dem folgenden Satzteil durch Striche eingeschlossenen Stellen sind von der Redaktion nicht gebilligt worden und mußten ergänzt, und wir sind ausgeblieben Schwierigkeiten wegen beseitigt wollen.

Universitäts-Bibliothek München

Constitutionsurkunde vom 4. November 1814, die seit zwei Jahrhunderten völlig einzigartige Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten wieder erweckt hat. Sollten wir nach der jetzigen Mode (denn anders dürfte das oberflächliche Verfahren kaum zu nennen sein) mit einem Beiworte die Verfassung bezeichnen, damit man wisse in welche Kiste oder Schachtel sie zu verpacken und beizutragen sei, so würden wir uns in Verlegenheit befinden; denn die Ausdrücke: liberal, illiberal, repräsentativ, ständisch, einkammerig, zweikammerig u. dergl. passen keineswegs unbedingt, oder bringen jene Urkunde mit anderem, sehr davon verschiedenem, in dasselbe Fach. Daraus folgt, dürften Manche sagen, daß sie nach keinem durchgreifenden Grundsatze entworfen wurde; hat denn aber, möchten wir entgegnen, ein solcher durchgreifender Grundsatz nicht oft bis ins Herz und ans Gebein hindurchgegriffen und schnellen Tod oder allmälige Verblutung nach sich gezogen? Leider stehen in diesen Dingen nur zu oft zwei Parteien einander gegenüber, deren jede in ungehaltenem Besitze der Wahrheit zu sein behauptet; die eine beruft sich auf Philosophie und Wissenschaft, hat sich aber über trockene Abstractionen nicht erhoben, welche das wahre Leben so vernichten daß überall nur ein gleichartiger, todter Niederschlag bleibt, den jedes Land, jedes Volk als unträgliches Mittel ewiger Jugend einnehmen soll. Die andere Partei beruft sich auf die Erfahrung: allein diese ist hier oft eine blos örtliche, höchst einseitige, durch Unsicht und Vernunft keineswegs verklärte, und der hieraus hervorgehende schädliche Patriotismus steht nicht höher als der ganz entsprungene kindische Kirchspielspatriotismus. Aus der bloßen Mengung dieser beiden Bestandtheile, wie Manche sie versuchten, konnte ebenfalls keine wahre Durchdringung, kein echtes Leben entstehen.

Daß nun die norwegische Verfassung so ganz eigenthümlich, daß sie eben hierdurch die norwegische [illegible] ist, gilt uns für einen großen Beweis ihres Lebens und Werthes; und Manches, was den Maßstab anderer Ansichten und Erfahrungen auf den ersten Anblick willkürlich und inconsequenzartig erscheinen läßt, verschwindet bei näherer Betrachtung und Untersuchung. Dieß, wieder mit großen Schwierigkeiten für den Ausländer verknüpft, ist durch das oben genannte Buch ungemein erleichtert, ja die wichtigste Aufgabe ist eigentlich dadurch gelöst. Hr. Prof. Sverdrup, ein geborener Norweger und ein Sachverständiger, theilt nach einer lehrreichen Einleitung, welche sich auf die Grundlage und den geschichtlichen Hergang bezieht, die Verhandlungen des vierten, wichtigen Reichstags oder Storthings mit, welchen die Rechte der norwegischen Universität und die Ver

faſſungsurkunde vom 4. November 1814 als Beilagen angehängt ſind.

Jener Reichstag ward aber dadurch ſo wichtig, daß einige Privatperſonen, insbeſondere der Generalprocureur Falſen, und noch mehr daß die Regierung, der König ſelbſt, mehre Vorſchläge zu Abänderungen der Verfaſſung machten. Es iſt nicht vorauszuſetzen, ja durch den Inhalt dieſer Vorſchläge nicht zu erweiſen, daß ſie aus böſen Abſichten hervorgingen; vielmehr erſcheint die Verſchiedenheit der Meinungen und Grundſätze ſehr erklärlich. Doch ſtimmen wir Hrn. Steffens bei, wenn er ſagt: „Jede Veränderung eines einmal angenommenen Grundgeſetzes iſt bedenklich. Ein feſtes, treues, ruhiges Volk, welches ſeit Jahrhunderten keine tiefgreifende Veränderung ſeiner innern Verhältniſſe erlebte, muß, treten ſolche hervor und wird die bisherige Verfaſſung durch irgend ein Ereigniß umgeſtaltet, baldmöglichſt wieder zur Ruhe kommen; die neue Verfaſſung muß das Vertrauen gewinnen, ſie muß in ihren Grundprincipien unerſchütterlich, einem Naturgeſetz ähnlich, erſcheinen. Eine jede tiefgreifende Veränderung erſchüttert die ganze Grundlage, untergräbt das Vertrauen, ſchwächt das Anſehen der Verfaſſung. Die Schleuſen der ſubjectiven Meinung werden eröffnet, und iſt dieſe einmal gewaltig geworden, kann man der Richtung, ja der zermalmenden Macht derſelben nicht leicht Grenzen ſetzen. Es erfordert jedesmal eine klare, höchſt beſonnene und allſeitige Erwägung, ob irgend ein möglicher Fehler oder Irrthum der Verfaſſung wirklich ſo unheildrohend iſt, daß man auch jene Erſchütterung nicht ſcheuen darf, um ſie zu entfernen.“

Ungeachtet der Wahrheit dieſer Grundſätze wird man doch erſchreckt, daß der Storthing alle Vorſchläge des Königs verworfen hat, und fürchtet die ſo nothwendige Einigkeit zwiſchen Regierung und Volk ſei leidenſchaftlichen Anſichten, oder was nicht beſſer iſt, einſeitigen Grundſätzen geopfert worden. Eine nähere Prüfung zeigt erſtens: die Regierung hätte mit jenen Vorſchlägen (enthielten ſie auch unbedingte Beſſerungen) nicht hervortreten ſollen, bevor ſie die Verhältniſſe des Landes, ſowie die Geſinnung der Einwohner und des Storthings genau erforſcht und ſich des Ausgangs auf eine gründliche Weiſe vergewiſſert hatte. Zweitens, das Einbringen ſolcher Vorſchläge (die Initiative) durch die Regierung mag in einzelnen Fällen ein Vortheil ſein; nicht ſelten aber iſt es ein Nachtheil und ſtellt die Sachen auf eine übele Spitze. Daß der Storthing Anträge eines Privatmannes zurückweiſet, iſt weder bedenklich noch folgenreich; königliche Vorſchläge ablehnen, bleibt dagegen zum mindeſten immer ſehr unangenehm. Mit Recht begibt ſich daher eine feſtſtehende

Regierung jenes Rechts; oder vielmehr sie übt es täglich, nur nicht unter ihrem Namen, und erleichtert dadurch das Berathen und Beschließen. Der Ausschuß des Storthings, in die bittere Nothwendigkeit versetzt, sich, seiner Ueberzeugung nach, gegen die königlichen Vorschläge erklären zu müssen, hat sich dabei auf eine Weise benommen, die angeblich feinern und gebildeteren Völkern zum Muster dienen könnte. Nirgends ist in dem Gutachten der Anstand verletzt oder die Ehrfurcht aus den Augen verloren, nirgends dem Hange nachgegeben spitzig oder witzig zu sein, nirgends mit breitem Raisonniren das zur Sache Gehörige in schiefes Licht gestellt oder geradezu verdunkelt; sondern kurz, angemessen, einleuchtend das Rechte ausgesprochen, oder, wie das Sprüchwort sagt, der Nagel auf den Kopf getroffen.

Aus dem Standpunkte der allgemeinen Erfahrung, des allgemeinen Staatsrechts sind die königlichen Vorschläge fast durchgehends wohl begründet, und man begreift kaum, was sich dagegen sagen ließe; dennoch wird man vielleicht, nach Anhörung der ganz eigenthümlichen norwegischen Gegengründe, diesen das Uebergewicht zugestehen. Dadurch aber werden eben diese Verhandlungen so lehrreich, daß sie unsere Behauptung augenscheinlich beweisen: es sei schlechthin nothwendig, das Allgemeinste und Individuellste weder zu trennen, noch willkürlich durcheinander zu rühren, sondern gleichmäßig zu berücksichtigen, weil nur dann wahres Leben sich erzeugen und erhalten kann.

Nicht um diese anziehende Schrift entbehrlich zu machen, sondern um Leser anzulocken, theilen wir noch einiges Einzelne mit.

1) Nach der Verfassungsurkunde bleiben der norwegische Staatsminister und zwei jährlich wechselnde Staatsräthe beim Könige in Schweden. Dieser schlug vor, daß die letzten nach seiner Bestimmung wechseln, keiner jedoch länger als drei Jahre jene Stellung behalten solle. Der Ausschuß des Storthings erklärt sich dawider, weil Abwesenheit über ein Jahr den norwegischen Verhältnissen und dem norwegischen Hauptamte zu sehr entfremdet, während die Geschäfte in Schweden ohne lange Vorbereitung und Einübung übernommen und geführt werden können. Auch dürfte eine längere Abwesenheit auf die häuslichen Angelegenheiten nachtheiligen Einfluß haben.

2) Nur die höhern Beamten konnten vom Könige, nach Anhörung des Staatsraths, verabschiedet werden; er verlangt, daß ihm dies hinsichtlich aller (die Richter allein ausgenommen), nach Einholung eines Gutachtens der norwegischen Regierung, zugestanden werde, weil keine tüchtige Verwaltung möglich sei, sobald man Beamte nur wegen solcher Vergehen los werden

könne, die nach Urtheil und Recht Entlassung oder Absetzung nach sich ziehen. Für billige Pensionirung möge indeß gesetzlich gesorgt werden. — Der Storthing erwiedert: von den niedern Beamten weiß der König nur durch die höhern; das Schicksal jener würde also meist von der Willkür dieser abhängen, ja das Schicksal vieler Glieder des Storthings, da Beamte (meist die Gebildetsten) mit Recht in Norwegen für wahlfähig erklärt sind. Ueberhaupt kann der Beamte, nach dem Geiste der Verfassung, keineswegs blos wie ein Werkzeug der ausübenden Gewalt betrachtet werden; man muß ihn vielmehr als ein nothwendiges und wesentliches Glied in der großen Bürgerkette, deren Kraft das Staatsgebäude zusammenhält, betrachten. Dazu kommt, daß eine Sonderung der richterlichen Beamten von den übrigen nach den Landesverhältnissen unausführbar ist, und die gerügten Mängel sich besser durch Aenderungen in der Privatgesetzgebung beseitigen lassen.

3) Der König schlägt vor, daß der Storthing nicht am ersten Wochentage des Februar in der Hauptstadt, sondern des Junius in der Hauptstadt oder einer andern Stadt eröffnet werde. Der Storthing behauptet: Klima, Wege, ländliche Beschäftigungen u. dergl. hätten für die erste Frist entschieden, und sucht zu beweisen, die Hauptstadt verdiene aus mehren Gründen den Vorzug vor den übrigen.

4) Die Mitglieder des Storthings bleiben drei Jahre in ihrer Würde; der König trägt, mit Bezug auf das Beispiel und die Erfahrungen anderer Reiche, darauf an, daß ihm das Recht eingeräumt werde, in dieser Zeit den Storthing aufzulösen und neue Wahlen einzuleiten. — Der Ausschuß sucht aus der Natur des Landes und der Einwohner darzuthun, warum in Norwegen ein unbefugter, übereilter Eifer bei Führung der öffentlichen Angelegenheiten weniger als anderwärts zu befürchten sei; welchen Bedenken und Schwierigkeiten häufiger Wechsel der Abgeordneten und der Wahlen unterliege, wie eine außerordentliche Auflösung des Storthings erst Parteien und Leidenschaften hervorrufen dürfte, und endlich dieser eine Punkt nicht geändert werden könne, während die in der Form mangelhafte königliche Erklärung sich über das damit unzertrennlich Verbundene nicht äußere.

5) Der König, ohne dessen Genehmigung ein dreimal von dem Storthing an ihn gebrachter Vorschlag Gesetz wird, verlangt, daß ihm die unbedingte Verwerfung, ein absolutes Veto zugestanden werde, bringt dafür die bekannten erheblichen Gründe bei und legt vorzüglich Nachdruck darauf: sonst müsse ebenfalls, um wahres Gleichgewicht der Gewalten hervorzubringen, ein

dreimal von ihm dem Storthinge gemachter Antrag ohne deſſen Zuſtimmung Geſetz werden. — Der Ausſchuß erkennt im Allgemeinen die Angemeſſenheit des unbedingten Veto für conſtitutionelle Staaten an, bemerkt aber, mit Bezug auf Norwegen, Folgendes dagegen:

a) Dem Könige iſt, eben weil er nur ein aufſchiebendes Veto hat, eine größere Gewalt als in anderen Reichen ertheilt, vorläufige (proviſoriſche) Anordnungen zu treffen. Wollte man ihm nun ein unbedingtes Veto zuſprechen, während jene Rechte (welche §. 17 des Grundgeſetzes beſtimmt) ihre unbedingte Gültigkeit behielten, würde man, den landesväterlichen Abſichten Sr. Majeſtät gänzlich zuwider, offenbar eine Gelegenheit darbieten, einen bedeutenden, ja vielleicht den wichtigſten Theil der Geſetzgebung einer wirkſamen Entſcheidung der Nationalrepräſentation zu entziehen. Denn, könnten keine Beſchlüſſe des Storthings, die erwähnten Gegenſtände der Geſetzgebung betreffend, geſetzliche Kraft ohne die königliche Zuſtimmung erhalten, während der König nichts deſto weniger berechtigt wäre, darüber zu verfügen: ſo iſt es einleuchtend, daß es größtentheils auf dem Gutbefinden deſſelben beruhen würde, dieſe Angelegenheiten zu ordnen, ohne daß ſich eine richtige Grenze für die Einwirkung des Storthings finden ließe.

b) In mehren andern Reichen werden viele Beamte durch das Volk, oder durch beſtimmte Körperſchaften erwählt, oder der Regierung eine kleine Anzahl von Bewerbern vorgeſchlagen; in Norwegen ernennt dagegen der König alle bürgerliche, geiſtliche und Kriegsbeamte. Hiedurch iſt ſeine Macht an ſich und auch noch dadurch vermehrt, daß man in dieſem Lande, außer der Klaſſe der Beamten, keine große Anzahl von Perſonen findet, die durch Bildung oder Vermögen einen bedeutenden Einfluß ausüben könnten.

c) Die Verwaltung der ökonomiſchen Angelegenheiten einer Menge von Landſchaften, Bezirken, Gemeinen, Körperſchaften, ſowie der allgemeinen Polizei, und die unmittelbare Aufſicht über dieſe Gegenſtände gehören in Norwegen (in ausgedehnterem Maße wie anderwärts) der ausübenden Gewalt. Wollte man alſo dem Könige das unbedingte Veto beilegen, ohne hinſichtlich der angedeuteten Punkte Abänderungen zu treffen, ſo dürfte das Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Gewalten eher verloren gehen, als aufgefunden werden.

d) Da der Storthing in zwei Kammern getheilt iſt, jedes dritte Jahr verſammelt wird und ohne den Beifall des Königs ſeine Verhandlungen nicht über drei Monate fortſetzen darf; da ferner für jeden Storthing neue Abgeordnete erwählt werden,

und er nicht aus Theilen besteht, die untereinander verschiedene, oder der Regierung entgegengesetzte Interessen haben: so ist es höchst wahrscheinlich, daß die durchaus übereinstimmenden Beschlüsse dreier verschiedener Storthinge, die Nützlichkeit einer Gesetzbestimmung betreffend, nicht im Widerspruche mit dem allgemeinen Willen oder mit dem Besten des Staats, welches von dem des Königs unzertrennbar ist, stehen werde. Ein neues, kräftiges und aller Wahrscheinlichkeit nach sicheres Mittel gegen den schädlichen Gebrauch jenes dem Storthing beigelegten Rechtes würde es ohne Zweifel sein wenn der König nach seiner Weisheit, so oft er einen ihm zur Bestätigung vorgelegten Gesetzvorschlag zurückweiset, den Storthing von den Gründen in Kenntniß setzen wollte, die den höchsten Beschluß veranlaßt haben.

6) In Norwegen ist der erbliche Adel so gut als ganz ausgestorben; der König trägt daher an, ihm das Recht der Stiftung eines neuen einzuräumen, dessen Rechte jedesmal auf den Aeltesten der männlichen Nachkommen übergehen sollen. Zur Unterstützung dieses Vorschlags wird angeführt: Belohnung ausgezeichneter Verdienste, Anfeuerung zu edeln Thaten, reichere und angemessene Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, vortheilhafte Uebereinstimmung mit den Einrichtungen benachbarter Staaten, kurz, alles Das, was sich aus allgemeinem Standpunkte für den Erbadel sagen läßt. — Obgleich von Ertheilung sachlicher oder drückender Vorrechte in jenem Antrage gar nicht die Rede ist, hat sich der Storthing dawider erklärt und bemerkt: der norwegische Adel ist aus vielen Ursachen ganz zu Grunde gegangen und hat in frühern Zeiten das löbliche Bestreben der Könige für das Beste des Landes zum mindesten eben so oft gehemmt, als befördert. Wie dem aber auch sei, die Hand der Kunst kann das Erstorbene nicht wieder ins Leben rufen, es steht nicht in der Macht des Gesetzgebers, den Einfluß der Meinung auf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer solchen Einrichtung durchaus zu beherrschen. Sollten diese gegen den Vorschlag gerichteten Meinungen und Wünsche auch auf Irrthum beruhen, so sind doch die Verhältnisse Norwegens, das Maß und die Vertheilung des Besitzthums u. s. w. von der Art, daß der neue Adel alle Selbständigkeit entbehren und, weit entfernt ein Gegenstand der allgemeinen Achtung zu sein, in Abhängigkeit von der ausübenden Gewalt leben würde. Ihn durch große Verleihungen zu begründen, ist bei dem Mangel an Reichsgütern unmöglich, und nicht minder träte jedes andere darauf hinwirkende Gesetz den übrigen Einwohnern zu nahe. Uebereinstimmung mit den Einrichtungen anderer Reiche endlich erscheint in mancher Hinsicht allerdings als wünschenswerth; indeß

müssen örtliche und volksthümliche Gründe ohne Zweifel mehr Gewicht haben als jene entfernte Rücksicht.

So weit unser andeutender Auszug, in welchem wir, so viel als möglich, die Worte der amtlichen Schrift beizubehalten gesucht haben; manches Lehrreiche, z. B. über Finanzen, Bergbau, Schulen u. s. w., was Hr. Prof. Steffens in der Einleitung beibringt, muß hier der Kürze halber unberührt bleiben; nur bemerken wir, daß mit löblicher Freigebigkeit für gemeinnützige Anstalten gesorgt wird, Heer und Flotte auch in Norwegen bei weitem den größten Theil der Einnahmen hinwegnimmt, und diese überhaupt die Gesammtausgaben noch nicht zu decken scheinen. Niemand bestreitet: in gewissen außerordentlichen Zeitpunkten dürfe, ja müsse ein Staat zu seiner Erhaltung oder Errettung mehr ausgeben als er einnimmt; daß hingegen auch in ruhigen Verhältnissen die Ausgabe, ohne Rücksicht auf die Einnahme, zuerst festzustellen und diese nach jener zu erhöhen, nicht jene nach dieser zu ermäßigen sei: diese Lehre ist für die Staaten nicht minder als für die Einzelnen thöricht und im höchsten Grade verderblich.

19.

Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler. Erster Band.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1825, Nr. 151.)

Alle Sachverständige werden darüber einig sein, daß vorstehendes Werk in der Wissenschaft wegen seiner ungemeinen Klarheit und Gelehrsamkeit, wegen so vieler scharfsinnigen und neuen Aufschlüsse u. s. w., Epoche mache, und Jedem, der sich irgend für den Inhalt interessire, ganz unentbehrlich sei. Desungeachtet wird Ref., im Vertrauen, daß die Leser des „Conversationsblatts" keineswegs lauter eigensinnige und eingebildete Sachverständige sind, den Beweis augenscheinlich führen: der Verf. sei von ganz falschen Grundsätzen ausgegangen und führe zu ganz irrigen Ergebnissen. Ja, er will diesen Beweis, zum Erweise seiner Beweiskraft zwei mal oder doppelt führen, realistisch und idealistisch, das heißt: er will zuerst annehmen, der Mensch sitze in der Zeit, und dann, die Zeit sitze im Menschen.

Jene Ansicht herrscht in Wahrheit durch 583 Seiten, oder das ganze Buch hindurch; diese erscheint Seite 3, Zeile 9 von unten, culminirt Zeile 8 und geht Zeile 7 schon wieder unter. Deshalb ist es billig, daß wir zuerst und des Breitern den realistischen Weg mitgehen, welcher danach strebt, die Zeit an irgend etwas Aeußerem zu messen. Da sich nun, wie jetzt allgemein behauptet wird, auf Erden nichts Festes, Sicheres, Beharrliches, Unwandelbares findet, sondern Alles, im Widerspruch mit sittlichen und bürgerlichen Vorschriften, immerwährenden Umtrieben nachhängt, so muß der Chronolog (nicht minder wie der Prediger und Politiker) höhern Orts Hülfe suchen, weshalb schon der alte Gatterer seine Zeitkunde mit dem Satze beginnt: „Nur der Himmel kann uns genau sagen, wie viel Uhr es auf der Erde ist." — Der chronologische Himmel (so beginnen unsere Einreden) ist aber nichts weniger als der wahre Himmel: denn in diesem soll weder Wechsel des Lichts noch der Finsterniß sein; dort aber bezieht sich alles Beobachten, Berechnen, Beweisen, lediglich auf Wechsel und Veränderung. Deshalb scheint es uns im Wesentlichen ganz gleich, ob die Umtriebe auf Erden, oder am Himmel dabei zum Grunde gelegt werden. Höchstens könnte man sagen: jene wären demokratischer, diese aristokratischer Art, woraus aber noch nicht abzunehmen ist, welche besser oder schlechter sind, früher oder später zu Wahrheit oder Irrthum führen. Ja, im Vergleiche mit den excentrischen Schwärmereien der Kometen, welche bald eine transscendentale Anschauung der Sonne riskiren, dann, vollgesogen oder aufgeblasen, sich bis in das positive Nichts hinauswagen, geht auf unserer Erde Alles so nach Maß und Ordnung zu, daß es gar nicht nöthig scheint, im vorgeblich himmlischen Auslande die Theorie der Revolutionen zu erforschen und hochmüthige Unzufriedenheit mit nach Hause zu bringen. Freilich meinen die Astronomen: sowie auf Erden ein Schwert das andere, oder um es größer auszudrücken, ein stehendes Heer das andere in der Scheide und im Zaume halte, so auch ein Heer der Sterne, Planeten u. dergl. das andere. Woher wissen sie denn aber, daß dies System des mechanischen, himmlischen Gleichgewichts dort oben weiter helfe als das berühmte des Gleichgewichts von Europa? Und haben sie nicht, wie man hier zu dessen Erhaltung Reiche theilte, dort einen großen Planeten, um ähnlicher Zwecke willen, in Stücke springen lassen und kleine Föderativplaneten daraus gebildet?

Wenn es auf Erden in einem Staate nicht recht gehen will, oder wenn man aus seinem Gange nicht recht klug werden kann, was geschieht? Man ändert und bessert an Verfassung und Verwaltung, Kriegswesen und Kirchenwesen, Rechtspflege und

Steuern, und ſagt, ſobald recht viel geändert iſt: nun ſei Alles in Ordnung. Das nennen freilich manche verdrießliche Leute Aberglauben, während den Aſtronomen Niemand bezweifeln darf, ſie hätten die Bahn des Mondes in der Taſche, ob ſie ihn gleich niemals finden können, ohne ihm, wie ſie ſagen, vorher vier große und achtzehn kleinere Weiſungen (Correctionen, Seite 47) gegeben zu haben. Und ein, trotz aller Erziehung, ſo ungezogenes, links und rechts ausſchweifendes Weſen ſollen wir nun gläubig als Hauptprofeſſor des Maßes und der Zeitordnung anerkennen! Daß die Erde, wie Silberſchlag behauptete, aus dem Takt kommen und ſich, bei dem auf ein Quentchen abgemeſſenen Gleichgewichte, überſchlagen würde, wenn ein Regiment preußiſcher Dragoner über den Aequator nach dem Südpole zuſprengte, darf uns nicht in Furcht ſetzen, da wir der Hoffnung leben in dieſem, vor der Hand noch unwahrſcheinlichen Falle werde eine Schar etwa gleichen Gewichts in Zanguebar, Sumatra, Borneo u. ſ. w. wol nordwärts galoppiren und das Gleichgewicht herſtellen. — Was aber ſoll daraus werden, wenn, wie behauptet wird, der Mond Steine auswirft und die Erde beſchießt? Zeigt deren neutrale Ruhe nicht ihr Alter und den Mangel kräftiger Artillerie. Wird nicht der leichtſinnige und leichter werdende Mond wie ein Luftballon mit vermindertem Ballaſt ſich raſcher bewegen, ja vielleicht ſich ganz von der alten Abhängigkeit befreien und in alle Welt gehen? Dergleichen wichtige Bedenken (es iſt zum Verzweifeln) ſtören aber die Sachverſtändigen nicht im mindeſten, während ſie ſelbſt ſo viel von Turbationen und Störungen der himmliſchen Bahnen ſprechen. Sobald ſie dieſe berechnet haben, meinen ſie, Alles ſei in Ordnung, ebenſo als wenn Jemand eine Revolution im Staate für gehörige löbliche Ordnung ausgeben dürfte, ſobald er ihre Urſachen unter Eins und Zwei, Plus und Minus u. ſ. w. aufgezählt und zu Papiere gebracht hat.

Iſt die Welt nur ein mechaniſches Perpetuum mobile, wie mehre gottleugnende Aſtronomen annehmen, wie läßt ſich alsdann behaupten, die Maſchine könne nicht einmal in Verwirrung gerathen und zuſammenbrechen? Sind Kräfte freier Geiſter oder Dämonen mit im Spiele, wer berechnet dann Maß und Ziel ihrer Einwirkung? Leitet Gott Alles mit allmächtiger Hand, wo ſteht geſchrieben daß ſeine Allmacht und Allweisheit darin beſtehe, immer gleichviel Weltkörper in gleichem Takte und denſelben Bahnen durch alle Ewigkeit laufen zu laſſen? Iſt es ſo ganz unſinnig und undenkbar zu meinen: Zahl, Bahn und Geſchwindigkeit könne wol ſteigen und fallen, die Kraft des erſten Anſtoßes ſich mindern, oder ein neuer beſchleunigend ein-

treten? Seit einem Tage erst, möchte man sagen, sind Beobachtungen angestellt und doch stimmen manche Erscheinungen nicht mit jenem Systeme der Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit, und Erklärungen an welchen man es nicht fehlen läßt, ergreifen die Bedenken keineswegs an der Wurzel. Irrthümer, so heißt es z. B., sind nicht möglich, denn Erde, Sonne, Mond und Sterne controliren und berichtigen einander; wie aber, wenn die Veränderung jedes Maß und jedes Gemessene betrifft, wo bleibt da die Controle und an welchem Maße will man die Veränderung messen, wenn dasselbe in gleichem Verhältnisse mit verändert ist?

All dieser Sorgen und Noth (welche Manche für Sorgen ohne Noth ausgeben möchten) ist man überhoben und kommt zu viel sicherern und einleuchtendern Ergebnissen, wenn man den vom Verf. betretenen realistischen Weg verläßt und den idealistischen betritt. Aus dem oben schon mitgetheilten Hauptgrundsatze: die Zeit sitzt im Menschen und nicht der Mensch in der Zeit, gedenkt Ref. bei größerer Muße ein strenges System wahrer Zeitkunde zu entwickeln; hier will er mit Uebergehung des tief Speculativen nur an einigem mehr Praktischen dessen Wahrheit darthun und die Leser des „Conversationsblatts" zur Vorausbezahlung auf sein künftiges Werk reizen. Also: es gibt gar kein allgemeines und allgemein gültiges Maß der Zeit. Dies beweiset unwiderleglich das ursprüngliche Bewußtsein des Menschen und der sich darauf gründende unvertilgbare Sprachgebrauch. So lange Jeder weiß und an sich erfährt, was Zeitverkürzung, Zeitvertreib, Langeweile u. dergl. sei, besitzt er ein Amulet gegen die Trugschlüsse der Chronologen, und wird sich z. B. nie aufreden lassen, eine Stunde, ein Jahr u. s. w. sei so lang als das andere. Nur diesen idealistisch-individuellen Maßstab halten wir für richtig; jeder davon abweichende, scheinbar darüber hinausgehende führt in Irrthum. Wie verkehrt z. B. ist die, in alle Geschichtschreiber übergegangene Behauptung: Griechenland habe nur kurze Zeit geblüht, während jeder von dem Lichte unserer chronologischen Ansicht Erleuchtete einsieht, die geringen Ziffern seien nur Beweis des höchsten, regsamsten Lebens. Umgekehrt wäre der Verf. von aller Quälerei mit den endlosen Perioden der Chinesen erlöset gewesen, wenn ihm diese, wie uns, nur als der Ausdruck der unerhörten Langeweile erschienen, die sich dort über Land und Menschen gelagert hat. Was kann handgreiflicher irrig sein, als so incommensurable Dinge, wie griechisches Leben und chinesische Langeweile, auf ein äußeres Maß bringen und dann entscheiden: China habe hundert oder tausend mal mehr Lebenskraft und Lebensdauer gehabt als Hel-

las! Die leere Zeit iſt nichts, iſt gar nichts; in einem Jahrzehnte des periſteiſchen Jahrhunderts liegt dagegen mehr Zeit verhüllt, als in Jahrtauſenden der Kalmücken, Baſchkiren und Hottentotten. Der tiefſinnige Ausdruck von der Fülle und Erfüllung aller Zeiten iſt nicht auf dem langen und langweilig hingedehnten mathematiſchen Wege, ſondern nur auf dem unſern zu erklären und zu begreifen. Auch viele andere Fragen, die bis jetzt Keiner löſen konnte, beantworten ſich leicht, z. B. warum die Mohamedaner meinen, ihr Mondjahr ſei ſo lang wie ein Sonnenjahr? Warum die Ruſſen den alten Kalender beibehalten? Warum der Student während des akademiſchen Triennium höchſtens zwei Jahre ſtudirt? Warum ein Profeſſor, der eine ſogenannte Stunde von 11 bis 12 lieſet, doch erſt um ein Viertel auf Zwölf anfängt, und was der Aufgaben mehr ſind, die uns lehrreicher und anziehender erſcheinen, als die trockene realiſtiſche Chronologie.

Daß übrigens auch idealiſtiſch die Zeit jetzt kürzer als ſonſt geworden, geht daraus hervor, daß 1000 Jahre vor Gott nur ein Tag ſind, die wachſende Erkenntniß Gottes den Menſchen alſo nothwendig ſeinem Standpunkte nähert und die Leere und Langeweile der Chineſen, Inder, Aegypter u. ſ. w. vertreibt. Den täglich ſich mehrenden Zeitvertreiben können wir dagegen keinen ſolchen Einfluß im Großen zugeſtehen, da hier Pins und Pins, wie in der Mathematik, auch Minus gibt und erſt nach vielen Forſchungen und Correctionen zu ermitteln ſein dürfte, ob die Langeweile dadurch zugenommen oder abgenommen habe.

Ganz auf ähnliche Weiſe wie die realiſtiſche Anſicht der Zeit, wird ſich auch die vom Raume widerlegen und Vieles feſtſtellen und berichtigen laſſen, worüber man noch im Dunkel oder Irrthum ſchwebt: z. B. ob der Raum kleiner geworden, wie die Verkürzung der Chauſſeemeilen andeutet, oder die Bewegung innerhalb deſſelben ſchneller, wie die Vertheidiger der Schnellpoſten meinen, oder ob Alles von der guten oder ſchlechten Geſellſchaft abhängt u. dergl. — Auf jeden Fall dürfen wir hoffen (ſo ſchließt ja jede Recenſion innerlich, idealiſtiſch, wenn's auch nicht immer ausgeſprochen wird), der ungemein gelehrte Hr. Verf. werde bei der zweiten Auflage ſeines Werkes unſere auf vieljährige Forſchung ruhenden Bemerkungen ſo berückſichtigen, — wie ſie es verdienen!!

Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie.

Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler.

(„Literarisches Conversationsblatt", 1826, Nr. 2.)

Unsere Anzeige dieses Werks in Nr. 151 d. Bl. f. 1825 begann also: „Alle Sachverständige werden darüber einig sein, daß vorstehendes Werk in der Wissenschaft wegen seiner ungemeinen Klarheit, wegen so vieler scharfsinnigen und neuen Aufschlüsse u. s. w. Epoche mache und Jedem, der sich irgend für den Inhalt interessire, ganz unentbehrlich sei." Ob Alles, was hierauf folgt, als Scherz ergötzlich, oder albern und abgeschmackt sei, darüber steht uns kein Urtheil zu; wie man aber bei Vergleichung jenes Anfangs mit dem Schlusse, ja bei vereinzelter Betrachtung des Mittelstücks glauben konnte, wir hätten dem Werthe des Buchs und den Verdiensten des so ausgezeichneten Verf. irgend zu nahe treten wollen, ist uns schlechthin unbegreiflich. So viel Neues hat derselbe aufgefunden, so viel Zweifelhaftes in klares Licht gestellt, so viel Irriges widerlegt, daß keine wissenschaftliche Beurtheilung alles Verdienstliche erwähnen kann; wie viel weniger dürfen wir in diesen, für mancherlei Leser bestimmten Blättern darauf ausgehen, das Esoterische, für Eingeweihte Bestimmte, darzulegen und zu würdigen. Nachstehender Anzeige hat daher nur den Zweck, aus dem reichen Inhalte einiges Populaire, allgemein Ansprechende mitzutheilen.

Eins der ersten Bedürfnisse der sich bildenden Gesellschaft ist die Eintheilung der Zeit. Nächst der augenfälligsten in Tag und Nacht, kam man, nach den Mondeswechseln, zu Monaten, deren zwölf das Mondjahr von 354 Tagen bilden. Bald aber entdeckte man daß dies nicht mit dem Sonnenjahre gleichlang war, und beide in Uebereinstimmung zu bringen, ward eine Hauptaufgabe der Zeitmessung. Vielleicht hat sich die Zeitrechnung keines Volks so selbstständig und ohne fremden Einfluß ausgebildet als die der Aegypter. Von diesen haben die frühern Griechen chronologische Grundsätze entlehnt, sowie die Römer zuerst von den Griechen und nachmals von den Aegyptern; die neuern Juden von den Griechen, und die ganze Christenheit von den spätern Römern. Bis auf Julius Cäsar finden wir fast nirgends eine fest geordnete, nie schwankende Zeitrechnung, und erst seit etwa dritthalb hundert Jahren sind wir mit der unsrigen aufs Reine gekommen. Die Franzosen setzten in der Hitze der Revolution, aus Egoismus und Verachtung der christlichen Religion, an die Stelle der Julianischen Zeitrechnung eine ganz

wenn, die weder den Vortheil einer richtigern Schaltmethode, noch eine einfachere arithmetische Ordnung für sich hatte. Nachdem sie sich dreizehn Jahre damit gequält hatten, fühlten sie endlich das Bedürfniß, sich der übrigen europäischen Welt durch Wiederannahme der christlichen Zeitrechnung von Neuem anzuschließen.

So mannichfaltig aber auch die Zeitrechnungen der verschiedenen ältern und neuern Völker sein mögen, so lassen sie sich doch wesentlich auf drei Formen zurückführen, die man das freie Mondjahr, das freie Sonnenjahr und das gebundene Mondjahr nennt.

Das freie vom Sonnenlauf ganz unabhängige Mondjahr besteht aus zwölf Mondmonaten, die in der Regel 354 Tage und nur dann 355 Tage halten, wenn sich der Ueberschuß des astronomischen Mondjahres über 354 Tage, nämlich 8 St. 48′, 38″ zu einem Tage angehäuft hat. Der Anfang dieses freien Mondjahres eilt dem des Sonnenjahres jährlich um zehn bis elf Tage vor. Es ist bei allen zum Islam sich bekennenden Völkern im Gebrauch; die alte Welt kannte es nicht.

Das freie Sonnenjahr, mag es fest oder beweglich sein, ist vom Mondlaufe ganz unabhängig; das gebundene Mondjahr berücksichtigt zugleich Sonnen- und Mondlauf und bringt beide Einschaltungen in Uebereinstimmung. — Die Athener, und vermuthlich alle Griechen, sowie noch jetzt die Juden und Muhamedaner, begannen den bürgerlichen Tag mit dem Untergange der Sonne; die Römer dagegen um Mitternacht. Fast alle Völker zerfällen den Tag in 24, oder zwei mal zwölf Stunden. Die Türken fangen aber diese Stunde vom Untergange der Sonne zu zählen an, sodaß es eine Stunde nach demselben eine ist. Auf ähnliche Weise zählte man lange in Italien die Stunden vom Anbruche der Nacht bis 24 fort. Wie die Sonne das Jahr macht, so bestimmt der Mond die Monate und Wochen.

Die Aegypter hatten ein bewegliches Sonnenjahr, d. h. eins von 365 Tagen, wobei der Ueberschuß über diese Zeit des Umlaufs gar nicht berücksichtigt ward. Zwölf 30tägige Monate gaben 360 Tage, und fünf fügte man als Ergänzungstage hinzu. Höchstwahrscheinlich begann ihr Jahr ursprünglich mit dem Frühaufgange des Sirius. Erst später, und nicht vor dem Kaiser Augustus, ward der Viertelstag über 365 in Aegypten auch zur Eintheilung der bürgerlichen Zeit benutzt und eingeschaltet.

Mit Uebergehung anderer Zeitkreise erwähnen wir der Phönixperiode. Zu welchen Vergleichungen und Deutungen auch der Mythus vom Phönix den Dichtern und kirchlichen Schriftstellern Anlaß gegeben hat, unmöglich kann es einem Zweifel unter-

regen, daß es Sothis einst großen Jubelfest sein soll, wo mit dem Laufe der Sonne in irgend einem Zeitraume stand. Dieser Zeitkreis war viel höher entweder, als die Hundssternperiode, wo nämlich nach etwa 1500 Jahren der Aufgang des Sirius wieder mit dem ersten Tage des Monats Thoth, aber dem bürgerlichen Anfange des Jahres, zusammentraf. Und wenn die Aegypter das Jahr früher in drei und vier Monate theilten, so möchte die Verschiedenheit des Aufgangs um vier Monate die Wiederkehr des Phönix nach 1500 Jahren bedeuten.

Die Beschaffenheit der babylonischen und chaldäischen Jahre und Monate ist unbekannt, doch waren sie den ägyptischen gewiß ähnlich, und einzelne Nachrichten erweisen die große Genauigkeit mancher astronomischen Kenntniß und Berechnungen. Die Babylonier begannen ihren Tag mit Sonnenuntergang und theilten die Eintheilung bestehen in Stunden.

Bei den Griechen war die Zeitmessung anfangs sehr unvollkommen. Alle Bedeutung der Sinnbilder, die jedoch den Namen der Uhren so wenig verdienen wie unsere Sanduhren, hatte es lange an einem sinnlichen Hülfsmittel zur Bestimmung der Zeiten der Nacht. Jene Sinnbilder waren irdene Gefäße, die, bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt, sich allmälig durch feine im Boden angebrachte Oeffnungen entleerten und besonders vor Gericht gebraucht wurden, um die Sachwalter zum Zusammendrängen ihrer Reden zu nöthigen. Am Tage schloß man anfangs die Zeit aus der Stellung der Sonne gegen irdische Gegenstände und aus der Länge und Richtung des Schattens. Der Sonnenzeiger steht bei ihnen in der Regel senkrecht, da er bei unsern Sonnenuhren, die nicht die veränderlichen Stunden, sondern eine gleichförmige Zeiteintheilung geben, in der Richtung der Weltaxe liegt. Unsere Sonnenuhr ist daher eine ganz andere als die der Alten. Erst um die Zeit der Errichtung des alexandrinischen Museums wurde diese vervollkommnet, und die Stundeneintheilung des Tages war auch schon lange vervollständigt, sobald man früher unter Horen nur die Zeit im Allgemeinen, aber die Tages- und Jahreszeiten, und nicht die eigentlichen Stunden verstand. Zur Ordnung der Jahreszeiten dienten gewisse natürliche Ereignisse, z. B. das Kommen und Gehen der Zugvögel, vor Allem aber der Aufgang und Untergang der Sterne in der Morgen- und Abenddämmerung. Ursprünglich scheint man das Jahr nur in Winter und Sommer getheilt zu haben, den eigentlichen Herbst kennt Homer noch nicht; wir finden ihn zuerst bei Hippokrates und den diesen nachfolgenden Schriftstellern der Griechen. Später unterschieden sie, wie die Römer, vier Jahreszeiten. Sie hatten Monatsnamen

und die gebräuchlichen Monatsjahre. Zum ersten Monatstage machen sie denjenigen, an welchem die Mondsichel in der Abenddämmerung erblickbar, und zählen von da Monatstage fort, bis sie die Mondsichel von Neuem bei Abends wahrnehmen. Hat gewährt man, daß gleich Monatsnamen hier Sonnenjahr gaben, und dann setzt auf den Gebrauch der Einschaltung, vor Allem aber auf seine bestimmte Regel. Diese findet sich überhaupt erst, wenn man die Umlaufszeiten des Mondes und der Sonne derartig ausgeglichen versteht, daß beide genau aufgehobene Theile einer gewissen Zeitperiode, Cyklus, werden. Die wichtigste Vorfrage war es, daß man zur Zeit Meton's den Wechsel der 29- und 30tägigen, der sogenannten vollen und hohlen Monate, einführte. Es erhielt man ein Mondjahr von 354 Tagen, das mit den Erscheinungen des Mondes bis auf etwa neun Stunden übereinstimmte. Um es nun mit der Sonne auszugleichen, schaltete man anfangs ein Jahr um andere einen 30tägigen Monat ein, hob aber, weil diese Einschaltung zu groß war, von Zeit zu Zeit einen Schaltmonat auf.

Der Monat der Athener wurde in drei Abschnitte von acht Tagen, Dekaden, getheilt. Der bürgerliche, nach dem ersten Archon alter bezeichneter Jahr begann im Sommer mit dem Monate Hekatombäon. Einen eigentlichen Kalender besaßen sie nicht, etwa vom Jahre vor Christus. Er machte die Entdeckung, daß 235 Mondmonate, bis auf einen geringen Unterschied, 19 Sonnenjahre geben. Darauf bildete er einen 19jährigen Zeitkreis von 6939 Tagen, die er so geschickt in Monate zu theilen wußte, daß diese im Verlaufe der ganzen Zeitperiode mit den Mondwechseln übereinstimmten. Hiermit verband er einen 19jährigen Kalender, wo den einzelnen Monaten die Feste, Sonnenwenden, Nachtgleichen, Aufgänge und Untergänge von Fixsternen u. s. w. beigeschrieben waren. Dieser Kalender fand großen Beifall und wurde in vielen Orten angenommen. Kallippos aber verbesserte (um 330 v. Chr.), daß Meton das Sonnenjahr um $\frac{1}{4}$ Tag zu lang angenommen habe. Er setzte demnach eine 76jährige Periode auf, die sich von der vier mal genommenen Meton'schen Zeitperiode nur dadurch unterscheidet, daß er sie um einen Tag kürzer sage. Dergleichen brachte er den Mondverhältnissen wieder mit den Mondverschiedungen in Uebereinstimmung, und 330 Jahre vor Christus ist das erste Jahr seiner ersten Periode. Sie ward, obgleich nicht von Anfang an, in Athen gebraucht und durch den etwa 100 Jahre nach Kallippos lebenden großen Astronomen Hipparch nochmals verbessert, indem jener das mondliche Jahr um $\frac{1}{300}$ zu lang angenommen hatte. Hipparch's Periode enthält vier mal die

[illegible] [illegible] [illegible] [

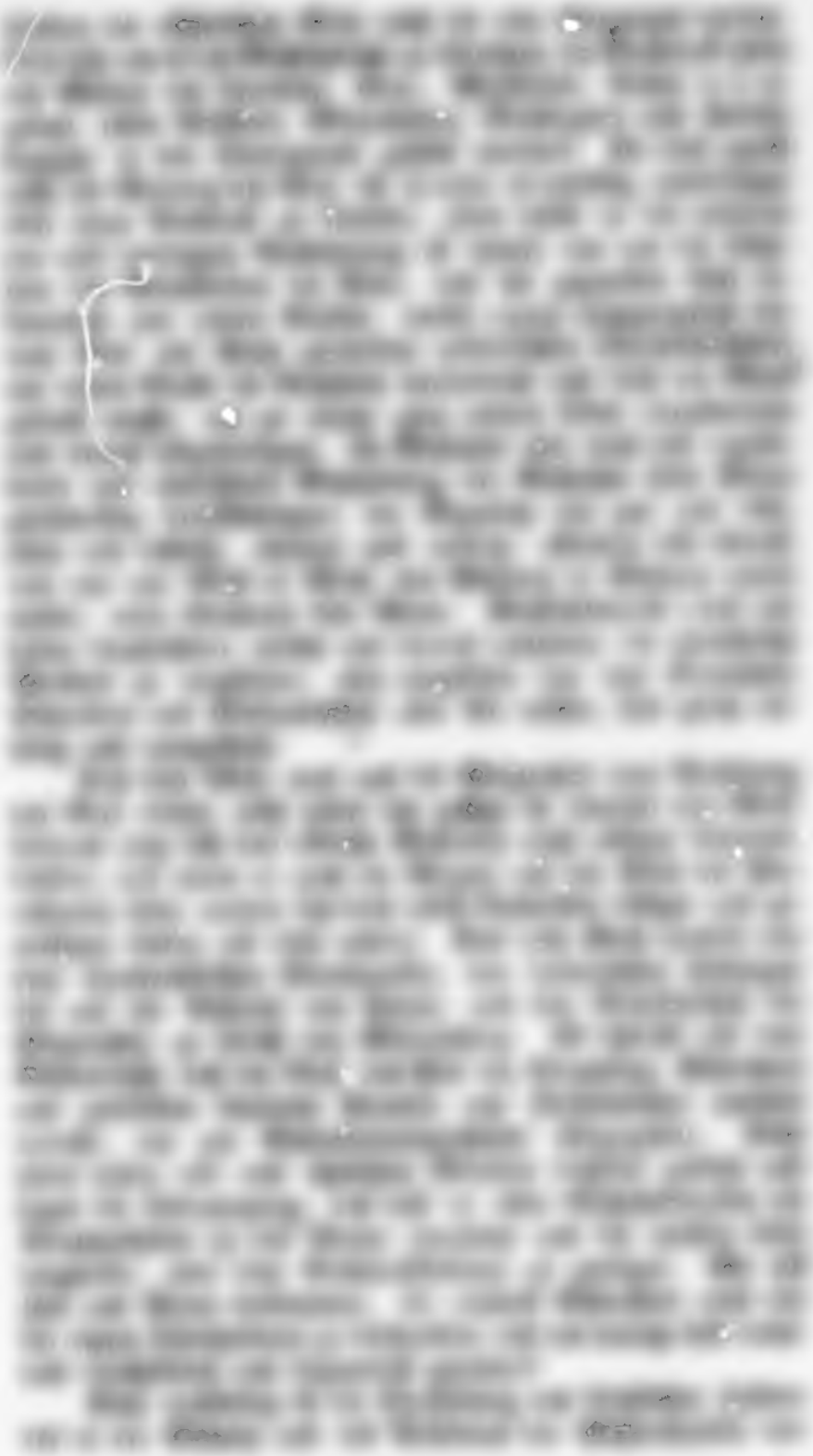
Handbuch der medicinischen und chirurgischen Therapeutik. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Hirtz. Zweiter Band.

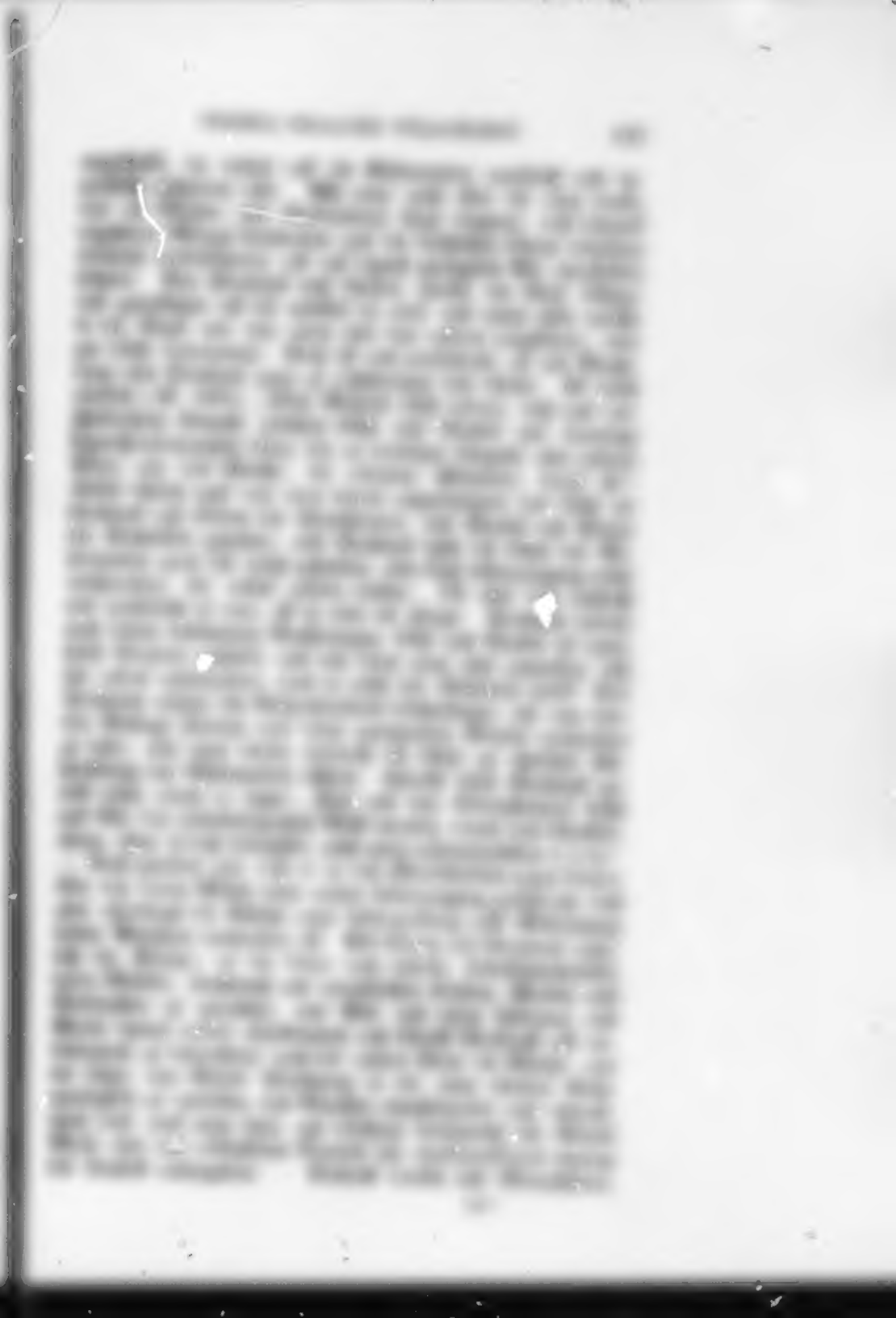
(Allgemeine Zeitung für Literatur und Kunst, 1838, Nr. 66, S. 521.)

Der zweite Band dieses Handbuches begreift die Behandlung der Krämpfe, der chronischen Krämpfe, der Lähmungen, Fieber und Entzündungen, welche wenn auch theilweise in der Folge einer vorhergehenden Krankheit, doch immer auch selbstständigen Charakter haben, und endlich die Behandlung der Wunden und Verletzungen. Da es aber bei einem Buche, das nicht nur für Aerzte, sondern auch für Studirende und Laien eine große Zahl nützlicher Belehrungen darbietet, auf eine gedrängte Kürze ankommt, so wird der Kauf und Lesen desselben, so wie auf seine Vorzüge einen Rückschluß über das Werk möglich machen. Glücklicherweise bildet sich, namentlich von jenen, mehr jüngeren Aerzten eine literarische Strömung, unter der wissenschaftliche Forschungen ein höheres Interesse, und die Kranken Heilung finden, wenn sie sich entweder über einzelne Lehrsätze, gestützt sich in sich selbst verbindet Lehre zu richtiger Ansicht vereinigen, auch übersichtlich sich einem Ganzen zu höherer Höhe fügen lassen.

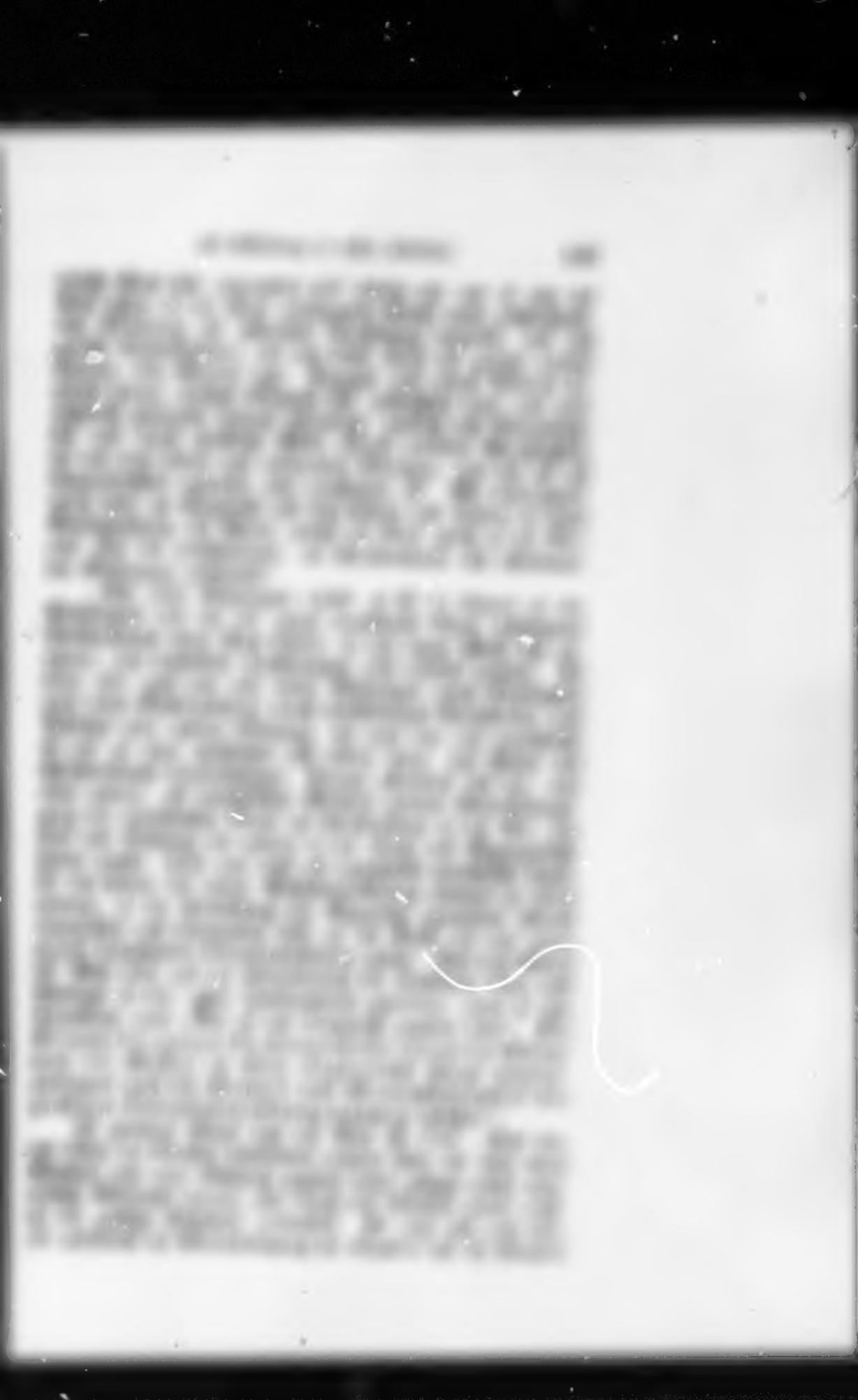
Die beiden Bände können wir vorher auf die gründliche Forschung der einzelnen Krankheitsformen und der Heilungsgründe, auch auf die genauen Unterscheidungen über das Wesentliche, auch auf neuere literarische mehr theoretische Meinungen eingehen; wir müssen uns begnügen, für die praktische Medicin einige allgemeine Andeutungen und Bemerkungen mitzutheilen.

Die Aerzte begnügen sich hinsichtlich der Lage von Wunden meist, sowohl anfangs die Behandlung der Lage in zwölf Stunden nicht und erfüllen die Regel in der Mehrheit der Krankheiten, wie es bei Frauen. Einzelnheiten erfüllten sie auch bei Wunden bei [illegible] Interessenten der Heilung, auch die sehr brauchbare Methode des Einzelnen Regeln im Jahre Band [illegible] aufgestellt haben. Wir verschweigen einzelne Lehre verdienen eine besondere Betrachtung, und bei Krankheit, bei Wunden, bei Verwundeten und bei Jahren Leben. Das erste begann im Wasser und hatte eben Wunden; aber sich waren nicht Frauen- und Kindermenschen, sondern auch diese Lage so verschieden, daß sie wahrscheinlich die Kraft und Heilung [illegible] Wunden begonnen Bestimmungen bei Gemeinschaft beschäftigten.





[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

98.

[illegible] von Augsburg, der Waldenser. Ein Beitrag zur Kirchen- und Ketzergeschichte des 13. Jahrhunderts, von Dr. Karl Müller.

(„Beiträge zur historischen Theologie", 1935, Nr. 15. S. 478.)

In einer Zeit, wo man die christliche Predigt der französischen, englisch-puritanischen Schule in ihrer Einfachheit und Schlichtheit, bei aller Christozentrik in ihrer Weise und Heiligkeit anerkennt, wird das Bedürfnis immer dringender, geistliche Männer und Frauen auf ungezwungene Weise mit der Kirchengeschichte bekannt zu machen. Diese, gerade nur zu sehr vernachlässigt, aber gar verkannt, ist das beste Mittel gegen die oft nur zu sehr liegenden Einseitigkeiten, Übertreibungen, Irrwege, und selbstsüchtige gegen den unbiblischen Hochmut, der sich unter den verschiedensten Formen einzunisten pflegt. Die Zeit, das Wirken, und Ich oft uns mit Bewunderung erfüllend machen will, in ganz ähnlicher Weise schon über da war; das Bedürfnis, sachlich sich der Wirre hatten abzuwenden, Mann in Ihnen Zeit unzweifelhaft erfüllung und führt so zu einer wahrhaft christlichen Weisheit, der richtigen ist es da der, welchen Schulen und wissenschaftliche Theorien angreifen.

Für den eigentlichen Theologen gibt es eine Unmenge kirchengeschichtlicher Werke; welche aber dem Nichttheologen gelegen kommen, will ich hiermit angeben. Epiphanius' Werk ist mit sehr großer Gelehrsamkeit abgefaßt, aber zu lang und doch auch zu weitlich. Hamb, obwohl als hervorragend als empfohlen, sehr wenig Interessantes enthält, wenn nicht Dietz und Jerome ausdrücklich wollen hat, auch betrachtet er das Werke auf einen Gesichtspunkt, den wir Heutzutage in Allgemeinen billigen müssen. Studien enthält nur die ersten Jahrhunderte und sehr schätzbare Untersuchungsmaterial; Schmidt ist zu lang und ermüdend u. s. w. Bei diesen Verhältnissen muß man die nicht Fortsetzung der trefflichen Kirchengeschichte Neander's wünschen, und es ist sehr erfreulich, daß sich die Zahl der tüchtigen Bearbeitungen einzelner Kirchenväter mehrt. In Neander's Tertullian und Chrysostomus besitzt die Literatur über die Lebensverhältnisse Gottesfürchtiger, und findet in der Vorrede: „Die Wahrheit unter den alten Kirchenlehrern sich, bei manchen Unvollkommenheiten, die wir nicht übersehen wollen, große Übereinstimmung von praktisch, so ging auf dem Leben heraus

[illegible] ganzen Denken, Thun und Streben im Christenthum; [illegible] in diesem nicht überall von und für [illegible] Christenthum [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Gregor [illegible] Basilius, [illegible]

[illegible] Gregor wurde wahrscheinlich im Jahre 330 zu Nazianz geboren und auf den Schulen in Cäsarea und Alexandrien gebildet. Dann besuchte er mit seinem Freunde Basilius Athen. „Wenn ein Neuling", erzählt Gregor, „hinlänglich angekommen ist, so nimmt ihn Einer von Denen, die ihn für sich gewonnen haben, gastfreundlich auf; dann wird er von Jedem nach Verdienst geprüft, bald seiner bald derber, je nachdem er selbst besser erzogen oder bäurischer ist. Man will ihm damit nur ein wenig seine Selbstgefälligkeit benehmen und ihn zum Gehorsam gewöhnen u. s. w." — Jeder Sophist hatte damals in Athen seine Schule und Partei, die ihm mit unglaublichem Eifer zugethan war. Diese wurde für ihren Meister; denn es war nicht Sitte die verschiedenen Lehrer zugleich zu besuchen, sondern man schloß sich in der Regel nur einem an. Vornehmlich legten sich die Neulinge auf die Geschicklichkeit des Werbens, weil sie Befreiung vom Lehrgelde und auch wol Belohnung erhielten, wenn sie ihrem Meister recht viel Zusammenlauf verschafften. Man zankte, biß, schlug sich um diese, und es konnte bei begegnen daß ein Jüngling von dem Lehrer ganz weggerissen wurde, welchem zu hören er eigentlich gekommen war.

Gregor und sein Freund Basilius blieben dem Christenthume treu, ja nach der Rückkehr in seine Heimat verschmähte jener alle Lebensannehmlichkeiten, begab sich in die Einsamkeit und übte sich Entsagungen vor, die das Christenthum nicht verlangt, die damals aber oft als zur wesentlichen Frömmigkeit gehörig betrachtet wurden. Die Pflege seiner Eltern führte ihn wieder zu einer richtigeren Lebensweise, und Julian's heftige Verfolgung der Christen veranlaßte Gregor's überreichen leidenschaftliche Schriften wider diesen Kaiser. Um dieselbe Zeit ward er Priester, dann Bischof von Sasima und Gehilfe seines Vaters in Nazianz. Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Konstantinopel. Gegenstände des Glaubens erregten in jener Zeit lebhaft eine sehr allgemeine und lebhafte Theilnahme, welche auch vom Hofe aus, jedoch keineswegs immer auf tüchtige Weise, unterhalten und geleitet wurde. Auch war es seitdem das Interesse des Herzens als des grübelnden und streitsüchtigen Verstandes, wo nicht ein noch weit niederigeres, denn der Streit

den Glaubensstreit nur zum Vorwande dienten, um äußerliche Vortheile der Gewinn- und Herrschsucht zu erreichen. Während man die auf die Umwandlung des ganzen innern Menschen gerichteten heiligenden und beseligenden Lehren des Evangeliums zur Seite liegen ließ, beschäftigte sich Alles vom Kaiser bis zum Pöbel, einzig mit einigen wenigen theoretischen Sätzen, über welche das Evangelium gerade so viel mittheilt, als dem menschlichen Geiste verständlich und zum Heile nothwendig ist, und deren weitere Entwickelung auf jeden Fall mehr der Schule als dem Leben angehört. Man vergaß (was Gregor so oft einschärft), daß nur nach Maßgabe der Befreiung des Gemüthes von dem Schmutze der Sünde die Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarungen möglich, daß nur die reine Seele eines Umgangs mit dem ewig Reinen fähig ist, und Jeder sich durch ein göttliches Leben zum Erkennen und Anschauen des göttlichen Wesens erheben müsse. Nicht minder empfahl Gregor duldende Milde im Urtheil über Andere, insofern man nicht von Jedem verlangen kann, daß er auf dieselbe Weise fromm sei, wie man es gerade selbst ist.

Gregor ward in Konstantinopel eine Hauptstütze der damals von den begünstigten Arianern unterdrückten rechtgläubigen Kirche. Wir finden in seinen Reden Feuer, Gedankenreichthum, Empfindung, eine angemessene und reine Sprache; andererseits aber auch breite Abschweifungen, bittere Ausfälle, gesuchte Zierlichkeit, falsche Pracht und Haschen nach witzigen Gegensätzen.

Als durch Theodosius die Arianer unterdrückt wurden, widersprach Gregor im Allgemeinen allen Zwangsmaßregeln, äußerte sich aber im Einzelnen selbst leidenschaftlich und unduldsam. In gleichem Sinne handelte die im Frühlinge 381 in Konstantinopel gehaltene Kirchenversammlung, welche auch, nachdem Gregor daselbst zum Bischofe erhoben worden, gutentheils Ursache ward, daß er diese Würde wieder niederlegte und die spätern Jahre seines Lebens fast ohne Geschäft in seinem Vaterlande zubrachte.

Gregor's dogmatische Ansichten gründeten sich auf Schrift und Ueberlieferung, auf Athanasius und Origenes, doch kann er als Repräsentant der allgemeinen Glaubenslehre der griechischen Kirche gegen Ende des 4. Jahrhunderts betrachtet werden. Gegen Eunomius, dessen theologische Methode sich an Aristoteles anschloß und eine durchaus verständig-dialektische, mithin einseitige war, leugnete Gregor, daß Gottes Wesen vollkommen begreiflich und das Göttliche allein durch logische Operationen aufzufassen sei. „Durch Das (so spricht er), was an Gott für uns begreiflich ist, erfüllt er uns mit Verwunderung. Durch

Verwunderung wird die Sehnsucht mehr rege, durch die Sehnsucht das Gemüth gereinigt, durch Reinigung Gott ähnlicher gemacht, und wenn dies geschehen ist, geht die Seele mit dem Göttlichen als mit einem ihr Verwandten um." — Sonderbar nur, daß Gregor bei Entwickelung der ihm so wichtigen Trinitätslehre in die Erkenntniß der innersten Tiefen des göttlichen Wesens eindringen meinte, Manches als entschiedenen Glaubenssatz vorträgt, worüber wir in den heiligen Urkunden keine Bestimmungen finden, und Ausdrücke für wesentlich und nothwendig erklärt, die wir bei Jesus und den Aposteln vergebens suchen. Näher auf das vom Verf. lehrreich entwickelte dogmatische System Gregor's einzugehen, wäre hier am unrechten Orte, wir geben beispielsweise die Hauptsätze über menschliche Freiheit und Fähigkeit zum Guten.

a) Der Mensch hat natürliche Anlage zum Guten, und zwar der eine mehr, der andere weniger; keiner aber ist von Natur heilig und gut, keiner ganz böse und verdorben. b) Er hat zugleich Vernunft und Freiheit, welche zwischen Gutem und Bösem wählen, der Anlage zum Guten ihre thätige Richtung geben, sie anwenden und ausbilden kann. c) Von dem Gebrauche dieser Freiheit hängt die Besserung und Heilung des Menschen, sowie seine künftige Seligkeit ab; der gute Gebrauch wird von Gott belohnt, der schlimme bestraft. d) Aber zugleich hängt auch die Heiligung und Beseligung des Menschen von der göttlichen Unterstützung und Gnade ab; Heiligung und Beseligung sind also das Resultat des Zusammenwirkens der menschlichen Freiheit und göttlichen Gnade. e) Ja, auch die Anlage zum Guten, die Wahlfähigkeit und Freiheitskraft, sowie jedes bessere sittliche Vermögen, sind dem Menschen von Gott gegeben. Ihm, als dem Urheber aller sittlichen Kräfte im Menschen, ist also zuletzt auch alles Gute zuzuschreiben. Alles Gute kommt von Gott.

So weit unser andeutender Auszug. Möchte der Verf. uns bald mit einem ähnlichen Werke, vielleicht über den originellen, geistreichen Origenes beschenken, wie denn überhaupt die obengenannten neuern Biographien weniger die alexandrinische Schule erläutern. Freilich darf dabei die schwierige Aufgabe des Zusammendrängens nicht versäumt, und es muß Das, was blos die Gelehrten anzieht, möglichst von Dem gesondert werden, was, fließend und ohne Abschweifung erzählt, eine größere Zahl Leser festzuhalten im Stande ist.

23.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel. Erster Band. Vom Anfange des Kirchenstreits bis zum nürnberger Religionsfrieden.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1827, Nr. 106 und 107, S. 421 und 425.

Fast nie hat Ref. so viel Grund gehabt ein Werk zu tadeln und das Publicum davor zu warnen, als bei diesem. Denn seit geraumer Zeit und mit vielem Fleiße hat er über jene Zeit geforscht, ja die Handschrift zum Druck ausgearbeitet; und nun kommt Hrn. Menzel's Buch und überflügelt ihn so nach Form und Inhalt, daß er ausrufen möchte: Ich habe Mühe und Arbeit verloren! Doch nein! nur der dümmste Egoismus ärgert sich, wenn auf seiner Bahn das Trefflichste hervorwächst, und vergißt, daß dies allein auch das Geringere übertragen und lebendig erhalten kann. Ein Schriftsteller, auch der vollendetste, bildet keine Literatur; um Eines willen lernt man keine Sprache; im Gefolge aber von Livius, Cäsar, Tacitus bekommen auch Spartianus, Lampridius und Aehnliche noch einen Ehrenposten.

Daß Hr. Menzel den Katholiken nicht katholisch, den Protestanten nicht protestantisch genug sein, und daß man ihn deshalb in Wien und in Berlin angreifen wird, hat für Ref. keinen Zweifel und er könnte sich neidisch darüber freuen, käme ihm dies nicht als ein Beweis vor: der Verf. habe die unparteiliche Mitte gefunden, welche man nach Jahrhunderten nicht mehr verschmähen sollte. Keineswegs aber wollen wir dies so verstanden wissen, als sei diese Mitte etwas Gleichgültiges, die Verneinung aller gemüthlichen Theilnahme und edeln Begeisterung, oder als meinten wir, die Wahlverwandtschaft zum Katholicismus oder Protestantismus werde bei der Verschiedenheit der Menschen aufhören; sondern wir behaupten zunächst nur: erstens, man solle nicht Recht oder Unrecht allein auf dieser oder jener Seite suchen und es daselbst finden, weil man es nun einmal finden und gegen alles Widersprechende die Augen zumachen will. Zweitens, man solle es nicht für die höchste zu erstrebende Entwickelung des Christenthums halten, wenn alle Welt die tridentiner Beschlüsse oder die Concordienformel von A bis Z gedankenlos annähme. Drittens, es gibt vielerlei Stufen der Erkenntniß und der Verblendung; Derjenige ist aber

immer im höchsten Unrecht, der des höchsten Gebots christlicher Liebe vergißt, und sich nicht entblödet schlechte Mittel für Aufrechthaltung oder Verbreitung seiner Ansicht anzuwenden.

Zwischen zwei Aeußersten, wie zwischen der Scylla und Charybdis, schwanken die Menschen jetzt wie sonst. Die Einen wollen durch die Operationen ihres Verstandes Gott gleich werden, und wähnen mit ihrem dialektischen Kometensucher das ganze Universum so durchschaut zu haben, daß sie es wie eine eigene Handschrift, ein altes Collegienheft in der Tasche tragen. Diesen unbedingt Hochmüthigen gegenüber stehen die falschen Demüthigen, welche, alle Arbeit des Geistes faul abweisend, über den Glauben salbadern und den höhern Werth desselben lediglich nach der Quantität des Geglaubten abmessen. Schülern beider Schulen muß Hrn. Menzel's Buch misfallen; denn daß die Meister und Anführer höher stehen, versteht sich schon nach dem alten Spruche: duo cum faciunt idem, non est idem.

Mit strenger Ausschließung alles Fremdartigen hält der Verf. fest an seiner Aufgabe und erläutert seine Darstellung durch reiche Auszüge, insbesondere aus den Schriften Luther's. Manche welche noch gar Nichts von diesem lasen, haben gefunden, er sei doch gar zu grob und gewaltig; was wir weder leugnen, noch mit der Behauptung erklären möchten, die ganze Zeit sei also gewesen. Melanchthon und Erasmus z. B. verleugneten nie ihre mildere Natur, und Luther schildert sich und seinen Freund sehr richtig, wenn er sagt: „Melanchthon fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß." Daß übrigens Luther's Gegner in der Regel nicht höflicher waren als er, würde der Verf. durch Auszüge aus ihren Schriften leicht haben beweisen können, wenn diese sonst des Inhalts wegen eine Erneuung verdienten. Alle Spaltungen innerhalb der christlichen Welt sind nie unbedingt, die Stelle von wo sie ausgehen, wo sie zusammentreffen ist offenbar, der Ring, an dem sie zuletzt Alles befestigen, für Alle derselbe: woher nun so unbedingter Haß, solch Uebergewicht der trennenden Richtung, statt der vereinigenden zu dem, Leben bietenden, Centrum? Die zwei Punkte, wo jeder Durchmesser eines Kreises die Oberfläche der Kugel berührt, scheinen das Entgegengesetzteste, Unvereinbarste zu sein; und dennoch haben sie nur Wesen und Bedeutung, sofern sie sich auf einen Mittelpunkt beziehen, in diesem sich verständigen und wiedererkennen. Anarchische Sekten verwerfen den Mittelpunkt der Kugel, tyran-

niſche wollen daß alle Nat'en von da aus parallel laufen: beide ſind gleich unſinnig!

Mit Recht ſagt der Verf.: „Der ſchwierigſte Punkt in dem ganzen neuen Religionsweſen blieb immer der, die jeder Kirche unentbehrliche Einheit des Glaubens und der Lehre mit dem Grundſatze der freien Forſchung zu vereinbaren.“ Eine ſchranken- und regelloſe Erweiterung der letzten führt nach Aufhebung alles Gemeinſamen, Poſitiven wie eine vereinzelte Centrifugalkraft ins bloße Nichts; aber ebendaſelbſt langt man an, wenn die Centripetalkraft allein herrſcht und alle Perſönlichkeit vertilgt, um nicht den Geiſt, ſondern den Buchſtaben auf den unumſchränkten, das heißt in einer leeren Wüſte ſtehenden Thron zu ſetzen.

Wenn Fürſten und Laien ſchon bei rein theologiſchen Streitigkeiten heftig Partei nahmen, ſo mußten Fragen über den Beſitz und die Benutzung der geiſtlichen Güter, ſowie über das Verhältniß der kirchlichen und Staatsgewalt ſie noch weit mehr berühren. Was Hr. M. an mehren Stellen, beſonders im 11. Capitel, über Luther's Anſicht vom Kirchenthum beigebracht hat, iſt ſo richtig als ſcharfſinnig, wird aber ſchwerlich ganz unangefochten bleiben.

So heißt es S. 161 fg.: „Dergeſtalt war die neue Kirche ziemlich auf den Standpunkt der alten zurückgekehrt, und Glauben und Lehre ganz von einer äußeren Erſcheinung abhängig gemacht; denn daß die Entſcheidung der weltlichen Obrigkeit übertragen war, konnte für keinen Gewinn gelten und war eigentlich ein Act der Verzweiflung, demjenigen gleich, in welchem die Rechtswiſſenſchaft das Richteramt ſich ſelber entnimmt und daſſelbe in die Hände der Unwiſſenheit legt. Das Weſentliche dieſes Geſchäfts mußte indeß immer, der Natur der Sache nach, den Theologen anheimfallen, und wenn dies nicht der Fall war, zeigten ſich die Juriſten noch weniger geneigt daſſelbe nach einem andern Grundſatze zu behandeln als nach dem, welcher von jeher in der ältern Kirche gegolten hatte, weil er in der That die Grundbedingung jedwedes, auf äußern Beſtand geſtifteten Kirchenthums iſt. Nur der Geiſt der Behandlung wurde ein anderer. Rom, mit der Führung großer Weltverhältniſſe beſchäftigt, hatte, in Beſtimmung vieler einzelner Theile der Lehre, dem menſchlichen Verſtande einen gewiſſen Grad von Freiheit verſtattet; ſo weit nämlich die Herrſchaftsrechte und das Oberrichteramt ſeines Stuhls dabei nicht verletzt oder in Zweifel geſtellt wurden, und wenn daſelbſt über kirchliche Wahrheit entſchieden ward, ſo geſchah es nach den Anſichten und in der Form eines auf großartige Zwecke gerichteten Staatsthums. Zu Wittenberg, wo die wiſſenſchaftliche Richtung vorwaltete, erſchien

die Autorität mehr in den Formen des gelehrten Parteiwesens und scholastischer Meinungsgewaltherrschaft."

Wir bemerken hiezu Folgendes: Einig war man nur im Widerspruch gegen den Papst als kirchlichen Monarchen, sonst aber erhielten sich Bischöfe in der englischen und schwedischen Kirche; die deutschen Consistorien muß man ebenfalls als eine aristokratische Form betrachten, und selbst die strengsten Presbyterianer konnten ihre unbedingte Gleichstellung und Vereinzelung der Gemeinen nicht festhalten, sondern kamen zu Synoden, die in höherer Instanz Gesetze gaben und vollzogen. Diese überall vorwaltende Herrschaft der Priester und Theologen war aber, als vereinzelter Aristokratismus, so einseitig, wie der übertriebene Monarchismus der Päpste in gewissen Abschnitten ihrer Geschichte; und indem die Laien als Gemeineglieder größere Rechte forderten und den vielen unter sich oft uneinigen kleinen Päpsten nicht gehorchen wollten, traten die Fürsten entscheidend dazwischen und suchten sich, so weit es mit der neuen Lehre irgend vereinbar erschien, als Erben der päpstlichen und bischöflichen Rechte zu behaupten, obgleich Luther, Jonas, Pomeranus u. A. ein Gutachten des Inhalts unterschrieben hatten: die weltliche Obrigkeit (magistratus) habe gar kein Recht oder Gewalt über die Kathedralkirchen und Collegia (Calvini epist., p. 91, in oper. ed. Amstel., Fol.)

So schwanken nun bis auf den heutigen Tag die Grundsätze des protestantischen Kirchenrechts über den monarchischen Antheil der Fürsten, den aristokratischen der Theologen, den demokratischen der Gemeinen, und bald ist das eine, bald das andere Element mehr hervorgetreten. Daß nicht überall genau dasselbe passe, dürfte für den Unbefangenen so einleuchtend sein, als daß unbedingtes Obsiegen des einen oder andern Theils für die Kirche (sowie die ausschließliche Herrschaft eines Standes im Staate) nachtheilig sei. Und zwar gilt dies insofern nicht minder für die katholische als für die protestantische Kirche, als dort das Verhältniß der Laien und des Staats zu den Geistlichen, und der letzten untereinander, keineswegs immer und überall dasselbe war. Nur erscheint das katholische System ohne Zweifel in sich folgerechter ausgearbeitet, obgleich dies Lob nicht das einzige und nicht allemal das höchste ist.

Den Beitritt Luther's zum nürnberger Religionsfrieden rechtfertigt der Verf. auf eine genügende Weise. Nach dem Sinne der vorhergegangenen Unterhandlungen und Erklärungen sollte allerdings der Friede blos die damaligen Protestanten umfassen; allein da buchstäblich nur Gewalt verboten ist, so konnten die Katholiken füglich aus eigenem Antriebe selbst reformiren

und Luther legte mit Recht kein großes Gewicht darauf, daß die Protestanten ihren Glauben nicht mehr gewaltthätig, z. B. durch Einziehung von Stiften und Klöstern, ausbreiten durften. Auch galt ja die ganze Hemmung nur bis zu der, spätestens binnen anderthalb Jahren zu beginnenden, Kirchenversammlung; komme diese nicht zu Stande, so wolle man sich über neue Bestimmungen vereinigen. Gewiß war, unzähligen Gefahren innerer und äußerer Kriege gegenüber, der Friede ein Gewinn, und Luther wirkte mit Recht und auf alle Weise dafür, vertrauend daß die Kraft der Wahrheit dadurch keineswegs vernichtet werde.

Obgleich Karl V. nur in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten erwähnt wird, sein Verhältniß zu dem geringern Franz und den europäischen Angelegenheiten also fast nirgends hervortritt, hat ihm Hr. M. doch mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als die meisten Geschichtschreiber. Um so eher wünschten wir S. 511 die Stelle gestrichen, wo er den Kaiser eine stumme pagodenartige Person nennt, deren Winke und Kopfbewegungen die Deutschen bald gering zu achten nicht schwer fanden. Niemals, auch von seinen ärgsten Feinden nicht, ist Karl gering geachtet worden; sein sinnvolles Schweigen, oder seine gewichtigen Worte hatten immer große Bedeutung, und weit eher wurden wir den schwatzenden Jacob I. mit einer Pagode vergleichen. Für Karl stehe hier das Zeugniß Melanchthon's. Er schreibt 1530 aus Augsburg (Epist. I, 1, 120): „Niemand auf dem ganzen Reichstage ist milder als der Kaiser. Nach so ungemeinem Glücke behält er eine so große Mäßigung des Gemüths, daß keins seiner Worte, keine That als irgend anmaßlich bezeichnet werden kann. Es zeigt sich an ihm keine Begier, kein Stolz, keine Härte; selbst Religionssachen hört er mit Billigkeit an. Sein Leben ist voll der preiswürdigsten Beispiele der Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, welche sonst bei den Fürsten Deutschlands so streng war, wird jetzt blos in dem Haushalte des Kaisers beibehalten; kein Unwürdiger kann sich deshalb in sein Vertrauen einschmeicheln. So oft ich ihn erblicke, glaube ich einen jener gepriesenen Helden oder Halbgötter zu sehen, die einst, wie man glaubt, unter den Menschen wandelten."

Mit Sehnsucht erwarten wir die Fortsetzung dieses Werkes, welches (gleichwie Neander's Kirchengeschichte) wesentlich dazu beitragen wird, in größern Kreisen richtige Kenntnisse über die wichtigsten Angelegenheiten zu verbreiten. Beide Männer werden dankbar Belehrungen annehmen; ob aber von vorn herein gewisse Schulen über sie den Stab brechen, gilt gleich, weil ihr

als Meiſter eben nicht unter der Herrſchaft der Schule ſtehen, ſondern ſelbſt Schulen bilden könnten; aber freilich nicht in dem Sinne, wo die Schulen, zum Verdruſſe des echten Meiſters, ſein ſchwächliches Echo ſind und nur nach dem Takt unisono wiederkäuen, ohne zu verdauen und eigenes Fleiſch und Blut zu erzeugen.

24.

Logier und Lautier.

(„Blätter für literariſche Unterhaltung", 1828, Nr. 5, S. 19.)

Beide haben ein Syſtem der Muſikwiſſenſchaft geſchrieben. Man muß aber wünſchen, daß die Aehnlichkeit des Namens nicht zur Verwechſelung führe; denn während Jener z. B. über die Quarte nur ſagt, ſie ſei ein Vorhalt der Terz, und was der Trivialitäten mehr ſind, erörtert dieſer philoſophiſch ihre Natur und ſagt am Schluſſe ſeiner Deduction:

„Bisher war die Quart das Eines und Andres ſeiende Eine, und das Eines oder Andres ſeiende Eine, ſomit iſt ihr Andres die Trias des Eines und Andres ſeienden Andren und des Eines oder Andres ſeienden Andren. Als die das Eine ſeiende Trias der Dyas war die Quart die Conſonanz. Als ſolche iſt ſie als der directe Begriff oder die innere und äußere Verſtändlichkeit der Secunde und Terz das unmögliche Miſsverſtändniß, das iſt als mögliche Wirklichkeit unmöglich die bloße Möglichkeit oder die unmögliche Möglichkeit. Das heißt die Quart iſt, wenn ſie blos die Conſonanz oder das unmögliche Miſsverſtändniß iſt, oder wenn ſie nie ein Miſsverſtändniß veranlaſſen kann, die unmögliche Möglichkeit oder die bloße Secunde, und dieſe Unmöglichkeit iſt ſo, als die Secunde welche das Anregen, Zeigen, Wollen oder Werden der möglichen Wirklichkeit, das iſt ihres Andern iſt, das Zeigen, daß die Quart ebenſo ſehr auch das Andre oder das mögliche Miſsverſtändniß ſei, als die Terz. Indem die Quart aber als der directe Sinn die unmittelbare Verſtändlichkeit iſt, iſt ihr Andres, die Quart als Miſsverſtändniß, die mittelbare Verſtändlichkeit, das heißt die Quart iſt das Miſsverſtändniß wenn ſie nicht unmittelbar oder direct, ſondern nur indirect, ſomit nicht als unmittelbar beabſichtigte Quart erſcheinend, zu ihrem directen Sinn oder zu ihrer Erklärung oder Grundlage

das directe Intervall oder die Quart, mithin aber eine Quart haben muß, als ſie ſelber iſt. So iſt denn die nur indirect verſtändliche Quart wie die indirecte Terz der Diſſonanz, als Quart aber die Diſſonanz als Hauptſache erſtlich der Conſonanz und Diſſonanz, und zwar zuerſt als äußerliche Quart oder ſelbſtändiges Intervall, als welches ſie ihren eigenen Sinn habend ebenſo wol das Mißverſtändniß als das Unverſtändniß iſt, demnächſt als innerliche Quart oder als der ohne ſelbſt erklärt zu ſein mis- und unverſtändliche indirecte Sinn der Terz und Secunde; zweitens iſt die Quart auf gleiche Weiſe die Diſſonanz als Conſonanz oder Diſſonanz, ſowol als innerliche, denn als äußerliche Quart."

„Indem die Quart ſo erſtlich das Eine als Eines {oder / und} Andres oder die Conſonanz ſeiende ſomit directe oder poſitive Trias und zweitens das Andre als Eines {oder / und} Andres oder die negative Trias war, iſt ſie das Eine oder Andre als Eines {oder / und} Andres, deſſen Andres ſomit das Eine und Andre als Eines {oder / und} Andres iſt. Sie iſt daher aber wieder erſtlich entweder das Eine oder Andre oder das Eine und Andre als Eines {oder / und} Andres, deſſen Andres mithin das zugleich Sein beider oder das Eine {oder / und} Andre als Eines {oder / und} Andres; oder indem das Eine {oder / und} Andre als Eines das Eine iſt deſſen Andres das Eine {oder / und} Andre als Andres, das Andre ſomit das Eine das iſt das Oder, {oder / und} Andre alſo {oder / und} Und iſt, iſt dieſes Andre das oder {oder / und} und des Einen, und das Eine und Andre ſind daher das Eine und {oder / und} oder Andre."

25.

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Grundriſſe. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen von G. W. F. Hegel.

(„Blätter für literariſche Unterhaltung", 1828, Nr. 80, S. 353.)

Seitdem ſo Viele glauben, es widerſpreche dem Tone ſeiner Geſelligkeit, einen Gegenſtand ernſtlich und gründlich zu beſprechen, ſeitdem man Denjenigen einen guten Geſellſchafter nennt, der vorlaut vom Hundertſten ſich zum Tauſendſten durchſchwatzen kann, ſcheint es ganz unpaſſend zu ſein, in dieſen Blättern ein ſtrengwiſſenſchaftliches Werk anzuzeigen. Da aber dieſe Blätter den Muth haben, faſt ganz über den Gegenſtand zu ſchweigen, der jetzt überall nur zu breit, mit viel falſcher Begeiſterung und wahrer Unkunde beſprochen wird (wir meinen das Theater), ſo liegt darin mittelbar die Pflicht, Betrachtung und Geſpräch auf ernſtere Gegenſtände hinzulenken. Ohne uns irgend in eine wiſſenſchaftliche Darlegung und Würdigung jenes wichtigen Werkes einzulaſſen (die andern Recenſenten und Zeitſchriften obliegt), wollen wir verſuchen, aus dem reichen Inhalte Einiges auszuheben, was zugleich anziehend und verſtändlich iſt. Vielleicht trägt dies wenigſtens etwas dazu bei, die durch Freunde und Feinde veranlaßten verwirrten Vorſtellungen über das Syſtem des Verf. zu berichtigen.

In dreien Haupttheilen behandelt er die Wiſſenſchaft der Logik, die Philoſophie der Natur, und die Philoſophie des Geiſtes. Dem Ganzen iſt eine allgemeine Einleitung vorangeſchickt, woraus wir Folgendes entnehmen. Beide, die Philoſophie und die Religion, haben die Wahrheit zu ihrem Gegenſtande, und zwar in dem höchſten Sinne, daß Gott die Wahrheit und er allein die Wahrheit iſt. Beide handeln dann von dem Gebiete des Endlichen, von der Natur und dem menſchlichen Geiſte, deren Beziehung auf einander und auf Gott, als auf ihre Wahrheit. Nur durch Denken (welches den Menſchen vom Thiere unterſcheidet) kann über jene Gegenſtände etwas beſtimmt werden, und obgleich es an ſich nur ein Denken gibt, unterſcheidet ſich doch das philoſophiſche in mehrfacher Beziehung von dem unwiſſenſchaftlichen. Dies erhellt ſchon daraus, daß es etwas Anderes iſt, über Einzelnes Gedanken haben, als die Gedanken ſelbſt unvermiſcht zum Stoffe der Betrachtung machen.

In Beziehung auf das gemeine Bewußtſein müßte alſo die

Philoſophie das Bedürfniß ihrer eigenthümlichen Erkenntnißweiſe darthun; in Beziehung auf die Gegenſtände der Religion (auf die Wahrheit überhaupt) müßte ſie die Fähigkeit erweiſen, dieſelbe von ſich aus zu erkennen; in Beziehung auf die etwa zum Vorſchein kommende Verſchiedenheit von den religiöſen Vorſtellungen hätte ſie ihre abweichenden Beſtimmungen zu rechtfertigen. Ferner muß ſich die Philoſophie darüber verſtändigen, daß ihr Inhalt die Wirklichkeit iſt; welches Wirkliche aber im höhern Sinne zu nehmen und von Dem, was ein blos zufälliges Daſein hat, zu ſondern, ja, ihm entgegenzuſetzen iſt. Nach dieſer Beſtimmung wird Niemand leugnen, daß wahrhaft Wirkliche ſei auch vernünftig. Allerdings verdankt die Philoſophie ihre Entwickelung den empiriſchen Wiſſenſchaften, ſie gibt aber dieſem Inhalte die weſentlichſte Geſtalt der Allgemeinheit des Denkens und die Bewährung der Nothwendigkeit.

Die Geſchichte der Philoſophie zeigt an den verſchieden erſcheinenden Philoſophien theils nur eine Philoſophie auf verſchiedenen Ausbildungsſtufen, theils daß die beſondern Principien (deren eines einem Syſteme zum Grunde lag) lediglich Zweige eines und deſſelben Ganzen ſind. Die der Zeit nach letzte Philoſophie iſt das Ergebniß aller vorhergehenden Philoſophien und muß daher die Principien aller enthalten; ſie iſt darum (wenn ſie andere Philoſophie iſt) die entfaltetſte, reichſte und concreteſte.

Die Logik iſt die Wiſſenſchaft der reinen Idee, das iſt, der Idee im abſtracten Elemente des Denkens. Das Sinnliche bezieht ſich ſtets auf das Einzelne; die Form des Gedankens iſt hingegen das Allgemeine. Bewegt ſich das Denken nur in endlichen Beſtimmungen, bringt es nur ſolche hervor, ſo heißt es Verſtand. Das Denken in Beziehung auf Gegenſtände, das Nachdenken, verändert jedesmal etwas an der Empfindung, Anſchauung, Vorſtellung; mithin kommt die wahre Natur des Gegenſtandes nur durch Veränderung zum Bewußtſein; und Gefühl, Empfindung, das Unſagbare iſt nicht das Vortrefflichſte, Wahrſte, ſondern das Unbedeutendſte, Unwahrſte, was aus der, man könnte ſagen thieriſchen Region, in die menſchlich-geiſtige erhoben werden muß.

Der Gedanke ſtellt und verhält ſich verſchieden zu den Dingen der Objectivität. Die erſte Stellung meint (in unbefangenem Glauben) durch Nachdenken werde die Wahrheit erkannt, d. h. dasjenige vor das Bewußtſein gebracht, was die Objecte wahrhaft ſind. Dies Denken ohne Bewußtſein eines Gegenſatzes, ohne Zweifel, dieſe Verſtandesanſicht der Vernunftgegenſtände hatte ihre beſtimmteſte Ausbildung in der Metaphyſik vor Kant erhalten. Sie betrachtete die Denkbeſtimmungen als die

Grundbestimmungen der Dinge und glaubte, daß diese durch das Denken an sich erkannt würden. Sie vergaß, daß man das Absolute durch bloßes Beilegen von Prädicaten nicht erschöpfend erkennt (z. B. wenn ich sage, Gott hat Dasein, die Seele ist einfach u. dergl.) und die bloße Vorstellung als solche, wie sie sich zunächst darbietet, nicht der höchste Maßstab für das Unendliche und dessen Prädicate sein kann. Jene Metaphysik zerfiel in Ontologie, Pneumatologie, Kosmologie und natürliche oder rationelle Theologie. In der letzten blieb für Gott nur die leere Abstraction des Seins übrig, und er ward (da ein rechter Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen fehlte) entweder pantheistisch mit der Welt zusammengeworfen, oder ihr dualistisch entgegengestellt.

Das Bewußtsein einer wirklichen concreten Innerlichkeit gegen die abstracten Theorien des Verstandes und seine mißlichen Beweise suchen auf dem Empirismus, welcher, statt in dem Gedanken selbst das Wahre zu suchen, dasselbe aus der Erfahrung, der äußern und innern Gegenwart zu holen gebt. In dieser zweiten Stellung des Bewußtseins, in Bezug auf die Dinge, liegt das wichtige Princip: daß, was wahr ist, in der Wirklichkeit sein und sich für die Vorstellung da sein müsse; ferner, daß der Mensch, was er in seinem Wissen gelten lassen soll, selbst sehen, selbst darin sich gegenwärtig wissen soll. Insofern aber der consequent durchgeführte Empirismus sich dem Inhalte nach auf Endliches beschränkt, leugnet er das Uebersinnliche überhaupt, oder wenigstens die Erkenntniß und Bestimmtheit desselben, und läßt dem Denken nur die Abstraction und formelle Allgemeinheit.

Mit dem Empirismus hält die kritische Philosophie die Erfahrung für den einzigen Boden der Erkenntniß, läßt diese aber nicht für Wahrheiten, sondern nur für Erkenntnisse von Erscheinungen gelten. So fällt die gesammte Erfahrung gesetzt in das Subject, und draußen bleibt nichts übrig, als das negative, unbekannte Ding an sich, worunter gesetzt auch der Geist, Gott, befaßt wird. Das Subject aber, dies wird behauptet, findet in sich gewisse Denkbestimmungen (Kategorien, Categorien) mit deren Hülfe es a priori das Allgemeine und Nothwendige feststellen und aussprechen kann. Abgesehen aber von der Frage: ob ein Einzelwesen hiezu fähig ist, müßte doch die Nothwendigkeit jener Denkbestimmungen selbst nachgewiesen und erörtert sein. Eine solche Untersuchung würde ergeben, daß sich das Nothwendige durch sie nie erkennen läßt, bei welchem negativen Standpunkte des Verstandes, die Philosophie aber stehen zu bleiben nicht nöthig hat. Wenn man von den Dingen an sich nichts weiß, und die Erfahrungserkenntniß trügerische, unwahre Erscheinungen

heißen, so wäre zuletzt alles Denken nur ein leeres Spiel mit einigen inhaltleeren und bestimmungslosen Begriffen. Bei Betrachtung der Welt verstrickt man sich auf diesem Wege in unlösbare Gegensätze (Antinomien) und bei der Lehre von Gott bleibt diesem (da alle nähere Bestimmung dem Verstande als Schranke erscheint) nur das leere, bestimmungslose Sein übrig, wogegen das wirkliche, concrete Dasein jedes einzelnen, zufälligen Dinges positiver, inhaltvoller genannt werden kann. In Wahrheit ist aber die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Seins der Welt das Band der Erhebung zum wahrhaften Sein, zu Gott.

Während die theoretische Vernunft in der kritischen Philosophie sich für bankerott erklärt, nimmt sich die mit ihr in Gesellschaft handelnde praktische heraus, die Welt durch ihr Sollen umzugestalten; sie hypothesirt eine Freiheit von allen Einwirkungen und will doch selbst überall einwirken. Inwiefern jede Schranke etwas positives ihrer selbst liegt und so in's Unendliche hineinführt, wird hier so wenig erörtert, als wie das Unendliche mit dem Endlichen vereinbar sei.

Die dritte Stellung des Denkens zu den Dingen, zu der Objectivität, ist die der unmittelbaren Wissens. Hier wird gesagt: Das Denken ist eine Thätigkeit nur in Bezug auf das Besondere, Bedingte, Vermittelte; da nun aber das Wahre, Unendliche, Unbedingte darüber ganz hinausliegt, ja, das Entgegengesetzte ist, so kann das Denken darüber nur zu leeren unwahren, verkehrten Ergebnissen führen. Diese höchsten Ideen sind gar keine Gegenstände des Denkens und Begreifens, sie sind und begründigen sich nur durch unmittelbares Wissen, durch Glauben. Ueber und gegen diesen unbedingten Gegensatz von (denkendem) Wissen und Glauben, läßt sich aber sagen: 1. Zweifelt sich das, was man glaubt, auch im Bewußtsein, jedes man wenigstens kennen muß, ja, (indem man das Begründen für ein Gewissen hält) daß man es selbst weiß. 2. Glauben und Anschauen in höherem unmittelbaren Sinne kann durchaus nicht ohne Vernunftgebrauch, ohne Denken zu Stande gebracht und festgehalten werden. 3. Der christliche Glaube schließt eine nicht im unmittelbaren Gefühl liegende Autorität der Kirche, des Evangeliums in sich; der Glaube des philosophirenden Standpunkts ist dagegen nur die Autorität einer eigenen, subjectiven Offenbarung: jener ist der objective Glaube an einen reichen Inhalt, ein Factum der Lehre und Erkenntniß; dieser hat entweder blos zufälligen Inhalt (und jeder Wahn kann hier geglaubter Inhalt sein) oder er schwindet in die [illegible] Abstraction eines höchsten Wesens zusammen. Das, was hier Glaube und unmittelbares Wissen genannt wird, heißt anderwärts auch Eingebung, Offenbarung

[illegible] Vorgang, Gemeinschaft, gebildeter Wechselverkehr u. dgl., auch der Grundcharakter beider kann, daß Jemand sich ganz verzieht, daran, und doch lebhaftig hindurch, ja, innerlich vom Denken und Philosophiren gegenüberstellt. Es sind Religion und Sittlichkeit als ein Glauben, ein unmittelbares Wissen erscheinen, daß sie doch überall bedingt durch sie, und Vermittlung, Erziehung, Bildung heißt. Das unmittelbare Verhältniß des Systems ist ein Widerspruch, Leidlichkeit, und es erscheint dieser Unterschiedungen, und sich davon nothwendig in dem Bewußtsein Aller wiederfindet muß und zur wesentlichen Natur des Bewußtseins gehört. Damit würde das Verhältniß in Allem aber jenem einzigen Bewußtsein, jenen Vorgängen und Eigenthümlichkeiten und auch den mannichfachen Inhalt des Wissens widersprechen. Die Natur ist ist, der Religion und Sittlichkeit übrig sein, die Bedeutet, sie haben; selbstständig Denken ohne Form der selbstständigen Wissenschaft und selbstständig Verhalten ohne Form des unmittelbaren Wissens sind Fiktion, und Sinn so ungerechtfertigt als das Andere. Vom Wissen muß man zu seinem Selbstwissen fortschreiten. Wie wenn Die, welche meinen, die Form der Freiheit wenig hat Denken sein, und andererseits der Strenge Schule gehe es bei Denken; es wenn Die, welche fragen, auch das Absolute Gegenständliche ist auch ein Prinzip schon, z. B. Gottes, Wesen, das Gute an einem Ort u. s. w. Die Logik hat drei Seiten: die abstrakte oder verständige, die dialektische oder negativ-vernünftige, die spekulative oder positiv-vernünftige. Die erste kommt nicht über abstrakte Bestimmungen hinaus und hält diese für sich bestehend und fixirt; die zweite sieht, wie diese übergehen, in das Entgegengesetzte übergehen und sich untereinander aufheben; die dritte begreift aber das positive Ergebniß dieser, indem sie die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung, und das Affirmative, Bejahende auf, welches in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist.

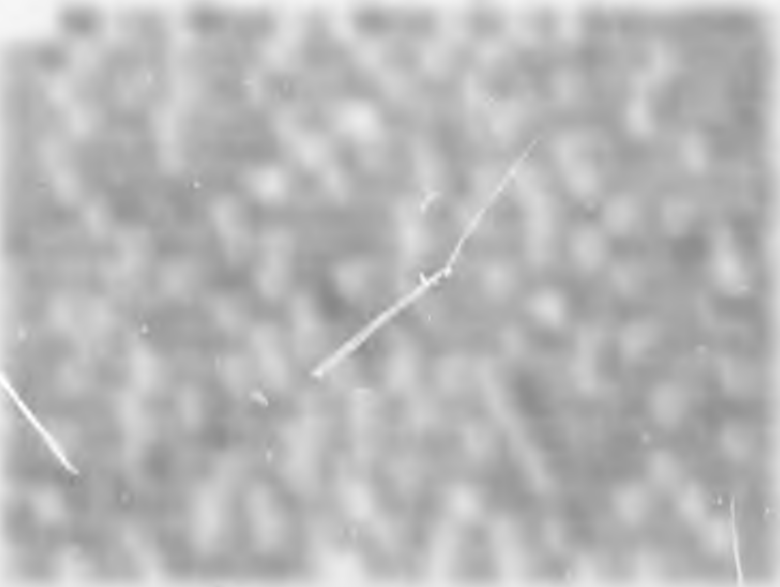
Die Logik zerfällt in drei Theile, die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriffe und der Idee. Sobald das eine von einem weiteren Inhalte, einer Bestimmung absetzt, wird es ganz arm und verschwindet, verschwindet, daß es unmittelbar zugleich auch das Nichts ist. Die völlige Bestimmungslosigkeit bedeutet wenig aber, vermeint es gäbe ein wirklichen Inhalt für die anfänglichen Vorstellen aufzufinden. Da dem Begriffe vom Werden, vom Anfange, ergibt sich, wie Sein und Nichts Eins sind, ineinander übergehen, heißt sich später der Vorstellenheit näher ergeben wird. Das Resultat des Seins und Nichtseins ist Werden, wo sich beide aufheben, ist das Dasein. Dasein ist

[illegible] mit einer Veränderung, einer Qualität und Form, verknüpft [illegible], als Verhältniß, einem Anderssein gegenüber. Hervor setzt, daß jede Qualität einseitige Realität, ausschließende Schranke ist, daß jedes daherige Etwas durch seine Qualität endlich und veränderlich sein muß. Indem nun jedes Etwas ein Anderes werden kann und dies Andere wiederum auch ein Etwas ist, gelangen wir zu einer Unendlichkeit des Fortgehens, oder der Veränderungen. Diese Unendlichkeit ist aber nur ein Endliches einer negativen. Das Ein alles Endlichen wird aber durch diesen Anfang, diese Einheit der Veränderungen nur ein leblosiges, nur ein abstractes Ein, ein totales Zusammen. Vielmehr muß das positive Zusammen (welches in allen Arten und Weisen sich hier auf sich selbst bezieht) jener leblose Zusammenhang (der sich immer auf Anderes bezieht) aufheben, in sich aufnehmen, aber ihn seinen lassen, als ist er dem gleich aber gleichgültig. Es ist das wahre Unendliche hier das Affirmative, das Endliche negirend das Aufgehobene. Das, was in seiner Bestimmung begriffen in einem Beziehenden und Endlichen gemacht wird, soll man als für sich Unendliches nennen. Indem sich ein Etwas negirend auf sich bezieht, so entsteht das Unendliche, das Etwas, wovon jedoch zugleich das Endliche, Beziehliche aber Negirte war. Jetzt sieht Negirtes, sieht Reines selbst aber bezieht sich auch Etwas, und dies ist die wesentliche Grundgestalt des Unendlichen, welches bald so als in der Natur und materiellen auch im Geistigen gefaßt gemacht hat. Die Unendlichkeit gilt hier schon als höhere Bestimmung. Gegenüber steht sie zum Quantum, Veränderungen der Unendlichkeit, in sich, indem sie innerhalb Etwas aber dem Etwas, das Etwas ist ein Quantum, qualitativ bestimmt.

Etwas hat unendlicher Dein in sich gesetzt, sich reflectirt, so entsteht das Wesen, in welchem sich zunächst das Sein als ein Scheinen, ein Reflectirtsein darstellt. Hier treten nun besonders die Begriffe der Identität mit sich selbst, der Unterschiedenheit von anderen, Aehnlichkeit und Ungleichheit, die Fülle vom (gleichgültigen) Grunde, aber die Einheit der Identität und der Unterschiedenheit. Setzt sich nemlich das Grundes etwas Bestimmtes, so kommt es auf das selbständige Ding, und nicht Etwas ist, sondern auch bestimmte Eigenschaften hat. In der Materie nicht die Form, und die Substanz ist nicht nur das Beziehungen der Form in Substanz, und die Form ist nicht nur Beziehungen der Substanz in Form. Die Fülle vom Verhältniß, Kraft, Innern und Aeußern wird hier entwickelt. Die Identität des Innern und Aeußern ist die wahre Wirklichkeit; wobei die Fragen über Möglichkeit, Nothwendigkeit, Zufall, Wirkung, Wechselwirkung

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [



[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Wenn aber die Regierung Konstantin's", sagt der Verf., „und von der Wahrheit zeugt, daß der Staat welcher durch die ihm zu Gebot stehenden weltlichen Mittel das Christenthum fördern will, der heiligen Sache weit mehr schaden kann, als der auch in feindlicher Absicht thätigste weltliche Macht ihr schaden kann, so gilt dies auch weit mehr von der Regierung jener Nachfolger Konstantins. — Sonst früher gegen die Christen, während sich gegen die Verfolgung wider die Heiden. Der Kaiser ordnet die Taufe bei Strafe des Feuers und des Meeres, daß die Tempel schließen und andere der heidnischen geschlossen, der Opfer werden eine Strafe von Hochverrath und Majestätsverbrechen. Solche gewalt Bekehrungen waren von einem andern als dem wahrhaft sittlichen Geiste befeelt, indem sie die sittliche Umwandlung des Heidenthums wollten, ohne zu bedenken, ob auch die dazu angewandten Mittel dem Geiste des Evangeliums gemäß und geeignet wären das Heidenthum in den Herzen der Menschen zu vertilgen. Sie vergaßen, daß nicht der Tadel der Lüge sündlicher ist, als wenn man sie den Lehren der Wahrheit gibt, indem man sie Mysterien verhüllt."

Schwach und gewaltsam spricht der Verf. von Julian und seinen Bestrebungen. Er war von Natur keines Märtyrers weder gewesen, und mochte einen Gegensatz in der heftigsten Verfolgungssucht des Konstantin zu sehen. „Er schrieben kann, aber auch seinen mystischen Ideen gehörte weltliche Herrschaft (in der Hand aller alten Religionen des Heidenthums seinen Platz haben konnte) zu gründen; eine Erscheinung, welche sich oft in der Geschichte wiederholt, daß ein willkürlicher Herrscherwille Fesseln in die alte Form verjährten Aberglaubens ein schmiedend Leben hineinzuzwingen sucht."

Eben unbefangen entwickelt der Verf. die Ansicht vieler Heiden: daß die verschiedenen Religionen nur verschiedene Offenbarungsformen einer göttlichen Idee seien und ein Recht in menschlichen Herzen; durch welche Mannichfaltigkeit aber nur wollen verherrlicht werde. „Freilich", sagt der Verf. dann, „liegt der religiösen Toleranz, die wir hoch hochgestellt haben, noch etwas Anderes zum Grunde, welches Anderes aber nur das Christenthum von dem heidnischen Heidenthum haben kann. Jene freie Entwicklung der menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Religion findet im Christenthume nur insgemein anderes vor dem Platz, aber es wird hier einem höhern, über endlichen Prinzip unterworfen, und durch dieses höhere Prinzip unterworfen, und durch dieses höhere Prinzip unterworfen, und durch dieses höhere

entgegengesetzter Art in der christlichen Kirche entgegen, der aber nicht in dem Christenthume selbst, sondern in einer Vermischung des Menschlichen mit dem Christenthume seinen Grund hatte. Ein beschränkter Dogmatismus, der eine bestimmte menschliche Auffassungsform des Christenthums, die so wenig als irgend etwas Menschliches frei vom Irrthum blieb und für alle menschlichen Geister und alle Entwickelungsstufen christlichen Glaubens und christlicher Erkenntniß passen konnte, als die vollkommene und ewig gültige Auffassungsform des Christenthums behaupten und alle Geister in diese Eine Joch hineinzwingen wollte. Im Gegensatz gegen diesen andern Verkehrtheit konnte jene wenige heidnische Denkweise leicht wieder einen Schein von Wahrheit gewinnen."

Der zweite Hauptabschnitt des vorliegenden Theils enthält die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen.

Wenn manche geschichtliche Werke den Schein erwecken, als bestehe Wesen und Inhalt der Religion Jesu lediglich in dem Gewichte und Festhalten gewisser kirchlicher Formen, so stellt umgekehrt der Verf. von seinem Standpunkte alle Gefahren und Mißbräuche zusammen, die aus weltlicher Kirchenherrschaft, aber auch einer irrigen Mischung des Weltlichen und Kirchlichen entstehen können und entstanden sind. Gegen ein Kampf gegen jede Art der Despotie ist ein edler und gerechter; nur kann dieß, wie die Erfahrung zeigt, nicht minder auch dem aristokratischen Systeme der Episkopalen und dem demokratischen der Presbyterianer hervorbrechen, als auch dem monarchischen des Papstth. Auch soll man ebenso sehr die Gefahren der Anarchie meiden, welche Willkür mit Freiheit verwechselt, als jene der Despotie, welche unter dem Vorwande der nothwendigen Regel und der unentbehrlichen Gesetze alles individuelle Leben ertödtet. Kein dogmatisches Bekenntniß, keine hierarchische Form hat allein und unbedingt alles Christliche in sich aufgenommen, daß jedes davon Abweichende schlechthin der Irrthum gewesen wäre; kein Bekenntniß und keine Form ist ganz ohne christliche Hauptelemente geschichtlich dagewesen. Es gibt eine Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, nach Völkern, Zeiten, Bildungsstufen u. s. w., unbeschadet, ja vermöge der wesentlich Einheitigen und Verbindenden im Christenthume.

28.

Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Von Friedrich von Schlegel.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, II, Nr. 191, S. 773.)

Friedrich von Schlegel's Werke sind dem Inhalte nach so lehrreich und scharfsinnig, der Form nach so edel und vollendet, daß wir die Gleichgültigkeit, welche sich in unseren Tagen gegen dieselben zeigt, fast allein aus der, Vielen anstößigen Glaubensveränderung derselben erklären können. Dieser Grund erscheint uns keineswegs zureichend, theils weil der Inhalt jener Werke damit gar nicht überall in Verbindung steht, theils weil das darauf Vorgehabende desto genauer und ernster von Freunden wie von Abgeneigten geprüft werden sollte. Zu einer solchen Prüfung laden auch die genannten Vorlesungen ein, und wenn Urtheile über ein bloßes Bruchstück immer ungenügend ausfallen, so möge der Verf. durch vereinzelte Herausgabe desselben einen Theil jener Mangels.

Daß er keinen geringhaltigen Epikureismus mit dem Worte Lebensphilosophie bezeichnen will, versteht sich von selbst und lobenswürdig ist sein Bemühen, die wahre Weisheit aus dem unverständlichen Dunkel der Schule in das Leben wirksam einzuführen. In dem Maße aber, als diesem Lebendigen ohne strenge Schule gedient werden soll, muß der Führer selbst eingeschult und durchgeschult sein; sonst wird sein Unterricht anziehend und im Einzelnen lehrreich sein können, zuletzt aber doch des wissenschaftlichen Zusammenhangs ermangeln und wesentlich unphilosophisch erscheinen. In diesem Bedenken ist eigentlich unser Urtheil über das Ganze schon ausgesprochen: es enthält des Anziehenden, Treffenden, Lehrreichen ungemein viel, und wir rathen Jedem, dies zu hohem Genusse selbst nachzulesen; andererseits sind uns aber, wo wir tiefer eingehen wollten, so viel Fragen und Zweifel ungelöst geblieben, daß wenigstens die drei ersten Vorlesungen über Lebensphilosophie für das ganze Leben nicht ausreichen, und man entweder doch noch in die Schule gehen, oder ohne eigentliche Philosophie (wie so Viele) fortleben muß.

Für diese fordert der Verf. einen eigenen selbständigen Boden und will sie weder der Politik, noch der Theologie dienstbar machen. Wie sie sich aber auch jeder Einmischung in das Positive und Wirkliche enthalten und darauf doch sehr heilsam wir-

ken soll, das ist uns, ungeachtet schöner und gemüthlicher Worte, wissenschaftlich nicht deutlich geworden, und wir wünschten daß der Verf. näher darauf eingegangen wäre und die Ergebnisse tieferer Untersuchungen (wie sie Solger in einem seiner philosophischen Gespräche anstellt) populair und einleuchtend gemacht hätte.

Gewisse einseitige oder irrige Richtungen der Schulphilosophie sind treffend gezeichnet; wenn aber der Verf. von einer Schule sagt: sie setze das Wesen des Geistes ausdrücklich in die Verneinung und vergöttere diesen Geist der Verneinung, so hätte er sich bei dieser negativen Bezeichnung nicht begnügen, sondern aus dem Hinterhalte hervortreten und namentlich anklagen, seine Anklage aber auch beweisen sollen. Daß es Pantheisten und Dualisten gibt, weiß man, ohne gerade in der Schulphilosophie zu Hause zu seinz wie aber eine wissenschaftliche Schule den Teufel allein an die Spitze stellen und vergöttern könne, ist schlechthin unbegreiflich und nur gewissen angeblichen Lebensphilosophen praktisch möglich geworden. Wiederum ist es nicht wissenschaftlich, wenn der Verf. jene Ansicht mit wissenschaftlichem Atheismus zusammenstellt; sie wäre davon wesentlich verschieden, sie müßte von anderen Grundsätzen ausgehen und theoretisch und praktisch zu anderen Endergebnissen führen.

Um festen Boden zu gewinnen, will der Verf. den Umfang und die Art der Entfaltung des menschlichen Bewußtseins ermessen, und schlägt dabei den Weg der Psychologie ein. Hiebei erscheint ihm die denkende Seele als der lebendige Mittelpunkt des Ganzen, in welcher (S. 24) Vernunft und Phantasie inbegriffen sind; sie umfaßt beide Kräfte und steht in der Mitte zwischen ihnen. An einer andern Stelle (S. 30) heißt es aber: dreifach ist das Wesen des Menschen, Seele, Geist und Leib, oder da die Philosophie eigentlich nur mit den beiden ersten zu thun hat, so scheidet hier der Leib aus, und es tritt dafür ein: das Wort, die That, das Leben selbst. Vierfach ist das menschliche Bewußtsein; denn der Geist spaltet sich in Verstand und Willen, die Seele in Vernunft und Phantasie. Dieses sind die vier Endpunkte, oder wenn man will, die vier Weltgegenden für diese innere Welt des Bewußtseins.

Wenn hätten wir uns dies einfache Schema von Eins, Drei und Vier als Grundlage aller Lebensphilosophie eingeprägt, wäre es uns nur recht deutlich geworden. Aus vielen Bedenken nur folgende:

1) Jeder Lebensphilosoph hat zeither geglaubt, er bestehe aus zwei Theilen, aus Leib und Seele; jetzt erfährt er auf einmal, er bestehe aus drei Theilen, Leib, Seele und Geist, von denen der erste (welcher den Lebensphilosophen viel zu thun macht)

aus der Philoſophie herausgewieſen und derſelben mit drei verſchiedenen Worten (als Wort, That und Leben) ein anderes Drittel zugewieſen wird. Wiederum ſoll dies letzte Drittel nicht ein beſonderes, ſondern von den beiden anderen Dritteln ohne den Leib hervorgebracht ſein.

2) Die denkende Seele iſt erſt der Mittelpunkt des Ganzen (was wir uns ohne Frage nach der fühlenden, oder dem cogito, ergo sum gefallen laſſen); nun aber verwandelt ſich der Mittelpunkt in eine Seite, einen Endpunkt, eine Weltgegend. Wie nun die Seele erſtlich das Ganze und der Mittelpunkt des Ganzen ſein könne; zweitens ein Drittel des Ganzen; drittens zwei Seiten des Ganzen; wie viertens Seele und Geiſt (die zwei Drittel des Ganzen) nothwendig in zwei mal zwei Theile zerfallen und ein Viereck bilden, das dritte Drittel aber unerwähnt und leer ausgehen könne, begreifen wir auf keine Weiſe, und wünſchen dafür ein mathematiſches Schema, eine Quadratur dieſer Cirkel zu ſehen.

3) Noch ſchwerer wird die Sache, da die eine Hälfte der geſpaltenen, der denkenden Seele (der Geiſt denkt alſo nicht?), die Vernunft, als negativ, unproductiv, die Phantaſie als poſitiv und productiv betrachtet wird; und wiederum ſoll doch eine negative Seite (das negative Halb) die poſitive (das poſitive Halb) beherrſchen. Iſt dies alles eſoteriſche Weisheit der Schule, ſo ſcheint uns daraus für die Lebensphiloſophie wenig gewonnen; gilt es für dieſe ſelbſt, ſo ſehnen wir uns nach der wiſſenſchaftlichen Schule, welche ſolche Dinge erweiſen und erklären, oder als Willkürlichkeiten austreiben ſoll.

Das arithmetiſche Verfahren und die Vorliebe für Zahlen zieht ſich noch weiter hindurch (wie in den „Vorleſungen über die Literatur" die Ableitung der Zahl der bibliſchen Schriften), ohne irgendwo mathematiſche Schärfe und Nothwendigkeit, oder philoſophiſche Begründung zu erhalten. So theilt der Verf. Gedächtniß und Gewiſſen der Vernunft zu, aber das Gedächtniß verknüpft nicht blos, wie geſagt wird, ſondern hält auch aus einander und iſt mit der Phantaſie nicht minder verwachſen als mit der Vernunft. Ebenſo wenig können wir uns Verſtand und Willen, die angeblichen Kinder des angeblich für ſich ohne Seelenhülfe zeugenden Geiſtes, getrennt von Gedächtniß und Gewiſſen denken, oder andererſeits Verſtand ganz abgeſondert von der Phantaſie. So erſcheint die Pſychologie des Verf. überall faſt nur zerſetzend und zerſchneidend, chemiſch und anatomiſch, woraus alles Mögliche hervorgehen mag, nur keine Philoſophie des Lebens. In Bezug auf obige Dreitheilung kann der Verf. auch nur drei Sinne brauchen, er weiſet das Auge dem Geiſte

das Ohr der Seele, die übrigen als einen dem Leibe zu. Uns ſcheint die alte Lehre, daß der Leib zu allen fünf Sinnen gehöre, viel natürlicher; auch begreifen wir nicht, warum die ſichtbaren Kunſtwerke nur dem Verſtande und Willen, die hörbaren der Vernunft und Phantaſie zugewieſen ſind. Kaum haben wir dieſe Eintheilungen und Schemata (welche viel willkürlicher als die Kant'ſchen Kategorien gebildet ſind) mühſam auswendig gelernt, ſo laufen ſie uns ineinander und durcheinander, und dann ſteht der ganze Menſch mit Leib und Seele und fünf Sinnen lebendig wieder vor uns, deſſen Schul- und Lebensphiloſophie unmöglich allein in jener Pſychologie wurzeln kann.

In der Phantaſie ſieht der Verf. die Hauptquelle aller Leidenſchaften, nennt aber den Stolz eine Leidenſchaft des Geiſtes, Sinnlichkeit eine Leidenſchaft der Seele, Geiz eine Wirkung hauptſächlich der Phantaſie. Hiebei fällt uns auf: a) daß über Bedeutung, Werth und Unwerth der Leidenſchaften nichts Näheres geſagt iſt, und ſie ganz allgemeinhin mit den Laſtern zuſammengeworfen werden; b) daß die Phantaſie, obgleich nur ein Theil der Seele, doch die ganze Seele und den Geiſt umfaßt und verdirbt; c) daß der Leib, ſelbſt bei der Sinnlichkeit und Wolluſt, nicht erwähnt wird; d) daß zum Hochmuthe Phantaſie, Verſtand und Wille, zur Sinnlichkeit Vernunft und Phantaſie, zum Geiz aber nur Phantaſie gehört, oder wenigſtens nicht nachgewieſen iſt, was ihn neben ihr noch hervorbringt. e) Wenn das Auge der geiſtige Sinn iſt, und die Leidenſchaft der Sinnlichkeit weſentlich auf dem Sehen, oder doch mehr auf dem Sehen als dem Hören beruht, ſo hätte der Verf. ſie ebenſo leicht oder noch eher dem Geiſte, als der Seele zuweiſen können.

Die drei genannten Haupteigenſchaften ſtimmen darin überein, daß man Etwas liebt; gern hätten wir indeß eine gründlichere Entwickelung ihrer Gegenſätze, oder, nach Ariſtoteliſcher Weiſe, eine genauere Unterſuchung des rechten Maßes geleſen.

Ebenſo vermiſſen wir eine ſchärfere Entwickelung des Weſens der oft erwähnten Idee und des Ideals; denn eine Aeußerung, wonach das Erhabene über das Schöne hinaufgeſetzt zu ſein ſcheint, würde nicht ſowol erläutern, als zu Widerſpruch berechtigen. Noch höher als Ideal und Idee, Schön oder Erhaben, ſetzt der Verf. die Sehnſucht, als unbeſtimmtes Gefühl des tiefſten Verlangens, das rein und göttlich nur auf das Göttliche und Ewige geht. In der Unbeſtimmtheit kann aber doch unmöglich das Kennzeichen des Wahren und Göttlichen allein liegen, auch nicht darin, daß jene Stimmung viel Anderes überdauert; denn das Sündhafteſte hat wol jene Geſtalt angenommen und ſich dauerhaft erwieſen. Hier hätte der Verf. zeigen

müssen, wie aus Seele und Geist, aus Vernunft und Phantasie, aus Verstand und Willen Zweige hervorbrechen können, die gerade zum Himmel und zum Ewigen aufstreben; daß aber im bloßen Schwebeln und Nebeln des Gefühls und der Stimmungen, in Eigensinn und Willkür des Willens, in bloßen Verstandesoperationen immer nur das Zertheilte, Einseitige, Mangelhafte sich offenbart, und ein psychologisirend-anatomisches Verfahren nirgends ausreicht, Philosophie und Religion zu begründen.

Gewiß ist menschliche Liebe und Begeisterung (wie der Verf. sagt) nicht ohne Phantasie, aber auch nicht ohne Verstand, Willen, Vernunft. Während jene Phantasie, sofern sie dichterisch ist, dem Verf. viel Sorge wegen der naheliegenden Ausartung macht, wird sie gleich nachher das lebendige productive Denken; wo es dann zum mindesten sehr unbillig erscheint, wenn sie sich dem Verstande und der Vernunft unterordnen soll. Wenn der Verf. ferner, nach früherem Schelten über die Kehrseite der Phantasie, ihre Lichtseite hervorbreht, ihre Mängel und Irrthümer entschuldigt und meint: es sei nicht Alles Uebertreibung, was einem ganz fremden, unbegeisterten Verstande so erscheine, so geben wir ihm hierin vollkommen Recht, verlangen aber zugleich für Verstand und Vernunft dieselbe billige Behandlungsweise, weil hier auch nicht Alles Unsinn ist, was oberflächlicher Betrachtung so vorkommt.

Wie die denkende Seele der lebendige Mittelpunkt des Bewußtseins, so ist (laut dem Verf.) die liebende Seele der Mittelpunkt und die Grundlage des sittlichen Lebens. Liegt denn aber im Denken nicht auch eine Kraft des Gefühls, und verbindet sich denn nicht das Fühlen mit dem Denken? Zertheilen wir die Seele nach jenen Seiten, so fiele das Lieben ganz der Phantasie zu, und das Denken wäre liebtos und thatenlos; am wenigsten aber sehen wir ein, wie sich der Gegensatz der Seele und des Geistes festhalten läßt, sobald jene denkt, fühlt, liebt und handelt, ohne Willen und Verstand, die beiden Theile des letzten, dabei zu bedürfen. Diese Schwierigkeit erhöht sich, wenn gesagt wird: die Sprache ist ganz ein Product der Seele (also ohne Leib und Geist) und die Seele leiht die Sprache dem erkennenden Geiste. Erkennt denn dieser schon vor der Anleihe? War die Seele einst ohne Geist, der Geist ohne Sprache, und doch Geist und als solcher thätig? Zahlt der Geist für die Anleihe von der Seele etwas zurück, oder hat er nichts dagegen anzuleihen? Oder ist's mit Seele und Geist etwa so, wie wenn ich aus einer Hand etwas in die andere lege?

Zugegeben, daß diese und andere Bemerkungen und Zweifel,

welche wir aus Mangel an Raum zurückhalten, lediglich aus unſerer eigenen Beſchränktheit entſpringen und ſich vollſtändig aufklären und widerlegen laſſen, ſo ſcheint uns doch ſo viel gewiß: der Verf. konnte mit Weglaſſung Deſſen, was wir ſeine Schulphiloſophie nennen möchten, einfacher vorſchreiten und den großen Zweck ſeines Werks erreichen. So viel trefflich Geſagtes über Frauen, Ehe, Erziehung, Irrthümer der Philoſophie, Offenbarungsformen des Göttlichen u. ſ. w. würde ohne jenen entbehrlichen und ungenügenden Schematismus näher aneinanderrücken und ohne ſkeptiſche Störung den ganzen Menſchen leichter ergreifen und überzeugen.

29.

Geſchichte Aragoniens im Mittelalter. Von Ernſt Alexander Schmidt.

(„Blätter für literariſche Unterhaltung", 1829, I, Nr. 111, S. 441.)

Wenn junge Männer Probeſchriften der Art liefern wie das vorliegende Werk, ſo iſt es unbedenklich, ſie in die Reihen akademiſcher Lehrer eintreten zu laſſen; in der Regel ſcheint man dagegen hiebei nach Grundſätzen zu verfahren, die wir keineswegs billigen können. Unſers Erachtens nämlich ſollte Niemand unmittelbar aus der Stellung eines lernenden Studenten in die eines Lehrers auf Univerſitäten übergehen, ſondern der Theolog, der Juriſt, der Philolog ſich vorher in Behörden und Schulen einüben und zu dem höhern Berufe vorbereiten. Nimmt man doch Niemand bei den höchſten Landesbehörden an, der nicht vorher bei den unteren geſtanden und ſich mehren Prüfungen unterworfen hat; warum ſoll allein auf Univerſitäten Jemand ohne weitere als rein theoretiſche Kenntniſſe, das praktiſche Geſchäft des Lehrers verſuchen dürfen? Zwar ſagt man: wenn es nicht gelingt, ſo geht der Verſuchende wieder davon; dies iſt indeß keineswegs wahr, er bleibt vielmehr ſitzen und klagt und bittet, bis Mitleid, Langeweile, oder Verdruß die vorgeſetzte Behörde dahin bringen, den Privatdocenten zum außerordentlichen, und nach gehöriger Wiederholung jener Mittel wol gar zum ordentlichen Profeſſor zu erheben. Einzelne freilich erweiſen ſich ſo ganz unbrauchbar, daß ſie keine Beförderung erlangen, aber ſie

thun (nach dem Sprüchwort fiat experimentum in anima vili) unsäglichen Schaden und erlernen sehr oft wenigstens Eins, nämlich durch schlechte Mittel Studenten an sich zu locken.

Nichts ist verkehrter als den Werth einer Universität nach der Zahl ihrer Lehrer abzumessen; wir meinen vielmehr, daß, sobald man hiebei das richtige Maß überschreitet, Uebelstände und Rückschritte unausbleiblich sind. Ebenso irrig ist die Meinung: die Studenten hörten nur bei den vorzüglichsten Lehrern; denn abgesehen davon, daß in dieser Beziehung ihr Urtheil so wenig untrüglich ist als das der anstellenden Behörde, wirken unzählige Nebengründe, Wahl der Stunden, Nähe oder Entfernung der Wohnung, Collisionen u. s. w. dahin, den Lehrern bald mehr, bald weniger Zuhörer zu verschaffen. Endlich sind wir zwar sehr weit entfernt, einen Collegienzwang einführen zu wollen, können aber nicht umhin, es als sehr tadelnswerth zu bezeichnen, daß einzelne Vorlesungen und wissenschaftliche Richtungen monopolistisch empfohlen, ja gefordert, andere dagegen, auf welche sich die Vorliebe zufällig nicht richtet, völlig vernachlässigt werden und die späteren Prüfungen sich fast niemals damit beschäftigen. In diesen mangelhaften Prüfungen liegt ein Hauptgrund alles falschen Studirens. Sie müßten weder ausschließend von Geschäftsmännern, noch ausschließend von Universitätsgliedern geleitet werden. Denn jene wissen in der Regel gar nicht, was jetzt ein Student lernen kann, und wie die verschiedenen Fächer behandelt werden; diesen darf man nicht das ausschließende Recht zugestehen den Behörden Arbeiter zuzusenden.

Zu den vor allen auf diese Weise gering geschätzten und völlig vernachlässigten Fächern gehört die Geschichte. Examinatoren, wie Examinanden, halten sie in der Regel für völlig unnütz, und es ist unter diesen groß Lamentiren gewesen, daß einer von jenen es doch übel aufnahm, als sich zufällig ergab, daß ein Geprüfter nicht wußte, das preußische Königshaus stamme von den Hohenzollern, und als ein anderer die augsburgische Confession vor Luther setzte.

Hr. Schmidt hat alle ihm zugängliche Quellen mit Fleiß und Kritik benutzt und den von ihm behandelten Gegenstand weiter gefördert und vorwärts gebracht. Dies Verdienst wird in unseren Tagen nur zu oft von Denen übersehen, welche ein unbestimmtes Ideal von einer ganz unbedingten Vollendung geltend zu machen suchen, oder über löbliche Werke den Stab brechen, weil es ihnen, den später Kommenden, gelingt, einzelne Irrthümer nachzuweisen. Mit Recht würden sie sich beklagen, wenn Andere noch später, aus ähnlichen Gründen, ihre Vorzüge ganz erkennen wollten.

Schon im Jahre 714 mußte ſich Saragoſſa und das Land bis zu den Pyrenäen den Arabern unterwerfen. Bald darauf drangen dieſe in Frankreich ein, wurden von Karl Martell und Pipin zurückgeſchlagen, und Karl's des Großen Herrſchaft erſtreckte ſich bei ſeinem Tode bis Tortoſa, Huesca und über einen Theil Navarras. Schon unter Ludwig dem Frommen gingen die meiſten dieſer Beſitzungen gegen Abderrahman verloren, oder ſuchten ſich unabhängig von Arabern und Franken zu erhalten. Die Entſtehung des Namens und der Grafſchaft Aragonien iſt ungewiß, ohne Zweifel ward ſie gegen das Ende des 10. Jahrhunderts mit Navarra vereinigt, im Jahre 1035 aber durch Theilung davon wieder getrennt. Ramiro I. (1035—63) erſcheint als erſter König Aragoniens; im Jahre 1118 ward Saragoſſa von den Chriſten erobert, und 1137 in Folge einer Heirath Aragonien und Barcellona zu einem Staate verbunden.

Bei der Tüchtigkeit mancher Könige und den angedeuteten Verhältniſſen der Araber, würde deren Macht viel früher in Spanien zu Grunde gegangen ſein, wenn nicht innere Kriege unter den Chriſten, neue Theilungen der anwachſenden Reiche und Fehden über die Rechte der Stände eingetreten wären. Die letzten führten zur Ausbildung der merkwürdigen Verfaſſung Aragoniens, von welcher Einiges mitzutheilen hier anziehender ſein dürfte als eine trockene Ueberſicht der Schlachten und Kriege.

Es gab vier Stände: hohen Adel, niederen Adel, Geiſtlichkeit und Städte, welche auf dem vom Könige berufenen Reichstage in vier Armen (brazos) oder Banken (estamentos) rathſchlagten. Die Zahl derer, die zum Erſcheinen auf dem Reichstage berechtigt waren, ſtand um ſo weniger durchaus feſt, da dem Könige hinſichtlich der Berufung ein Spielraum offen blieb; doch gab es Perſonen (z. B. die Hochadeligen, die Prälaten), welche man ihrer hohen Stellung halber nicht ausſchließen, und andere, die man aus entgegengeſetzten Gründen nicht zuziehen konnte. Die Cortes hatten ſehr große Rechte und ſehr großen Einfluß; daß ſie aber deſungeachtet der Form nach nicht als unbedingte Muſter betrachtet werden können, ſondern an weſentlichen Mängeln litten, ergibt ſich aus Folgendem.

Erſtens, fehlte es dem Bauernſtande und allen denen, die mit Leibeigenen wol verglichen werden können, an einer angemeſſenen politiſchen Stellung, ja an gebührenden Privatrechten. Die Ausdehnung der bürgerlichen und Privatrechte auf Millionen, auf die Völker ſelbſt, iſt einer der weſentlichſten Fortſchritte der neuern Zeit, woran ſich eine richtige politiſche Stellung erſt anknüpfen läßt. Alle gerühmte Einrichtungen der alten Welt und des Mittelalters ſind auf Sklaverei begründet, oder durch

Leibeigenschaft getrübt, mithin, den freiern Einrichtungen unserer Tage gegenüber, als enge, mangelhafte Oligarchien zu betrachten.

Zweitens gerieth man, aus übertriebener Furcht vor dem Misbrauche der höchsten Gewalt und einer willkürlichen Behandlung der Einzelnen, irrig in Beschränkungen der Körperschaften und des Königs. Die Körperschaft, der Stand, war ohne Zweifel übertrieben beschränkt, wenn man lange Zeit fast zu allen Beschlüssen Einstimmigkeit verlangte und den Einzelnen (wie durch Misbrauch in Polen) das Widerspruchsrecht zugestand. Der König war übertrieben beschränkt, so lange man in dem Rechte der Union, das heißt, der Empörung und des Aufstandes wider denselben, eine Bürgschaft der Freiheit sah und allgemeine Anarchie und Auflösung des Staates als Mittel gegen einzelne Uebel betrachtete. Nachdem unter Pedro IV. jenes Unionsrecht aufgehoben worden, entwickelte sich die Macht und Stellung des Justizia. Wäre dieser nichts gewesen als ein unabhängiger Mann oder Gerichtshof, wo man hätte Klagen gegen den Fiscus anbringen und Recht finden können, so würde Gedanke wie Ausführung alles Lob verdienen. Statt dessen sollte er ein Richter über den König als König, eine Behörde über den Souverain als Souverain sein, damit die höchste Gewalt nicht misbraucht werde. Eine solche Stellung verwandelte ihn aber mehr oder weniger in den Souverain, und er bedurfte nunmehr aus denselben Gründen wie jener einer neuen Controle. Diese legte man, mit fast unumschränkter Gewalt, in die Hände von 17 durch die Stände erwählten und erlooseten Personen. Handelten diese ohne neue Controle, so war man nicht weiter als zu Anfang; hätte man eine solche eingerichtet, so blieb man auf dem Wege, diesen babylonischen Thurm ohne Ende nutzlos übereinander zu bauen. Die höchste Gewalt kann, eben weil sie die höchste ist, keiner andern untergeordnet werden; die Bürgschaften ihrer Unbefangenheit, Mäßigung und Weisheit liegen vielmehr in den verschiedenen Bestandtheilen, aus denen man sie zusammensetzt, und in der Art und Weise, wie man dieselben aufeinander wirken läßt. Wo diese Wechselwirkung wahrhaft lebendig ist und einzelne Organe nicht durch falsche Vorliebe oder unverständigen Haß überwachsen oder ertödtet werden, kommt man weiter als mit jenen aragonischen Versuchen, oder der wieder in Anregung gebrachten einseitigen und unbedingten Subordination des Staats unter die Kirche, oder der Kirche unter den Staat.

30.

1) **Geſchichte der Philoſophie. Von W. G. Tennemann. Mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von A. Wendt. Erſter Band: Die Geſchichte der Philoſophie bis Sokrates.**

2) **Geſchichte der Philoſophie. Von Heinrich Ritter. Erſter Theil: Geſchichte der Philoſophie alter Zeit bis Sokrates.**

(„Blätter für literariſche Unterhaltung", 1829. Nr. 231, 232.)

Noch in unſern Tagen erzählen geſcheite Franzoſen mit vieler Selbſtzufriedenheit, daß die im 18. Jahrhundert von Frankreich ausgehende Philoſophie ganz Europa allmälig unterjocht und beherrſcht habe. Wäre hiegegen auch gar nichts geſchichtlich zu erinnern; hätten ſich wirklich in England und Deutſchland gar keine andern Schulen gebildet und erhalten, ſo würde doch jener Ruhm eben nicht viel feiner ſein, als wenn die Türken für ſich anführen wollten, daß Peſt und böſe Seuchen oft von ihnen ausgegangen wären. Nicht die Philoſophie, ſondern das vollkommenſte Gegenſtück aller echten Weisheit war in Frankreich theoretiſch ſehr oberflächlich entwickelt, praktiſch aber mit größtem Fanatismus angewandt worden. Sowie man indeß die Feſſeln einer beſchränkten Anſicht der Poeſie dort allmälig löſet, ſo werden auch die Ergebniſſe einer tiefern Philoſophie hoffentlich nicht immer zurückgewieſen werden. Bliebe aber auch der Werth aller Syſteme zweifelhaft, die ſeit Leibnitz bis Hegel in Deutſchland mit einer Thätigkeit aufgeſtellt worden ſind, die ſich in ſolcher Art nur noch einmal in der Weltgeſchichte findet, ſo darf man doch kühn behaupten: Das, was die Deutſchen in dieſem Zeitraume für die Geſchichte der Philoſophie leiſteten, übertrifft noch Umfang und Inhalt Alles, was die übrigen Völker Europas dagegen aufzuzeigen haben. Ja, mit den beiden vorſtehenden Werken könnte man ſchon alle ausländiſche Geſchichten der Philoſophie ſo in die Luft ſchnellen, wie Ariſtophanes euripideiſche Verſe durch gewichtigere des Aeſchylus.

Herr Wendt und Hr. Ritter erkennen gleichmäßig auf löbliche Weiſe das Verdienſt Tennemann's um die Geſchichte der Philoſophie an; ja, der Erſte iſt in der Pietät gegen einen würdigen Vorgänger ſo weit gegangen, daß er die reichen Er-

gebnisse eigener und scharfsinniger Forschungen nicht zu einem selbständigen Werke ausgearbeitet, sondern in der Gestalt von Noten der Erzählung Tennemann's angeschlossen hat. Wie unterschieden ist dies Verfahren von dem vieler Schriftsteller, die sich durch einen starken Vorgänger auf den Berg hinaufziehen lassen, dann einige Steinchen aus der Tasche ziehen, darauf treten und selbstgefällig verkünden: sie hätten den Gesichtskreis ungemein erweitert! Andererseits führt Hrn. Wendt's Bescheidenheit und der große Reichthum Dessen, was er neu darbietet, in eine Art von Widerspruch. Abgesehen davon, daß allerdings Viele (wie Hr. Wendt vermuthet) schon ihrer schwachen Augen halber nicht gern klein gedruckte Noten lesen, hat es etwas sehr Unangenehmes, wenn dieselben nach Form und Inhalt anders sind, als sie der Verf. des Textes selbst gemacht haben würde. Liebhaber der Philosophie (und deren gibt es mehr als Meister des Faches) glauben gern an den Schriftsteller, und fühlen sich unsicher hin und her gezogen wenn Das, was im Texte weiß aussah, in der Note grau oder blau genannt wird. Die Verbesserungen in den Text hineinzuarbeiten, hat allerdings fast unübersteigliche Schwierigkeiten; ließe sich aber der Inhalt der Noten nicht auf Beweisstellen und sternexegetische Bemerkungen zurückbringen (die der bloße Liebhaber überschlagen mag), das unentbehrliche Neue und Lehrreiche aber in größern Grenzen den Hauptabschnitten lesbar und übersichtlich anhängen? Wir fürchten, daß die jetzige Form manche Leser abschrecken und den Augen der neuen Bearbeitung auf einen zu engen Kreis der Schule beschränken wird, sofern der Herausgeber ihnen nicht, gegen sein eigenes Interesse, Muth macht, den Text ohne die Noten zu lesen. Diese im Einzelnen zu würdigen, ist weder unseres Amts, noch die Bestimmung dieser Blätter; Sachverständige werden sich darüber lobend in gelehrten Zeitschriften verbreiten.

Schon die Nachweisung über den Inhalt des Ritter'schen Werkes (auf welches wir jetzt kommen) zeigt viele Eigenthümlichkeit. Den Indern und Orientalen (welche Tennemann übergeht) sind z. B. zwei ungemein lehrreiche Capitel gewidmet; die Darstellung der ionischen Philosophie erhält dadurch neues Licht, daß die dynamischen Physiker schärfer als bisher von den mechanischen getrennt, Diogenes von Apollonia den ersten beigesellt, die Ansichten des Anaximander, Anaxagoras und Archelaos aber in ungetrenntem Zusammenhange entwickelt werden, u. s. w.

Sorgfalt der Forschung, Unbefangenheit des Sinnes, Scharfsinn beim Herausheben des wahrhaft Wichtigen und Lebendigen, Klarheit der Darstellung und Schreibart empfehlen das vom Verf. mit aufrichtiger Bescheidenheit angekündigte Werk und

werden ihm gewiß viele Leser verschaffen. Um diese Ansicht, diese Hoffnung näher zu begründen, theilen wir aus dem reichen Inhalte wenigstens Einiges auszugsweise mit.

Das philosophische Wissen läßt sich von andern Gedanken, Vorstellungen und Meinungen nicht durch den Inhalt unterscheiden, sondern nur durch die Art, wie es in der menschlichen Seele ist, und durch die Form der Verknüpfung, welche es in dem Gesammtleben des menschlichen Geistes annimmt. Vom Religiösen unterscheidet es sich ferner dadurch: daß jenes sich als ein durch Offenbarung Bestimmtes darbietet, welches in seinem unmittelbaren Auftreten auf Glauben Anspruch macht und sich an die persönliche Ueberzeugung der Gläubigen wendet; während die Philosophie ihre Ueberzeugung aus Gründen der Vernunft ableitet und ein jedes Ergebniß in seiner Verbindung mit dem allgemeinen Streben der Vernunft nach Erkenntniß überhaupt aufzufassen sucht. Was endlich das Verhältniß des Philosophen zum Dichter anbetrifft, so hat dieser (sofern er überhaupt ein wahrer Dichter ist) allerdings eine eigenthümliche Weltansicht; allein, der Gedanke dient ihm nur zum Mittel und nimmt immer eine besondere, eine anschauliche Gestalt an. Dem Philosophen dagegen ist der Gedanke nicht Mittel, sondern Zweck; er ist ihm zugleich Erkenntniß. Der Zusammenhang der Dichtung geht aus der Phantasie des Dichters hervor und scheint daher an keine allgemeinen Gesetze gebunden, sondern allein von der Eigenthümlichkeit des Dichters abhängig; der Zusammenhang philosophischer Gedanken folgt dagegen einer allgemeinen Regel des Verstandes und stellt sich in einer Folge dar, deren innerer Gesetz von Jedem auf gleiche Weise aufgefaßt werden kann. Hiedurch bricht der Verf. mit Recht den Stab über die Dichter, welche irrig von einem abstracten Satze aus die Phantasie und Begeisterung entzünden wollen, und über die Philosophen, welche Dichtungen nur gelten lassen, sofern sie allgemeine Formeln darzustellen und zu beweisen scheinen.

Die Geschichte der Philosophie zerfällt in zwei Hauptstücke: die ältere und die neuere, dergestalt, daß diese wesentlich von jener durch die Einwirkung des Christenthums und der christlichen Weltansicht geschieden wird.

Bei den Hebräern findet sich Einheit der Offenbarung, aber nicht der Wissenschaft, ja, nicht einmal ein Streben danach. Denn wo man in einer unmittelbaren Ueberzeugung den absoluten Grund des Heils anerkennt, ist es nicht möglich, auf das allgemeine Wesen der Vernunft zurückzugehen, aus welchem die Wissenschaft kommt. An die Lehren der Israeliten haben sich

als später philosophische Versuche ausgeschlossen, und es ist kein Grund vorhanden, bei den alten Persern eigentliche Philosophie vorauszusetzen, oder gar dem Orient (wo eine größere Völkerverschiedenheit als im Abendlande stattfindet) eine und dieselbe Ansicht unterzuschieben.

Die Lehrsätzen, Sinnsprüche, Aeußerungen des unmittelbaren Gefühls, die wir bei den Chinesen finden, sind nicht auf dem Wege fortschreitender Einsicht oder wissenschaftlicher Entwickelung gewonnen und überhaupt noch kein Dasein eigentlicher Philosophie in jenem Lande erwiesen.

Wichtiger als die Chinesen erscheinen die Inder. Doch hat man wol mit voreiliger Sicherheit einen ihrer Schriften das höchste Alterthum beigelegt und auf vereinzelten Aehnlichkeiten einen unerweisbaren Zusammenhang mit dem Abendlande vorausgesetzt. Erst da läßt sich ein solcher unter mehren Völkern und der Aehnlichkeit ihrer Denkart nachsuchen, wo nicht blos einzelne Elemente oder einfache Verknüpfungen derselben, sondern ganze Reihen solcher Verknüpfungen sich ähnlich zeigen. Uebrigens sind der Unähnlichkeiten zwischen Indern und anderen Völkern mehre und wesentlichere als der Aehnlichkeiten, und noch gar nicht erwiesen daß das Indische älter sei, als das Hellenische, und darauf eingewirkt habe.

Selbst in den ältesten indischen Schriften, den Vedas, die wir nur aus mangelhaften Nachrichten kennen, finden sich die offenbarsten Zeichen späterer Einschiebsel, und noch mehr weisen manche Bestimmungen der Gesetzsammlung des Manu auf jüngere, ja ausgeartete Zeiten hin. Mag man aber die Entstehung der Vedas und der großen Heldengedichte noch so hoch hinaufschieben, so fällt doch die Ausbildung der dramatischen Literatur mindestens vier Jahrhunderte später als bei den Griechen, und es ist kein Grund vorhanden, der philosophischen ein höheres Alter beizulegen. Erst nachdem der Buddhaismus in Indien bekannt wurde und die Entzweiung religiöser Secten eintrat, mag das Bedürfniß einer Ausgleichung und philosophischer Erkenntniß entstanden sein. Wenigstens ist bis jetzt durchaus nicht erwiesen, daß die griechische Philosophie eine Fortbildung der indischen oder überhaupt der orientalischen sei; auch soll man, wenn es darauf ankommt diese Thatsache festzustellen, geschichtliche und philosophische Untersuchungen nicht vermischen und willkürliche Combinationen für Beweise ausgeben.

Die Entwickelung der griechischen Philosophie schließt sich an ein Dreifaches an: das religiöse Gefühl, die Dichtkunst und die volksthümliche Denkweise, wie sie in Sitten, Staatsmaximen und wissenschaftlichen Bestrebungen sich ausdrückt. Die Götter,

[illegible] [illegible] [illegible] [

einem Grundstoffe abgeleitet habe, welcher die Form der Dinge (d. h. die Beschaffenheit ihres Stoffes nach Dichtigkeit und Feinheit) nicht oder noch nicht in wirklichem Leben enthalten. Anaximenes, welcher die Luft als den Lebensstoff bezeichnete, schrieb die Verschiedenheit der unterschiedenen Substanzen verdünnter und verdichteter Luft zu und sah das Leben der Welt gebunden an Leben. Diogenes von Apollonia sah in dem allgemeinen Zusammenhalten aller Dinge den Beweis, daß die Welt ein Wesen sei, welchem ein gemeinschaftlicher Ursprung und eine gemeinschaftliche Entwickelung zukomme. Diese Entwickelung war ihm eine vernünftige, und das reife Werk (d. h. den Menschen), weil aus ihm die Ordnung hervorgeht, die Quelle aller vernünftigen Einsicht. Auf, wie von diesen verschiedenen Standpunkten die Elemente, Luft, Wasser beziehungsweise Luft, (d. h. eigentlich nur ein Moment, eine abgeleitete Erscheinung der die Welt bildenden Kraft, wobei sich aber allerdings schwankend das Physische mit Ethischem vermischt. Während jene schon immer darauf aufgingen, den Grund der einzelnen Naturerscheinungen und Naturkräfte (deren wahrhaftiger Zusammenhang gesucht wurde) zu finden, suchte Heraklit, von jener Voraussetzung unbekümmert, nur den Begriff der höchsten und vollkommensten Lebenskraft aufzufassen, welche in allen Erscheinungen sich bewährt und offenbare. Maß und Zahlstand bei ihm gänzlich auf dem Wort, was als ein Verderben erscheint, ist nur ein vorübergehendes und auf gewisse Kreise sich verengendes Zusammentreffen gleichartiger und entgegengesetzter Lebensbewegungen. In jedem Einzelnen erblickte er das All und in dem All jedes Einzelne. In jeder Erscheinung der Welt das göttliche Leben wiederzufinden, war die eigentliche Aufgabe, welche er seiner Philosophie gestellt hatte; und da sich ihm das Göttliche in dem Reiche der Vernunft am Verständlichsten offenbarte, so suchte er es auch in Erscheinungen der Sittlichkeit nachzuweisen. Wer gegen das Allgemeine gehalten, hatte sich dem das Einzelne faßt nur als Schein war, und die Idee des Vollkommenen hatte ihn so ergriffen, daß er die rechte Ansicht und Erklärung des endlichen Daseins kaum finden konnte, aber ungeachtet das Objektive selbst mit in den Kreislauf des Werdenden hineinzog.

Die Reihe der orphischen Physiker eröffnet Anaximenes von Milet. Das Unendliche, dessen er erwähnt, ist ihm eine Mischung verschiedenartiger Substanztheile, aus welchen sie einzelnen Dinge sich ausscheiden sollen. Er betrachtet das Unendliche als eine Einheit; doch hat sich schon die Vielheit der Elemente, aus welchen die Dinge zusammengesetzt sind, in sich, und sich trennen aus entgegengesetzten zu werden, um sich zu gegensätzlichen Erscheinungen in der Natur darzustellen. Dem Leben liegt schon

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Pflichtgefühl, gutem Willen und Entschlossenheit und manchmal auch Mut ist es in Deutschland.

In Wirklichkeit hat die deutsche Pflicht und der Pflichtmensch in Deutschland verschiedene, kaum noch zusammenhängende Bedeutungen. Pflicht ist Gehorsam, Pflichtmensch ist Untertan, Pflichterfüllung ist Gehorsam oder die Scheu vor Strafe.

22

Deutschlands Pflichten

(„Politik für Europäische Entwicklung", 1926, Nr. 6, S. 161.)

Die meisten europäischen Nationen sind stolz darauf, ihre Pflichtgefühle anderen zu erklären und von fremden Instituten zu lernen, wie gewissen, sozialen Aufgaben oder die Selbstkritik einer Regierung am besten durchzuführen sei, ohne sich zu verschließen, ob es eine Pflichtpflicht gegen allgemeingültige Normen in der Welt, oder auf nationalistischen Interessen und Empfindungen beruhe. Deutsch aber, welche Worte man für Gewissen, für Pflichtgefühl und unter dem Vorwande der Selbstbesinnung für Empfindung wählen, hat absichtlich auf sich. Schuld war, als ob sie gefühlen, sie machten Fehler oder gute, sagte sich, wie Paul, und in Paris, Preußen, Skandinavien, Frankreich, Amerika, Italien, Belgien und anderen Ländern gelten, anderer Ansicht, anderseits sind auch sie unfehlbar ist.

Wir wollen nicht kurz auf den Vorwurf oder schon eingehen, haben wir unsere Pflichterfüllung aufgefaßt, daß sie Deutsche, wollen auf nicht gutmeinende Worte zu Pflichtgefühl und Pflichtmensch schließen und wir Klare bekommen, was wir, was alle heutigen Deutschen und insbesondere Politiker, die wissen Verantwortlichkeit empfinden, tun und Pflicht anfangen, daß sich Selbstvorwürfen so ist von den Deutschen Deutschen, wir können so gut wie eigentümlich Pflicht, kann eine Verantwortlichkeit, keine Pflichtgefühle, keine gewissenhafte Pflicht, die Pflicht mit einem Gewissen, Empfindung und Verantwortlichkeit.

Die Deutschen eigene Wendung zum moralischen Problem hat stets sehr empfindlich zu wirken, Gefühle und Meinung, sich zu verteidigen. Gegensätzen politischen Verhalten und Handeln,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wir können also Thiers absichtsvolle Zweideutigkeit verstehen, Rühren gewinnen, Mitleid beweisen, wenn sie, indem der Minister die Folge in den leidigen Regierungen sich wenden, sich seine Ehre über Thätigkeit Ruhe und Ruhe in entgegengesetzter Richtung verbrauchen will? Wie kann man sich so an Ruhe wahren, an leidigen Mitteln, welche das Recht ausschließlich unterdrücken haben, und Freiheit und Gleichheit gewinnen, indem einer Regierung gestürzt hat, welche dieses nicht einmal wie den geringsten Privilegien eine Bestätigungsgabe ausstellt? Wie kann es, wo nicht kann, heißt wenn sie gar keine Gesetzlichkeit haben, sind ihre ungeheuren Meinungen haben sie wichtigsten Rechte schützen, eine ungeordnete Verwaltung kontrollieren? Gesetzlichkeit und gute Gesinnungen gehören so einander, daß eins das Andere ist und beide Freiheit.

Doch wäre es sehr irrig, zu meinen, der Mangel der Thiersen Politik sind sich, es würde in noch größeren Mißfehler auf das Recht und Glück der Regierung. Diesen haben nicht sind die Thiersen, sondern auch die Völker Europas, wenn wahre leidenschaftige Bewunderung und schädliche politische Gründe verbunden sind, die Bewegung in solchem Maße unterschätzen [1].

14.

Die Jahre 1830 und 1831.

1. Politik der französischen Industrialismus", 1832. Bd. 10, S. 201.

Der Kampf verlangender Schritt erhöhen sich die Massen von der ärmsten und verhältnismäßigen Gesinnung; heimlich und anderer über die Spannungsverhältnisse der politischen Schichten und die Gewaltigkeit der aufgeregten und verletzenden Massen, weniger es mit Furcht und Furie auf die Wahrnehmlichkeit hin, über mißverstandene und mißgedeutete Worte z. B. Volkssouveränität und Recht zu kommen, der Ordnung zu gehorchen, die Gesetze zu

[1] In den neuen politischen Entwicklungen haben sich schon mehrere bemerkliche Gegensätze, wie sie in einer, so den andern Hinsicht gleichmäßig Recht zu erweisen scheinen haben

suchen und in den Dienst des Christenthums die höchsten Gaben zu erbeuten und zu befolgen. „Kein Volk (sagt der Verf. mit Recht) rühmt sich der Freiheitsliebe und Freiheit, das in seiner Gesetzlichkeit nicht Hörerei kennt und kennt, als andere Völker zu unterjochen; kein Staat rühmt sich seiner Freisinnigkeit, so lange er nur für sich sorgt, die anderen Staaten aber verachtet und verwünscht. Nur wer den Nächsten lieb als sich selbst, wird sie sich und Andere die wahre Freiheit lieben und finden; hier Gebot gilt auch gegen Staaten und Völkern."

Wieder kommt es nun, daß auf, ungeachtet dieser und so vieler anderen trefflichen, einleuchtenden Aeußerungen, die Wahrheit in mancher Beziehung nicht genügt? Wie möchten sagen: auch der Verf. sich in Bezug auf eigentlichen Staatsrecht von alt Ueberkommen prägt, und diese Wissenschaft neben der Theologie als entbehrlich und verwirrend zu betrachten scheint. Bei der höchsten Obrigkeit vor dem Christenthume, wenn wir aber F. v. Raumer bei, welcher sagt („Ueber die Begriffe von Recht und Staat", S. 199): „Die Theologie kann sich so wenig in Staatsrecht, als dies in Theologie verwandeln; die Dogmatik erlaubt keine Verfassung, und die Verfassungsurkunde kann kein Lehrbuch werden." Antwortet der Verf., er wolle hiemit viele ungerechtfertigte Forderungen, so heißt es doch unbedingten Gehorsam auch gegen die entsetzlichsten Herrscher als höchstes Gebot hin: eine Ansicht, die nicht weiter führt als die entgegengesetzte vom unbedingten Selbstbestimmungsrechte der Völker. Beide heben vielmehr das Staatsrecht ganz auf, wenden alle übrigen Formen des Rechts und gelten Alles den verantwortlichen Fürsten, oder dem verantwortlichen Volke gleich. Nun soll unsichtbarlich wahre das Gewissen, noch unsichtbarlich den Personen vertrauen, und bei einer Christenschaft steht im Staatsrechte, gestützt auch an positivsten Bestimmungen als dem heiligen Rechte des Hauses: sich einzumischen zu lassen und vor dem Christenthum zu verbergen. — Nicht Gehorsam der herrschenden Vernunft soll im Staate das Recht gebietenden Christenthums aufgehoben, und wenn die Rede noch 1848. das Recht der Macht dem Rechte der höchsten Gewalt entgegengestellt werden. Das Widersprechen ist abermals und abermals verwerflich; darauf folgt aber Knechtung, daß man durchaus nicht mit Schlag darauf warten kann und soll, noch auf andere Weise die Unterthanen von Tyrannei und die Völker von Empörung zu schützen. Aber Recht beginnt erst, wenn ich die beiden Extreme des unbedingten Gehorsams und unbedingten Ungehorsams als widersinnig von Recht gewiesen habe. Ueber den Buchstaben des Rechts hebt überlange die Religion hinaus, sie kann aber bestehen nicht aufheben, und am wenigsten kann

allein die augenblickliche Thatsache über Umfang und Dauer der Rechte entscheiden; sonst müßte Athen den dreißig Tyrannen, Rom den Decemvirn, Holland dem Herzoge von Alba, Frankreich dem Convente, Deutschland dem Napoleon unbedingt und für immer gehorchen.

Obwohl wenig als die abstracte Lehre vom unbedingten Gehorsam, hilft des Verf. abstracter Satz vom unbedingten Halten der Eide zu dem von ihm vorgesteckten Ziele, das wahre, einzige Recht für immer zu befestigen. In einer uns vorliegenden, noch ungedruckten Schrift heißt es bei einer andern Veranlassung: Alle Uhren in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem finalen Rechtsrechte Hunderte falsch, oder verdammen sie gar Hölle: aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat klingt z. B. ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte (hier alle Eide) erhalten; denn hiermit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben! Und doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht oder überflüssig ist; er läßt rathlos, sowie man an das Leben selbst kommt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches; sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden und gestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet und versteinerten Götzen unverständig geopfert. War es Recht, vom gesetzlichen Heidenthume zum Christenthume überzugehen, die Sklaverei und Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu gestatten u. s. w.?

Nur ein Wahnsinniger kann den Werth der Heiligkeit der Eide leugnen, oder im Allgemeinen auch nur bezweifeln. Will denn aber der Verf. verdammen die Holländer, welche Philipp den Gehorsam aufkündigten, die Nordamerikaner, welche sich von England trennten, die Polen, welche sich an Rußland anschlossen? Will Friedrich Wilhelm III. sittbrüchig, als er den Unterwerfungsvertrag mit Napoleon zur Aufrichtung seines Volkes vernichtete, oder der General York, als er sich vom französischen Heere trennte, oder die Deutschen, welche sich vor Entlassung aus französischen Eiden ihren Brüdern anschlossen?

Niemand kann schärfer und strenger als wir Leichtsinn, Willkür und Rechtheit in diesen Regionen verdammen; aber bei der ernstesten Prüfung fühlen wir uns doch unwiderstehlich getrieben, mit Jacobi (Werke, III, 3.) zu sprechen: „Ja, ich bin der Atheist und Gottlose, der dem Wissen, welcher nichts will, zweifeln — lügen will, wie Desdemona sterbend sagt; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades, wenn

den wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johann de Wit, Selbſtmord beſchließen wie Otho, Tempelraub unternehmen wie David — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, nicht der Menſch um des Geſetzes willen. Ich bin dieſer Gottloſe und ſpotte der Philoſophie, die mich deswegen gottlos nennt — denn mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggrediendi wegen ſolcher Verbrechen, wider den reinen Buchſtaben des abſoluten allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen Natur iſt.“ Wir ſind überzeugt, die Theologie des Verf. hindere ihn nicht, ſich dieſen Aeußerungen anzuſchließen; ſowie zwiſchen uns und ihm zuletzt kein weſentlicher Zwieſpalt der Anſichten übrig bleiben dürfte, ſobald uns verſtattet wäre, ſie ihm gegenüber ſtrenger und wiſſenſchaftlicher zu entwickeln und zu rechtfertigen.

35.

Geſchichte der Philoſophie. Von Heinrich Ritter. Dritter Theil.

(„Blätter für literariſche Unterhaltung“, 1832, Nr. 109, S. 725.)

Der vorliegende Band enthält die Geſchichte der Philoſophie des Ariſtoteles und der ältern Peripatetiker, der Skeptiker, Epikuräer und Stoiker. Die Klarheit und Gewandtheit der Darſtellung des Verf. bleibt ſich gleich, auch dürften die folgenden kurzen Auszüge erweiſen, daß der Inhalt dieſes dritten Bandes nicht minder lehrreich und wichtig iſt als der Inhalt der beiden erſten Abtheilungen.

Wenn Ariſtoteles dem Plato nachſteht in der Kunſt anlockender Zuſammenſtellung und glanzreicher Darſtellung, ſo tritt an deren Stelle die Gelehrſamkeit und ein viel größerer Umfang des Wiſſens; und wenn die Philoſophie bei jenem mehr als ein Streben und eine Liebe erſcheint, ſo bei dieſem mehr als eine Lehre. Das was bisher dem griechiſchen Geiſte in den Wiſſenſchaften und Künſten gelungen war, ſammelt Ariſtoteles aus der Zerſtreutheit, in welcher es bei den Erfindern auftrat, und gibt

zugleich eine möglichst vollständige Anschauung des äußerlich Vorhandenen, auf welches sich die bildende Thätigkeit fernerhin zu richten hatte. In der Philosophie erforscht er unparteiisch die verschiedenen Meinungen der Philosophen, knüpft sie an seine eigenen Untersuchungen an und weiß, daß die vollkommenste Wissenschaft in der Erkenntniß der ersten Gründe und des Guten besteht; obgleich er bei Anwendung dieser höchsten Gründe auf das Gebiet der Erfahrung mit Recht große Vorsicht, und einige male wol natürliche Ungewißheit oder Unentschlossenheit zeigt.

Indem er ferner die Philosophie als eine Wissenschaft bezeichnet von den obersten und allgemeinen Gründen des Seins, trennt er sie von allen einzelnen Arten des Handelns und des Thuns; wodurch manche Vortheile für den strengen Gang der Forschung entstehen, die Einheit aller geistigen Bestrebungen (welche Platon sorgfältig verfolgt hatte) jedoch minder hervortritt. Hiemit steht in Verbindung, daß er viele Hindernisse in der Natur und im menschlichen Leben erblickt und, die Erreichung eines unbestimmten Ideals für unmöglich haltend, sich begnügt, die Wirklichkeit meisterhaft darzustellen und die Philosophie wie ein menschliches Werk zu betrachten. Doch sondert er das Gebiet der Meinung von dem der Wissenschaft, und fordert, daß jene wo möglich auch zu dieser emporgebildet werde.

Was Aristoteles die erste Philosophie nannte, schließt sich auf das Genaueste an die Logik an und ist wol nur dem Namen nach von der Dialektik des Platon verschieden. Er erforscht in derselben die ersten Gründe alles Seins, und da sich diese nun in Gott finden, wird die erste Philosophie auch Theologie genannt, und kann, weil sie es mit dem Ewigen und Unveränderlichen zu thun hat, mit größerer Genauigkeit und Sicherheit ausgebildet werden, als die Physik oder Ethik.

An der Spitze der Logik steht der Satz des Widerspruchs, und wenn hiedurch die Wahrheit der Rede festgestellt wird, dann auch die Wahrheit des Seins. Auf diese Weise ist einerseits diejenige Lehre zurückgewiesen, welche (auf unbeschränktem Zweifel begründet) jedes Denken und Alles was vom Sein ausgesagt werden kann, für falsch erklärt; und andererseits die, welche alles Denken und Sein für gleich wahr hält. Der Schluß gilt dem Aristoteles für die Form der eigentlichen Wissenschaft, und da jener von allgemeinen Grundsätzen ausgeht, so muß auch das Allgemeine von Natur bekannter sein als das Einzelne, welches erst durch den Schluß und durch das Allgemeine seine wissenschaftliche Beglaubigung erhält. Hieran reiht sich der Unterschied zwischen dem sinnlichen Sein und dem nur vom Verstande Gedenkbaren. Dieses ist das eigentlich Seiende an und für sich.

und der Gegenſtand der Wiſſenſchaft; während das Sinnliche nur für eine Erſcheinung gelten darf, von welcher man ſagen könnte, daß ſie nicht ſein würde, wenn nicht die empfindende Seele wäre. Ungeachtet dieſer Anſicht eröffnet Ariſtoteles die Kluft zwiſchen den Sinnen oder dem Sinnlichen, und dem Verſtande oder dem Gegenſtande der Verſtandeserkenntniß, keineswegs ſo weit wie Platon; denn das durch den Verſtand Erkennbare iſt jenem gar nicht für ſich, ſondern nur in dem Sinnlichen, und kann deswegen auch nur in dem Sinnlichen ergriffen werden, ſodaß ohne Empfindung Niemand etwas zu erkennen im Stande wäre; ja wenn uns ein Sinn fehlte, würde uns auch eine Art der Wiſſenſchaft fehlen. Das Sinnliche in der Seele verhält ſich zur Vernunft wie der Körper zur Seele; jenes iſt der leidende, dieſe der thätige Theil, jenes ſoll beherrſcht werden, dieſe herrſchen, und es kann daher auch unmöglich das vernünftige Denken lediglich von der Sinnlichkeit abhangen. Es gibt alſo eine Thätigkeit unſeres Verſtandes, welche ſich zwar an die Erfahrung anſchließen muß, aber nicht durch Erfahrung hervorgebracht wird, und durch welche allein die Wiſſenſchaft erwächſt. Der thätige Verſtand erleuchtet alſo den leidenden, und aus ihm entſteht die wirkliche Wiſſenſchaft in der Seele als ſpäteres Erzeugniß. Weil jener ferner ewig und unveränderlich thätig iſt, nicht aber dem einzelnen Weſen ausſchließlich angehört, ſo kann er nur als göttlicher Verſtand gedacht werden, weshalb (wie auch Platon lehrt) der menſchliche Geiſt lediglich durch Gott und in Gott ſchauend die wahre Wiſſenſchaft gewinnt. Hiemit ſteht nicht im Widerſpruch, daß erſt aus der Vollſtändigkeit der Erfahrung die Vollſtändigkeit der Wiſſenſchaft gewonnen werden kann; denn das Allgemeine iſt in dem Einzelnen begründet.

Die einzelnen ſinnlichen Weſen ſind eine Zuſammenſetzung aus Materie und Form; auch iſt die Materie thätig bei der Bildung der Erſcheinungen, wenngleich ſie ſonſt nur als das Leidende gedacht werden ſoll. Ueberhaupt iſt Leidendes und Thuendes der Gattung nach gleich, der Art nach aber ungleich und entgegengeſetzt. Eine erſte Materie muß ſein, ſowie eine erſte bewegende Kraft, ein unbewegter, unvergänglicher Beweger.

Ariſtoteles ſuchte die Idee Gottes in ihrer Einheit in den eigentlichen Sinn eines feſten und anſchaulichen Ausdrucks zu bannen; er nennt dann wol Gott die Vernunft, und zwar nicht ſofern ſie handelt, ſondern ſofern ſie erkennt. Die Materie iſt dem Vermögen nach daſſelbe, was die vernünftige Urſache der Wirklichkeit und Thätigkeit nach. Wißbar und Gegenſtand der Wiſſenſchaft iſt aber nur das wahrhaft Wirkliche, und dies iſt

auch zugleich das Vernünftige. Platon wie Ariſtoteles haben es zu faſſen geſucht, daß der Gottheit alle Macht und alles wahre Sein beigelegt werden müſſe, ohne daß dadurch die Wahrheit der Welt aufgehoben werde; ſie haben aber die Verbindung beider Wahrheiten nicht völlig zu entwickeln vermocht. Jedenfalls bekundet es den tiefen Blick des Ariſtoteles, daß er (ausgehend von der Einſicht: daß von den Erſcheinungen und der fließenden Erfahrung aus die Wiſſenſchaft des Menſchen ſich bilden müſſe) demgemäß auch den höchſten Grund aller Dinge als Energie, als Thätigkeit und Leben auffaßte; aber als ein Leben in unveränderlicher Form, als ein Leben, welches zugleich ganz Weſen iſt. Gott, der Gegenſtand der Wiſſenſchaft, erſcheint ihm nicht als eine todte Vollkommenheit, als ein von dem Leben in der ſinnlichen Erſcheinung abgetrennter Begriff, ſondern als ein lebendiges und doch vollendetes Weſen. Er verſöhnte zuerſt in der Sokratiſchen Schule den Begriff des Weſens mit dem Begriffe des Lebens, und erweiterte dadurch weſentlich das Gebiet der Wiſſenſchaft. Der Begriff der Energie, oder der Entelechie, bezeichnet dieſe Verſöhnung und iſt dem Ariſtoteles ebenſo eigenthümlich, wie der Begriff der Idee dem Platon.

In der Phyſik findet Ariſtoteles einen ſo ſtrengen Gang der Unterſuchung nicht möglich als in der allgemeinen Entwickelung der Grundſätze der Wiſſenſchaft. Jene beſchäftigt ſich nur mit Dem, was auf den Körper Bezug hat, wodurch wol die Seele mit in den Bereich der phyſiſchen Unterſuchungen gezogen wird, nicht aber die vom Körperlichen trennbare Vernunft. Im Allgemeinen unterſcheidet Ariſtoteles den Begriff der Natur nicht von dem der allgemeinen Weltkraft, und die in den einzelnen lebendigen Dingen bewegende einzelne Kraft hat auch ihren Grund in der allgemeinen Natur. Den Pflanzen kommt nur Ernährung zu, allen Thieren Empfindung, den vollkommenern auch örtliche Bewegung, und dem Menſchen Vernunft.

Das Sittliche im Einzelnen und in der Geſellſchaft iſt dem Ariſtoteles nur etwas, das ſich an die natürlichen Anlagen des Menſchen und an ſeine natürliche Beſtimmung anſchließt; wie denn überhaupt von den ſittlichen Weſen nichts Anderes erſtrebt werden kann als Das, was die Natur in ihnen angelegt hat. Der Naturtrieb und die leidenden Zuſtände der Seele ſind hiebei keineswegs minder wirkſam als die Vernunft. Durch drei Dinge wird der Menſch gut: durch Natur, Gewöhnung und Vernunft, woraus ſich ergibt, daß das Ethiſche und Phyſiſche in einer ſehr nahen Verwandtſchaft ſteht. Andererſeits gewährt Erkenntniß und Wiſſenſchaft die ſtetigſte und größte Glückſeligkeit, und das praktiſche Leben erſcheint großentheils nur als Mittel für die

wiſſenſchaftliche Ausbildung. Ariſtoteles ſucht die Glückſeligkeit des Menſchen ihrem Weſen nach in der kräftigſten und aufs Höchſte entwickelten Thätigkeit der Seele, macht jene aber doch auch von andern Gütern abhängig, ſodaß die Erreichung derſelben nicht allein in der Gewalt des Menſchen liegt. Das Streben nach Luſt iſt auch ein Streben nach dem Guten, ſobald man nur die wahre Luſt von der ſcheinbaren unterſcheidet und nie vergißt, daß ſie mit der Thätigkeit der Seele unzertrennlich verbunden iſt. So hat, weil größere Thätigkeit und Energie dazu gehört, z. B. das Lieben mehr Werth als das Geliebtwerden. Das Handeln aus dem leidenden Zuſtande heraus unterſcheidet ſich von dem tugendhaften Handeln dadurch, daß jenes von Natur und ohne Abſicht geſchieht, während es zur Tugend gehört, daß man mit Wiſſen und Abſicht das Gute wegen des Guten thut. Dieſes findet ſich zwiſchen zwei äußerſten Punkten oder Ausartungen, welche Mitte durch verſtändige Einſicht geſucht und gefunden wird.

Wir können des mangelnden Raumes wegen dieſe Auszüge nicht auf die Oekonomik und Politik des Ariſtoteles ausdehnen; wogegen noch einige allgemeine Betrachtungen hier Platz finden mögen. Die Lehre des Ariſtoteles geht nicht auf eine ganz vollkommene Wiſſenſchaft aus; ja, er hat eine Scheu vor den leeren Idealen, welche für unſere beſchränkte Lage in der Welt nicht zu paſſen ſcheinen. Das Menſchliche trat um ſo mehr gegen das Ganze in den Hintergrund, als er die einzelne menſchliche Seele nicht für unſterblich hielt, und die Vernunft (welche ewig iſt) nicht ausſchließend dem Menſchen eigenthümlich, ſondern dem Ganzen angehörig ſein ſoll. Andererſeits verehrt er die Vernunft nicht, wie Platon, als das Bild Gottes, ſondern als Gott ſelbſt, und ſondert (mehr wie Jener) die theoretiſche Ausbildung derſelben von der praktiſchen. Ueberhaupt wurde die ariſtoteliſche Philoſophie (ohne ſeine Schuld) allmälig immer mehr Weisheit für die Schule als für das Leben; wenigſtens hat Ariſtoteles die Schule viel mehr beherrſcht als Platon. Dies hebt jedoch die Behauptung nicht auf, daß Jener immerdar danach ſtrebte, die Wirklichkeit des Lebens mit den Forderungen der Vernunft auszuſöhnen, indem er dieſe Wirklichkeit als etwas über der Erſcheinung Stehendes, als Gegenſtand der verſtändigen Erkenntniß auffaßte und wußte, daß die wahre Luſt nur der Abſchluß der, allein im Staate vollſtändig auszubildenden tugendhaften Thätigkeit iſt.

Die ſpätern Peripatetiker leiſteten Manches durch Fleiß, wandten ſich aber immer mehr zum Sinnlichen und zeigten ſich unbedeutend im Leben. Noch weniger kamen die Skeptiker zu

positiven Ergebnissen; sie gestehen vielmehr selbst, daß ihre Philosophie das Leben zerstöre, und stellen jene diesem feindlich gegenüber. Epikur endlich verachtete geradehin die Wissenschaft, oder betrachtete sie doch nur als ein Mittel, welches uns lehren soll, ein glückseliges Leben zu führen. Diese Glückseligkeit hatte zum Hauptbestandtheil die sinnliche Lust; ja Epikur's Lehre ward noch verneinender, indem er die Thätigkeit des Weisen auf Vermeiden des Unangenehmen beschränkte und den sinnlichen Eindruck als genügendes Kennzeichen des Wahren und Falschen betrachtete. Auf diesem Wege führte er Alles auf das einzelne Dasein zurück, welches der selbstsüchtigen Genußsucht entspricht, und indem er alles Allgemeine und jede höhere Kraft leugnet, versagt er sich dem Glauben wie dem Aberglauben. Dies sind die Feinde, gegen welche Epikur kämpft. Er ist durchaus ein Aufklärer der gemeinen Art, welche die Aufgaben nicht löset, sondern leugnet. Die Seele ist ihm körperlich und vergänglich, und die Götter (deren Seligkeit bloße Ruhe ist) machen sich mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu schaffen.

Die Lehre der Stoiker ist edler und wissenschaftlicher als die der Epikuräer und Skeptiker. Sie gehen auf die einfache Lösung der wichtigsten Fragen aus, welche das menschliche Nachdenken beschäftigen, weshalb auch ihre Philosophie in der genauesten Verbindung mit dem praktischen Leben steht. Sie ist ihnen Uebung der Tugend, und diese im höhern Sinne die einzig nützliche Kunst. In diesen Erklärungen wird aber der Begriff der Tugend im weitesten Sinne genommen und ist der Wissenschaft nicht entgegengesetzt. Die verschiedenen Theile der Philosophie bilden ein untheilbares Ganzes; die Physik ist aber die göttlichste unter den philosophischen Wissenschaften, weil sie es mit der Erkenntniß des Göttlichen zu thun hat, während die Ethik nur das Menschliche untersucht. Doch fehlten ihnen reiche Erfahrungen, um die Physik wahrhaft weiter zu bringen, und hinsichtlich der Ethik scheinen sie es mehr auf einen großen Vorrath nützlicher, oder räthlicher Vorschriften und Ermahnungen abgesehen zu haben, als auf eine wissenschaftliche Erforschung und Eintheilung des sittlichen Lebens. So wurden überhaupt die Massen größer, während der philosophische Geist abnahm, und die Stoiker wollten nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Wissenschaft, nicht nur die Erkenntniß der Erscheinung, sondern auch der vernünftigen Begriffe aus der Empfindung und der sinnlichen Vorstellung ableiten. Sie zeigten wol die Nothwendigkeit des Wissens, keineswegs aber die Möglichkeit, zu ihm zu gelangen; und so galt ihnen bald das Anschauliche für Wahrheit, bald suchten sie den Unterschied zwischen Wahrem

und Falſchem nur in der Rede. Die allgemeinen Begriffe, in welchen wir die Dinge aufzufaſſen und wiſſenſchaftlich zu begreifen ſuchen, ſchienen ihnen weſenloſe Gebilde unſerer Vorſtellungsweiſe, ſie wollten nur das Einzelne als das Weſentliche erkennen; zuletzt aber ſahen ſie ſich doch wieder gedrungen, dem Allgemeinen die höchſte Bedeutung beizulegen, ja eine Bedeutung, welche die Wahrheit alles Einzelnen zu gefährden ſchien. Platon's Ideenlehre hatte das Weſen der Dinge von dem ſinnlichen Grunde getrennt; Ariſtoteles hatte zu zeigen geſucht, daß dies unſtatthaft ſei, indem das Weſen der Dinge nur in der Verbindung der Form mit der Materie, oder der weſentlichen Eigenſchaften mit der materiellen Grundlage beſteht; die Stoiker fanden endlich, daß beide gar nicht von einander getrennt werden ſollten. Alle Dinge, die da wirken und leiden, alſo auch die Seele, ſind ihnen körperlich. Die Vorausſetzung der Einheit und des ſtetigen Zuſammenhangs in der Welt iſt die eigentliche Grundlage der ſtoiſchen Lehre von Gott. Dieſer gilt ihnen für die durch die ganze Welt herrſchende lebendige Kraft und für die allgemeine Vernunft der Welt, und die Einheit der göttlichen Seele mit dem göttlichen Körper iſt die Welt. Auf dieſem Wege geht alles Einzelne zuletzt in dem Allgemeinen auf, und der religiöſe Glaube erſcheint erkünſtelt, ohne friſches Leben. Ihre höchſte Vorſchrift der Sittenlehre lautet: folge der Natur, oder lebe in Uebereinſtimmung mit der Natur; wobei aber zunächſt zweifelhaft bleibt, was die Natur ſei. Jedenfalls dringen ſie auf Thätigkeit, Zurückſetzung des Perſönlichen und der äußern Zwecke, ſodaß der richtige Wille entſcheidet und die Tugend allein gut iſt und zur Glückſeligkeit hinreicht. Hiemit ſteht der Satz in Verbindung, daß alle gute Handlungen gleich gut, und alle böſe gleich böſe ſind. Nicht minder wollen ſie den Unterſchied der Staaten, Völker und Geſetze aufheben, und auch hier das Beſondere, um des Allgemeinen willen, vertilgen. Je höher aber und allgemeiner die Stoiker ihr Ideal der Sittlichkeit ſtellten, je mehr ſie nur die allgemeine Form als Beſtimmungsgrund gelten ließen und von allen äußern Verhältniſſen abſahen, um ſo unzufriedener wurden ſie mit der Wirklichkeit, und verachteten, wenn nicht die Menſchheit, doch die Menſchen wie ſie wirklich waren. Dies iſt das Zeichen einer alternden Geſinnung und des Zerfallens aller Verhältniſſe.

Platon hielt es für die Aufgabe der Philoſophie, nicht blos von der Mannichfaltigkeit zur Einheit auf-, ſondern auch von der Einheit zur Mannichfaltigkeit herunterzuſteigen; er wußte aber dieſer Aufgabe nicht vollſtändig zu genügen, und die Vielheit der Ideen in der Einheit Gottes iſt z. B. nur eine

Vorausſetzung. Lieber nimmt er, um Wahrheit zu finden, die Phantaſie zu Hülfe, als die Geſchichte und die Beobachtung der Wirklichkeit. Ariſtoteles dagegen glaubt nicht, daß es je zur Ausgleichung aller vorhandenen Mängel kommen werde, und Gottes Wirkſamkeit und ſein Weſen in der Welt erſcheint ihm gebrochen an der nothwendigen Unvollkommenheit des Werdenden. Wir müſſen alſo das Leben nehmen wie es iſt und in regſter Thätigkeit, welche dem Tugendhaften Luſt iſt, in der vernünftigen Gemeinſchaft mit andern Menſchen es zu genießen ſuchen. Von dieſer ſchwierigen Stellung, die Dinge zu nehmen wie ſie ſind, wandten ſich Einige zur Hoffnung auf das Sinnliche (Epikur), Andere zur Verzweiflung (die Stoiker); bis das wiſſenſchaftliche Forſchen faſt ganz ein Ende nahm, alle erzeugende Kraft verſchwand und man wie ohne eigentliche Gedanken, ſo zuletzt auch ohne Genuß lebte, und die Philoſophie zugleich mit allen andern Wiſſenſchaften, Künſten und Staaten des Alterthums zu Grunde ging.

36.

Beiträge zur Kritik der neueſten Literatur. Von L. A. Huber. Erſtes Heft. Ueber Friedrich v. Raumer's England im Jahre 1835.

(„Blätter für literariſche Unterhaltung", 1838, Nr. 139, S. 553.)

Raumer's Buch über England iſt ſo viel geleſen und beſprochen worden, daß wir Niemand mit Darlegung dieſer neuen umſtändlichen Recenſion beläſtigen, ſondern nur, damit man ſich über ihren Standpunkt nicht täuſche, bemerken wollen, ſie ſei nicht blos gegen Raumer, ſondern auch gegen alle neuern Entwickelungen Großbritanniens gerichtet; ohne jedoch poſitiv nachzuweiſen, in welcher andern möglichen Weiſe man habe regieren ſollen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit ſieht indeſſen Herr Huber allein Hülfe in den Anſichten und Vorſchlägen Lord Lyndhurſt's und des Herzogs von Cumberland.

Obgleich wir Raumer's Buch mit Aufmerkſamkeit laſen, war uns doch Vieles, was Hr. Huber darin entdeckt hat, neu und überraſchend. So z. B. daß Raumer das berliner Theater mit dem atheniſchen vergleiche und nach ſeiner Anſicht Raupach

allein die Bedeutung des Sophokles und Aristophanes in sich vereinigt. Da in unserm Exemplare hiervon kein Wort steht, so müssen wir voraussetzen, daß Hr. Huber eine zweifelhafte unbekannte Ausgabe des Werkes vor sich hatte, oder mit überpoetischer Kühnheit Achen, Sophokles und Aristophanes hineininterpretirte.

In unserem Exemplar finden wir weiter, daß Raumer allerdings sagt: Preußen besitze Das, wonach England strebe. Dies äußerte er aber in bestimmter Beziehung auf soeben behandelte Gegenstände, z. B. Schulen, Universitäten, Städteordnung u. s. w., daß sich aber Großbritannien schlechthin in Preußen verwandeln, alles Preußische (von der Verfassung und Verwaltung bis zu den kleinsten Einrichtungen) annehmen und alles Englische abschaffen solle, dieser Unsinn ist ihm weder wachend noch im Traume eingefallen. Herr Huber sagt ferner, daß in Raumer's historischen Schriften, besonders über England, sich theoretische Verwirrung, Unklarheit und Haltungslosigkeit offenbaren; daß sie entstellt würden durch das Gespinnst eines dürren, vagen, mit willkürlicher, selbstgefälliger Unparteilichkeit kokettirenden und hin und her schulmeisternden Raisonnements, daß eine pedantische Dürre, Staub der Bücher, Dünste der Eitelkeit und Pedanterie seinen Blick ins wirkliche Leben trüben, daß er auf gewissen Gebieten dem Stamme des jungen Deutschlands angehöre; daß manche seiner Aeußerungen nach Pantheismus, wo nicht nach Atheismus schmeckten; daß er eine Art historischer Falschmünzerei treibe und sein Spielen mit der Geschichte nichts Besseres sei als ein Spiel mit falschen Karten u. s. w.

Um diese unbefangene Würdigung des Schriftstellers zu Stande zu bringen, darf die Kritik, nach Hrn. Huber's Worten, sich Conjecturen und Deutungen nicht versagen; sie muß in den Absichten und Gesinnungen einen Schlüssel suchen. Dieser von Hrn. Huber aufgefundene Hauptschlüssel dreht sich nun eben lediglich darum, die Redlichkeit der Gesinnung und Handlungsweise Raumer's zu verdächtigen und deutlich genug zu erklären, daß Rücksichten, die außerhalb der Sache liegen, seine Darstellungen und Urtheile über England und Preußen bestimmten und verfälschten. Ferner heißt es S. 96: „Regen sich vielleicht bei ihm gewisse Pläne und Gelüste in Bezug auf die Whigs, etwa Reminiscenzen der Bedeutung, welche ein Gentz durch die Gunst der Tories erhielt, so wünschen wir ihm von Herzen allen Erfolg, soweit das Interesse der historischen Wahrheit es irgend erlaubt, das heißt, sofern er auf die Würde der historischen Wahrheit verzichtet. Alius alia licentia."

So ungebührlich derlei Insinuationen auch sind, waren sie

und doch, da wir zufällig die Wahrheit genauer kennen, fast nur lächerlich. Englands nicht zu erwähnen, welches Raumer viel Geld kostete, hat er seit 27 Jahren, seitdem er freiwillig der Wissenschaft halber, unter großen äußeren Opfern, den preußischen praktischen Staatsdienst verließ, weder Geld, noch Gut, noch Zulage, noch Titel, noch Orden erhalten, so freigebig dergleichen auch rings um ihn vertheilt wurden. Man hat ihn ferner seiner Grundsätze halber angeschwärzt, seine zweite Wahl zum Rector der Universität verworfen, seiner Rede zur Feier der 25jährigen Regierung des Königs den Druck versagt, sein Buch über Polen verdammt, sein „England" wegen der eingemischten Urtheile über Preußen hart getadelt und nicht einmal erlaubt, daß seine „Beiträge zur Geschichte Friedrich II." in den berliner Zeitungen als erschienen angezeigt wurden.

Wenn ungeachtet dieser und ähnlicher Dinge Raumer ein preußischer Patriot in solchem Maße blieb, daß Hr. Huber es lächerlich und unsinnig findet, so muß jener wol durch tiefere und wahrhaftere Gründe bestimmt werden, als welche dieser ihm unterschiebt. Kleinliche Persönlichkeiten, Gelüste des Ehrgeizes oder der Geldgier haben niemals Raumer's Urtheile bestimmt, oder der Freiheit und Unabhängigkeit seines Charakters Eintrag gethan. Dies werden Alle bezeugen, welche irgend etwas Näheres von seinem Leben und Wirken wissen und seine Schriften unbefangen lesen, ohne Deuteleien, Constructionen und künstliche Schlüssel. Wir hoffen, daß Hr. Huber dereinst selbst, nach genauern Erkundigungen, die Wahrheit unserer Einreden anerkennen werde.

37.

Prinz Sebastian. Von Adelbeid Reinbeld.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1850, Nr. 214, S. 881.)

Unsere schönwissenschaftliche Literatur gleicht einem Niagarawasserfalle, wo das in diesem Augenblicke glänzend Beleuchtete im nächsten nur als Schaum, und noch einen Augenblick später nur als gewöhnliches Wasser erscheint. Das laut Empfohlene und Bewunderte läßt, nach unglaublich kurzer Frist, selbst die Bewunderer nicht blos kalt und gleichgültig, sondern sie schämen sich sogar ihres frühern Beifalls und überschreien den verdienten

Spott mit Lobhudeleien neuer Werke, welche denselben Schick-
sale nicht entgehen. Es gehört Muth und Scharfblick dazu,
in diesen brausenden Wogen und Strömungen das wahrhaft
Dauernde und Selbständige vom Vergänglichen zu unterscheiden
und ihm seine rechte, feste, ehrenvolle Stellung anzuweisen.
Dies Verdienst haben sich Ludwig Tieck und Eduard von Bülow
um Adelheid Meinhold erworben*), und wenn ich als ein Dritter
mich ihnen zugesellt, so geschieht es nicht um eitel Kennerschaft
an den Tag zu legen, sondern um, als vieljähriger Freund, der
zu früh verstorbenen Freundin noch einmal öffentlich die Hand
zu reichen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß, als dies edle
Wesen, mit jugendlicher Schönheit und Heiterkeit geschmückt,
zuerst in Dresden erschien und Aufmerksamkeit erregte, sie von
Gliedern der Koketterie und Gefallsucht beschuldigt wurde. Tieck
war, gleich mir, ihr starker Vertheidiger, und allmälig hat sich
ihr Geist, ihr Gemüth, ihre Bescheidenheit, die Reinheit ihrer
Sitten, die Kraft großartiger Entsagung und Aufopferung so
schön entwickelt und dargelegt, daß die anfangs Zweifelnden
und Widersprechenden sich in die eifrigsten Lobredner ver-
wandelten. Die Geschicklichkeit, mit Menschen der verschiedensten
Art in Ernst oder Scherz, leicht oder gewichtig zu verkehren,
sie geistig anzuregen und angenehm zu unterhalten: dies im
Salon wol bewährte, laut aber getadelte Talent ging bei un-
serer Freundin nicht hervor aus bloßer Gefallsucht, war kein
leer geschwätziges Abmühen, sondern es entsprang vorzugsweise
aus der echten Lebendigkeit und edeln Freiheit ihres Geistes und
Herzens. Wenn z. B. übertriebene Aengstlichkeit oder Unkunde
der Sprachen viele Damen zurückhielt, anwesende Franzosen und
Engländer anzureden, oder ihnen eine Antwort zu ertheilen, so
mußten sich diese freilich angezogen und glücklich finden, wenn
unerwartet ein zierliches, reizendes junges Mädchen das ängst-
liche Schweigen unterbrach und ihnen mit Unbefangenheit und
Verständigkeit Rede stand.

Trotz aller Freundschaft, trotz aller Theilnahme an ihren
frühern Werken, trotz der im „Irrwisch Fritz" erwiesenen vir-
tuosenhaften Meisterschaft, hat der „Sebastian" doch sehr meine
Erwartung übertroffen. Vielleicht gehe ich nun deshalb in
freundschaftlichem Beifalle zu weit, wenigstens erscheinen mir
alle die Einreden, welche gegen das Werk erhoben worden, un-
begründet, oder sie verlieren doch, von anderem Standpunkte aus
betrachtet, meist ihr Gewicht.

Zunächst klagen manche Damen: leider sei das ganze

*) Vgl. Nr. 302 d. Bl. f. 1877.

schöne Buch so unanständig, daß man es nicht lesen könne. Das angeblich Anstößige füllt etwa zwei bis drei Seiten, und man kann fragen, ob es nicht besser gewesen wäre dieselben zu streichen, um Einstimmigkeit des Lobes hervorzurufen. Ich kann mir, nach dem Sprüchworte, nur keinen Reim daraus machen: wie dieselben Personen über Kleines großen Lärm erheben, welche doch täglich die skandalösen Romane französischer Romane ohne Mühe verschlucken? Und worauf läuft der Vorwurf hinaus? Daß in der schwarzen Beduinenhöhle in Afrika nicht die Förmlichkeiten, Umschweife und Weitläuftigkeiten beobachtet werden, mit welchen man eine Bekanntschaft in dem weißen Saale auf dem berliner Schlosse anknüpft und fortsetzt. An dem Kapitel vom Herrn Pankraz möchte ich vielmehr tadeln, daß es zu verschämt und deshalb unklar ist, was es eigentlich wolle und bezwecke.

Wie soll Jemand das Schöne schildern, wenn er es nicht kennt, wenn es ihn gleichgültig läßt? Und wiederum keine Schönheit ohne Sinnlichkeit! — Der unbedingte Gegensatz einer Sittlichkeit für Unverheirathete, und einer andern für Verheirathete ist eine Fabelei; aber man muß folgerecht den jungfräulichen Stand für den unbedingt höhern, und jeden das Wissen von der Ehe für eine Profanität halten.

Herr v. Bulow sagt: „Die Kritik wird es von ihrem höchsten Standpunkte aus mißbilligen, und große Autoren erlauben es sich niemals, Natur- und Sittenschilderungen einzig und allein nach Büchern zu geben, weil die Sache so jedenfalls nur auf einer Lüge beruht." Ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Zuvörderst haben zum Glück mehren doch ein paar Beispiele entgegengehalten: Tieck in „Lovell" und Jean Paul im „Titan" meisterhafte Schilderungen von Natur und Sitten gegeben, die sie nicht gesehen hatten; ja, der Letzte sagte mit Recht im Ernste als im Scherze, der Dichter könne nur Das recht schildern, was er nicht gesehen habe. Ihm erschien jenes, von Herrn v. Bulow als Lüge Verrufene, als die rechte dichterische Wahrheit, und er erkannte den höchsten sittlichen Standpunkt für schönwissenschaftliche Werke keineswegs in jener Bezugnahme auf prosaische anwendbare Auffassung; vielmehr legte er allen Nachdruck auf die schaffende Begeisterung, welche zwar nicht alle Objecte oder Aspecte derselben sittlich in sich aufnimmt, aber mehr hat, sieht und gibt, als alle Weisheiten haben oder begriffen. Daher sind mir im „Sebastian" auch die neapolitanischen und römischen Scenen kein überflüssiges Beiwerk, sondern lebendig, wahr und zweckmäßig; denn sie erweitern den Gesichtskreis

und lassen nicht auf gerades langweiliges Fahrwasser nach einem unausbleiblichen Ziele hinsteuern.

Unter den gegebenen Verhältnissen konnten Variationen bestehen Seelenzustände nicht weggeschrieben oder abgekürzt werden, wogegen eingeführt in dem Augenblicke, wo Sebastian Portugal wieder betritt, sein zurückgebrungter Thatendurst weg aller Hemmungen ungehindert hervorbrechen und den tragischen Ausgang beschleunigen muß. Deshalb halte ich die scheinbare Uebereilung des Schlusses für die allein natürliche und rechte Lösung, und die ungeduldige Verwandtschaft manches Einzelnen spart Zeit und Kraft auf für das Entscheidende.

Inwieweit der Schauplatz der Dichterin mit dem geschichtlichen ganz übereinstimmt, ist um so schwerer zu entscheiden, da so eben Keiner weiß, ob und wie die angebornen Entschlüsse seinen Sinn und Charakter weiter bildete und umgestaltete. Genug, daß er sich in dem Rahmen zusammenhängend zeigt und notwendig erklärt. Auch das Früheste ist geschickt angebracht, es aufzufrischen; ein anderes Verfahren hätte die ganze Aufgabe völlig verwandelt, und Tieck's „Kaiser" stände weit der Dichterin, gleichwie viele Leser, bereits auf dem rechten Standpunkt.

Unsere Freundin hatte nie ein Schauspiel zum Lesen nach dem Examen gelesen, aber wo ist eine von Sachverständigen und Begeisterten mit mehr Lebendigkeit und so erschütternder Kraft gezeichnet und beschrieben, als, in dem ersten Kapitel, bei Shakespeare? Gleich anfänglich erscheint der Gegensatz der beiden Sebastiane und ihrer Geschlechter, herrlich die Milde der römischen Dichterin, eigentlich der Mohr Portugals, sinnig die Erwähnung über Nacht und Pflicht, Lust und Herz der Könige. Es ist gerade das rechte Maß von Politik, Religion und Patriotismus im Buche: weniger hätte auf den erhabenen Inhalt zu einer tiefen Lebensgeschichte hindeuten, mehr dem blos beschreibenden Geschmacksteile ein unpoetisches Uebergewicht eingeräumt. Auch auch hat das Buch den Eindruck gemacht, es könne nicht länger hin, als es ist, und diesen Eindruck bringt eigentlich jedes eigenthümliche, echte Kunstwerk hervor. Sollte mir noch Raum zu Mehrem, wurde ich auch Vieles lobend hervorheben und, unzugedenk der mir heimlich drückenden Mahnung, meiner scheuchenden Begeisterung freien Lauf lassen.

28.

Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zweiter Theil. Von Ludwig Tieck.

(„Blätter für literarische Unterhaltung", 1840, Nr. 275, S. 1097.)

Die Kunst hatte den Werth Dessen, was in Staat, Kirche, Philosophie, Poesie u. s. w. geschieht und zu Tage gefördert wird, für die Gegenwart und Zukunft festzustellen. Es ist aber nur zu oft in Tod und Zahl befangen und pedantisch, also befremdet sich auch ganz gleichgültig, sobald die Geschichte lebendig der Geschichte nahetreten und sich, wie man gesagt und oft wiederholt hat, das Mittagsgericht zu kochen scheint. Aber abgesehen davon, daß die Geschichte immer nur bruchstückweise kommt und nur selten das Gegenwärtige auf das Vergangene beziehen lehrt, hat sie oft dem Unbedeutenden, ja Schlechten eine künstliche Dauer verliehen, während das Edelste und Schönste völlig zu Grunde gegangen und verloren ist. Zum Theil haben diese Verhältnisse mit zu der Tieck'schen Veranlassung gegeben, in Staat, Kunst und Wissenschaft in jener Vergangenheit eben das Denkwürdigste, und selbst bei scheinbar unbedeutenden, seine Sorgfältigkeit der Ausführung auch nun den neuesten Untersuchungen und Erfahrungen immer den höchsten Werth beizulegen. So ist z. B. nicht blos die dichterische, sondern auch die romantische Dichtkunst recht und abgethan, und es lebe die neue in der Gegenwart, welche von allem Früheren ganz abweichend und ohne Vergleich nach Form und Inhalt weit vorzüglicher sein werde und sein müsse.

Sind wir auch freudevoll der wiederbelebenden Lehre der romantischen Dichtkunst ungethan: das frühere Geschlecht steht zu Recht und Ansehen bei dem jüngeren nach, nämlich wir auch eben die, bei der Vergleichung im Ganzen und Großen vorzüglicher, so folgt doch daraus nicht, daß jener Geschlechter, ohne sie oder Einzelne auf ihre Werk in jeder Beziehung höher zu stellen ist als diese Früheren. Hiernach gäbe der Autor die Hauptgesichtspunkte jener Vorstellung und Kritik.

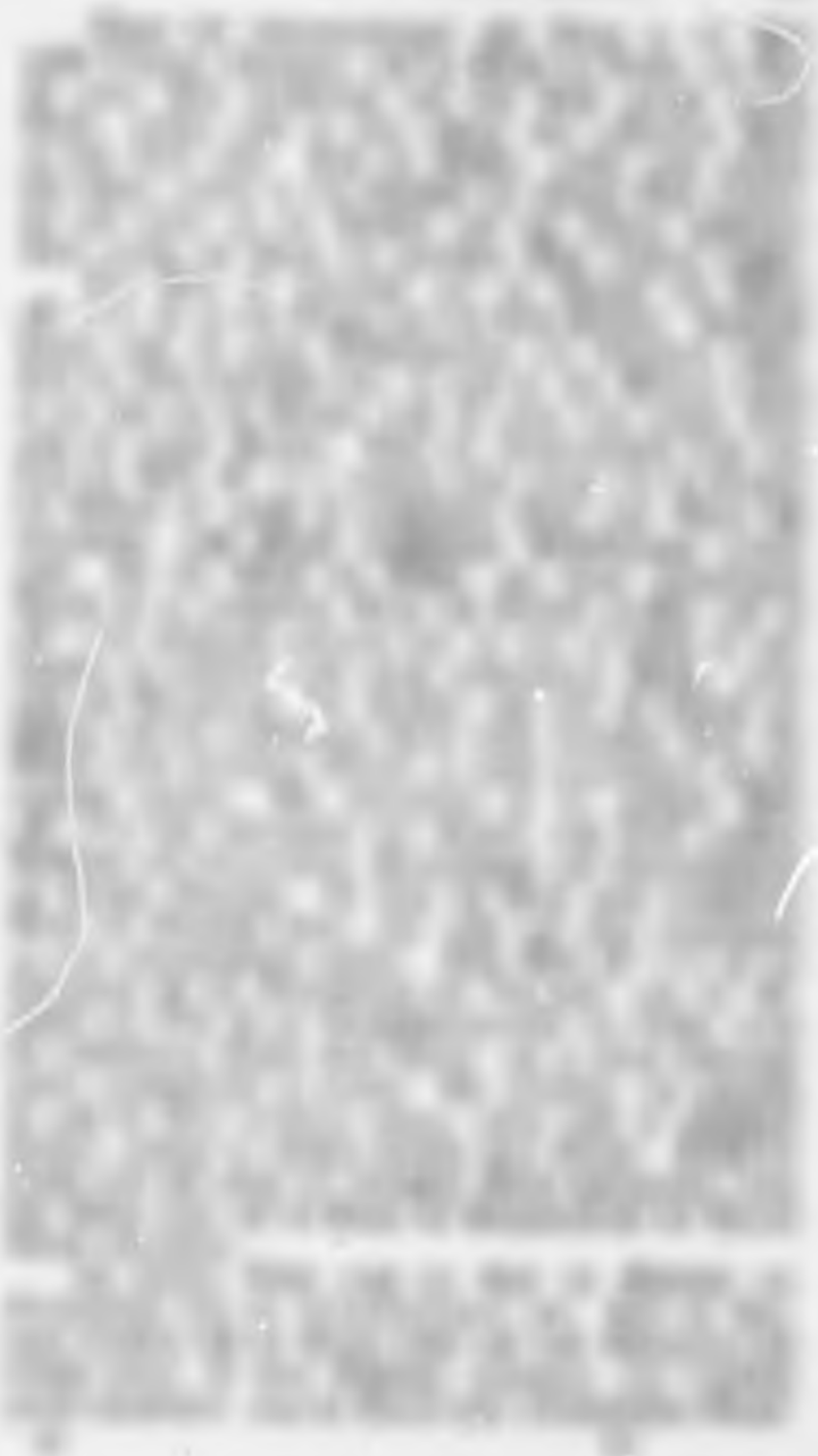
In dem Roman, wo alles Vergangene abgethan ist, hat auch das Gegenwärtige nur das Leben eines Tages und verwandelt seinen Vorgänger rasch. Wenn aber die ewigen Formen und Ideenform Vergangenheit immer wieder mit gleichem Glanze aufleuchten und in ihrem höheren Lichte schon manche

Verstandesbegriffe überhaupt, so auch die Formen der Urteile und Schlüsse, obzwar sie hinsichtlich der Herkunft von metaphysischen Begriffen verschieden. Descartes und Leibniz, die Wolfianer und Locke, Shaftesbury und Rousseau, Malebranche und Wolff, Baumgarten, Crusius und Hume verfuhren, vergeblich, aber ihr ehrlicher Bemühungen hat immer Einfluß auf Kultur gehabt. Diese gründlichen und berühmten Männer mußten endlich die Notwendigkeit einer transzendentalen Kritik der Vernunft, oder vielmehr die ganze Gesamtheit der Möglichkeit einer reinen Philosophie, als Wissenschaft, nach allen ihren möglichen Methoden (dogmatisch oder skeptisch, prüfend oder systematisch) ihrer Notdurft nach, vor sich selbst ahnden, ohne daß es ihnen zu eigentlicher Deutlichkeit gelangte, weil sie sich in dem Besitze dieser Erkenntnisart (der Vernunftbegriffe überhaupt) noch gar nicht befanden, sondern nur durch die Art, wie gewisse Begriffe, die ihnen selbst unbewußt waren, in allen Schriften, wo sie nicht absichtlich Philosophie trieben, gebraucht wurden, auf Spuren dieses besonderen Erkenntnisvermögens geleitet wurden, ohne jedoch jemals über die Einheit desselben Rechenschaft geben zu können. Erst nachdem man in Ansehung der Gegenstände der bloßen Vernunft so weit gekommen war, daß man sich einer sicheren Wissenschaft, nach Anleitung gewisser Kriterien, anmaßen konnte, dem Scheine, der unvermeidlich aus unvermeidlichen Fragen entspringt, durch Verweisung auf die Quelle desselben, ja selbst durch Erklärung desselben, Genüge zu tun, konnte es geschehen, daß eine Kritik dieser Art selbst, gleichsam als ein Muster, alle Bedingungen enthielt, welche eine Schulmethode erfüllen muß, um systematisch zu sein.

Wenn ich hier diesen Punkt der Methodenlehre, als Pflicht eines Schriftstellers, der sich einer Wissenschaft annimmt, mit einiger Genauigkeit bestimme, so kann ich es nicht dem Vorwurfe aussetzen, als wenn ich mir eine eitle Ruhmredigkeit anmaßte, indem ich es tadle, daß andere ihre Arbeit nicht methodisch genug gemacht haben. Denn da sich die Fehler der Menschen, selbst nach dem Urteile der Gesetze, nicht weniger durch ihre Tugenden, als durch ihre Laster, ja oft noch mehr durch jene als durch diese, in das Publikum drängen, so ist die Kritik der Methode, die Lehre des richtigen Verfahrens, die einzige, welche von dem Autor nicht gefürchtet zu werden braucht.

Was die Disziplin, die Gesetze, die Methode, die Architektonik alles reinen Wissens in unserem Gemüte betrifft, so habe ich zwar die Ideen zu einem möglichen Ganzen der reinen Philosophie überdacht, aber nicht mit solcher Zuversicht, daß ich nicht einige Glieder desselben, in Ansehung der Art, wie sie mir in Gedanken vorkamen, nicht auch nur mit einem Versuche ausgeführt hätte, welche jetzt, nach der strengsten Prüfung, die ich ihnen auferlegen kann, ohne Bedenken der Absicht gemäß befunden werden. Allein, da ich mir die Grenzen einer reinen Vernunft nicht anders bestimmen kann, als in Ansehung des Systems, welches durch sie allein möglich ist, und da ich mich also auch nur in Ansehung der Vollständigkeit der Zergliederung, die jene Erkenntnisse in einem gegebenen Ganzen der Metaphysik leisten können, sowie der Synthesis, die diese Vollständigkeit möglich machen würde, mit Sicherheit über sie erklären kann, so kann ich auch nur in Ansehung der Fehler, die in Ansehung der Methode gemacht worden, Rechenschaft geben, ohne mich doch in Ansehung der Vollständigkeit der Methode, die ich nur in Ansehung der Grundsätze, wie sie beschaffen sein müssen, um eine Methode überhaupt zu verlangen, mit Sicherheit angeben kann, zu verbürgen.

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges hin die Entwicklung des Landes und die Verwaltung des Staates wesentlich beeinflußt hat. Drei Mächte, die Stände in ihrer alten Fülle, die jetzt nur zu häufig sich entfalten können, die neuen Heere, die Fürsten und Beamten, und die Bauern, die von der Zeit über die Hälfte nicht mehr kannte, ohne daß für die Bauernschaften die Rechte und Pflichten neuer geschaffen wären.

Ungeachtet dieser hellsamen Entwicklung der Stände in Europa, ist doch auf der anderen Seite nicht zu leugnen daß die allgemeine Not der Regierungen, wo einzelne Stände ganz übermächtig sind, wo sie eine Gefahr sind, für die anderen wenige Rechte respektieren; wo der Adel auf dem Landtage zu erscheinen, von adligen Gesch- und Rittersitzen und Pfarren absteige, ausführlich und ernstig gerecht und behandelt als wichtig dem Staatsleben eine heilsame Richtung gegeben hat. Deutlich bestimmt die Form der Verfassung nicht allein, aber sie ist auch bestimmt gleichgültig, wie viel und was für Rechte einzelne, da doch gerade die wenigste Zeit mehr als je bewegen, neben eine in sich notwendige Consequenz führt. Man vergißt alle nicht daß Gesetze gelten über dem Gesetze stehen, man übersieht, damit man nicht unterschätzt wurde. Ohne so schwierig und gewaltig als die Entwicklung der neuen Verfassung und Verwaltung ist der Einfluß hervorgehoben, welchen größere Macht und der Gang der Weltbegebenheiten auf Deutschland hatten. In der Regel wurde dieser Einfluß sich als Willkür und Gewalt darstellen, und wir wollen, weil es Gebrauch ist, die Folgen unserer [illegible] Verhältnisse und Irrgänge, als heilsame bezeichnen, wie einzig und höheren Zweck erfüllen. Dreißig Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege war es in Preußen noch nur einer Minderheit möglich als vor dem Kriege, der Krieg hörte auf die Pest kam in Preußen nur sporadisch vorübergehend vor. Einen ähnlichen Wandel, wie Ostpreußen, hatte Brandenburg, in Folge der schlechten Verwaltung von [illegible] auf [illegible] gebracht. Dieses hatte [illegible] Einwohner, [illegible] Schulden. Die Bevölkerung war allgemein, Städte lagen in Asche. Von sämtlichen Dörfern auf der Uckermark [illegible] waren nur [illegible], Kirchen- und Schulgut war verschleudert genommen und geraubt worden. Im Jahre 1641, als Preußen sich nicht zu Schweden wenden wollte, hatte Pommern Stettin und Preußen niederkommen, plündern, alle Einwohner wurden geplündert, gemartert, in Preußen geschah, aber dem Widerstande der [illegible] Stände, durch in der Not gepreßten, um sie zur Vergabe ihrer Schätze zu bringen. Die Verheerungen der eigenen Landsleute waren so groß als die der

[illegible] [illegible] [illegible] [

VII.

Theater und Musik.

Briefe, Berichte, Beurtheilungen.

I.

Briefe über Theater und Musik an Ludwig Tieck.

Erster Brief.

(„Conversationsblatt", 1825, Nr. 15, S. 27.)

Die verschiedenen Theile der Tonkunst stehen in stetem Wechselverhältniß; das Wachsen oder Sinken des einen hat unausbleibliche Wirkung auf den andern, und über Fortschritte und Rückschritte der gesammten Kunst wird das Urtheil oft ganz anders lauten, als über die Fortschritte und Rückschritte einzelner Zweige. Ja es kann ein Zweig so üppig treiben und sich überwachsen daß er, zu belastet, bricht oder erschöpft absirbt, während Beschränkung und Vernachlässigung auf der andern Seite die schönsten Triebe vernichtet und dem Baume der Kunst ein krapenhaftes, windschiefes Ansehen gibt. Nur dem oberflächlichen Beobachter sind Erscheinungen dieser Art unerwartet oder unverständlich; dem Unterrichteten bietet die Geschichte der Künste und Wissenschaften so viel ähnliche Fälle, daß er als rückwärtsgekehrter Prophet auftreten kann.

Wollte man den Baum zur Abhelfung der bezeichneten Uebel an das Spalier binden, jede zurückbleibende Knospe drängen und pressen, jede sich vorwagende ausbrechen, die Verkrüppelung würde noch größer und unnatürlicher: denn die Entwickelung der Kunst erfolgt nach keiner mechanischen Regel, ist keine mathematisch unbedingt gleichförmige Bewegung. Zwar hat man bei mancher wissenschaftlichen Prüfung den Grundsatz aufgestellt: wer in allen Theilen des Unterrichts gleich viel wisse, sei der reifste und fähigste; noch mehr aber als in jenem Falle möchte ich bei Kunstjüngern behaupten: daß nur die Mittelmäßigen

jener Forderung genügen können, den wahrhaft Tüchtigen und Begeisterten dadurch aber ein verdrießlicher Hemmschuh angelegt werde. Allerdings umfassen die größten Genien das ganze Gebiet einer Kunst: Rafael, Titian, Eyck malten Landschaften und Menschen; Shakspeare schrieb Trauerspiele und Lustspiele; Händel erreichte das Höchste in allen Arten der Tonkunst; aber wie groß ist der Hochmuth und die Verblendung, eine universelle Stümperei jenen Wundern gleichzustellen. Dadurch, daß Jemand seinen kupfernen Schilling in viele Hohlmünzen ausprägt, wird der Werth ja nicht erhöht, und in Himmel's Fanchon, Urania, Todtenpsalmen, Messen u. s. w. tönt z. B. immer dieselbe Leier.

Am entgegengesetzten Ende der musikalischen Welt steht die große Zahl der sogenannten Virtuosen, welche den Boden ihrer Kunstbestrebungen in dem Maße übertrieben verengen, als ihn jene oberflächlich erweiterten. Sie und das Publikum verführen sich wechselseitig zur Ueberschätzung bisher gehöriger Leistungen; und Alles was Noverre von den Beinen der Tänzer sagt, findet hier seine Anwendung auf die Finger und die Mundstücke. Virtuosität dieser Art ist nichts weniger als die Kunst selbst; ja sie verschließt in der Regel den Eingang zur wahren Kunst und führt in die unheilbare Gesellschaft der Manieristen.

Der eine Haupttheil aller musikalischen Kunstgenüsse unserer Zeit besteht in Concerten, wo jene Virtuosen den Zepter führen. Sehr selten wird danach gefragt, was sie spielen, und nur zu oft sind die Stücke, welche sie vortragen, höchst langweilig, trivial, ja unsinnig. Schwierigkeiten zu erfinden und in dieser musikalischen Seiltänzerei nicht den Hals zu brechen, ist das höchste Streben jener angeblichen Künstler, sowie der Gegenstand lauter Bewunderung. Als ein wahrer Proteus wird endlich der angestaunt und bis zum Himmel erhoben, der sein Instrument plötzlich in ein anderes verwandelt: und so hören wir denn das Flageolet auf Geige und Violoncell, Triller auf dem Waldhorne, Doppelschläge auf der Harmonika, und Regen, Schlossen und Donnerwetter auf dem Pianoforte!! In der Malerei und Bildhauerei werden derlei Fratzen jetzt allgemein verworfen; wer aber die Tonkunst von jener babylonischen Verwirrung und Hexenküche befreien möchte, wird verhöhnt, weil er nicht mit der Zeit gebührend fortgeschritten sei. Und in der That, es sind Schritte geschehen seit Mozart und Haydn, wie mit Siebenmeilenstiefeln. Wie Vielen gelten jene Meister jetzt für leer und schwächlich, während man die dummsten Gedanken, mit dem Cayennepfeffer der Blechinstrumente, der großen Trommeln und Pauken gewürzt, gierig verschlingt, oder sich den gesuchtesten

Aberwitz als tiefsinnige Genialität verkaufen läßt. So sind die Deutschen, welche die Instrumentalmusik auf eine bewundernswürdige Weise ausgebildet haben, in Gefahr diesen Ruhm einzubüßen, oder den Untergang derselben herbeizuführen. Möchten doch junge Künstler den krankhaften Neigungen des Tages muthig widerstehen, die großen anerkannten Meister nie aus den Augen verlieren und sich mit falscher Originalität nicht abquälen. Alles Erkünstelte geht schnell zu Grunde, niemals ist in der Kunst das Häßliche bedeutsam und von Werth. Zusammenwürfeln der fremdartigsten, unzusammenhängendsten Gedanken gilt jetzt für Phantasie; und aus falscher Furcht vor der Pedanterei der Schule bleiben die Unwissenden von aller Schule fern. Höchstens bekümmern sie sich um gewisse Regeln musikalischer Rechtschreibung, als wäre damit alle höhere Kunst hinreichend begründet. Aber von Nachahmungen, Fugiren, doppeltem Contrapunkte hört man sprechen wie von Narrheiten einer kindischen Zeit; und was den echten Meistern Brunnquell der mannichfachsten Entwickelungen und zugleich Mittel höherer Einheit war, schilt man unnütze Bande und preiset als neue Freiheit, was nur zügellose Willkür ist. Und die Lehrer der Musik, welche sich dem Strome entgegenstellen sollten, fördern recht eigentlich das Uebel und empfehlen oft wider bessere Ueberzeugung das Geringhaltigste, um nur in der Mode zu bleiben und die lieben Schüler und Schülerinnen nicht zu verlieren. Daher findet man auf allen Pulten Compositionen, welche zu erlernen eine sündhafte Tödtung der Zeit, wie des Geschmacks ist; und dem Heißhunger nach den Erzeugnissen des letzten Tages folgt unglaublich schnell Gleichgultigkeit, Ueberdruß und völliges Vergessen des Bewunderten.

Dies führt mich zu einer allgemeinen Betrachtung und der Rüge eines, für die Tonkunst höchst folgereichen Mangels. Die Dichtkunst genießt des Vorzugs, daß ihre Meisterwerke durch den Druck ins Unzählige vermehrt werden können; Kupferstiche und Gipsabgüsse leisten wenigstens etwas Aehnliches für die Malerei und Bildhauerei. Ob nun gleich die Tonkunst hier nicht ganz zurücksteht, so gehören doch zur vollen Darstellung ihrer größern Werke eine solche Menge von Mitteln und Kräften, ein solches Zusammentreffen günstiger Umstände, daß auch die eifrigsten Verehrer ihre Kenntnisse und Einsichten nicht nach Wunsch mehren und läutern können. Daher sind die großen Meister in den übrigen Künsten weit bekannter, genießen weit höhern Ansehens, wirken ohne Vergleich mächtiger und heilsamer auf Ansicht und Urtheil. Kein Liebhaber der Malerei ist über ihre Geschichte, über ihre Hauptschulen und das Entstehen und

Ineinandergreifen derſelben ſo unwiſſend, wie in der Tonkunſt nicht Wenige, die ſich für Kenner und Meiſter ausgeben. Niemand wagt dort Rafael, Michel Angelo, Coreggio und ähnliche Meiſter herab-, oder die Maler des letzten Tages raſch über jene hinaufzuſetzen; während jeder in der Muſik aburtelt, als ſei ſie erſt vor einigen Jahren erfunden worden. Dort beſtrebt man ſich, die Geſchichte der Kunſt überall aufzuklären und hegt eine bisweilen übertriebene Vorliebe für das älteſte; hier gilt jedes Beziehen auf die Vorzeit, jedes Erinnern an dieſelbe, den Meiſten für Zeichen eines beſchränkten, zu allem Aufſluge unfähigen Sinnes. Dort hält man den, welcher allein die Gemälde der letzten Kunſtausſtellung ſtudiren und copiren wollte, für einen Thoren; hier gelten nur die neueſten Namen, und wer z. B. aus Bach's und Händel's Fugen und Suiten etwas vortragen wollte, würde faſt in jedem eleganten Kreiſe muſikaliſcher Liebhaber und Liebhaberinnen altfränkiſch und geſchmacklos geſcholten werden. Jeder junge Maler und Dichter beſteht ſogleich die Feuerprobe der Vergleichung mit Meiſtern aus allen Zeiten und Völkern; der Tonkünſtler hingegen ſegelt bequem und glücklich mit dem letzten Winde des Tages. Aber ſeine Freude iſt übereilt: er ſegelt der gleichgültigen Vergeſſenheit raſch entgegen, und wird von den Nachfolgenden ſo wenig beachtet, als er auf ſeine Vorgänger Rückſicht nahm. So lange nicht mit Ernſt an eine gründlichere geſchichtliche Auffaſſung der Tonkunſt gedacht wird, bleibt auch die ſcheinbar lebhafteſte Begeiſterung grund- und wurzellos; und anſtatt mit ſich und ihren Zuhörern nach Weiſe des Vogel Strauß zu verfahren, ſollten die Tonkünſtler die Augen öffnen, den Blick erweitern und bedenken, daß wahrer Ruhm auf einer breiteren und tieferen Grundlage ruhen muß.

Aus dieſer geſchichtlichen Unwiſſenheit geht großentheils die höchſt tadelnswerthe Vernachläſſigung der Kirchenmuſik hervor. Denn wenn ich auch zugeben will, daß die Richtung der Zeit ihr leider überhaupt nicht günſtig iſt, ſo fehlt doch das religiöſe Kunſtgefühl nie ganz, und wenn nur dem Publikum Meiſterwerke wie Bach's Paſſion, Händel's Meſſias, Graun's Tod Jeſu, Mozart's Requiem häufiger geboten werden, ſo öffnet ſich Ohr und Sinn, und die Unbefangenſten fühlen nicht ſelten am reinſten, welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen ewigen Werken und den Spielereien des Tages iſt. Niemand leugnet: das Erbauen von Tempeln und Kirchen, das Malen heiliger Geſchichten, das Bilden von Göttern und Apoſteln ſei der Triumph und die höchſte Stufe der Baukunſt, Malerei und Bildhauerei; und ſo ſoll auch Niemand leugnen, Kirchenmuſik ſei der erſte,

höchste, großartigste, erhabenste Theil der Tonkunst. Während sie vernachlässigt, ja verachtet und verschmäht wird, kann die Musik nicht ihre große Zeit haben; und wenn der künftige Geschichtschreiber auch noch so viele Beweise beibringt, daß Saiten beim Spielen der neuesten Phantasien gesprungen, Trommelfelle beim Hören von Lärmopern geplatzt, Lungenflügel beim Singen der arie cattive zerrissen sind, er wird den Blick hiedurch nicht von den größern Mängeln abwenden und verdecken können, woher eigentlich jenes Lumpenelend entstanden ist!

Glauben Sie nicht, ich sei gegen die heutigen Tonsetzer unbillig und verlange, Jeder solle ein Bach, Händel oder Mozart sein; vielmehr ist es zu bewundern, daß das 18. Jahrhundert soviel vollendete Meister hervorgebracht hat; ich verlange nur, daß man sie genauer kennen lerne und inniger bewundere. Sehr nützlich wirkt auf diesem Wege die treffliche berliner Singakademie, wo ein Stamm gründlicher Liebhaber gebildet wird, an dem manche Thorheit des Tages zerschellt; allein wie viele müssen als Nichtsingende draußen bleiben, die an Kenntniß und Liebe zur Sache keineswegs nachstehen, und, die Aufführung des Todes Jesu abgerechnet, wirkte jene Stiftung (in frühern Jahren) fast gar nicht auf das größere Publicum. Manche an Umfang geringere Städte, z. B. Breslau, haben jährlich mehr regelmäßig wiederkehrende geistliche Musiken zu Stande gebracht als Berlin *), und der preiswürdige Versuch einer talentvollen Künstlerin, Händel's Athalia zu geben, sollte um so weniger vereinzelt bleiben, da in diesen Dingen der Anfang am schwersten ist und die Zuhörer nur allmälig besser hören und verstehen lernen. Josua und die Semele, welche durch die neue Ausgabe bekannter geworden sind, würden gewiß Beifall finden, und zu dem innern Genusse und Verdienste sich auch wol äußerer Vortheil einfinden.

Am auffallendsten ist es allerdings, daß ungeachtet der religiösen Gesinnung des berliner Hofs und der lobenswerthen Bemühung, selbst die Soldaten für den Kirchengesang zu bilden, die ungeheuer großen Mittel, welche die Kapelle darbietet, so ganz und gar nicht für geistliche Musik benutzt werden. Dresden und München leisten in dieser Beziehung weit mehr; was aber, selbst bei den geringsten Hülfsmitteln, einem von Liebe zur Sache durchdrungenen, kenntnißreichen Manne möglich ist, zeigt Schneider in Dessau. Er gibt Sonnabends und Sonntags regelmäßig geistliche Musiken, und zwar nicht blos dünne

*) Dies hat sich jetzt zum Bessern verändert.

und durchsichtige für schwächliche Herzen, sondern auch achtstimmige Motetten von J. S. Bach.

Zweiter Brief.

Ich freue mich, daß Sie den Inhalt meines vorigen Briefes nicht als eine unnütze Abschweifung betrachten, sondern mit mir überzeugt sind, das Ueberwachsen der Instrumentalmusik, die Vernachlässigung der Kirchenmusik und die Unkenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Tonkunst habe auf die Behandlung der Oper den größten Einfluß. Aus dem ersten Uebel entspringt das Verdecken der Singstimmen durch die Begleitung des Orchesters, weshalb selbst Beethoven's Fidelio stellenweise wie eine große Symphonie erscheint. Doch singen die Menschenstimmen hier menschlich; weit verkehrter ist es, wenn Rossini, gegen seine ursprüngliche Natur, in einigen Opern denselben Weg betritt und den Sängern Figuren in den Mund legt, wie sie sonst nur die zweite Violine oder Bratsche hergeigte. Am allerübelsten endlich, wenn musikalische Materialisten, welche nur an die Kraft der Massen glauben, dieselben im Orchester immer mehr verstärken, bis ein durchaus nachtheiliges und thörichtes Mißverhältniß zu den Menschenstimmen entsteht. So lange die Sänger nicht mit ungeheuern Sprachröhren auf die Zuhörer losschreien, oder im Hintergrunde der Scene auf 32füßigem Orgelregister die vox humana zur Unterstützung der Erschöpften gespielt wird, ist an kein Gleichgewicht der Kräfte zu denken. Und am Ende wäre dies Gleichgewicht der Kräfte (des Geistes, der Angemessenheit und Schönheit nicht zu gedenken, welche auf diesem Wege nie erreicht werden können) nur ein wechselseitiges Aufheben und Vernichten, sodaß nicht einmal das höchste Ziel dieser Schule erreicht und Effect gemacht wird. Kennten die Verehrer der Massen, welche man zur Abkürzung die Massiven nennen darf, nur ihren eigenen Vortheil, sie würden ihre Trümpfe nicht aller Orten so freigebig ausspielen, sondern aufsparen und mit einem Zehntel weit mehr erreichen. An der Naturmusik sollten sie ein Beispiel nehmen und bedenken daß ein Pfropfen, der in meiner einsamen Stube neben mir von der Flasche losspringt, mehr Effect macht, als Kanonen bei einer Kriegsübung. Oder erscheint ihnen dieser Vergleich zu gering, so verweise ich sie auf Händel's Alexandersfest und Judas Makkabäus, auf Gluck's Armide, wo mit höchster Weisheit die Kunstmittel aufgespart sind, dann aber auch die erhabenste Wirkung hervorbringen. Allein, wie würden die Massiven jetzt den Tonsetzer verdammen, welcher, wenn im Texte von Trompeten die Rede wäre, nicht trompeten ließe; oder, wenn den Helden

ein heißes Fieber brennte, ihm nicht homöopathisch ein Fegefeuer im Orchester anschürte. Zwischen der dünnen und dürftigen Begleitung der Singstimmen, wie sie in manchen frühern italienischen Opern stattfand, und den neumodischen Ueberladungen gibt es eine richtige Mitte, und Gluck und Mozart haben sie, obgleich auf verschiedene Weise, erreicht. Der junge Künstler möge diese Vorbilder unabläßig studiren, jedoch weder knechtisch nachahmen, noch anmaßlich überbieten wollen.

Diese Andeutungen werden genügen, Ihnen meine Meinung über den ersten Punkt deutlich zu machen; was den zweiten, die Vernachläßigung der Kirchenmusik anbetrifft, so ist daraus eine doppelte Wirkung hervorgegangen. Einige, aber nur Wenige, haben gefühlt welch ein Reichthum auf diesem Boden zu finden sei, aber ohne hinreichende Einsicht ihn unverändert in die Oper übertragen wollen; weit Mehre hingegen haben eine so strenge Scheidung der Kreise vorgenommen, daß jeder Anflug von Ernst und Erhabenheit schon Kirchenstil gescholten wird, und alle strengern Formen der Schule aus der Oper verbannt sind. Beides gewiß mit großem Unrecht: oder hat nicht Mozart neben dem Scherze, ja den Possen der Zauberflöte das Alleredelste durchaus angemessen hingestellt? Beschämt dies nicht viele unserer heutigen Kirchenmusiken, oder will man in der Alceste die Töchter ewiger Nacht streichen, weil sie nicht so weltlich sind wie manches Sanctus? In ältern Opern, z. B. selbst in denen Graun's, sind die Kunstmittel des Nachahmens, Fugirens und dergl. allerdings bisweilen nach einem zu trockenen Leisten angewandt; aber ein Leisten ist doch oft besser als gar keiner, oder als hundert verschiedene Leisten, über welche eine und dieselbe Arie von acht zu acht Tagen geschlagen wird. Insbesondere hege ich die Ueberzeugung, daß für die Chöre unendlich viel zu gewinnen wäre, wenn man jene strengern Formen auf geistreiche Weise anwendete: das nicht selten Lose, Zerhackte, überall Abreißende würde in eine großartigere Verbindung treten und ein breiter, gewaltiger Strom von Harmonien und Melodien entstehen, in den sich die Arien der Sänger wie einzelne Bäche ergießen müßten. Sagen man nicht, das Publicum sei unfähig dergleichen zu würdigen und zu genießen; es wird immer noch so schnell hören, als mancher Tonsetzer in jenen Formen schreiben lernen, und selbst die strengste, der Canon, macht die glücklichste Wirkung, wenn man ihn nur so geschickt wie Mozart, Beethoven und Salieri anzubringen weiß.

Was drittens die geschichtliche Entwickelung der Oper anbetrifft, so reichen die Kenntnisse des Publicums nicht weiter, als die Repertorien führen; und welches reichte über Gluck,

Salieri und Mozart hinaus? Ja, außer der berliner Bühne hat faſt keine einzige das Verdienſt, die Werke dieſer drei Männer gleichzeitig in hoher Vollkommenheit darzuſtellen und dadurch einen richtigen Maßſtab für den Werth oder Unwerth einer Oper an die Hand zu geben. Von Kaiſer und Haſſe, die für ihre Zeit mehr waren als Roſſini für die unſere, weiß faſt kein Menſch mehr ein Wort, und die Rede: Händel ſei in ſeinen Opern dürftig und gering, ſpricht die Menge nach, ohne je eine Note aus denſelben geſehen und gehört zu haben. Wer nur irgend Geſchick hat, ſich von den Floskeln und Rhythmen der letzten Tage loszureißen, wird das Lieblichſte wie das Erhabenſte bei ihm finden, und Scenen, wie die aus dem Tode Cäſar's: Alma del gran Pompeo, welche eben vor mir liegt, haben mehr echten Kunſtwerth als ganze Pirumiarum- oder Lärm-Opern.

Fragt Jemand, ob ich leidenſchaftlich Parteiiſcher glaube, daß in aller Eil Opern von Kaiſer, Haſſe oder ſelbſt von Händel in die Scene geſetzt werden könnten, ſo kann ich bei Berückſichtigung aller Umſtände und Hinderniſſe nicht mit ja antworten; auch geht meine Forderung oder mein Wunſch nur dahin, daß die ernſten Liebhaber der Tonkunſt Mittel beſitzen oder ausfindig machen möchten, wenigſtens ein Jahrhundert muſikaliſcher Entwickelung näher kennen zu lernen. Daß Manches, was ſich großen Beifalls erfreute, veralten könne und ſolle, leidet keinen Zweifel; allein von unſern Repertorien verſchwinden aus ungenügenden Gründen viele Opern, die noch Lebenskraft genug in ſich tragen. Würde das Publicum nicht dankbar ſein, wenn es einmal Piccini neben Gluck hören könnte; hat es nicht laut Sachini's Oedip verlangt; ſollte Benda's Romeo und Julie ohne Wirkung bleiben; ſind nicht Cimaroſa und Martini, ja faſt alle Italiener, ganz verſchwunden; fällt es den muſikaliſchen Heerführern des Tages ein, ihren nächſten Vorgängern, dem lieblichen Righini, dem geſchmackvollen Reichardt, auch nur einen Abend einzuräumen? Sie ſollten bedenken: was ihr wollt, daß euch dereinſt die Leute thun ſollen, das thut ihnen jetzt auch.

Wenn es recht angefangen würde, müßten ſich bei minderer Quälerei und Scheererei der Sänger und Muſiker weit mehr Opern geben laſſen; auch ſollte man ſich nicht damit breit machen, einer Menge Erzeugniſſe von dii minorum gentium in die Welt geholfen, oder ſich als Folie untergelegt zu haben. Der tüchtigere Spohr dagegen hat ſeit Jahren noch keine Aufführung irgend einer ſeiner Opern durchſetzen können, und lange iſt Weber's Euryanthe vorenthalten worden.

Kein gewiſſenhafter Kapellmeiſter, ſo ſagt man, darf eine

Oper auf die Bühne bringen, welche, nach seiner Ueberzeugung, keinen Beifall finden wird. Abgesehen also von dem unmöglichen Falle, daß man eine Oper aus Furcht zurückwiese, weil sie zu großen Beifall finden möchte, frage ich: Wer kann denn jetzt mit Bestimmtheit angeben, weshalb eine Oper Beifall findet? Aufzüge und Ballete, Kleidungen und Decorationen, Donner und Blitz, Feuerregen und Wasserfälle, Eulen und Elefanten umstellen und umhüllen die Musik dergestalt, daß Niemand mehr weiß, was sie selbst wirkt oder nicht wirkt. Daher schieben Gegner Weber's den Erfolg des Freischützen auf die Teufeleien in der Wolfsschlucht, Gegner Spontini's das Besuchen der Olympia und Nurmahal auf die kostspielige Nebenpracht. Kann ich doch selbst kaum ermitteln und sondern, in wiefern mich diese Aeußerlichkeiten anziehen oder zurückstoßen; wie viel schwerer ist's also zu entscheiden, was die Menge treibt und begeistert! Um zu erfahren, welche unserer heutigen Opern allein durch die Kraft der Tonkunst ergreifen und sich erhalten könne, müßte man sie mit höchster Einfachheit in die Scene setzen oder im Concertsaale geben; eine Feuerprobe, die nur wenige, gleich den Mozart'schen überstehen, und die sich viele Tonsetzer verbitten dürften.

Dritter Brief.

Sie schreiben mir, * — behaupte: die Lehre von den verschiedenen Kunstschulen sei für die Musik unbrauchbar und veraltet und habe selbst für andere Künste nur Bedeutung, so lange sie in der Kindheit und von höherer Ausbildung fern wären. Das Oertliche, Zeitliche, Volksthümliche, was anfangs überall beschränkend einwirke, den Kampf mit Hindernissen zeige und selbst Beweis der Unvollkommenheit sei, müsse allmälig der Schönheit und Vollendung Platz machen, welche keines Beiworts und Nebenzwecks bedürfe, keine untergeordnete Charakteristik dulde. Nur in dem Maße, als es der Kunst an dieser vollen Erleuchtung und Verklärung mangele, lege man einen Nachdruck auf jene Dinge und halte das farbige Licht, welches durch die bunten Brillen der sogenannten Kunstschulen ins Auge komme, für schöner und reizender als den vollen Strahl des Tages. Wer diesen zu fassen und zu ertragen stark und gereift sei, der sehe in allen jenen Abtheilungen der Kunstgeschichte nur die Kisten und Kasten, wohin man das mit Unedlem versetzte Metall lege, weil man das reine Gold noch nicht kenne, oder thöricht verschmähe. Wer nur eine deutsche, französische, italienische Malerei oder Musik wolle, stehe noch in den Vor-

bösen der Kunstansicht und achte die innern Gesetze des Vergnügens höher als das Bild der Sonne.

Der Werth oder Unwerth dieser Ansicht dürfte sich klarer ergeben, wenn man ihren Boden theils erweitert, theils verengt. Im Fall wir also auch für den Augenblick zugeben: es solle keine Deutsche, Italienerin, Engländerin u. s. w. für das unbedingte Vorbild der Schönheit gelten, sondern aus ihnen allen möge der Künstler, wie Zeuxis, ein höheres Urbild derselben entnehmen und darstellen, so hätten wir doch zuletzt nur eine europäische Schönheit gefunden. Soll denn nun aber auch die Chinesin, die Kamtschadalin, die Mohrin, die Hottentottin mit zur Betrachtung gezogen und, nach einer Durchschnittsberechnung der eingelieferten Antheile, eine Schönheit, anbetungswürdig für alle fünf Welttheile gebildet werden? Ein solcher Allerweltsmischmasch müßte ohne Zweifel ganz fragenhaft werden, und weit mehr läßt sich am entgegengesetzten Ende durch Erforschen des Einzelnsten, durch das Porträt leisten; die höchsten Stufen der Kunst liegen aber zwischen beiden Aeußersten, und gewiß der Lehre von dem Volksthümlichen und den Kunstschulen näher, als jener Feind derselben meint.

Nicht besser möchte sich seine Ansicht bewähren, wenn wir sie jetzt so auf engerem wie oben auf weiterem Boden prüfen. Sie führt nämlich, folgerecht durchgeführt, auch zum Verwerfen des Persönlichsten und Eigenthümlichsten. Dies muß als ein über die volle Schönheit geworfener Schleier, als eine Hülle erscheinen, die ihren vollen Durchbruch aufhält. Das, woran ich Händel, Gluck, Mozart erkenne, ist hienach die Schlacke ihrer irdischen Beschränktheit; würde diese von jedem heruntergehobelt oder heruntergeschlagen, so stände die vollkommene Musik, als ein wahres Ding an sich, vor den Augen und Ohren. Auf diesem Wege haben Viele dem sogenannten Ideale nachgejagt, oder eine Wolke statt der Juno umarmt und mit einem wesen- und sinnlosen Schatten Gögendienst getrieben. Damit verwandt erscheint die Eitelkeit, welche nach einer *réputation européenne* strebt, in allen Ländern und Hauptstädten gleichmäßig wurzeln, gefallen, wirken will, und vergißt, daß das Allersubjectivste zugleich das Allerobjectivste ist. Wäre etwa Calderon's und Shakspeare's Ruhm dadurch über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgewachsen, wenn jener den Spanier, dieser den Engländer ausgezogen, oder sich mit einer mittlern europäischen Farbe geschminkt hätte? Stehen S. Bach, Händel und Mozart hinter manchem Andern, wer [illegible] schärfer vom Italienischen gesondert und der deutschen Musik bestimmter beizuzählen sind? Ist Lessing weniger ein deutscher Klassiker als Wieland, weil er die

bunten Lichter der Nachbarn aufzusetzen verschmähet? Seit Anbeginn der Geschichte zählten diejenigen, welche in Kunst und Wissenschaft nicht aus einem Stück sind, auch nicht für voll; der bunte, aller Orten zusammengeborgte Flitterstaat verliert bald seinen Reiz, das Zusammengesetzte entbehrt der Haltbarkeit und Dauer. Setzt man das Wesen des Volksthümlichen und der Kunstschulen in gewisse augenfällige Sonderbarkeiten oder lächerliche Mängel, wonach selbst der größte Stümper ihre Unterschiede leicht zu erkennen wähnt, so ist freilich die Sache bald abgethan und das Urtheil gesprochen; was aber hat dieses oberflächliche Verfahren mit echter Einsicht und Kennerschaft gemein? Es wäre ein ganz irriger und dem Charakter der Deutschen durchaus widersprechender Hochmuth, wenn sie das Fremde schlechthin verwerfen, ja nicht einmal kennen lernen wollten; aber es ist nicht minder thöricht, wenn sie das Nationale verkennen, oder gar nicht wissen, worin es besteht. In der Geschichte, Politik, Wissenschaft und Kunst hat sich dieser schwere Irrthum gezeigt, in falsche Bahnen hineingeführt und die traurigsten Folgen gehabt. Selbst wenn das Fremde in gewissem Sinne das Geistreichere und Bessere ist, kann man es nicht unbedingt verpflanzen, soll es sich nicht (mit gewaltsamer und unnatürlicher Verwandlung und Zurücksprung seines eigenen Wesens) ganz aneignen wollen. Wo Volk und Regierungen solchen Tausch und Wechselhandel betreiben oder billigen, schwindet die eigentliche Physiognomie, und die Geschichte wird dies Verschwimmen in den großen Strom menschlicher Entwicklung, oder den Sumpf der Erstarrung, weder bei dem so sich auflösenden Volke mit Ehren erwähnen dürfen, noch Namen zu nennen finden, an die sich neues Leben und echte Fortschritte anreihen. Die Deutschen haben, Gottlob, nach der Gallomanie und Anglomanie sich wieder zurecht gefunden und andere Uebertreibungen auf das richtige Maß zurückgeführt; sie werden ja auch die musikalischen Abwege erkennen lernen, auf welche man sie jetzt nach ganz entgegengesetzten Seiten zu verlocken sucht. Leugnen läßt sich indeß nicht, daß ein Publikum, welches über Rossini und Donizetti seinen Händel, Haydn und Mozart vergißt, im Finstern wandelt; daß Tonsetzer, welche von der Mode des Tages allein jene nachahmen, ja überbieten, nie in der deutschen Kunstgeschichte einen Namen erlangen werden

2.

Briefe und Skizzen aus Paris von F—g. (1833).

Am 30. September (1833) wurden auf dem Theater in Prag Scenen aus dem „Sturm" und dem „Othello" von Shakespeare französisch aufgeführt. Herr Jerrmann vom Hoftheater zu München hat sich die tragische Darstellungsweise der Franzosen so zu eigen gemacht, daß ich (wären die Mitspieler ihm gleich gewesen) hätte glauben können, ich sähe wieder einmal im Théâtre français, und Diejenigen, welche sie in Paris waren, erhielten dadurch auf eine wohlfeile und genügende Weise mehr wie eine Ahnung des englisch-attischen Lösen (ex ungue leonem). Denn er streckte würdig seine Füßen aus und zog sie wieder an sich, schleuderte seine Mähne, krauste sich mit Majestät hinter den Ohren, drehte die Augen zu und machte sie weit auf, verzerrte die Lippen, schäumte und that bey erhabenen Dingen mehr wagen, welche auch alle Dichtungen verderben können, welche das Komödiantische des tragischen Feuers nicht verstanden.

Deshalb hat denn auch Jemand (ich weiß nicht mehr wo) in höhnischem Tone von vielen lächerlichen Stellungen gesprochen und für seine unbegreifliche Bewunderung nicht Worte genug finden können. Lächerlich? Allerdings ist dem Einen, wie man in einem Lustspiel oder Lustspiegel ein lächerliches Gesicht, oder bei schöner Beleuchtung eine lächerliche Nase an der Wand sieht, oder wie eine langbeinige Tänzerin mit dem Kobold verglichen wird.

Was es im Grunde mit diesen lächerlichen Dingen für eine Bewandtniß hat, ist schon vor mehr als 50 Jahren von Schilling ungemüthlich hingestellt worden. Da nicht die ersten Schauspielerbücher, so viele Schauspieler von seiner Dramaturgie nichts wissen, so können die Journalisten beim häufigen Mangel ungelehrter Gegenstände nicht ohne, einzelne Mißgriffe darum abzuschaffen und mit neuen Beispielen zu belegen.

Geschichtliche Hinweisungen auf Das, was die Franzosen zur Zeit Ludwig XIV für das Schöne der tragischen Kunst hatten, und so gelungene Proben wie Herr Jerrmann gab, hat es sich möglich und verdienstlich; sie werden aber schädlich und überlebt, sobald man in jener Methode und Schule das mehrbesagte Schöne und Erhabene zu erblicken wähnt. Indeß haben wir in Prag, und die Franzosen trotz des Klassischen ernsten, vernünftigen Schule und Methode; in Wien und ihren roman-

nicht heißt, soll dagegen keiner sein, und man könnte sogar als ein Vorurtheil eher niederschlagendes Prinzip betrachten.

Nachdem der niederschmetternde Nothschrei, Unterwerfung der alten Welt, Einfluß der Hefe, Verwerthung des Publikums, Eigenthum der Schauspieler u. s. w. unzählige tabulawerthe Beispiele angeführt hatten, hat sich nun die frühere Verachtung in Verachtung gewandelt, und auch dem Wegwerfen aller Regeln gilt gewaltiges Wollen für Können und Inhalt aller dichterischen Kraft. Es wäre einseitig und unbillig, den Bürgern der neuen französischen Dichterschule Anlagen und Geschicklichkeit absprechen; aber je größer die Kraft ist, desto strengere Rechenschaft sollen sie dafür ablegen. Der Terrorismus, welcher auf eine in der Geschichte fast beispiellose entsetzliche Weise Frankreich in den neunziger Jahren heimsuchte, ist gar auf eine nicht minder unerhörte, unglaubliche Weise in der schönen Literatur wiedergeboren worden!! Das Grausenhafte, Wollust, Egoismus und Niederträchtigkeiten aller Art wird ein angebliches Kunstwerk aufgebaut und das Widerwärtigste und Ekelhafteste nicht verschmäht, um die abgestumpften Organe des Lesers und Leides aufzuregen. Von Schönheit und Maß ist nirgend mehr die Rede, und die Kritik hat damit zum Schweigen gebracht werden, daß diese Literatur jetzt nothwendig sei. Auch diesen oberflächlichen Sophismus sieht sich aber auch jetzt Verbrechen; die Gymnasien wie die Völker rechtfertigen, und Ordnung, Recht, Glaube, Staat und Religion werden leere Schatten vor jener satanischen Realität. Es ist, sagt man ferner, nur eine Durchgangsperiode. Daß gute Gott! denn sonst wäre es besser, auf allen Vieren mit dem Viehe nach Rousseau's Vorschlage zu wandeln als auf diesen gepriesenen Höhen der Menschheit, welche in Wahrheit nur ein Nebenthron und ein Narrenhaus sind.

Verzeihen Sie meinem Zorn; er ist aber gerecht, wenn ich sehe, wie dieses Gift auch in unserm einfachen, ruhigern Deutschland eben gewiß ohne innere Nothwendigkeit Eingang findet, und Männer, welche Thalkräfte des Geistes entfalten haben, das Verrückteste der Gegenwart ihren jungen Lesern in die Hände geben, damit Muth und Poesie und Hoffnung durch Indolenz entgiftet und die unschuldigen Blumen schöner heiterer Jugend in höllische Phantasmagorien verwandelt werden.

Sie verlangen genaue Beispiele und Beweise; dieß zu geben ist hier nicht der Ort. Doch will ich einen Probe anführen, welcher deutlich zeigt, in welcher Richtung und wohin wir uns bewegen. Armide tödtet, der Liebe und Treue Macht zu verspotten, in der heitern Gesellschaft der schönsten Nymphen; Rinaldo rast im „Oberon" über Kammerjungfern zu Hofe,

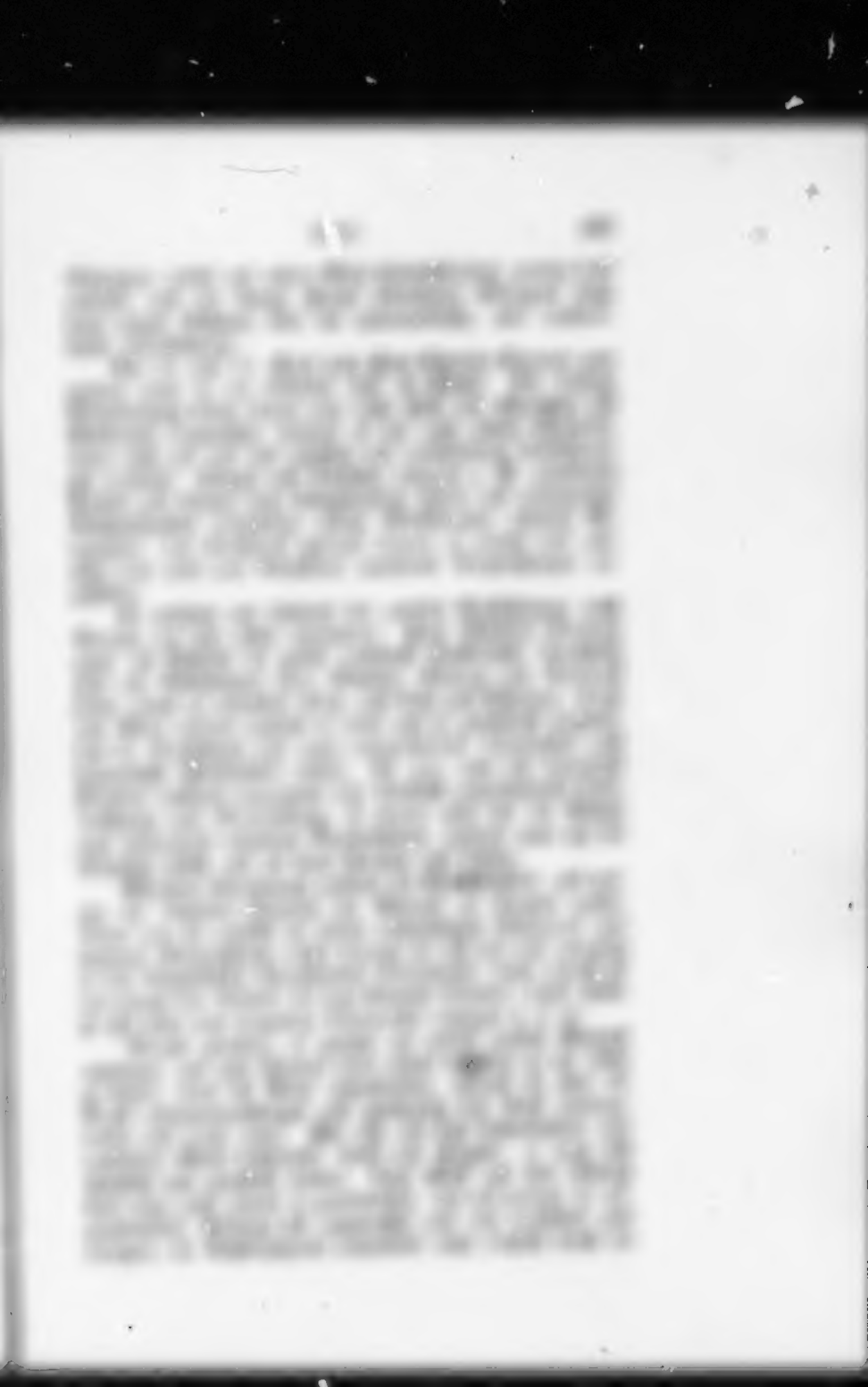
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] Jahr wird die [illegible] [illegible] [illegible]



[illegible] Die Tiere [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

ß bei der Einsicht jener Dichter nicht zu verwundern. Manches aber, welches von Echtem angeht, hätte uns bei dem Mangel des deutschen und italienischen musikalischen Worts doch immer nicht reizen sollen, wenn es so hart und abgebrochen anhebt und verklommt. Buch, Kindel, Kaiser, Hesse, Thomas u. A. waren den schönen so gut als unbekannt, und auf die wenigen großen Talente hatte es sich, zur Verherrlichung ihrer abscheulichen Grundsätze, auch nicht berufen. Dem Dumas, Scribe, Soul, Sue u. A. schienen nichts weniger als die Himmelsaug, jenhaus Hauten und Hauptton der Harmonie und die Hauptlogen Kunstmittel, welche Meyerbeer so trefflich verwandt.

Der Kampf gelten Musik gegen die Nationalität der Italienischen Musik entstanden, war natürlich aus dem Verfall der musikalischen Form bei Hegels Grundsätze kaum klar angeben, aufgefaßt hatte und wußten bei Theile, ziemlich bei Wenigstens gelöst haben; Musik's Begriff hingegen war englisch als politisch Ding, indem es Hegelianer, in Hegelianer nichts und nichts hinzufügte. Es gab nicht Meinungen, als eine natürlich französische Musik zu schaffen, und dem Hinzufügung der französischen Melodienquellen ein Ende zu machen.

Indem bei Verfolgen der Bahn der Ideen Hegels in seine Geschichte der Lyrik übrig entsprechen. „Die wirklichen Dinge in z. B. der Nacht auf schwarzen Pferd, verwandelt Ideen in allgemeine Empfindung und legen ihre Nacht auf dunkler und dem Jahrmarktsbuntes gleiches Meer. Die Bilder geben die Epoche der einzelnen Lebenskreise, auch der verschiedenen Mode und Bestrebungen. Das schönste Thema, welches sie bei einer verliebten Rede gebrauchen, werden sie noch zum Vorwurf der Gleichnisse, der Vergleiche, der Zärtlichkeit und Innerlichkeit ꝛc. Nicht minder werden Regenbogen, Donner, Schlacht, Meer, Leben u. s. w. auf einmal Bei betrachtet Dichter kommt auch die Leidenschaft, mit welcher sie einen Lebenden der Musik verbinden und bunten verschiedenen Empfindungen ausdrücken. Aber was sehr ist von verschiedenen Empfindungen? Es gibt nur wenig neue Reize, welchen man nicht Worte zuweisen könnte, die dem Inhalte der poesie gemäßen ganz entsprechend sind. Nachdenklichkeit können sich andere gewöhnlichen Empfindungen, wenn sie in den Poesien der Dichter neue die Worte eine neu finden, worauf sie irgend einer schönen Empfindung aufmerksam machen, aber auch die kleinen Dichter von sichtbaren Wesen, innerlichen Leben, unsichtbaren Regungen, wahrnehmlichen Ton, hindurchen Formen, lebenden Fruchtbarkeit u. s. w., die durch ihren häufigen Gebrauch sich ganz vom Ort gewandt sind. Nachdem z. B. der kein Dichter

gefunden, in der Oper Rossini auf den großen Fuß der Meyerbeer wandte und mit einem solchen Luft Handwerk unter Künstlern, in Summa 100 Acten, componirte! Und das nennt man dramatische Musik!"

Rossini, dem gar wenige Musikfreunde auch nur dem Namen nach kennen, war übrigens keineswegs ein unbedeutender Componist, indem zu der Zeit, wo Gluck und Mozart schon gelebt haben, in Italien noch so heimisch und beliebt, daß man die Arien, den großen Punct der Musik, nennen, eben so wie in neuester Zeit Meyerbeer Vorgang der Meister (il maestro) hieß.

* * *

Suchen wir diese Behauptungen darzuthun, hören wir uns über die vorzügliche Aufführung der Opern von Rossini Proben ablegen. Können denn aber, da wir den uns gegenüberstehenden Namen bereits verbrannt haben, diese Proben nicht anderweitig für eine Probe gelten? Ein nochmal sieht sich auf Verlangen darthun, wie sich Shakespeare's Meisterwerk zu dem vorliegenden Text, oder wie sich Rossini's Oper zu denen verhält, welchen solche hineingedichtet worden sind, das Glück oder Unglück gehabt hat: nämlich zu Voltaire, Alfieri, Don Juan und Othello.

Hören wir eine Bemerkung. Wie christlichen Deutschen nehmen es mit der Musik diese romanischen Italiener viel zu ernst und gründlich: jeder Ton hat einen Gehalten, eine Empfindung, einer Leidenschaft auszudrücken. Rossini hätte sich jedoch über die Mühe, welche Sänger und Sängerinnen darauf verwenden, seine Musik dramatisch zu machen, oft nur verwundern, nicht aber das Gegentheil bewundern; er würde vielmehr verlangen, daß seine melodischen Zierlichkeiten und Coloraturen noch viel leichter, bedeutungsloser und gewichtsloser über die Lunge der Sänger gehen müssen, als (nach Hamlet's Verlangen) die sommerlichsten Worte. Jener schwerfällige deutsche accentuirende und dramatisirende Vortrag bringt nur den tadelnswerthen Gegensatz zwischen Text, Character und Composition noch deutlicher zu Tage, und verursacht Lücken und Einsenkungen, welche man bei der italienischen Methode und dem leichten Vortrage dieser Opern von vorn herein zu Grabe trägt. Diese Behauptungen ist allerdings eine Sünde gegen das Heiligste in der dramatischen Musik; hat man sich aber einmal dieser Richtung hingegeben, so thut man es wenigstens folgerecht, und hatte Recht bei den Epikuräern oder Sündern.

Wir haben (unter anderen) die Desdemona von der Cestris

und den Maldron, zuweilen aber nicht von der Deutung, singen hören. Gesang und Spiel jener Italienerin war in hohem Grade ausgezeichnet, und das der Spanierin, der Maldron, noch lebhafter und wirksamer; aber besonders in der letzten Szene über furchtbar und entsetzlich, als edel und schön. Desdemona, dies schuldlose Lamm, welches sich, nach Shakspeare, demüthig und im Tode noch liebevoll, von dem schwarzen Tyrannen hinopfern läßt und dadurch Mitleid über das herbe Gemälde verbreitet, hatte sich (mehr noch als es der theatralische Text verlangt) in ein so gewaltiges Weib verwandelt, daß sie mit ihrem Verfolger in eine förmliche Balgerei gerieth und es lange zweifelhaft blieb, wer obsiegen würde, bis Othello sie zuletzt auf der Erde hin und her schleifte und niederstach.

Dem Schröder Devrient hat im Vergleiche mit der Maldron bei viel ernstlicher und eben dadurch eine größere und edlere Wirkung hervorgebracht. Doch ist, mag Text und Composition, das Andenken an die shakspearische Desdemona in Kopf und Herzen noch so lebendig, daß wir die Frage aufwerfen müssen: ob nicht in der letzten Szene noch Einiges (z. B. das Ergreifen bei den Haaren und das Stoßen mit dem Fuße) zu mildern oder abzuändern sein möchte.

Letzte Zweifel thut der Bekanntheit seinen Eintrag, daß die Schröder-Devrient auch diesmal ihre Meisterschaft als dramatische Sängerin aufs glänzendste bewährt hat. Insbesondere gab sie die Schlußszene des zweiten, und die erste und zweite Szene des dritten Akts mit einer Vollendung, welche die größte Theilnahme erweckte und ein zweimaliges Herausrufen herbeiführte. Auch die Anstrengungen der übrigen Mitspielenden wurden von dem Publicum anerkannt und insbesondere Herr Hoffmann am Schlusse ebenfalls gerufen.

7.

Lob und Tadel der Sänger und Sängerinnen.

— — — Jede Aufführung des Don Juan kann man eher für ein wichtiges Ereigniß halten, als das Einstudiren eines halben Dutzend unbedeutender, oder geradehin schlechter Opern. Wie dieser Ansicht stand ohne Zweifel die Stimmung in Ver-

bindung, welche ſich vorgeſtern im Publicum hinſichtlich zweier Mitſpielenden zu gleicher Zeit in Lob und Tadel kund gab. Wir ſind weit entfernt, eine Erklärung dieſes entgegengeſetzten Bezeigens in Leidenſchaften, Vorurtheilen und unechten Nebengründen zu ſuchen; vielmehr erſchien uns Beides, nur von zwei verſchiedenen Standpunkten aus, ganz natürlich und angemeſſen. Die Tadelnden hielten nämlich daran feſt: daß man auf dem erſten Opernttheater Deutſchlands und bei Aufführung eines der größten Meiſterwerke die höchſten Anforderungen machen könne und ſolle; daß übertriebene Nachſicht und übereiltes Lob die Sänger verderbe und das Publicum immer mehr herabſtimme; und daß die Directoren (durch Erſcheinungen ſolcher Art beruhigt) es zuletzt für überflüſſig halten dürften, die zurückgegangene Oper wieder auf die frühere Höhe zu heben. Man ſolle die Aufführung des Don Juan, wie ſie noch vor wenig Jahren von Blume, Vater, der Schulz, Milder, Seidler u. A. ſtattfand, nicht vergeſſen, nicht durch Lobhudeln des Mittelmäßigen jene größeren Verdienſte in den Schatten ſtellen und den Anfängern Veranlaſſung geben, ſich für vollendete Künſtler zu halten.

So die Tadler; wogegen die Lobenden wol folgende Betrachtungen anſtellten: Das Vergangene laſſe ſich nicht durch ſtete Aeußerungen der Unzufriedenheit wieder herſtellen, und neben der gerechten Verehrung der früheren und größeren Talente dürfe, ja ſolle man es dankbar anerkennen, ſobald die gegenwärtig auftretenden Künſtler durch Fleiß und Anſtrengung ihre Mittel zu reinigen und zu verſtärken ſuchten. Wenn alſo in dem vorliegenden Falle einer jungen Künſtlerin Beifall zu Theil geworden, ſo ſei hiemit keineswegs geſagt, daß im Vergleiche mit ihrer hochverdienten Vorgängerin, der Madame Milder, nichts zu wünſchen übrig bleibe, ſondern nur daß jene Künſtlerin ſeit der letzten Aufführung ſehr löblich das Vorbild einer wahrhaft dramatiſchen Sängerin benutzt und ſich bemüht habe, ihren Bewegungen mehr Leben, ihrem Vortrage größeren Ausdruck und ihren melodiſchen Figuren mehr Gleichheit und Weichheit zu geben.

Beide Theile des Publicums hatten alſo, unſeres Erachtens, nach Maßgabe ihres Standpunktes Recht, und Künſtler wie Directoren mögen gleichmäßig das Lob und den Tadel berückſichtigen. Nicht oft genug kann man indeß darauf zurückkommen, daß jeder, welcher die Bühne betritt, das allererbärmlichſte Geſchäft übernimmt, ſofern er entweder von Natur nicht über die kleinſte Nebenrolle emporſteigen kann, oder (bei größeren Anlagen) vergißt, daß die Kunſt ein höchſt edler und

wichtiger Beruf sei, welcher die größten und unablässigsten Anstrengungen erfordert.

Sagen wir es nur rund heraus: gar viele junge Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen lassen es an einer Hauptsache fehlen, — dem Fleiße! Die anfängliche Nachsicht des Publicums, von welcher wir eben sprachen, gilt den Eingebildeten und Lässigen für einen genügenden Beweis des größten Verdienstes; und der innern Eigenliebe kommen dann Väter und Mütter, Muhmen und Basen, Verehrer und Verehrerinnen nach Kräften zu Hülfe; — bis das langmüthige Publicum die Geduld verliert, der Beifall in Schweigen übergeht und die kurze Laufbahn mit Trommeln und Zischen endet. Zu Gesellschaften und Zerstreuungen aller Art haben die Anfänger und Anfängerinnen immer Zeit; von echt musikalischer Schule und Arbeit ist hingegen kaum mehr die Rede. Zum Beweise, daß wir nicht ungerecht sind, oder übertreiben, möge hier eine Stelle aus Bontemps Geschichte der Musik Platz finden, welche erzählt, wie Virgilio Mazzochi (Kapellmeister an der Peterskirche zu Rom) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts seine Schüler in Gesang und Musik beschäftigte.

„Eine Stunde des Tages wurde zur Uebung schwerer Passagen angewandt, eine andere zum Triller, und wieder eine andere zum Singen vor dem Spiegel, in Gegenwart des Meisters, um sich gute Geberden und Stellungen beim Gesange anzugewöhnen. Nachmittags wurde ein Theil der Zeit dem Studium der theoretischen Musik gewidmet, indem man eine Stunde sich beschäftigte, zu einem Canto fermo einen Contrapunkt zu setzen und in einer andern die Erklärungen der Regel des Contrapunkts aus dem Munde des Meisters zu hören und sie sogleich mit der Feder in Ausübung zu bringen. In einer dritten Stunde beschäftigte man sich mit Lesen. Die übrige Zeit des Tages wurde zur Uebung auf dem Flügel oder zur Composition eines Psalms, einer Motette, Canzonette, oder eines Liedes angewandt, je nachdem die Kräfte des Schülers weit reichten. An den Tagen, da es den Schülern erlaubt war auszugehen, pflegten sie außerhalb der Porta angelica, zunächst dem Monte mario, wo ein Echo war, zu singen, wo ihnen dann das Echo ihre Fehler wieder hören ließ. Zu anderer Zeit fanden sie sich in den Kirchen ein und hörten entweder die Musik mit an, oder wurden dabei angestellt, worauf sie, nach ihrer Zurückkunft in das Collegium, ihrem Meister Rechenschaft von dem geben mußten, was sie bemerkt hatten."

8.

Beethoven und Handn.

Mittwoch den 23. April wurde im Opernhause gegeben: Die C-moll-Symphonie von Beethoven, Adagio und Variationen für die Flöte, gesetzt und vorgetragen von Fürstenau; endlich die Schöpfung von Handn. Die Einnahme der Musikausführungen am Bettage fließt bekanntlich in eine Unterstützungskasse (Spontini-Fonds) für hülfsbedürftige Theatermitglieder; sie reicht indessen, obgleich das Haus auch diesmal ganz besetzt war, hiezu nicht aus.

Schon im Jahre 1738 wurde in London eine Gesellschaft zur Versorgung bejahrter Tonkünstler und ihrer Familien gegründet, zu welcher die Mitglieder größere oder geringere Beiträge zahlen mußten. Die Gesellschaft ward löblich verwaltet und gewann außerdem durch Vermächtnisse und Concerte. Eilf mal ward, von 1749 bis 1759 der Messias unter Händel's Leitung aufgeführt, und im Jahre 1784 gab man fünf große Concerte zu dessen Andenken. Die Einnahme von diesen Vorstellungen kam fast ganz den musikalischen und andern milden Stiftungen zugute und betrug 160,000 Mthlr.

Die C-moll-Symphonie, vielleicht die vollkommenste unter allen Symphonien Beethoven's, brachte in der letzten Aufführung, wie immer, eine ungemein große Wirkung hervor. Vergleichen wir indessen die hiesige Aufführung mit anderen, z. B. in Paris und Dresden, so möchten wir den letzteren einen Vorzug zugestehen, welcher sich nicht sowol auf die Leitung und die ausübenden Künstler, als auf die Oertlichkeit, auf das Lokale bezieht. Die Säle des pariser Conservatoire und des dresdner Zwingers sind elliptisch, hinter dem Orchester und zu den Seiten desselben fest geschlossen, und bilden einen so trefflichen Resonanzboden, daß die Instrumente stärker, reiner und voller klingen, als im hiesigen Opernhause, sobald nämlich das Orchester auf die Bühne verlegt ist. Denn der leinwandene hintere Vorhang, die Coulissen und die offene Decke verschlingen die Hälfte aller Anstrengungen, und nur die andere Hälfte der Tonmassen wirft sich hinaus unter die Zuhörer. Es erweiset sich also auch hier, daß unsere Bühnen in vieler Beziehung verloren haben, seitdem sich daselbst gar nichts Festes, Abgeschlossenes, den Ton Zurückwerfendes mehr vorfindet, sondern Alles

in Leinwand und Vorhänge, in Thüren, Seitenöffnungen und Durchgänge aufgelöset ist.

Herr Fürstenau zeigte sich als Meister, wir möchten sagen auf der deutschen Flöte, oder in deutscher Behandlung derselben. Denn in den italienischen Orchestern hat die Flöte einen viel schärfern durchdringendern Ton, sodaß wir sie nicht als das weichste und mildeste Instrument bezeichnen möchten. Noch weniger Aehnlichkeit hat unsere Flöte mit dem griechischen Instrumente, welches man in den Uebersetzungen Flöte zu nennen beliebt, das aber, laut Aristoteles (Politik VIII, 7), einen durchaus heftigen, leidenschaftlich aufregenden Charakter hatte.

— — Als die Schöpfung und die Jahreszeiten zum ersten male gegeben wurden, erhob sich, neben lautem Beifalle, auch mancherlei Tadel, welcher gutentheils daher entstand, daß sich beide Werke nicht in das zeitherige Fachwerk geistlicher und weltlicher Musik unterbringen ließen. Seitdem hat man sich überzeugt, daß sie eben keine Nachahmung eines Anderen, sondern eigenthümliche Erzeugnisse eines Meisters sind. Ueber Einzelnes läßt sich streiten, z. B. über den Text, die Behandlung der Recitative, die Malereien u. s. w. Die Tadler der letztern werden indeß zugeben, daß Boieldieu's ähnlicher Versuch in der Ouverture zum Rothkäppchen viel unglücklicher ausgefallen ist; des alten Mattheson nicht zu gedenken, welcher, weil das Wort Regenbogen im Texte vorkam, die Noten der Partitur in krummer Linie schrieb, daß sie für das Auge die Gestalt eines Halbzirkels bildeten. Ueberhaupt war Haydn gar nicht der erste große Meister, welcher sich in musikalischen Malereien versuchte; so hat (um nur einen zu nennen) schon Händel in seinem Israel in Aegypten das Springen der Frösche, das Summen der Fliegen und Mücken, das Niederfallen des Hagels, den Weg durch die Wüste, das Ertrinken von Roß und Reitern u. s. w. dargestellt. In wie weit dies und Aehnliches gelungen oder mißlungen ist, darüber läßt sich vielleicht ein andermal eine Untersuchung anstellen.

49.

Der Freischütz.

Es gibt Rollen, die man gewöhnlich für leicht hält, weil sie keinen großen Kraftaufwand oder, bei der Unbestimmtheit des Charakters, keine scharfe Zeichnung erfordern und erlauben. Zu diesen Rollen zählt man gewöhnlich auch die Agathe im „Freischütz", welche Frau Schröder-Devrient gestern im hiesigen Opernhause gab. Wir müssen dieser Annahme insofern beistimmen, als das Publicum sich damit begnügt, wenn die Agathe nur rein gesungen und mit larmoyanter Weichheit gesprochen wird. Weil aber jener Charakter auf diesem Wege nur zu leicht ganz unbedeutend und negativ erscheint, muß der wahre Künstler sich nicht mit der oft ausgesprochenen Klage begnügen: „es ist mit dieser Rolle nichts anzufangen", sondern er muß doppelten Fleiß auf sie verwenden, die Zeichnung des Dichters und Componisten vervollständigen, Licht und Schatten verbreiten und dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit geben, ohne der Einheit zu schaden. Diese Einheit ist aber keineswegs eine langweilige Einerleiheit, und jene Mannichfaltigkeit keineswegs ein buntes Auftragen unpassender Farben. Frau Schröder-Devrient bewies ihre Meisterschaft auf doppelte Weise: sie erhob die Förster-Tochter nie über den Kreis ihrer ursprünglichen Natur (wie dies so oft, z. B. mit der Louise in „Kabale und Liebe" geschieht), sie wußte Abstufungen und Leben in diesen enggezogenen Kreis hineinzubringen; dahin rechnen wir unter Anderem das stumme Spiel, Kommen, Gehen, Wiedereingreifen u. s. w. in dem meisterhaften Terzett des zweiten Akts.

Frau Schröder-Devrient ist allerdings (gleichwie Frau Crelinger) vorzugsweise für Rollen geeignet, die durch Kraft der Leidenschaft und Begeisterung das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmen und fortreißen; aber es wäre ein arger Irrthum, zu glauben daß hiezu nichts gehöre, als eine starke Stimme und lebhafte Bewegungen. Solch ein Anwenden äußerer Mittel erweiset lediglich den Mangel aller wahren Kunst und entbehrt deshalb auch aller echten Wirkung. Nur wer seine Naturgaben durch unermüdlichen Fleiß erzieht und veredelt, bis er Herr aller Töne und Bewegungen geworden ist, und wer das Schwierigste (Haltung, Maß und Schönheit) sich zu eigen gemacht hat, wird von diesem Mittelpunkte aller Kunst aus seine Darstellungen bis zur furchtbarsten Kraft steigern und bis

zur größten Milde ermäßigen können. Ohne jene künſtleriſche Einſicht und Vollendung erſcheint das erſte wie eine blinde Wuth (mi viene una rabbia, ſagen die Italienerinnen), und das letzte blos wie Mattigkeit und Lebloſigkeit. Aber Manche ſcheinen zu glauben, der tragiſche Kothurn ſei ein Siebenmeilenſtiefel, ſodaß es nur einen Schritt koſte, um ſich mitten auf den Altar des künſtleriſchen Heiligthums hinzuſtellen: und nicht minder irrig halten Andere ihre Hauspantoffeln für den rechten Soccus des Luſtſpiels.

In unſern Tagen, wo das Allegro weit mehr als das Adagio geübt und bewundert wird, verdient es noch beſondere und lobende Erwähnung, daß Frau Schröder-Devrient dieſes mit ungemeinem Ausdrucke und großer Vollendung vorträgt. Gewiß beſteht der höchſte Triumph einer Sängerin nicht darin, binnen der kürzeſten Zeit die größte Zahl von kleinen Noten zu ſingen. Die große Scene im zweiten und das Gebet im dritten Akt fanden den lauteſten und verdienteſten Beifall.

10.

Ueber Gaſtſpiele

Mit der zweiten Aufführung des „Othello" iſt das erſte Drittheil der Rollen der Schröder-Devrient bereits beendigt. Durch zahlreichen Beſuch und lauten Beifall hat das Publicum ſich aufs Beſtimmteſte für die Künſtlerin ausgeſprochen: was jedoch nicht hindern kann, die anziehende Frage über die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Gaſtrollen-Spiels im Allgemeinen noch einmal ins Auge zu faſſen.

Die Gegner deſſelben ſprechen: durch die theure Bezahlung des Gaſtſpiels wird eine ſo ungeheure Menge Geld nutzlos vergeudet, daß man dafür die größten Künſtler für immer gewinnen könnte. Der einheimiſche fleißige Sänger oder Schauſpieler erhält in einem Jahre oft nicht ſoviel, als der Gaſt in einem Monate. Spielt oder ſingt dieſer ſchlecht, ſo iſt der Verluſt offenbar und unleugbar; aber auch die größten Einnahmen, welche der kunſtbegabte Gaſt herbeizieht, bieten nur einen Scheingewinn, weil das Haus in den Zwiſchentagen wo er nicht auftritt, leer bleibt und nach ſeiner Abreiſe die Ermattung und

Uebersättigung des Publicums nur zu sichtbar wird. Hiezu kommt, daß jedes Gastspiel eine Menge von Proben und Anstrengungen u. s. w. nach sich zieht, die den Gang der künstlerischen Aufgaben unterbrechen, ohne dauernde Früchte zu tragen. Ja, trotz aller Bemühungen, bleibt in der Regel Gesang und Spiel des Gastes so fremdartig und ohne Zusammenhang und Uebereinstimmung mit dem Uebrigen, daß nur der oberflächliche Liebhaber an der Erscheinung des Neuen Vergnügen finden kann, nicht aber der Kenner. Ueberhaupt spielt oder singt jeder Gast entweder schlechter oder besser als der angestellte Künstler; in jenem Falle ist es thöricht ihn auftreten zu lassen, im letzten vernünftig ihn anzustellen, Unbrauchbare aber zu entlassen.

Auf dies und Aehnliches läßt sich erwidern: das Schauspiel darf keineswegs vorzugsweise wie eine Geldspeculation betrachtet werden; man soll hier so wenig, wie beim Anschaffen eines Gemäldes oder einer Bildsäule, fragen: was bringt sie ein? sondern: was ist sie werth? Und wenn das Theater Zuschüsse bedarf, so hat man blos zu erwägen, daß selbst in den Zeiten hoher Bildung und großer Liebhaberei keine Kunstanstalt irgend erheblicher Art sich ohne außerordentliche Beisteuern zu erhalten im Stande war. Die Frage darf jedoch aufgeworfen und soll beantwortet werden: ob man die gewöhnlichen und außerordentlichen Einnahmen gut verwendet?

Der Preis des Gastspiels für große Künstler läßt sich so wenig vorweg festsetzen, als der Preis aller anderen Dinge; was dem Einen schon zu theuer erscheint, hält der Andere noch für billig, und wer das Meiste bietet, mit dem kommt der Vertrag zu Stande. Dadurch, daß ausgezeichnete einheimische Künstler ebenfalls im Auslande Gastrollen geben, gleicht sich übrigens der Geldgewinn aus, welcher fremden Künstlern hier zu Theil wird. Ermattung und Gleichgültigkeit des Publicums entstehen am ersten, wenn es ohne Wechsel und Auffrischung immer dasselbe von denselben Personen sehen und hören soll; wogegen jedes Gastspiel zur Vergleichung auffordert und schon deshalb ins Theater treibt. Ist das Repertoir reich und wird Jahr aus Jahr ein der gehörige Fleiß angewandt, so zieht das Gastspiel keine großen, außerordentlichen Anstrengungen nach sich. Ebenso wenig stört der tüchtige Gast die Harmonie des Spiels, sondern erweiset nicht selten daß dasjenige, was man bisher dafür gehalten, sehr unharmonisch und mangelhaft gewesen sei. Ohne Gastspiel und Kunstreisen, ohne das Verschiedenartige und Mannichfaltige zu sehen und zu prüfen, bleibt der Künstler und Kritiker nur zu leicht einseitig und wird beherrscht von Gewohn

heiten und Vorurtheilen. Allerdings soll man stets die Trefflichsten für Schauspiel und Oper festzuhalten suchen, doch hängt dies keineswegs immer allein von der Direction ab; und eher ließe sich zu große Milde gegen das Mittelmäßige, ja Unbrauchbare rügen, wenn dies einmal zur Stelle ist. Jedenfalls erscheint es löblich, wenn die Directionen vor dem Abschließen neuer Verträge die Stimme des Publicums hören und berücksichtigen; ja es ist zu billigen daß sie selbst einem minder Begabten erlauben, in dem Falle einmal als Gast die Bühne zu betreten, wo man das Zurückweisen desselben, ohne Zustimmung des Publicums, misdeuten oder unreinen Nebengründen beimessen könnte.

Aus diesen, leicht weiter auszuspinnenden Reden und Gegenreden geht schon zur Genüge hervor, daß sich die Frage über Nützlichkeit und Schädlichkeit des Gastspiels keineswegs, und so wenig als irgend eine wahrhaft lebendige Frage, mit einem abstrakten Ja oder Nein beantworten läßt, sondern daß Ort, Zeit und Person, daß Gründe und Gegengründe für jeden einzelnen Fall mit Unbefangenheit geprüft werden müssen, um eine angemessene Entscheidung herbeizuführen.

Ob in dem vorliegenden Falle der Vertrag über das Gastspiel der Frau Schröder-Devrient ganz zu billigen sei oder nicht, hängt wesentlich davon ab, was sie noch während ihres Aufenthalts singen wird. Wir wissen sehr wohl, daß sie durch die Kraft ihrer großen Anlagen und ihrer Kunst auch über mittelmäßige Compositionen einen glänzenden Schein verbreiten und die Zuhörer fortreißen kann; ja wir haben gesehen, daß sie selbst Anna Bolena, dies stümperhafte Machwerk Donizetti's, aufrecht halten konnte; aber Aufgaben dieser Art sind in Wahrheit für eine solche Künstlerin zu gering, und wir müssen zu ihrem Besten und zum Besten aller Zuhörer wünschen, daß weder freie noch aufgezwungene Wahl sie länger in solchen Bahnen festhalte. So gewann einst auch die Milder im „Waisenhause", dem „Augenarzte" u. s. w. (damals sogenannte hübsche Musik, jetzt vergessene Opern) großen Beifall; aber bald erkannte man in Berlin ihren wahren Beruf, und trotz alles Tadels den man im Einzelnen über sie aussprechen darf, verdient es Anerkenntniß und ungetheiltes Lob, daß sie das Edelste und Großartigste aller dramatischen Musik in Beethoven, Cherubini, Gluck, Mozart, Salieri und Spontini zum wesentlichen Inhalt ihres Strebens und ihrer Darstellungen machte und seitdem niemals mehr dem Einbruche des Verkehrten und dem Götzendienste mit dem Mittelmäßigen förderlich war. Dieser großartige Beruf ist heute augenscheinlich der Frau Schröder-Devrient von der Natur

angewieſen, wogegen jeder andere nur untergeordnet und ihrer unwürdig erſcheint. Sollten wir alſo (durch weſſen Schuld es auch geſchähe) nicht mindeſtens noch Armide, Euryanthe und Statira von ihr wiederholentlich ſingen hören, ſo müßten wir bekennen, daß leider unſere Wünſche und Hoffnungen nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen wären.

11.

Gluck und Spontini (Olympia).

Schon oft iſt der Vorwurf ausgeſprochen worden, daß die Opern Spontini's zu geräuſchvoll und betäubend wären, und insbeſondere die Stimmen der Sänger übermäßig und auf eine verderbliche Weiſe angriffen. Deſſenungeachtet finden jene Opern großen Beifall, ja man würde ſie vielleicht noch öfter geben, wenn der Componiſt nicht ſehr natürlich den Wunſch hegte, daß jede Aufführung in allen Beziehungen tadellos und vollkommen ſei, und zu dieſem Zwecke viele Proben forderte und abhielte.

Jene Vorwürfe und dieſe Erfahrungen ſtehen in einem Widerſpruche, welchen kein Machtſpruch auflöſen, ſondern nur eine nähere Unterſuchung begreiflich machen kann. Ja, die letzte wird dadurch doppelt anziehend, daß Klagen und Erfahrungen ſolcher Art ſeit mehren Hundert Jahren (ja ſeit Platon) bei jedem ausgezeichneten Componiſten und auf jeder merkwürdigen Entwickelungsſtufe der Tonkunſt wiederkehren.

Als z. B. Lully die Erlaubniß erhielt, der alten Kapelle Ludwig's XIV. gegenüber die ſogenannte Geſellſchaft der kleinen Violinen zu errichten, welche ſich durch Beweglichkeit und Gewandtheit vor jener auszeichneten, klagten die Verdrängten und ihre Anhänger über leichtſinnige und lärmende Neuerungen. Deſſenungeachtet behielt Lully die Oberhand und gewann den allgemeinſten Beifall, bis, wie wir ſchon erzählten, Rameau hervortrat. Die ſchöne, alte, erhabene Einfachheit (ſo erneute ſich die Klage) gehe verloren und Verkünſtelung und Ueberladung trete an ihre Stelle. Deshalb wies Rouſſeau nach Italien hin, als ſei dorther die einzige Hülfe zu holen. Allein hier finden wir die nämlichen Beſchwerden, und ein ſachkundiger

Beurtheiler ſchrieb damals *): „Man klagt in England über die laute Begleitung der Inſtrumente, aber in Italien iſt es hiemit doppelt übel beſtellt. In der Oper kann man nichts als die Inſtrumente hören, außer wenn die Baſſiſten ſingen, welche es mit ihnen aushalten können. Das Orcheſter ſpielt nicht blos zu laut, ſondern hat auch zu viel zu thun."

Unterdeſſen trat Gluck auf, und la Harpe (der ſich für einen großen Kritiker hielt und auch dafür galt) ſagte von deſſen Opern **): „Man iſt mehr betäubt als bewegt; dieſe rohe Erſchütterung der Sinne ſchadet den Bewegungen der Seele, und man bemerkt daß der Autor ſeinen ganzen Ausdruck nur zu oft in einem großen Lärm, und alle ſeine Hülfsmittel in großem Geſchrei ſucht. Dies gezwungene Weſen iſt der Natur ganz entgegen und von einer gründlichen Kunſt ſehr verſchieden."

In ähnlichem Sinne ſchrieb Berchoux:

Plus d'une Iphigenie et d'une Oſtromesdre,
Sont mortes à vingt ans victimes de l'Orcheſtre ***).

Piccini, der Melodiſt, ward nun nach Paris berufen, um Gluck's Ungethüme niederzukämpfen; aber ihn waren jedoch in Italien früher ſchon ähnliche Klagen erſchollen †), insbeſondere, daß er die Inſtrumente übermäßig beſchäftige, weshalb auch kein Notenſchreiber ſeine Opern mehr für die gewöhnlichen Preiſe abſchreiben wollte. Und doch ſind die Partituren Piccini's (ſo z. B. die ſeiner berühmteſten Oper, der beiden Eglanda, welche vor uns liegt) ſo dünn und durchſichtig, daß ſie leichter zu ſpielen ſind als alle neueren Klavierauszüge.

Ungeſtört durch alle dieſe Klagen eilten die größeren und kleineren Componiſten, unter Beiſtimmung des Publicums, auf der betretenen Bahn immer weiter vorwärts. Gretry (der ſchon behauptete, Gluck's Forderungen an die Sänger gingen über menſchliche Kräfte hinaus) erklärte ſich hierüber wie folgt ††): „Es gibt eine andere Thorheit, die immer mehr Anſehen gewinnt und um ſo gefährlicher iſt da ſie dem großen Haufen der Zuhörer imponirt: nämlich die, viel Lärm zu machen. Es ſcheint, daß man ſeit der Einnahme der Baſtille in Frankreich keine Muſik anders als mit Kanonen ſetzen kann, — ein verdammenswerther Irrthum, welcher entbindet von Geſchmack, Anmuth, Erfindung, Wahrheit, Melodie und ſelbſt Harmonie!

*) Parnaſſ. Muſik II.
**) Schmidt über Gluck, S. 211.
***) Strodtbeck über Method, 328.
†) Parnaſſ. I, 229.
††) Gretry, Essai sur la Musique I, 128 II, 57.

denn dieſe beſtand niemals in Lärm. Wenn wir nicht Acht haben, werden wir Ohren und Geſchmack des Publikums abſtumpfen und die Muſik dadurch ſo gewiß zu Grunde richten, als die dramatiſche Kunſt bei den Griechen und Römern durch die Pantomime. Die Harmonie iſt jetzt viel zu verwickelt, die Sänger und Inſtrumentiſten haben ihre natürlichen Kreiſe überſchritten; noch größere Schnelligkeit in der Ausführung würde die Muſik für das Ohr unvernehmbar machen und ein Schritt weiter uns in das Chaos zurückwerfen. So befiehlt uns Alles zur Einfachheit zurückzukehren, welche für uns jeden Reiz der Neuheit haben wird."

Aehnlich war der Gang der Dinge in Deutſchland. Reichardt's Opern hießen z. B., im Verhältniß zu denen Graun's, verkünſtelt und überladen, und derſelbe Reichardt ſchrieb ſpäter: „Nur der, deſſen Geſchmack ſchon völlig ſtumpf und verdorben iſt, begehrt die ſtärkſten Gewürze zu ſeinen Speiſen, wenn er Geſchmack daran finden ſoll." Ihm und Vielen erſchien Don Juan, die Veſtalin und ähnliche Opern in dieſer Beziehung ſchon alles gebührende Maß zu überſchreiten. Wie noch viel härtere Urtheile anfangs über Beethoven's Fidelio ausgeſprochen wurden, haben wir ſchon erwähnt.

Ganz dieſelbe Reihe der Erſcheinungen und Beurtheilungen finden wir bei der Inſtrumentalmuſik; ſo z. B. (noch früherer Componiſten nicht zu gedenken) hinſichtlich der, in verſchiedenen Zeitpunkten hochgelobten und vielgetadelten Symphonien von Gaſſek, Gyrowetz, Stamitz, Kozeluch, Vanhal, Pleyel und ſo hinab bis Beethoven. Dies Alles ins Auge faſſend, ſagt der kenntnißreiche Fetis *): „In der neuen Schule ſind faſt bei jedem Tonſtücke alle Effekte vereinigt. Wenn auf der einen Seite ein gewiſſer Glanz und Fülle gewonnen wird, ſchleicht ſich doch auf der anderen die Uebeſättigung ein. Das Ohr, einmal daran gewöhnt, findet alles Andere ſchwach; wie der Schlemmer die feinſten an's mit Gewürz überfüllten Speiſen den einfachen derben Nahrungsmitteln vorzieht."

So viel für heute zur vorläufigen Anſtellung des geſchichtlichen Zuſammenhanges; ein andermal wollen wir verſuchen, an dieſe widerſprechenden Erſcheinungen und Forderungen einige allgemeinere Betrachtungen anzuknüpfen.

Ueber die Klagen und Erſchrungen, deren wir in unſerem letzten Aufſatze erwähnten, iſt von verſchiedenen Standpunkten

*) Briefe eines Reiſenden über Muſik, I. 22. Neue Welt, S. 111.

auf sehr bestimmte und entschieden abgeurtheilt werden. Die Rückläufigen (Retrograden) wollen, wie in Staat und Kirche, so auch in der Kunst, Alles auf irgend einen früheren Zustand zurückführen, den sie willkürlich herausgreifen und in solchem Maße ausschließend verehren, daß ihnen jede spätere Forderung und Entwickelung als verderblich und verdammlich erscheint. Die Festgewachsenen (Stabilen) glauben außerhalb der beweglichen Welt einen unwandelbaren archimedeischen Punkt des Herrschens und Beharrens gefunden zu haben, und sehen von dieser Lagerhöhe mit Verachtung auf Vergangenheit und Zukunft hinab. Für die Männer der Bewegung endlich hat nur die Zukunft Werth und Bedeutung, und sie möchten der allzuschnellen Zeit in der Ueberzeugung noch zuvoreilen, das Allerneueste sei jedesmal nothwendig auch das Allerbeste, und die Geschichte der Musik führe auf geradlinigter Kunststraße zur unbedingten Vollendung.

Diese sich ganz widersprechenden Grundsätze und Ergebnisse dreier Betrachtungsweisen zeigen augenscheinlich, daß jede nur einen Theil der Wahrheit ergriffen hat, und daß die ausschließende Herrschaft der einen oder der andern so unheilbringend sein würde wie jede Parteiherrschaft. Wir können also keine der drei Antworten, welche sie auf die hier in Rede stehenden Fragen geben, für genügend und erschöpfend halten. Auch wird uns von einer anderen Seite der eine angeblich untrügliche Richtschnur, ein nie fehlender Prüfstein dargeboten. Das Genie und die Begeisterung (so spricht man) haben immer Recht; durch ihre erzeugende Kraft wird Staat, Kunst, Wissenschaft u. s. w. geboren, belebt und erhalten, und Alles was kalte, kleinliche Kritik dagegen aufbringt und einwendet, erweist wo nicht ihren Neid, doch ihre unfruchtbare Ohnmacht. — Es wäre ganz leicht und bequem, in lieben Chor der begeisterten Jünger einzufallen, wären sie nur über die Meister einig; allein bei genauerem Hinhören ertönen die Vivats und Pereats bunt durcheinander, und Jeder hat eine andere Flasche, aus welcher er seine Begeisterung schöpft. Gewiß ist es nicht so leicht wie Viele glauben, das wahre Große von dem falschen, die echte Kunstgröße von schädlicher Manier, die edle Begeisterung von thörichter Trunkenheit zu unterscheiden. So werden wir immer wieder auf Kritik und Kunstgeschichte hingewiesen und möchten uns überzeugen, daß die Theorie und die Praxis nicht in unbedingtem Widerspruche stehen, sondern sich wechselseitig reinigen und fördern.

Aber dieser Weitläufigkeiten und Weitläufigkeiten sind die wenigen überhoben, welche sich kurzweg auf die Gesetze, die

Empfindung beruhen. Allerdings hat jede Empfindung, als Thatsache, ihren Werth und ihre Berechtigung; sie kann und soll nicht abgeleugnet werden oder ganz unberücksichtigt bleiben; aber noch weniger wäre es in dem subjectiven Meinen, dem augenblicklichen Belieben das höchste Gesetz und die letzte Entscheidung zu sehen. Diese Art von Volkssouverainität führt, wie den Staat so auch die Kunst ins. Hinzu kommt daß die Fähigkeit zu hören und zu fassen, die Capacität für die Musik [illegible] verschiedenen Individuen, Völkern und Personen ungemein verschieden ist; so daß viele Klänge der Symphonie durch Uebung [illegible] gefördert, durch Nachlässigkeit [illegible] abgestumpft werden kann. In allen Künsten und Wissenschaften haben wir einen Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, und einen Höhepunkt, von wo aus das Zusammengesetzte zum Uebersichtlichen und Unterrichtenden wird, aber doch so erscheint. Mozart [illegible] diesen Punkt schon im zweistimmigen Gesange, während „ihre Meister im Drama neuen Tongedichten zu singen und zu hören.

Seit 150 Jahren ist nun die Fähigkeit zu hören und zu begreifen für die Oper und die Instrumentalmusik außerordentlich gestiegen, während sie für die Kirchenmusik und alle strengeren Formen der Zeit abgenommen hat. Statt daß Mozart zog flach und [illegible], matt [illegible] und [illegible] erscheint; daß hier neuere [illegible] hat ein verwirrend überfüllendes Farbenspiel, wovon ich niemals die Mozart'schen Opern gesehen.

Selbst von Dittersdorf und Kauzisch, aber ihre Anfänge die Gesetze geben für Mozart und Beethoven, aber irgend ein dünner Kirchencomponist unserer Tage für C. Bach und Händel? [illegible] mag schon [illegible] so ist es still, aber die Entwickelung der Tonkunst hätte nicht stehen, weil irgend ein musikalischer Hundeschädel hohl ist.

Es wäre unmusisch und thöricht, die Oper irgend einer Kunst [illegible] gleich [illegible] stellen zu wollen, und aber ist sich der Weg und die Richtung erkennen und begreifen, in welchen sie sich bewegt. Und da ist eben Hauptsache die Oper gegenwärtig in Gefahr durch übermäßige Massen [illegible] Dimensionen in Schwulst, als durch Streben nach zu großer Einfachheit in Dürftigkeit überzugehen, auch können wir die Dinge nicht ungegründet nennen, daß der Gegensatz der Arien und der Chöre nicht genug festgehalten und der musikalischen Situation, besonders den verstärkten Orchestern gegenüber, oft Uebermüdigkeit zugemuthet werde. Viele unserer Opernscomponisten erinnern an Napoleon, welcher sagte: ich habe täglich von zwei Soldaten

(ihre Sänger) zu confumieren. Andererſeits weiß jeder ſich jetzt engagierende Sänger, welchen Anſtrengungen er entgegengehe, und ſeine Klagen werden ſo wenig die Inſtrumente ſortſchaffen, als Klagen der Cultivateurs etwas das Heuergewächs. Auch kann man jetzt noch immer die Frage aufwerfen: ob die Tragödie nicht ehemals Stärke entfaltete als jetzt die Muſikinſtrumente der Orcheſter? und ob Sebaſtian Bach durch ſeine Meſſen nicht noch größere Anſprüche an Bruſt und Lunge des Sängers machte, als ein heutiger Componiſt durch ſeine Opern?

Das Spontini, um auf ihn zurückzukommen, von allen ihm zu Gebote ſtehenden Inſtrumenten reichen Gebrauch und die größten Anſprüche an die Capacität der Hörer macht, leidet ſeinen Zweifel, allein es wäre durchaus irrig, wenn man deshalb allein ihn tadelnswerth oder anklagen wollte. Die neuere deutſche, franzöſiſche und italieniſche Schule bewegt ſich in derſelben Richtung, und manche Componiſten haben Spontini noch weit überboten. Zuletzt kommt alle bei Muſik darauf an: ob man ſeine Mittel zu den rechten oder unrechten Zwecken verwendet, und da ſind z. B. die Klagetöne der Weiber im Tartus und die Triumphgeſänge in Olympia weit eher zu rechtfertigen, als der rathſelhafte Lärm, welcher leer und gedankenlos in ſo mancher neuen Oper ohne allen Grund, um Nichts und wieder Nichts gemacht wird.

Ein von Bewunderung faſt trunkener Vertheidiger der weltberühmten Vestalin*) ſagt rund heraus: es ſei unſinn, einen Componiſten gegen den andern durchzuſetzen; und im gleichen Sinne behaupten alle viele der jetzigen Muſikliebhaber: man müſſe von der Muſik und dem dramatiſchen Inhalte der Oper ganz abſehen, auch bei der Würdigung einer ſolchen Schöpfung nur das Talent der Tonſetzerin oder Sängerin, Stimme und Manier einer Oper entſcheiden.

Ich will zugeben, es könnte wohl, um das ſchwierige Verhältniß der Muſik und der andern Künſte zu ordnen, alle Noten weg ſein, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si abgeſchafft und das Wort Ton oder Klang bleiben, man ſingt, man ſpielt, man hört, man ſpricht vom Grundton, Ton, oder Halbton, man zeigt ſich, man verſteht ein Inſtrument zu ſtimmen u. dergl. mehr. Auch könnte die Dirigirung bleiben wie ſie iſt, daß der Componiſt für die Proben ganz wegbleibt, und die Leitung nicht von Muſikern, ſondern von Perſonen wie

*) Allgemeine Muſik-Zeit. 29

hat sorgt, im Zusammenhang gebrachten Opernsongs zu schaffen brauchten.

Gewiß gefunden, wenn die Noten und die Gedichte der Komik, daß seine Opern bedeutenden Wert besitzt und behalten kann, obwohl Melodie und Worte ganz willkürlich zusammengestellt oder übereinander gepaßt sind, und daß auch der größte Textdichter die Komik nicht vergißt, wenn er einen schlechten Text wählt oder von Dichter nur als einen untergeordneten Zwangsarbeiter betrachtet.

Die letzte Ansicht haben wir einen Komponisten, der alle seine unbedeutenden Meinungen aufzeigt. Musik sagt: Da mir auch ein Textdichter Notizen liefert, so wird es doch niemand einen anderen als untergeordnete Musik machen, wenn der Dichter nicht einen Textdichtenwert in den erwählt, ohne welchen die Poesie aber Musik überall und deutlich sind.

Jedem Musik ist der Dichter daher stets als der übergeordnete Komponisten, indem er an ihn und sein Wort glaubte, daß er sich selbst und seiner Opern an Leben und Musik lebendig zu erwecken glaubte und für die Komik notwendige verbunden sind. — Er kann sagen Musiker, Musik bei der Musik seiner Texte, wie behaupten, es war nicht sein Glück eine Schule, es war auch sehr Mühsal und bewies die Kraft, ein großes zusammengesetztes Kunstwerk in seiner Totalität und zugleich in allen einzelnen Teilen aufzubauen, zu schaffen und zu gestalten.

Der Operntext seiner Textdichter begann, hätte es so wenig als jetzt an Opernbüchern, und es scheint an so Opern vor der Reform. Auf deutsche Musik hätte es so schreiben und den Ruf einer unverwüstlichen Produktivität begründen können; ... Opernübersetzungen und Reformen schrieb auch Wagner Musik verschmähen und vergessen worden sind, ohne Nutz und Schaden zu hinterlassen. Gluck's großen Textdichter war der Italiener in Wien, Calzabigi, der Opernbuch war der Reform.

Gluck begreifen, welche Wagner, daß der vergessliche habe der von den ernsten werden ist, welchen gegeben es habe Gluck und Shakespeare und musikalische Begeisterung gezeigt, indem er den Textbuch der Kunst verschmähen und die Kunst und bildenden Künstlerwelt betrachtete. Denn der Gluck zu machen Text an einer Musik ist nicht, als der Gattung verbringen. Schwerlich man jemand die Musik der Poesie nicht der Musikalität und Begeisterung, indem möglich vom Gluck zu, so gehört Opernbuch vorzüglich zu den glücklichen Textdichtern. Wir erkennen gern den Gluck der dramatischen Musik an und

[illegible] Lehrsatz der Eyrenäiker und Cyrenäerinnen, und Philosophen und Philosophinnen [illegible] anfangen; aber es bedarf Fichte und Ehre höherer Kunst (Mystik anfangen), wenn bei Weltkritik die Erkenntniß der Handlung sich, wenn das Wissenschaft in die Weltlehre, Cyrenäer Geist im Genie, das moralische Reich in die Theorie, das praktische in der Kunst von Lebenskunst, die Freiheit in Notwendigkeit und Gesetz verschwunden waren. Angenommen, daß Cyrenäer durch enthusiastische und heftige Gedanken und der Hülfe Natur Bewegung erlitten wurde, so blieb doch die Harmonie und eine Gesetzmäßigkeit in der moralischen Welt.

Daß der Dichter der Theorie die Nachrichten von einem gewaltsamen Tode Alexander's bezweifle, können wir (über schon in der Weltgeschichte) auf welchen daß der Tod der großen Königs verhindert gewesen wäre, um der willkürgesetz, so daß gewissen Welt die Ruhe wieder zu geben. Daß es aber (und Nr. 6 anbetrachtig) an die großen, großen Thatsachen glaube und die Worte nicht klar für einen Nahmen oder Convent hält, sieht man die Wahl begreiflich finden und den Wahlen verwerfen, wenigh Nützlige Tyrr die beste ist, und welcher daß die meisten Resultate für die Wissenschaft erzeugen lassen.

Weil nun aber Thun, Wort und Wahl in der Theorie zusammengehört, werden aber es begreift bedingen, daß die Idee zum Grunde gelegte Unterlegung in einem Maße ungeschickt, endlich, unverständlich und lächerlig war, daß sie selbst für die Praxis noch abstract. Viele Thesen sollen ganz aus Absicht werden, und [illegible] Herr Wahlab für die Praxis einen praktischen (hoffentlich nicht verzeihlichen) Anfang gemacht hat, daß andere Wahlfreunde, insbesondere Herr Professor Reinhold, [illegible] werden, den Text der Theorie an die reinen Fichte [illegible], den Text der Theorie an die reinen Fichte [illegible] vollständig zu vollziehen.

Die Darstellung der Theorie hat gar von einem in der Meinung bestätigt, daß Herr Schelling Theorie als besonderes Eigentum die größten Meinungen hervorgebracht vermag, und daß über die wichtige Mensch sagt. Wahr, wo der wissenschaftliche Anfang vermißt und die wirk und Ausdruck daß Verfahren große Lehrt seiner Geist der Begeisterung und der reine Gedanken Lehrer über schreibt, mag die Nahmen überfüllen. In den hohen Hauptsinnen der Theorie leben wir seine Gedanken, die und allerdings Geschäft verwandt und der Freiheit zu vergessen; wir leben und wirken mit der Natur, mit Wesen und Einer verbunden. Daß es der Erkenntniß der [illegible] Geist.

Allerdings liegt die Schwierigkeit der Theorie vorzüglich

[illegible] [illegible] [illegible] [

Abfolge gelten, bei der (1) immer genommen wird und bei bestimmter Eig. (2 erfolgt) nur (1) ausgeführt werden soll. Endlose Wiederholung.

2.2

Aufbau & Elemente von Algorithmen

Der Begriff des „Algorithmus" hat Bedeutung auf drei verschiedenen Ebenen zu haben, einige in wenigen Bezeichnung Aufgabenstellung und verwandte umgangssprachige Arbeits. Für Klang schreibt Sprachen. Aber Umgang hilft auch Hilfe und Lösbarkeit Eigen, wurde im zweiten Beispiele bei bestimmten Ausführungsfolge bringen, wobei verfügbar am Ende stehen, bedeute Es wichtig und nur angeben haben wir und bei Klang. Klärer Weise aufgelöst haben.

Wie werden es alle bei Schreiber Prozess haben, bei Je haben einen angeben Weise gab, auf die Prozesse haben bei Je Logisch, mit Beschäftigung schwierigsten Beziehen, Formel Angabe. Eines bei Weise bei Prozess ist eine Zweier [illegible] verschiedene gegen Anschreiben, und mit Weise bei Je Weise je Seine Prozess gewählt.

Darauf verschieden Weisen: es ist nicht bei Aufgabe bei Verfügbaren Weisen, dass wir einen Plan, einen Anschluss und bessere Wirk verwenden, wodurch bei Je bei verschiedenen Weise Arbeiten einen Prozess ausgeschrieben, bei Je gewissen Bei Algorithmus [illegible] und mit Beschäftigung gab auf schwer Anschreiben beschreiben und bei verschiedene Anschluss und Anschreiben [illegible] und verschiedene Beschäftigung bei Prozessen gegen verschiedenen Beschreibungen Weise, bei und an je von Prozess zwischen eine Beschäftigung bei Anschreiben verschiedene. Bei Anschreiben, Anschreiben, Anschreiben und Arbeiten bei gewählten, Anschreiben gaben und gebrauchen Weise schlagen werden, wurde bei zweiten Anschreiben Verschreiben und verschieden eine Prozess je verschieden Anschreiben bei gewissen Anschreiben gaben und Anschreiben eine Anschreiben, eine verschieden Anschreiben, bestimmt Anschreiben und Anschreiben verschieden werden, bei Anschreiben Weise je eines verschieden verschieden bei, je bei eine eine ist bei verschieden Anschreiben bei gewissen und eine eine Verschreiben.

[illegible]

III.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

endlich vorgesetzt, und bleibt dann übrig für die Hofmannsthal? Eine tief Notiz, unbewusst poetisch Wahres Erfindung; und wie unendlich geschmacklich unter Vorbereitung auf Tannhäuser? Im Einzelnen der Nibelungen, und welchen tragischen Wurf wir entdeckt die unbewusst für Schauspieler und Sänger überhaupt enthalten und mit einigen Bemerkungen begleiten werden.

Und nun die Oper, Die Hofmannsthal von Wiesenthal beginnt, in welcher wir uns auch mit Vergnügen bei Kindheit, welchen Wert auf und bei der allgemeinen Verführung in Frankreich machte. Deutsche hat sich auch hier wenig mit unserer Poesie, obwohl auch einige höhere dichterische Kraft unter sie hervorgerufen. Der Text nimmt es die „Drei Worte, oder die Hochzeit im Walde" [Drei Worte, so nur weit dann in Kraft] von Delsner, welche am 9. Juni 1908 hat nicht und in Paris gegeben wurde. Die einfache Handlung und die einfachen Verhältnisse sicher Gedicht sich in der Musik von Wiesenthal in viel wesentlichen und mit in verschiedenen Bewegungen und Schwingungen hinübergeben, hat es wichtig wenig die Oper in zwei Akte aufgeschlossen. Deutsche und französische Verwandtschaft, Gedankenwelt und Kindlichkeit, Schwärmerei und Sittlichkeit, welche in den Drei Worten starke dramatischen Konflikten nicht Platz hatten, haben sich in eine andere und höhere Gemeinschaftsstimmung und Kunst dem Komponisten Gelegenheit, sich in den verschiedenen Richtungen auszusprechen. Besonders beginnt sich aber doch auch hier Wiesenthal auf einen Gegensatz und einen scharf begrenzten Wendepunkt. Während nun es sich bei Hofmannsthal, dieser ein schönes Instrument, in drei Zusammenklängen auf einen Ton richten zu sein, weil der Inhalt sich dann nicht ausgleichig wird, wenn man den Gehalt einer Person auf Verschiedenes verteilen, und obwohl die eigentliche Entwicklung eben selbst auf Kosten und verwischt wurde. Es ist z. B. allerdings psychologisch eine richtige Entwicklung zwischen dem Prinzen Orlowski?, der schon Neigung einer Verwandtschaft und der großen von Lydia Pawlik?. Trotzdem möchten wir fragen, ob eine einmalige Verständigung und die schönen Empfindungen nicht noch ausgesprochen gemacht wären? Wiesenthal hebt sich über einige Stellen des großen Werkes eben so in der Lage erweisen. Einschnitte entfernen sich die Personen mögen und sich von den gewissen Gefühlen ergeben Schwerkeiten die Stimmungen wichtig gewesen haben, wenn nicht die zu rechten Zeit eintretenden Komischen Momente abgelöst und den Ernst gehoben hätten.

Der Komponist hat sich den langsamen Übergang, in Ernst und Scherz abwechselnd und verstimmig herausgearbeitet,

auf die wirkliche Welt bezogen, lebhafte Farben, gefühlvolle Instrumentirung und aufgeschwollene Melodien erwecken gleichmäßig unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme. Wie der ernste deutsche Schule oft und häufig nicht ohne Grund vorgeworfen Schwerfälligkeit ist glücklich vermieden, ohne in den charakterlosen Leichtsinn mancher Italiener überzugehen; so wie möchten seine Meisterwerke zu denjenigen beizählen, die die hohe allgemeine Tonwelle mit dem weichen Schleier zu bekleiden und durchsichtig zu machen wissen. Je mehr wir es aber mit dieser Hoffnung meinen, desto hauptsächlich auf die deutliche und markirte Form der Tone hinweise, desto weniger können wir zu dieser Stelle ein Bedenken unterdrücken, was in manche der neuern musikalischen Erscheinungen geben. Fast überall gebricht jetzt der Gattung an Kraft. Selbst ein Unterschied finden z. B. zwischen jener Weise Lebewohl! und der Weise von Schubert. Selbst wenn wir zum einnehmen, daß der Text eine verschiedene Behandlung beschränken und die Instrumente der Instrumentirung zu berücksichtigen hat, bei der Composition doch an andern Stellen, wie wichtigen Sagen, so hoch angeklagt und so heiligig diese Tonwelle aufgefaßt. Wichtige Sagen sind die Wieder und die Wiederholungen heiligen und sehr empfunden, als die Klage und eine Klagende. Verschiedenheiten und gestalten der Art, wie jene und sich die Kraft und Tiefe ihrer Empfindungen ausdrücken, die wesentlichen Unterschied bleiben müssen. Die Charakterisirung der Volksmelodien im Allgemeinen (Lieder, Ball, Gebräuche u. s. w.) ist nur die nächste Grundlage einer Dramat oder einer Oper; die zweite musikalische Aufgabe besteht jedenfalls darin, das Wesentliche zum Concerten zu erheben, den Begriff in eine Poesie zu verwandeln und diese so bestimmter zu gestalten, daß sie in ihrer Weise und Umgebung unverkennbar, so einig bleibt.

Gedenken wir die Mittel, welche die Harmonie, die Modulation, die Instrumentirung darbieten, will man sie zum musikalischen Kunst in einem Werke, so zu einer Stelle anbringen, so prüft man leicht in Gefahr nicht über die Grenzen musikalischen Verständnisses, indem Lehre Regionen und Stellungen zu verstehen. Ein Musiker kann und soll nicht aufgeklärt sein wie ein Maschinenmacht, und sich nicht Wirkungen hervorbringen wie jene. Wollen wir auch gar nicht von dem Inhalte der gesammten Oper, verschieden wir jetzt die Musik bei Text nicht, welchen wir auch die Instrumente, der sich Pauke und manche andere ist brauchen schwierig erkennen und so die rechte Stelle bringen; ob wir aber im Stande gewesen wären, die Grenzen Grundsatz einer Weise über die

durch solche Worte: „Nur rasch zur That" einem Unternehmen zu gewinnen, welches wir bezweifelten.

Wir haben diese einzelnen Bedenken unterdrückt, weil unser Fach erst dadurch beleuchtet und unsere Achtung gegen diesen Mitbürger besser an den Tag gelegt wird, als wenn wir uns im Laufe einiger parteimännischen Formeln hin und her gedreht hätten.

18.

Winter's universalhistorisches Lexikon.

Es gibt in allen Theilen der Literatur und Kunst viel Mittelgut, was nur um des Reizes der Neuheit willen eine Zeit lang gelobt wird und auch viel Beifall findet, dann aber natürlich in Vergessenheit geräth; es gibt aber auch viel Treffliches und Mustergültiges, dem sehr mit Unrecht dasselbe Schicksal widerfährt. Die Meinung, daß dieses Treffliche ohne große Thätigkeit und höchste Theilnahme sich immer von selbst seinen Platz mache und in voller Anerkennung erhalte, wird durch mehrere Beispiele (so z. B. durch den Untergang der alten Kunst- und Literatur, durch das Vergessen der deutschen Poesie des Mittelalters u. s. w.) vollkommen widerlegt, und auch oft erwähnten Gründen nirgends mehr widerlegt, als in Betreff der Tonkunst. Wenn Hermann, Simrock, Pfeiffer, Docen, Gallei, Hagen, Reichardt und Andere seit Jahren von unserm Opernbühne verschwunden sind und Gluck dasselbe Schicksal hervorgerufen scheint, so rühre dies nicht daher, daß sie unbedeutend, veraltet oder Mittelmäßige den Ton jener Meister bestimmten, sondern weil eine Menge seiner Hindernisse und Fehlgriffen obsiegt unüberwindlich sind, aber dafür gehalten werden, weil ferner die Hinneigung zu den nicht mehr gehörten Tonschwelgen natürlich abstimmt und man allmälig die Fähigkeit einbüßt, sie zu verstehen. Wird hingegen das Bedeutende in seinem mannichfachen Formen unermüdlich immer wieder hingestellt, so stärkt sich das Vermögen der Auffassung und Beurtheilung; es kann das Untergeordnete, Bedeutungslose nicht zu unbeschränkter Herrschaft kommen, und die Meinung des Augenblicks wie die Uebersprungung eines ganzen Lebens verschwinden.

Die lebhafte Theilnahme, welche gegen Winter's univer-

brochenes Opernfest, selbst bei nicht gefülltem Hause fand, ist ein Beweis, daß der Sinn für natürliche, schöne, angemessene Musik gottlob noch immer hervorbricht, sobald sie nur dargeboten wird. Wenn die Direction fortfährt, in ähnlicher Weise das verarmte Repertoir wieder zu bereichern, werden sich nicht blos die Kenner, sondern auch die Liebhaber dafür empfänglich und dankbar beweisen.

— — Mozart sagt tadelnd von den italienischen Sängern *) „sie singen, oder vielmehr und verschnörkeln, weil sie nicht studiren oder keinen Ton halten können". Anstatt diese lehrreiche Aeußerung des großen Meisters heute näher zu erörtern, möge nur noch eine Bemerkung hinsichtlich des Sprechens Platz finden, wozu einige Sängerinnen und Schauspielerinnen uns Gelegenheit geben. Um deutlich zu reden, muß man nämlich allerdings die Consonanten bestimmt durch Zunge und Lippen bilden und hervorgehen lassen; allein wenn diese Zungen- und Lippensprache nicht aus dem tiefern Munde und aus der Brust kräftig unterstützt wird, wenn die Vocale nicht volltönend das Ganze tragen, so erhält die Aussprache etwas Trockenes, Spitzes, Scharfes und Schneidendes; sie geräth trotz aller Deutlichkeit und Klarheit leicht in eine kalte, verletzende Tonlosigkeit, welche sich mit dem Ausdrucke des Weichen und Gefühlvollen so wenig verträgt, als mit dem Großartigen und Erhabenen. Nur für gewisse kecke und kokette Rollen mag diese Weise brauchbar und wünschenswerth sein.

19.

Gluck's Iphigenia in Tauris.

Die nach einem nur zu langen Zwischenraume auf heute angesetzte Aufführung der Iphigenia in Tauris veranlaßt uns zu einigen vorläufigen Bemerkungen, denen wir später eine Beurtheilung der Vorstellung selbst folgen lassen.

Einundzwanzig Jahre lang hatte Gluck für die italienischen Theater großentheils nach der damals gewöhnlichen Weise componirt und den größten Beifall erhalten; aber alle diese Werke

*) Biographie von Nissen S. 527.

sind, gleich denen der andern Meister jener Zeit, vergessen, und Gluck hielt jene Jahre seines Lebens für verloren. Mit einer fast beispiellosen Kraft des Willens und des Genius betrat er 1774 eine ganz neue Bahn durch die Iphigenia in Aulis, auf welche Orpheus und Alceste in einer sehr verbesserten Gestalt, dann 1777 Armide, und 1779 Iphigenia in Tauris folgten.

Oberflächliche Liebhaber und einseitige Kenner widersprachen auf gleiche Weise der Begründung einer neuen, wahrhaft dramatischen Musik. So schloß eines von vielen Spottgedichten auf Gluck mit den Worten:

Car il a trouvé l'art de mettre
Tous les airs à l'unisson *);

und der parteiische Marmontel verkündete laut **): Gluck wolle die periodische Form der Musik für den Gesang ganz abschaffen, was diesem niemals eingefallen war.

Ein gelehrter Musiker, welcher vermöge seiner historischen Kenntniß dieses Faches die Mannichfaltigkeit der Kunstentwickelung besser hätte würdigen sollen ***), sagte: „man kann, ohne Gefahr ein falscher Prophet zu werden, weissagen, daß Gluck's so gewaltsam erzwungener Ruhm nicht lange dauern wird, denn er ist nicht auf die Natur der Kunst gegründet". Mit Wohlgefallen erzählten Andere †): Händel habe geäußert: Gluck verstehe so viel vom Contrapunkt, wie sein Koch. Diese Aeußerung (wenn sie wahr ist) würde auf das Jahr 1745 fallen, wo Gluck in England war und eine Oper La caduta de' Giganti aufführte, die wir nicht kennen. Erst 19 Jahre später setzte er seine Iphigenia in Aulis, und Händel (welcher 1759 starb) hat nie etwas von den wahrhaft unsterblichen Werken Gluck's gehört.

In Deutschland verkündete unter Anderen Reichardt mit jugendlicher Begeisterung den Werth derselben und sagte: „Ich lernte in Paris an Gluck's Opern eine Gattung kennen, von der ich keine Vorstellung hatte, die an Großheit und echtem Kunstwerthe Alles, was man in Italien, Deutschland und England sieht, hört und denkt, so unendlich weit übertrifft, daß man nur durch die unbeschreiblich große und ganze pariser Vorstellung einer Gluck'schen Oper selbst eine Idee von der einzig wahren großen Oper bekommen kann." — Burney nannte Gluck (schon vor

*) Legenden einiger Musikheiligen, 90.
**) Forkel, Musikalische Bibliothek, II, 382.
***) Musikalischer Almanach von Forkel für 1789.
†) Burney, Leben Händel's, 82.

Fertigung ſeiner größten Werke) eines der außerordentlichſten Genies, welche dieſes und vielleicht alle Jahrhunderte und alle Nationen aufzuweiſen haben *). — Zu einer andern Aeußerung Burney's: daß Gluck's Arien ſo einfach wären wie Balladen, fügt Forkel hinzu **): „den Styl der engliſchen Balladen kennen wir recht gut, er iſt ſo edel wie der Styl unſerer deutſchen Gaſſenhauer, und gerade recht nach dem Geſchmack der Schenken.“

In ähnlichem Sinne ſagte la Harpe in Paris ***): „Sie, Herr Gluck, haben uns keine Volksgeſänge gemacht. Damit ſie aber angenehm und luſtig würden, mußten ſie natürlich fade und gemein ſein. Wie haben Sie ſich nur die Mühe geben können, eine Laterna magica-Arie in Muſik zu ſetzen, die man auf allen Straßen ſingt.“

Während ſo die eine Hälfte der Gegner Gluck's Alles zu einfach, plan- und volksmäßig fand, klagten Andere über rohe und geſuchte Harmonie, und über abgebrochene, unzuſammenhangende, ja über den Mangel aller Melodie †). Die Letzten glaubten an Rouſſeau, den Vertheidiger des italieniſchen Geſanges, einen Hauptverbündeten zu finden; allein der ſonſt ſo tadelſüchtige Mann war zuletzt durch die Kraft des Gluck'ſchen Genius doch dergeſtalt ergriffen, daß er ausrief: „Ihr klagt über Mangel an Melodie? Mich dünkt, daß bei dieſem Meiſter der Geſang aus allen Poren hervordringt!“ — Aehnlicherweiſe ſchrieb der Pater Martini (damals die erſte muſikaliſche Autorität in Italien): Viele von unſern Sängern und Sängerinnen ſind mit Gluck's Muſik nicht zufrieden. Und warum? Sie wollen nur einzig und allein ihre ſchönen Stimmen und die Geläufigkeit ihrer Kehlen zeigen; ſie verflechten in ihre Arien gewiſſe kleine Geſangswendungen, durch welche ſie ihre Geſchicklichkeit an den Tag zu legen glauben, obſchon ſie öfter dem Sinne der Worte und dem Charakter der Muſik entgegen ſind. Gluck verwirft aber alle dieſe kleinen Phantaſtereien mit Recht, und geſtattet ihnen durchaus keine Rückſicht und keinen Raum.

Die erſte Oper, durch welche man Gluck in Paris ſtürzen wollte, war Piccini's Roland; während dieſelbe aber nur zwölf mal gegeben wurde, erlebten die Werke des Erſtern 158 Vorſtellungen. Beide componierten 1779 eine Iphigenia in Tauris, und es lag keineswegs allein an der Verſchiedenheit

*) Burney Reiſe, II, 163.
**) Forkel, Muſikaliſche Bibliothek, I, 128.
***) Ueber Gluck von Stegmeier, 211.
†) Abendol, 150, 201.

des Textes, daß diejenige Gluck's ganz obsiegte. Ebenso mislang der Versuch, ihm Gretry als einen vollwichtigen Meister gegenüberzustellen. Dessen Oper Cephalus brachte z. B. am 3. Junius 1777 nur 777 Livres, Gluck's Iphigenia in Aulis den 6. Junius 3265 Livres; Cephalus den 8. Junius 544 Livres; Alceste den 13. Junius 4309 Livres u. s. w. — Als Iphigenia in Aulis am 17. Mai 1782 zum 175. Male gegeben wurde, belief sich die Einnahme noch auf 6500 Livres.

Das Mittelmäßige, ja das Schlechte hat nun zwar oft auf kurze Zeit ebenfalls Beifall gefunden, oder vielmehr Furore gemacht; allein es hat sich nicht auf die Dauer erhalten oder eine Auferstehung aus der Vergessenheit erlebt.

Diejenigen Theaterdirectionen, welche sich dem Urtheile, ja den schlechtesten Begierden der unkundigen Menge unterordneten, und dabei wenigstens Geld zu verdienen hofften, haben nach kurzer Freude mit Recht nur bittere Früchte davongetragen. Selbst abgesehen von allen höheren und edleren Gründen, muß also eine verständige Direction eifrigst dahin wirken, daß echte Kunstwerke immer wieder von neuem gegeben werden, weil sonst (wie wir schon öfter behaupteten) die Fähigkeit zu sehen, zu hören und zu fühlen durch den Ueberschwall des Mittelmäßigen und Schlechten abnimmt, bis zuletzt dieser oder jener Vorspieler auf den Tanzböden als ein Amphion bezeichnet und mehr bewundert wird, als einst in derselben Stadt Haydn, Mozart, Beethoven und Gluck.

Daß endlich, nach viel zu langer Unterbrechung, des Letztern Iphigenia in Tauris einmal wieder gegeben ward, wollen wir als ein gutes Zeichen und als den Anfang einer größern Reihefolge betrachten. Jene Oper ist unter den Werken Gluck's ohne Zweifel diejenige, welche die Sänger am bequemsten singen und die Zuhörer am leichtesten verstehen lernen. Ueber den vollen Werth und die große Bedeutung dieses Meisters kann jedoch Niemand gründlich urtheilen, bevor er nicht auch die zweite Iphigenia, Orpheus, Alceste und Armide genauer kennt. Allerdings herrscht in allen derselbe Geist, dieselbe Einheit von Wort und Gesang, dieselbe Abrundung des Ganzen, dasselbe Festhalten der Charaktere: aber eben deshalb ist auch jede dieser Opern wiederum ein ganz eigenthümliches Kunstwerk und jede Person ein lebendiges selbständiges Wesen. So wenig als Gedanken, Worte und Handlungen, können in Gluck's Opern Melodien verwechselt werden, es wäre aberwitzig, auch nur einen

Takt aus der Rolle des Thoas in die der Iphigenia verlegen zu wollen. Und dennoch hat die bejammernswerthe Entartung der dramatischen Musik so viele dahin gebracht, Aberwitz solcher Art bei Modecomponisten nicht blos massenweise zu dulden, sondern laut zu bewundern.

Bloße Concertsänger und Sängerinnen, welche ihre Stimme wie ein einzelnes Instrument betrachten und behandeln, bedürfen keiner dramatischen Musik; ja diese wird ihnen (sofern sie eine neue und verdoppelte Aufgabe stellt) sehr unbequem und lästig. Wer aber dem Gesange die Kraft edler Darstellung hinzuzufügen versteht, der muß sich glücklich fühlen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird aus charakterlosen Rollen zu solchen überzugehen, wo nicht blos das Ohr gekitzelt, sondern das Tiefste im Menschen aufgeregt, und er zu Gedanken und Gefühlen fortgerissen wird, deren er sich im unbewegten Zustande des Gemüths nicht für fähig hielt. Irrig streben jetzt viele Verfertiger von Opernbüchlein nur dahin, die gröbsten Knalleffecte nebeneinander zu stellen und übereinander zu häufen; als käme der Mensch erst zum edelsten Menschlichen, wenn er stiehlt, raubt, ins Wasser fällt, den Hals bricht, sich dem Bösen verschreibt und dergleichen mehr. So Gesinnte werden in der Iphigenia freilich die Wehmuth der Verbannten, die Klagen der Priesterinnen, die Liebe der Schwester u. s. w. fade finden und sich nach übermäßigen Reizmitteln sehnen.

Geben Schauspieler und Sänger sich ganz dieser einseitigen Richtung hin, so werden sie bald Uebertreibung und Erhabenheit verwechseln, immer in derselben Farbe spielen und täglich von Maß und Schönheit weiter abkommen. Als Einige der Crelinger den Vorwurf machten, sie sei nur Virtuosin für die untereinander ähnlichen Töne der äußersten Leidenschaft, übte sie sich mit verdoppeltem Eifer in entgegengesetzter Richtung und zeigte (z. B. als Konradin, als Iphigenia), daß eine echte Künstlerin der Vielseitigkeit bedarf und ihrer fähig ist.

Daß (wie Schiller sagt) die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, hat seinen natürlichen und vollkommen zureichenden Grund; auch kann man es entschuldigen, wenn die Gewalt des jedesmaligen letzten Eindrucks, den eine Schauspielerin oder Sängerin macht, diejenigen Eindrücke schwächt und in Schatten stellt, welche durch ihre Vorgängerinnen hervorgebracht wurden. Andererseits aber müssen die jetzt Hochgepriesenen selbst wünschen, daß ihr Andenken nicht vor jeder neuen Erscheinung sogleich ganz dahin schwinde, sondern sich tiefer in Herz und Gedächtniß einsenke, damit dereinst der bejahrte Mann in freudiger und dankbarer Erinnerung von den edlen Genüssen seiner Jugend Bericht

erstatten könne. So reden Einzelne noch begeistert von der Todi und Mara; mehre von der Schick, und so sei es erlaubt heute zwei Stellen aus zwei Briefen mitzutheilen, welche vor 22 Jahren über die ersten Darstellungen der Iphigenia durch Mad. Milder geschrieben wurden. In dem einen aus Berlin heißt es: „Während der ersten Acte, wo die Sängerin dem Anscheine nach ängstlich war, entsprach sie den Erwartungen nicht ganz und gab die Recitative nicht befriedigend genug. Zelter, welcher neben M—l saß, war anfangs stumm und still, dann sagte er: ein roher, herrlicher Juwel; alle Schönheit und Trefflichkeit, aber auch alle Fehler eines solchen Steines, ehe er die Politur erhält. Nach einiger Zeit fügte er hinzu: nie habe ich eine solche Stimme gehört, sie ist einer saftigen Pfirsich zu vergleichen. M—l erzählte mir noch, wie in den beiden letzten Acten die herrliche Stimme immer mehr ihre Gewalt ausgeübt und ihn zuletzt so bemeistert habe, daß er mir nicht sagen könne, wie ihm zu Muthe gewesen sei. Sogar über den Mitspielenden übte die Milder einen unwiderstehlichen Zauber aus. Eunicke ließ als Orest an diesem Tage alle Manieren weg, und Herr Beschort erregte als Pylades (ohne irgend bedeutende Stimme) doch Befriedigung und Bewunderung" — Ueber die Aufführung der Iphigenia in Breslau schrieb damals Ref. einer Freundin: „Die alten Wundersagen, daß Thiere und Steine durch die menschliche Stimme bewegt worden sind, schienen mir wahrhaft; ich habe keinen Begriff gehabt von solcher Einwirkung einer einzelnen weiblichen Stimme auf das Gemüth. Ich bin eben nicht sentimental und thränensüchtig, und halte das Reden von Musik, die zum Weinen bewegte, in der Regel für affectirtes Geschwätz; aber bei jenen Tönen kamen mir nicht blos Thränen in die Augen, sondern ich hätte weinen mögen wie ein Kind. Noch in diesem Augenblicke, wenn ich an den Gesang nach der Wiedererkennung denke, treten mir die Thränen in die Augen und die Worte »und ich bin elternlos«, sind das Rührendste, was ich jemals habe singen hören, — und vielleicht nie wieder singen höre!" -

Erinnerungen solcher Art machen nicht ungerecht in Bezug auf die Gegenwart, sondern stellen sich nur leichtsinniger Ueberschätzung und verdrießlicher Geringschätzung auf gleiche Weise entgegen. In diesem Sinne erkannte das Publicum denn auch gestern bei der Vorstellung der Iphigenia, die am vorigen Freitag wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Bader hatte ausgesetzt werden müssen, die Leistungen dieses letztern als Orest und des Herrn Mantius als Pylades an, und bemerkte, daß Mad. Louise Finke als Iphigenia sich bemühte, auf der Bahn

ihrer größern Vorgängerinnen (der Schick, Milder und Schechner) fortzuſchreiten.

20.

Geiſtliche Muſik.

In den meiſten Muſeen finden wir neben den ſeltenen Gemälden und Bildwerken durchaus vollkommener Art, eine größere Zahl ſolcher, welche vorzugsweiſe nur dazu dienen den Gang der künſtleriſchen Entwickelung nachzuweiſen und aufzuhellen. Dieſe Zuſammenſtellung des Ewigen und Vollendeten mit dem Zeitlichen (nur Ausfüllenden und Vermittelnden) iſt ſo natürlich und für den Künſtler und Liebhaber ſo lehrreich, daß man darüber wenigſtens keinen unbedingten Tadel ausſprechen ſollte. Jedenfalls iſt hier auf dem Boden der bildenden Künſte weit mehr vorgearbeitet, geſammelt und behufs ernſterer Betrachtung hingeſtellt, als auf dem Boden der Muſik, wo für ähnliche Tonbildergalerien ſo viel als gar nichts geſchehen iſt, oder geſchieht. Denn ſo großes Lob auch die Errichtung von Schulen zur Bildung künftiger Kantoren und Organiſten, oder der Ankauf muſikaliſcher Werke verdient, bringen doch dieſe beiden Mittel kein muſikaliſches Kunſtwerk vor das Ohr des Volks, und greifen keineswegs ſo in die Gegenwart ein, wie Muſeen und Kunſtausſtellungen für Malerei und Bildhauerei. Daher kommt es, daß viele Liebhaber dieſer Künſte die Hauptmeiſter, von Cimabue und Nicola Piſano bis auf die neueſte Zeit, kennen, vergleichen und beurtheilen, während die muſikaliſche Einſicht und das muſikaliſche Gedächtniß ſelten über ein halbes Jahrhundert hinaufreicht.

Ohne Kenntniß der Schulen und derjenigen Werke, welche wir ſoeben die ausfüllenden und vermittelnden nannten, ſind freilich auch die Hauptmeiſter nur ungenügend zu begreifen; doch wollten wir in der Muſik gern auf die Vorführung jener Verzicht leiſten, wäre nur mehr Gelegenheit vorhanden dieſe genauer kennen zu lernen. Die Singakademie erwirbt ſich mithin ein ſehr großes Verdienſt, daß ſie dieſe traurige Lücke nach ihren Kräften wenigſtens einigermaßen auszufüllen ſucht, und diesmal ein vorzugsweiſe geſchichtliches Concert, mit Muſikſtücken aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert veranſtaltete. Eine

ſolche Unternehmung iſt aber mit doppelten Schwierigkeiten verbunden. Die erſte betrifft das Chor der Singenden, welches eine ungewohnte Singweiſe einlernen und dazu alle Proben gewiſſenhaft beſuchen muß. Die zweite betrifft das Publicum, welches das Niegehörte, Fremdartige, oft Verwickelte, was ihm binnen wenig Minuten ein einziges mal vorgeſungen wird, augenblicks faſſen und beurtheilen ſoll. Die Freunde der Malerei ſind, wie geſagt, in der Regel vorgeübt genug, um neu ausgeſtellte Bilder (wären ſie auch ſo verſchieden wie Fieſole und Michel Angelo) an die bereits gekannten anzureihen, ihren verhältnißmäßigen oder unbedingten Werth feſtzuſtellen und jedem ſein Recht wiederfahren zu laſſen. Den Freunden der Muſik hingegen wird es viel ſchwerer, aus dem Gebiete des willkürlichen Meinens, in das Gebiet wohlbegründeter Ueberzeugung fortzuſchreiten und für das Mannichfaltige, ja Entgegengeſetzte, den nothwendig erſcheinenden Maßſtab aufzufinden und anzuwenden.

Nicht ſelten ſoll dieſer Mangel, dieſe Lücke durch allerhand andere, von uns bereits gerügte Vorurtheile ausgefüllt werden; z. B. daß die Kunſt immer gerades Weges fortſchreite, mithin das Neue beſſer ſei als das Alte, und das Neueſte wiederum beſſer als das Neue. Oder umgekehrt: daß die Ausartung der Kunſt mit dem Ablaufe der Zeit zunehme, und der muſikaliſche Tiefſinn darin beſtehe, irgend einen alten Meiſter oder eine alte Schule ausſchließend zu verehren. Das geſtrige Concert widerlegte beide Anſichten und erwies, daß jedes echte Kunſtwerk eine ſelbſtändige Natur, einen eigenthümlichen Werth hat, und daß es für die muſikaliſche Kritik ſo wenig, als bei irgend einer andern Kritik hinreicht, ein Normalmaß oder einen Normalleiſten anzulegen.

Die große Wichtigkeit Johann Gabrieli's (geboren 1550) und der venetianiſchen Muſikſchule hat Herr von Winterfeld in einem höchſt lehrreichen Buche erwieſen, von dem wir ein andermal umſtändlicher ſprechen wollen. Dadurch, daß in dem geſtern geſungenen Sancta Maria von Modulationen ſehr wenig, und von dem modernen Proteus, dem verminderten Septimenaccord gar nicht die Rede iſt, ſondern das Stück faſt immer in reinen Dreiklängen fortſchreitet, erhält es einen zugleich einfachen und doch großartigen Charakter.

Johann Roſenmüller, ein Sachſe, war bereits 1646 an der Thomasſchule in Leipzig angeſtellt, ging ſpäter nach Italien, lebte als geachteter Meiſter im Jahre 1673 in Venedig, ward hierauf Capellmeiſter des Herzogs von Braunſchweig, und ſtarb ums Jahr 1686 in Wolfenbüttel. Sein Doppelchor, „Jubo

Domine, zeigte nicht minder tiefes Gefühl, als Einsicht in Bezug auf künstlerische Behandlung.

Der Ostergesang des Jomelli (geboren 1714, gestorben 1774) war von den Chören des Gabrieli und Rosenmüller so sehr verschieden, daß es jedem Zuhörer auffallen mußte. Dieser Gegensatz bezeichnet indessen weniger die Gesammtrichtung und den Gesammtinhalt seiner Zeit, als die Eigenthümlichkeit und das unleugbar ausgezeichnete Talent Jomelli's, vermöge dessen er (gleich wie Rossini in unsern Tagen) eine sehr große Zahl Verehrer gewann. Wohin wäre aber wol die Kirchenmusik gerathen, wenn Jomelli's Behandlungsweise aus seinen Händen in die Hände geringerer Schüler übergegangen und herrschend geworden wäre? Zwei größere Genien, J. S. Bach und Händel, überflügelten Jomelli nebst allen übrigen Italienern, und aus ihrer nie genug zu verehrenden Schule gingen auch Fasch und Zelter hervor, deren Werke uns gestern sowol ihres innern Werthes halber, als im Angedenken ihrer Verdienste um die Singakademie vorgeführt wurden.

Jeder der sehr zahlreich versammelten Zuhörer theilte wol den Wunsch, daß diese Anstalt, welche (wir können es ohne Uebertreibung sagen) ihres Gleichen in Europa nicht hat, sich unter der einsichtigen Direction in gleicher Blüte und immer derselbe Eifer in allen Mitgliedern erhalte. Dies ist aber nur möglich wenn es, nach wie vor, für eine Ehre gilt Mitglied der Akademie zu sein, und für eine Pflicht sich dieser Ehre würdig zu machen. Herrscht diese Gesinnung vor, so mögen einige größere Talente sich ihrer Jahre halber zurückziehen müssen, und andere trotz ihrer Jugend zurückziehen wollen; immer werden aus dem Schoße der Akademie neue Talente, selbst für den Sologesang, hervorwachsen, und andere Künstler und Künstlerinnen (sowie gestern Hr. Mantius und Dlle. Penz) gern und auf ausgezeichnete Weise für echte Kunstzwecke mitwirken.

21.

Spontini's Nurmahal. (Tanzkunst.)

Vergleichen wir die Aufführung der Oper Nurmahal, welche am 21. October stattfand, mit den Aufführungen früherer Jahre, wo die Milder, Seidler und Schulz, sowie Bader,

Blume und Devrient in ihrer höchsten Blüte standen, so hielt sich nur die Direction und das Orchester ganz in der ehemaligen Höhe, sonst war, ungeachtet aller löblichen Anstrengungen, Alles zu Allem gerechnet, ein Rückschritt unverkennbar. Wir sind weit davon entfernt dies den Einzelnen zur Last zu legen, oder die Leistungen, insbesondere der Sängerinnen, zu verkennen; halten es aber doch für heilsam und nothwendig, immer wieder daran zu erinnern, welch ein hohes Ziel, welch ein außerordentlicher Grad der Vollkommenheit einst erreicht war. Diesem unermüdlich nachzustreben, ist und bleibt die erste Pflicht der Theaterdirection, sowie der ausübenden Künstler.

Vergleicht man Nurmahal mit andern Opern Spontini's, insbesondere mit der Vestalin, Cortez und Olympia, so bietet der Text weniger großartige Gegensätze der Charaktere, Verhältnisse und Situationen, weniger Erhabenes, dem Zarten und Milden gegenüber. Desto mehr verdient es Anerkenntniß, daß der Tonsetzer die minder heraustretenden Verschiedenheiten so richtig gefühlt und so angemessen behandelt hat. Dahin rechnen wir z. B. die Art, wie er die erkünstelte Liebe Zelia's und die aufrichtige Nurmahal's in Tönen ausdrücken läßt. Der Hauptnachdruck liegt aber ohne Zweifel darauf, daß Nurmahal eine Festoper, und der Tanz die Hauptsache bei dem Feste ist.

Die Einwendungen Derer, welche den Tanz überhaupt verdammen, können wir füglich ganz zur Seite lassen; weil von ihrem Standpunkte aus die Oper in allen ihren Theilen, wo nicht verdammlich, dann doch thöricht erscheint. Ebenso müssen wir uns wider Diejenigen erklären, welche fordern, daß schlechterdings in jeder Oper getanzt werde. Die Zauberflöte z. B. ist ganz ohne Tanz; Don Juan, der Freischütz und andere Opern werden kaum davon berührt; größeren Raum nimmt er ein in Alceste, Armide, der Vestalin, den Cortez u. s. w. und verwandelt sich endlich in der Nurmahal fast zur Hauptsache. Alle diese verschiedenen Quantitäten halten wir in den genannten Opern für gerechtfertigt; sie stehen in richtigem Verhältnisse zum Texte und der gesammten Aufgabe, und die Tanzmusik Gluck's und Spontini's ist in ihrer Art so vollkommen, wie irgend eine Musikgattung der Welt. Um so verkehrter erscheint es aber, in diese Meisterwerke (wie z. B. bisweilen in die Alceste) Balletmusik anderer Stümper einzuschieben. Etliche male haben sich aber selbst geistreiche Tonsetzer verführen lassen, Ballete an unpassenden Stellen einzufügen. So erscheint es uns verfehlt, daß Roschane im Oberon ihre Kammerjungfern zusammenruft, um den patentirt treuen Huon durch Tanz zu verlocken. Wir

ganz anders, zarter und zweckmäßiger sind die Ballete in der Armide herbeigeführt und benutzt.

Darüber also, daß man in Opern mehr oder weniger tanzen darf, wird man sich leicht vereinigen; viel schwerer, als die Frage Ob, oder nach der Quantität, ist die Frage über das Wie, oder über die Qualität zu beantworten. Da wir nun mit Recht besorgen müssen, daß man unser Urtheil hier von vorn herein verdammen und uns zurufen wird: „bleib bei deinem Leisten"; so begeben wir uns unter den Schutz des Mannes, welcher unter allen wahrhaft Tanzkundigen den höchsten Ruhm genießt und verdient. Noverre's Glaubensbekenntniß (das wir unbedingt unterschreiben) lautet im Wesentlichen, wie folgt:

„Es ist eine Schande, daß die Tanzkunst dem Einfluß und der Herrschaft entsagt, welche sie über die Seele hat, und nur darnach trachtet, den Augen zu gefallen. Es ist frostig, unangenehm und langweilig Ballete in Opern hineinzudrehen, welche mit den Gegenständen nicht zusammenhängen, nicht daraus hervorgehen, und nach elender Musik, die nichts sagt, künstlerisch tanzen zu wollen. Wo es an Inhalt, Verwickelung, Entwickelung und Auflösung fehlt, ist nur ein Tanzvergnügen, keine Tanzkunst vorhanden. Aber unsere Ballete sind von der Art daß man, ohne das erklärende Buch in der Hand zu haben, nicht das Geringste begreift, und es nöthig wäre den Tanzenden (wie auf alten Gemälden) lange beschriebene Papierstreifen aus dem Munde hervorgehen zu lassen. Um des Niedrigsten, der Mechanik des Tanzes willen, wird das Höchste zurückgesetzt und vergessen. Man bildet sich ein, Alles bestehe in der Beweglichkeit der Beine, in hohen Sprüngen u. dergl.; allein mit den Beinen kann man nicht malen und darstellen, und so lange die Füße nicht von der Einsicht des Kopfes geleitet werden, bleiben sie in der Irre und bloße Maschinen. Entsagt den Capriolen, den Entrechats, den verwickelten Pas, befleißigt euch des Tragischen, der edeln Pantomime, dieser Seele eurer Kunst, damit die Ballete welche nichts sind, sich zu echten Gedichten erheben. Ich verlange große Massen, Gruppen, Gemälde, Schönheit und Ausdruck, aber keineswegs eure kleinlichen Beinkünste. Wenn der Balletmeister alle seine Aufmerksamkeit auf die ersten Tänzer und Tänzerinnen richtet, wird die Handlung frostig, nichts rückt von der Stelle und die Aufführung ist ohne Wirkung. Jeder Tanzende muß (nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit und des Gegenstandes) mit den Hauptpersonen in steter Verbindung stehen, und es muß eine Reihe von Abstufungen der Kunst, des Ausdrucks und der Theilnahme stattfinden. Während aber die Verständigen schweigen, oder in der Stille über die Verderbniß des

Geschmacklosigkeit suchen, verschwenden die Umstehenden und Thoren ihren Beifall an der unrechten Stelle, beklatschen mit Wuth die Kapricien unserer Tänzer und die Minaudereien unserer Tänzerinnen, und verführen Alle zu dem Hochmuth: „es sei schon Jegliches abgethan und das Ziel der Kunst erreicht".

Neuwald Tanzkunst.

Die Aufführung des Ballets, der Rückkehr im Serail, am 7. d. M. bietet uns Gelegenheit, die Grundsätze des trefflichen Noverre, welche wir soeben mittheilten, näher zu erläutern. Er geht überall davon aus, daß die Tanzkunst eben eine Kunst sei, oder wenigstens sein könne und sein solle, und kümmert sich gar nicht um die Zweifel welche sich etwa in dieser Beziehung erheben ließen. Bei einer nähern Berücksichtigung derselben kann jedoch die Wahrheit nur gewinnen, nicht verlieren. Zuvörderst liegt also in dem Gebrauche des Wortes „Kunst" eine große Zweideutigkeit und Unbestimmtheit; denn man spricht bekanntlich auch von der Wundarzneikunst, der Gartenkunst, Kochkunst, Reitkunst u. s. w. Der Versuch, durch bloße Wortentheilungen (etwa von freien, schönen, redenden, bildenden Künsten) über jede hier emporwachsende Schwierigkeit hinwegzukommen, die einen wilde aufzunehmen und die anderen streng hinauszuweisen, führt nicht zum Ziele, sondern läßt des Unerklärten und Zweifelhaften noch gar viel übrig. Andere haben von vorne herein, a priori erwiesen, warum es nur eine gewisse Zahl, etwa vier oder fünf Künste geben könne; wobei aber die Tanzkunst immer sehr schlecht weggekommen ist, vielleicht weil man, nach Noverre's Ausdruck, immer nur an das tagtäglich dargebotene Tanzvergnügen dachte. Der wesentliche Punkt, von wo aus der Tanz sich als Kunst allein geltend machen kann, ist sein Zusammenhang mit der Schönheit; überall wo dieser Zusammenhang, der von Noverre so kräftig gerügten Mängel halber zurücktritt oder entweicht, geht jener höhere Anspruch schlechterdings verloren. Vielleicht könnte man die Tanzkunst am kürzesten als Schönheit in der Bewegung bezeichnen; wenigstens ist die in mimischen Ballets vorkommende Ruhe nur eine vorübergehende, und lebende Bilder gehören nicht mehr zur Tanzkunst, sondern sind ein Mittelding, ergötzlich genug, jedoch mehr den Kunststücken, als den Künsten beizuzählen.

Wenn unſere Bezeichnung des Weſentlichen in der Tanzkunſt nicht ganz irrig iſt, ſo folgt daraus, daß die Forderung, Tänzer und Tänzerinnen ſollen ſchön ſein, keineswegs unnatürlich oder unbillig iſt. Doch reicht die Schönheit der Formen und Glieder keineswegs allein aus; vielmehr kann die hier nothwendig hinzutretende Bewegung Mängel herbeiführen, aber auch Mängel verdecken. Gegen Marie Taglioni (die Aeltere) z. B. war in jener Beziehung allerlei einzuwenden; die Anmuth ihres ganzen Weſens trat aber auf eine ſo überwiegende, hinreißende Weiſe hervor, daß ſie einen größeren und mehr künſtleriſchen Eindruck machte, wenn ſie mit einem Flügelpaar die Flügen verſcheuchte, oder auf einen Stuhl hüpfte, als wenn Andere ſich aufs Aeußerſte abmühen, ja zerreißen. Nur zwei mal haben wir in unſerm Leben eine ähnliche Grazie geſehen, erſtaunt in San Carlo zu Neapel an einer jungen Engländerin, deren Namen uns entfallen iſt, und dann an der Pitzorn, welche den lauteſten Beifall hervorrief, wenn ſie auch nur von einer Seite des Theaters zur andern ging.

Je große Gaben der Natur ſind ſelten, um ſo mehr müſſen die geringeren durch Kunſt ausgebildet werden. Gleichwie aber in ſo vielen neuen Opern nur Solfeggien geſungen werden, ſo werden auch (wie Noverre mit Recht klagt) faſt nur Tanzübungen getanzt und bewundert. Das Unſchöne iſt und bleibt aber beiſeitungeachtet immerdar verwerflich.

An dem trefflichen Gemälde der Diana von Cohn haben überſcharfe Kritiker getadelt, daß ſie ihren Arm im rechten Winkel ausſtrecke, und doch kann man, dem natürlichen Baue des Armes gemäß, ihn im ſpitzen, rechten und ſtumpfen Winkel ausſtrecken. Welcher Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Anatom kann dies aber von den Beinen behaupten? Und doch ſcheint das Hauptbeſtreben vieler Tänzer und Tänzerinnen auf Darſtellung dieſer häßlichen, ekelhaften Unnatur zu gehen. Wir haben unzählige antike Abbildungen von Tänzerinnen, aber auch nicht ein einziges mal wagten die Griechen, dies für Schönheit empfindlichſte aller Völker, ſolche Figuren darzuſtellen.

Ob und warum ſich das Häßliche, das Parodirte im komiſchen Tanze, aus anderen Gründen zeigen darf, iſt Gegenſtand einer beſonderen Betrachtung; tadelnswerth aber bleibt es immerdar, wenn das wüſte dem Komiſchen zukommt, von ungeſchickten und rohen Charakteren vorgetanzt und dazu die unpaſſendſte Muſik abgeſpielt wird.

Von hier aus bietet ſich der Uebergang zu anderen Fragen oder Zweifeln: ob nämlich die Tanzkunſt nicht eine untergeordnete, abhängige ſei, weil ſie von der Muſik getragen wird, und

ist ohne dieselbe nicht sittlich denken läßt? Ob sie die Natur auch nicht gleich setzt, jedoch stets wahrhaft die Schönheit in der Bewegung zeigt u. s. w. Damit man in Beurtheilung solcher Fragen nicht Abneigung oder Parteilichkeit erblicke, wollen wir den wesentlichen Inhalt einer Rede mittheilen, wodurch ein eifriger Verehrer der Tanzkunst bei Lucian einen Gegner derselben zu bekehren sucht. „Die Tanzkunst (so heißt es daselbst) steht weit höher als das Trauerspiel und Lustspiel: sie ist das größte Gut des Lebens! Wer sie anklagt, klagt das Vergnügliche, Sittliche, Nützliche, Göttliche, das von Göttern Gelobte und zu ihren Ehren Eingesetzte an; wer sie verachtet, muß auch der Gesellschaft aller ehrbaren Leute hinausgejagt werden. Unter allen Künsten ist sie die älteste und steht mit der Bewegung der Weltkörper und dem Sphärenklange im genauesten Zusammenhange. Tänze und Tanzweisen zeigen überall zugleich Schönheit des Geistes und Leibes. Sie müssen (nach Homer's Ausspruch) alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige kennen. Wohin den Zustand des Ehes, die traurige Wiederholung des Uranos, den Ursprung der Venus, die Heimath des Nereus, die Verjüngung des Phorkys, den Raub der Helena, die wohlbewachte Keuschheit der Diana, den Schiff in Wasserfedern, die betrunkenen Centauren, die starken Glieder des Atlas, die Thaten des Herkules, alle Liebschaften und Verwandlungen der Götter und Heiden. Die Tanzkunst ist (denn vom Tänzer versteht sich dies von selbst) von schnellster Auffassung, steter Geschicklichkeit, der Natur aber von menschlich wahrem Gemüthe. Sie weiß Alles nachzuahmen, darzustellen und das Verborgene offenbar zu machen."

Jeder sieht leicht ein, daß diese Rede übertrieben dem Ideale nachstrebt und es darstellt. Verfassungsrechte stehen die damaligen Forderungen weit hinter dem zurück, was man in unsern Tagen verlangt, ja erreicht. Denn billiger Weise läßt sich voraussetzen, daß ein heutiger Tänzer von der Tanzkunst genau so viel kennt, als ein damaliger; wir viel mehr weiß aber jener von der, hiebei so ungemein, ungeschiedenen Vergangenheit. Auch wähnt man nicht, es sei ihm die Kenntniß mancher der aufgezählten Gegenstände erlassen; er muß nicht blos die Ueberlieferung, sondern auch alle Uebergangsformationen und Verwandlungen bis auf den heutigen Tag kennen. Die wohlbewahrte Jungfrauschaft der Diana z. B. scheint ein vorliegender, naheliegender Stoff zu sein: ob sie indeß nicht in der Ilias und sonstwo meuchelmörderisch verletzt? Ob ihr die Natur nicht gleich steht, sobald diese wahrhaft die Schönheit in der Bewegung zeigt u. s. w. Damit man in Beurtheilung solcher Fragen nicht Abneigung oder Parteilichkeit erblicke, wollen wir den wesentlichen Inhalt einer Rede mittheilen, wodurch ein eifriger Verehrer der Tanzkunst bei Lucian einen Gegner derselben zu bekehren sucht. „Die Tanzkunst (so heißt es daselbst) steht weit höher als das Trauerspiel und Lustspiel: sie ist das größte Gut des Lebens! Wer sie anklagt, klagt das Vergnügliche, Sittliche, Nützliche, Göttliche, das von Göttern Gelobte und zu ihren Ehren Eingesetzte an; wer sie verachtet, muß auch der Gesellschaft aller ehrbaren Leute hinausgejagt werden. Unter allen Künsten ist sie die älteste und steht mit der Bewegung der Weltkörper und dem Sphärenklange im genauesten Zusammenhange. Tänze und Tanzweisen zeigen überall zugleich Schönheit des Geistes und Leibes. Sie müssen (nach Homer's Ausspruch) alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige kennen. Wohin den Zustand des Ehes, die traurige Wiederholung des Uranos, den Ursprung der Venus, die Heimath des Nereus, die Verjüngung des Phorkys, den Raub der Helena, die wohlbewachte Keuschheit der Diana, den Schiff in Wasserfedern, die betrunkenen Centauren, die starken Glieder des Atlas, die Thaten des Herkules, alle Liebschaften und Verwandlungen der Götter und Heiden. Die Tanzkunst ist (denn vom Tänzer versteht sich dies von selbst) von schnellster Auffassung, steter Geschicklichkeit, der Natur aber von menschlich wahrem Gemüthe. Sie weiß Alles nachzuahmen, darzustellen und das Verborgene offenbar zu machen."

Jeder sieht leicht ein, daß diese Rede übertrieben dem Ideale nachstrebt und es darstellt. Verfassungsrechte stehen die damaligen Forderungen weit hinter dem zurück, was man in unsern Tagen verlangt, ja erreicht. Denn billiger Weise läßt sich voraussetzen, daß ein heutiger Tänzer von der Tanzkunst genau so viel kennt, als ein damaliger; wir viel mehr weiß aber jener von der, hiebei so ungemein, ungeschiedenen Vergangenheit. Auch wähnt man nicht, es sei ihm die Kenntniß mancher der aufgezählten Gegenstände erlassen; er muß nicht blos die Ueberlieferung, sondern auch alle Uebergangsformationen und Verwandlungen bis auf den heutigen Tag kennen. Die wohlbewahrte Jungfrauschaft der Diana z. B. scheint ein vorliegender, naheliegender Stoff zu sein: ob sie indeß nicht in der Ilias und sonstwo meuchelmörderisch verletzt? Unter den Arbeiten des Herkules hielt ich einige, so die Reinigung der Ställe des Augias, zu

künstlerischer Behandlung unterzieht; und doch ist ihr es Beruf, das Tänzer ästhetische Geschäfte verrichten müssen, weil eine halbe Schwadron Pferde weder auf die Bühne gebracht kann.

Mit der gründlichsten Kenntnis der griechischen Gottheiten ist der Tänzer überhaupt nur ein Halbgelehrter; jetzt muß er auch die Mittelalter, provenzalische, nordische, deutsche, schweizerische, und Gott weiß, welche andere Mythologien durchstudieren, und nicht blos antikisieren können, wie etwa der Jupiter und die Juno, sondern auch Thor und seine Frau Eich; nicht blos die Nacht, sondern auch die Nagenrat und Hellawelli; nicht blos Amathea, sondern auch die Inge Hadrun; nicht blos das Chaos, sondern auch die Gangerang; nicht blos Himmel und Hölle, sondern auch Gerechtsame und Dreyfuß; sowie Ormuzd und Ahriman, die Peruanen, Abderiten, Walchiren und Parias, Wilden und Parvus, Schwarz und Pantalon, die Mohikaner und Katzenbuben, den blau angestrichenen Krischna und den bunten Hanswurst, der Pantomimengott Harpokrates u. s. w.

Zum Fach einer Tänzer und Tänzerinnen hier mythologische Kreuz noch und reblichen und umfassender auf sich nehmen als Erwerb; sie darf nicht am Licht, sondern auch die allgemeine Weltgeschichte gelernt wird; und außer den Geschichtswerken müssen sie, der Tänzer und der Tänzerin halber, ebenfalls alle Weltbeschreibungen, ja die Gesetzbücher lesen, von z. B. auf dem der Mann so lernen: daß eine Hälfte indische Jungfrau den Gang einer jungen Elephantin haben soll, und seine Tänzerin verantworten konnte; warum wiederum die Nationalität der, von Indien verlangten griechischen Gelehrsamkeit hervorgehe.

Wenn ich hier nur angedeuteten, keineswegs umfassend hergelegten Forderungen und anbemerkte eine junge Tänzerin ansehe, so kann ich mich oft der Gedanken nicht erwehren, man überreide es mit dem Ideal, und es sei nicht nötig eine Jungfrauenbrust mit hohen deutschen Sitz der Gelehrsamkeit zu verpanzern; anstatt aber bei dem Geschlechte alle neuern Tänzer, Novierre, einen billigen Nachsicht zu finden, voll es mir vorgeben: sie sollen, außer dem Tanz und Musik und Malerei, Anatomie und Geometrie verstehen.

— Noch immer werden die ersten Tänzer und Tänzerinnen gegen Novierre's Vorschrift zu sehr begünstigt und hervorgehoben. Die untersten Stufen verdienen alle Wannichfaltigkeit noch weit mehr, als die ihnen vorgeschriebenen Pirouetten, und das Niedrigste der Tanzkunst, die Sprünge, Kapriolen und Minuetten, gelten dem großen Haufen jetzt, wie vormals, für den Triumph der Kunst. Mag eine Tänzerin noch so anmuthig, eine andere noch so virtuos tanzen, bleibt Beide der Sieg, wenn

[illegible] [illegible] [illegible] [

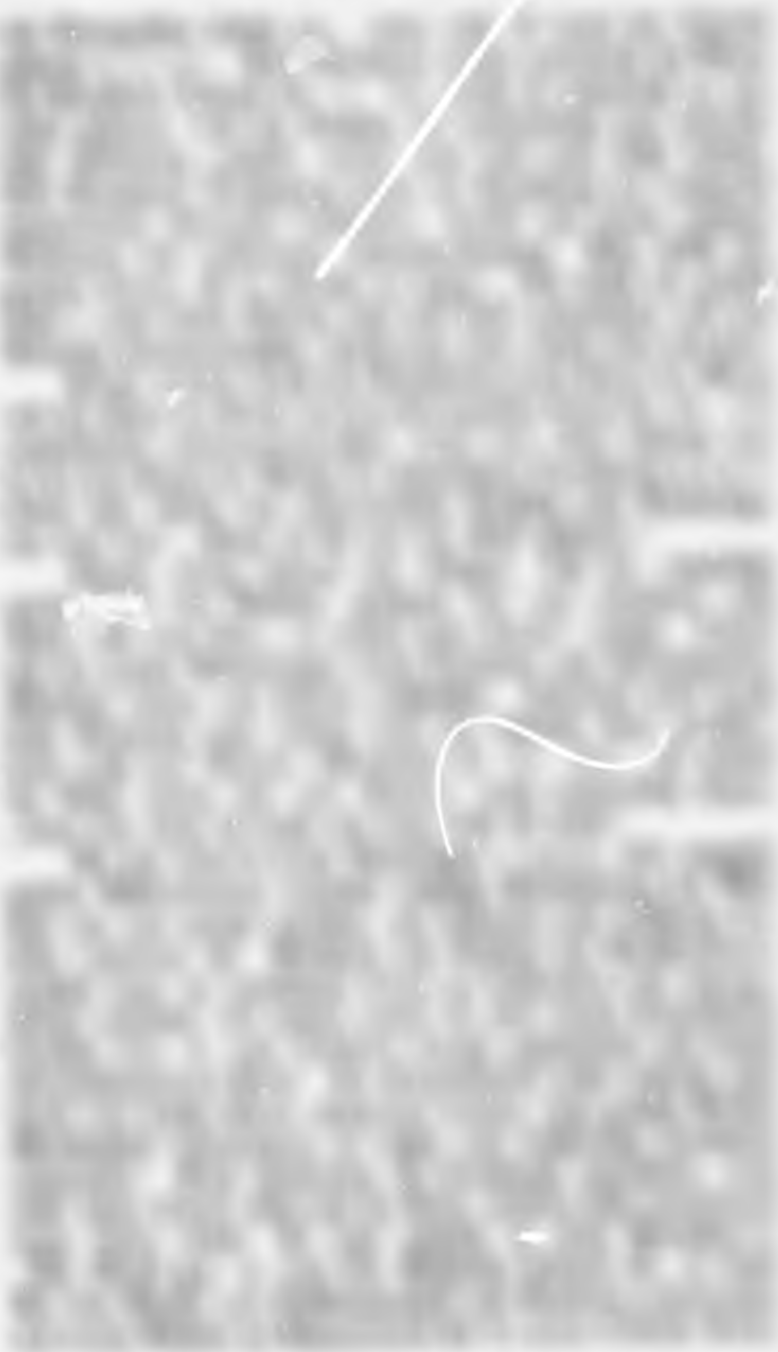
Register der Tiere

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

...

...

...

Tonlehre und Tonsetzkunst und Lehre, welche ebenfalls bereits vor Guido bestanden haben und gelehrt worden sind.

Die wahrhaft wissenschaftliche Musik haben wir Hugo und Guido zu dem Verhältnisse der Tonlehre zur Musik, der Theorie zum Leben, Compositionen, welche vom Chor, Singen, Spielen, Tanzen und Hören waren, Musik zu Personen und Chören zu hören, haben durch die harmonischen Zusammenordnung, durch Intervallbestimmung von Tact und Rhythmus ihren Werken eine Ordnung und Form gegeben, welche, ohne selbst aufhörend gültigen Gesetzen, von Tönen selbst zu Tact sind, an jener Zusammenordnung wesentlichen Theil nehmen, mit Rücksicht genommen sind. Tonlehrmusik und harmonische Musik haben also ihre wohlgeordneten und anerkannten Gesetze; Theorie und Praxis gehen Hand in Hand, und die Tonlehrmusik hat sich mit der Singeordnung verbündet.

Diese wichtige Zeit (8. Jh. Christi ab und), bei der unserer Tonlehrmusik noch nicht vorüber, kann wohl nicht genau, und ungefähr Tonlehrmusiker (z. B. Hugo) bezeugen, daß Haydn's, Mozart's und Beethoven's Werke hinsichtlich ihrer innern Eigenschaften schöner, zu schätzbaren Musiken wären, so kennt doch schwerlich Jemand noch weiß nur auf dem angenehmen sinnlichen Gebiete, und hat Wie und Warum? Verständniß auf wissenschaftlichem Wege abgelehnt und zum Bewußtsein gebracht werden. Ja, wir wollen nicht sagen, daß wir in allen der neuern tonlehrmusikalischen Compositionen Hugo und Guido ganz vorfinden, und daß auch hier andere Elemente in neuerlichen, eigenthümlichen Richtungen hervorgetreten wären. So war z. B. in der alten Tonlehrmusik jeder Tage an bestimmte Tonlage vorgeschrieben, also welchen in jetzt die Anordnung gewisser Tonlagenverhältnisse für einen Text nicht ausführbar sei, wäre wieder heute zu Tage. Chromatik, Enharmonik u. dergl. den eigenthümlichen persönlichen und charakteristischen Gesetzen. Die neuere Tonlehrmusikwissenschaft begnügt sich bei gegen nicht mit Lehrbüchern, welche nur das Interesse mehrerer (Hugo, Guido) durch eine neuere bestimmten Zustand betrachten, also in die Jetztzeit. Neben Lehren auch und Tonwissenschaft vorkommt, z. B. warum die Tonart gerade so lang und nicht noch einmal so lang, ohne daß so lang sei? Wie in geistigen Phänomenen (die aber hinein Verhältniß machen Anschauung zu sein) kommen manche Compositionen von Tonsetzern auf das Tonlehrige, schon man nur so oft vermischt wird, den alten Namen zu unterstützen. Warum, und wollt nicht? In den Phänomen Johann Sebastian Bach's, Philipp Emanuel Bach's und Mozart's (8. neben der größten Tonlehrmusiker

und Gemütlich, voller Ernst und Leidenschaft, ist gar oft in diesem Thema von uns eine höchste Leistung.

Deutsche gilt von der Rhetorik. Sie wird nicht leicht in einer Weise behandelt, als gälte es gar keine ästhetische Grammatik mehr. Es braucht z. B. bei Becher der wechselseitigen Themata und Themen Wiederholung darauf, daß der Unterschied von rednerischem Rhythmus unerträglich wäre; sondern es wurde in der natürlichen Verwandtschaft der Rede und schöner Lied der Satz gemacht, die jetzt oft ohne den Gegensatz der verschiedenen Satzmaterien und ohne logisch gesetzmäßige Verwandlung) und Rhythmus in die wechselnden Tonarten gezwungen werden.

Da wir nämlich Ihr mit entfernt sind, und für eine ästhetische Theorie entsprechen, so ist es erlaubt, daß schließlich auch eine Probe die Rede unsere Behauptungen vergleichen.

30.

Graf von Pisani.

Im höheren Sinne von Pisani es ist Graf Graf's, Gedanken beide Künstler wurden (wie es mit Ihm geschehen ist) von von Pisanischen Grundes gegenübergestellt.

Der Graf im Jahre 1787 Graf, während Pisani in Paris eine Publikation für Stiftung einer Schrift an jenen Lehrlings zu gründen großen Interesse, in welchem man von Graf's Compositionen aufführen wollte. Die Revolution hatte hohe Pläne in Frankreich, ist von der Graf in Deutschland etwas davon vergessen worden, wie Pisani bereits vergessen war?

Über von dieser, daß von Pisani's [illegible] die Note G, wenn in Worte lage: [1] „Diese vollkommenste aller musikalischen Töne erregte in Mir eine Bewunderung, welche bis zum Enthusiasmus ging. Es gab Mir Deutlichkeit einer Erhebung, die glänzender, sublimer und allgemeiner gewesen wäre. Bei [illegible] Jahren hatte man sich Töne auf allen Theilen Europens mit einem Grad der vollendeten Deutlichkeit. Es herrscht darin eine Wahrheit, Größe, eigenthümliche Kraft, Mannigfaltigkeit und Originalität

[1] Briefe von Dr. Burney III, 259.

tick, die sich vom Anfange bis zum Ende erhalten. Jedes einzelne Stück ist ein Meisterstück in seiner Art und dem Ganzen mit so viel Kunst verbunden, daß kein Theil getrennt oder umstellt werden könnte, ohne daß das Werk dabei verlöre. Diese eigentliche Oper, wie wagen es zu behaupten, wird ein stets Musterstück für viele Setzung bleiben, und ungeachtet aller Nachahmungen doch nicht zu übertreffen, oft je zu erreichen sein".

Wir verlangen und hoffen, diese gepriesene Oper noch bei uns aufgeführt zu sehen, um Piccini (wie wir gestehen) als einen musikalischen Patrioten über die Grundsätze der Melodien anzuklagen*). Er verwarf das unruhige Wechseln verschiedener Harmonien, den übermäßigen Gebrauch der Dissonanzen und sagte: leicht ermüdet sich, und in der Harmonie irgend Ruhe finden und "und man niederschreiben kann; schwer aber ist es zu wissen, und man nur von dem Genie erfahren hat und weiß. Melodieen (so sagt er) recht Gute machen, irgend welche geben. Wenn will das Ohr Dir leihen, so es sondern jede sinnlichen Empfindung, aber doch nur unter der Bedingung, daß, wenn es da aufmerksam suchte Du hörest, es deutlich einen Sinn und den Weg höre, und daß man sich befriedigt eine Zeit lang unterhalten könne. Wenn Du hingegen, ohne diesen Forderungen zu genügen, jedoch, es bald unverständlich lassen, dann ermüdet es und läßt Dich allein, damit Deine ganze Bemühung verloren geht. Melodieen ist an sich gar nicht schwer, es erfordert nur Uebung, nur Genie, und dies gilt von Allen und eigentlich zum Handwerk, zum Fache gehört. Es sind unharmonische Melodieen, welche den Componisten als das höchste der Kunst erscheinen, in Wahrheit nur Opfer von Schülern. Die wahre Kunst besteht darin, für eine gegebene Melodieen Setzung zu erfinden, sie nur der rechten Zeit zu verlassen, ohne Härte oder Dissonanz zu den geschehenden, sie zu verwandeln und so als ein Mittel der Mannichfaltigkeit und einer weiten Mannichfaltigkeit zu bringen. Und Alles ist gar schwer: begegne einen Ton verlassen, wenn man kann bei ihm angekommen ist, sich ohne Verwirrung und Hast in einen Mischton umzuwenden, Sprünge und Excursionen anbringen, sind um zu springen und weiß man nicht verlassen zu einem Ort zu stehen; — mit einem Worte: Melodieen, sind um zu modulieren, erweicht daß man nun Hoch wie von den Grundsätzen der Kunst nicht verstehe, und ein Unterricht von Einbildungskraft und Kenntniß erfordert, um den Gesang der Einen wie der Andern zu verbergen.

*) Allgemeine Theorie der Musik, 1788.

Gleich schwierig ist die Kunst, plötzlich die Bewegung und die Motive in einem Tonstücke zu verändern. Ein Musiker, der da nicht versteht, ein erwähltes Motiv oder Thema dem verschiedenen Ausdrucke gemäß zu wenden und den Worten anzupassen, der nicht fähig ist die musikalischen Perioden aneinander zu entwickeln und aneinander zu passen, der mit dem Hauptgedanken weder Nebengedanken und Episoden zu verbinden, noch all den einzelnen Theilen so Zusammenhang und Einheit zu geben weiß, wie es die Grundgesetze aller Künste erfordern: — der ist nur ein Papierverschmierer und Notenfresser (croquenote)

29

J. S. Bach

In der Familie und im Staate, in der Kunst und in der Wissenschaft geht der Glaube stets der Erkenntniß voran, und diese ist nicht ohne Anstrengung zu erlangen. Mit dem Augenblicke, wo zu dem Glauben an die Vortrefflichkeit der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, der großen Meister in Kunst und Wissenschaft richtige Erkenntniß hinzutritt, schlägt die Flamme liebender Begeisterung hervor, wirkt beseligend in der Wehmuth wie in der Freude und theilt auch dem minder Begabten, durch den Widerschein fremden Lichtes, Kraft mit sich über seine ursprüngliche Natur zu erheben. Wer hingegen nicht mit jenem Glauben an fremde Größe, sondern mit dem Glauben an eigene Weisheit beginnt, wer es verschmäht sich in fremde Eigenthümlichkeit hineinzudenken und zu fühlen, weil er seine angeborene Eigenthümlichkeit für den allein richtigen Maßstab hält, der wird sich nie über das Mäkeln untergeordneter Kritik erheben und niemals eigener Begeisterung fähig sein, weil er die fremde nirgends in ihrer Allmacht zu begreifen und zu würdigen im Stande war.

Allerdings gibt es auch eine unreife, übereilte Begeisterung; indessen heilen sich deren Mängel in der Regel leichter aus, als die der oberflächlichen Kritik. Insbesondere soll die Jugend mit dem Glauben beginnen und durch steigende Erkenntniß zu produktiver Begeisterung vordringen. Statt dessen sehen wir leider in unseren Tagen gar viele junge Schriftsteller schon getrocknet auftreten und mit dem Achselzucken und den Kümmerlein ih-

rer winterlichen Kritik die erhabensten Genien mißhandeln. Solche Genien, von denen Licht und Leben durch Jahrhunderte ausströmt, werden von den kritischen Metzgern auf ihre Schlachtbank oder ihr Bett des Prokrustes ausgestreckt, ausgespannt, scalpirt, secirt, anatomirt, macerirt; das angeblich Vortreffliche wird auf eine, das angeblich Verdammliche auf die andere Seite geworfen und dann unter Trompetenschall verkündet, diese widerwärtige Metzelei sei ein Triumph des Tiefsinns und der höhern Kritik. Sie ist vielmehr Beweis des Mangels echter Liebe und Begeisterung, überall ertödtend, nirgends belebend, oder das Leben in seiner untrennlichen Einheit begreifend. Dem Lobe wird fast jedesmal so viel Tadel, der Bejahung so viel Verneinung hinzugesetzt, daß Null mit Null aufgeht, und diese reine Negation heißt dann nach Belieben bald die richtige Mitte wahrer Unparteilichkeit, bald die bewegungsvolle Erhebung über hemmende Einseitigkeit.

Die richtige Mitte (nicht der kleinen französischen Zeitungsschreiber, sondern des großen Aristoteles) ist aber der vollkommenste Gegensatz jener matten oder überspannten Negationen, ist die Energie des gesunden Kopfes und Herzens, der Mittelpunkt alles Lebens und aller Thätigkeit, sie ist Begeisterung und That selbst. Von hier aus beherrschen die wahrhaft großen Genien Mit- und Nachwelt, während in den Extremen immer die Krankheit und die Schwäche wohnt, mögen sich auch die Krankheiten als kalte oder als hitzige Fieber gestalten. Wer dies leugnet, dem steht Kleon höher als Perikles, Saturninus höher als Kato, Thomas Münzer höher als Luther, Alba höher als Oranien, Marini höher als Tasso, Gongora höher als Cervantes, Parmegianino höher als Rafael, Bernini höher als Phidias u. s. w. u. s. w. Und allerdings hat es Zeiträume gegeben, wo die historische und die schönwissenschaftliche Kritik mit dem Ungemäßigten, Uebertriebenen, Manierirten unheilbringenden Götzendienst getrieben und den unschuldigen Glauben an das Vollkommene nicht zur Erkenntniß erhoben und mit derselben versöhnt, sondern eine Vertreibung aus dem Paradiese der Wahrheit und Schönheit herbeigeführt hat.

In der neuern Geschichte der Musik sind vielleicht Gluck und Johann Sebastian Bach am meisten in dieser Weise, obgleich unter entgegengesetzten Vorwänden, mißhandelt worden. So nennen Manche den Letzten einen bloßen Rechenmeister. Auf die Frage: was sie darunter denken, möchten sie aber wol eine genügende Antwort schuldig bleiben. Allerdings beruht die Verschiedenheit der Töne auf gewissen mathematischen Grundlagen; allein wenn Jemand auch alle die leichtgelernten Verhältnisse des

Monochords oder des Quintenzirkels, oder der gleichschwebenden und ungleichschwebenden Temperatur zu berechnen weiß, kann er deshalb noch kein Klavier rein stimmen, viel weniger componiren. Ferner gibt es anerkannte Regeln über die Anwendbarkeit und Nichtanwendbarkeit gewisser Intervalle, besonders in mehrstimmigen Tonstücken und bei contrapunktischen Arbeiten. Wenn man aber sehr leicht begreift, daß sich Quarten bei gewissen Umkehrungen in verbotene Quinten verwandeln, ist man etwa deshalb im Stande, Melodien zu erfinden und mit einander zu verknüpfen? Wo hülfe also in der Musik das bloße Rechnen, wie wäre auch nur die Möglichkeit nachzuweisen, auf diesem Wege irgend ein höheres Ziel zu erreichen? Erweise doch Jemand, daß z. B. in der Passion die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls, das „Kreuzige", das „Sind Blitze und Donner", durch Rechenkunst zu finden seien. Es ist das Gerede von Bach's Rechnerei (die nicht einmal im strengsten Canon möglich erscheint) nicht um ein Haar klüger als wenn man sagte, Rafael habe seine Gemälde zusammengerechnet, weil eine gewisse Zahl Menschen auch eine gewisse Zahl Augen, Ohren, Arme, Beine, Finger, Zehen u. s. w. besitzen, und in gewissen Verhältnissen, sichtbar oder verdeckt, ausgestreckt oder verkürzt erscheinen können. Jedem der malen will, stehen ja die Gestalten, Jedem der componiren will, die Töne zu Gebote; wäre nun das Rechnen, das Erlernbare, das Vor- und Nachzumachende die Hauptsache, so könnte man für jede Kunst und Wissenschaft ein compendiöses Rechenbüchlein drucken lassen, und Begeisterung und Genie wären dann das Alltäglichste oder vielmehr Ueberflüssigste.

Wenn J. S. Bach, so wenig als irgend ein Anderer, durch Rechnen zum Künstler geworden ist, worin besteht denn seine wesentliche Eigenthümlichkeit? Sie besteht in der höchsten Gesetzmäßigkeit, verbunden mit der höchsten Begeisterung; beide sind in ihm eins und dasselbe geworden, während in so vielen Andern entweder das Gesetz von der Begeisterung nicht getragen wird, oder ungesetzliche Freiheit in leere Willkür umschlägt. Ihm gab das Gesetz (wie Goethe fordert) die Freiheit, und seine Kraft der Begeisterung erweiterte und verklärte wiederum den Kreis der Gesetze. Kein einziger Tonkünstler hat so wie er alle Formen beherrscht, mit überschwenglichen Tonmassen so siegreich gewirkt, durch seinen Zauberstab aus scheinbar trockenem Gestein so unerschöpfliche Quellen hervorgelockt. — Wollten wir (wenden Einige ein) dies Alles auch zugeben, so mangelt seinen Werken doch die letzte und höchste Weihe, nämlich die der Schönheit. Eine Lücke, welche sich fast in allen unsern Kunst-

lehren über die Anwendung des Begriffes der Schönheit auf die Muſik vorfindet, können wir an dieſer Stelle nicht ausfüllen; dürfen aber doch behaupten, daß jene Anſicht dieſen Begriff zu eng und zu abſtrakt auffaßt. Er wird erſt lebendig durch Individualiſirung; ſo iſt die Schönheit eines Weibes verſchieden von der eines Mannes, die Schönheit einer Blume verſchieden von der eines Baumes, einer Arie von der eines Chores u. ſ. w. Wollte man für die antike Bildhauerei das höchſte Geſetz der Schönheit etwa vom Hermaphroditen, oder für die neuere Malerei von Carlo Dolce und van der Werft ableiten; ſo würden freilich Phidias, Michel Angelo und ähnliche Rieſengeiſter der Schönheit entbehren und eine flache und verweichlichte Sentimentalität allein Werth behalten. Daſſelbe gilt von der Muſik und insbeſondere von J. S. Bach. Auch erſcheint ſeine Schönheit keineswegs blos einfarbig und überall einer Art, ſondern jeder Aufgabe (von tiefſter Wehmuth aufwärts bis zum kühnſten Gloria) immerdar angemeſſen.

Er iſt (wird ferner tadelnd bemerkt) nicht populair. Gewiß nicht, wenn man unter dieſem Worte die Möglichkeit verſteht, mit halbem Blick und halbem Ohr, nach einmaliger Aufführung den unermeßlichen Reichthum ſeiner Werke zu faſſen und zu beurtheilen. Iſt denn aber in dieſem Sinne Sophokles populair, oder Dante, oder Michel Angelo, oder Beethoven? Freilich haben wir es erlebt und erleben es noch, daß Leute, die von der Kunſt gar nichts verſtanden und einmal durch die florentiner Tribune und die römiſchen Stanzen hindurchgingen, nachmals behaupteten: jede berliner Kammerjungfer ſei ſchöner wie die mediceiſche Venus, und Rafael's unſterbliche Werke wären eigentlich nicht des Anſehens werth. Beweiſet denn aber derlei Geſchwätz irgend etwas weiter als ſelbſtgefällige Anmaßung der Berichterſtatter und übermäßige Geduld der Leſer? Wir nehmen für J. S. Bach eine höhere Popularität in Anſpruch, nämlich: daß ſeine Werke nach vorübergegangener Vernachläſſigung mit jugendlicher Kraft auferſtehen und alle diejenigen, welche die Mühe nicht ſcheuten ihn wahrhaft zu ſtudiren und zu ergründen, ihm unwandelbar das ganze Leben hindurch mit Liebe und Verwunderung anhangen.

Er iſt, heißt es weiter, nicht melodiös. Allerdings ſind ſeine Melodien aus Meſſen und Paſſionen nicht in die Drehorgel zu verpflanzen, ſonſt könnte man eher behaupten: für die gewöhnliche Faſſungskraft wären der Melodien bisweilen zu viele mit einander verbunden. Wir möchten jenen Tadlern die Oberſtimme und den Baß ſeiner Choräle vorlegen und mit ihnen die Wette eingehen, daß ſie nicht im Stande ſind, trotz aller

sogenannten Kunstfortschritte die Mittelstimmen dieser einfachsten Aufgaben so sangbar zu setzen, wie jener angeblich unmelodische Meister.

Ich denke (schreibt uns der kenntnißreiche Director der breslauer Singakademie) in einer Gesangschule dahin zu führen, daß man den tiefen, wirksamen und bedeutungsvollen Gesang auch in J. S. Bach erkenne, und die veraltete Meinung immer mehr aufgeben soll, er sei nur ein alter gothischer Baumeister gewesen. — Hiemit sind wir ganz einverstanden, da der letzte Ausdruck in dem obigen Sinne eines Rechners genommen ist; sonst möchten wir J. S. Bach mit Niemand lieber vergleichen als mit den Baumeistern jener wunderwürdigen Thürme und Kirchen, welche die größe Einfachheit und Erhabenheit mit der allergrößten Mannichfaltigkeit so zu verbinden wußten, daß der aufmerksame, unermüdliche Betrachter immer Neues und Schönes auffindet, ohne den Schatz des Dargebotenen jemals zu erschöpfen.

Daß von J. S. Bach's großer Messe in H mol, welche die Singakademie am 12. d. M. aufführte, dasselbe gelte, behaupten wir nicht nach einmaligem Hören, sondern nach dem Beiwohnen aller Proben, welche mit größtem Fleiße und seltener Gewissenhaftigkeit gehalten wurden. Allerdings seufzten, besonders anfangs, gar manche der jungen Krieger und Kriegerinnen; allmälig aber wurden sie der Schwierigkeiten Meister, und die Ausharrenden haben Theil an dem Ruhme des großen Sieges, welchen sie unter Anführung ihres musikalischen Feldherrn erfochten. Hätte dieser den Rath der Einzelnen befolgen, und nicht von der belebenden Mitte aus seines Amtes warten wollen, so würden die Einen Haydn's Jahreszeiten und die Andern Bach's Messe verworfen haben; jetzt wiederfuhr jedem Meister sein Recht.

Dem bisweilen ausgesprochenen Vorwurfe, als sei die Singakademie zurückgegangen, müssen wir (sofern nicht von einzelnen Solostimmen die Rede ist) aus 34jähriger Kenntniß widersprechen. Man sang Einzelnes sonst vielleicht besser, weil man es auf ermüdende Weise immer wieder und wieder vortrug; in den letzten Jahren hat sich dagegen nicht blos der Kreis der Musikstücke erweitert, sondern man hat sich auch mit größtem Erfolge an Werke von solchem Umfange und solcher Schwierigkeit gewagt, daß alles früher Gesungene dagegen leicht erscheint. Aus Furcht vor den jetzt glücklich aufgeführten Messen und Passionen J. S. Bach's wären aus dem musikalischen Heere jener gerühmten älteren Zeit wahrscheinlich nicht blos einzelne

(wie auch wol noch jetzt) deſertirt, ſondern ganze Schaaren geflüchtet!

Die Anordnung und die Auslaſſungen des Herrn Rungenhagen halten wir für vollkommen zweckmäßig; Aufführungen ſolcher Werke dürfen ein gewiſſes Zeitmaß nicht überſchreiten. Anderen Sinnes ſchien eine Dame zu ſein, welche beim Hinabgehen der Treppe die Beeilung des Schluſſes tadelte. Wir wähnten, ſie beklage die Weglaſſung des letzten Chors: dona nobis pacem. Bald aber wurden wir unſern Irrthum gewahr, indem ſie fortfuhr: ich habe den Grundſatz wegzugehen, wenn das letzte Chor beginnt; diesmal aber war es zu Ende, ehe ich nur meinen Mantel umnehmen konnte, und ſo komme ich nun nicht eher ins Freie als alle die Uebrigen.

80.

Cherubini's Ali Baba.

Freitag den 27. Februar ward die Oper Ali Baba von Cherubini zum erſten, und Sonntag den 1. März zum zweiten male gegeben. Ueber ein Werk ſolchen Umfangs und von ſolch einem Meiſter hätten wir lieber erſt nach öfterem Hören ein Urtheil ausgeſprochen, und wenn wir es ſchon jetzt verſuchen, ſo geſchieht dies wenigſtens nicht aus Anmaßung oder um anderen Meinungen in den Weg zu treten. Cherubini, geboren 1764, iſt der letzte allein noch lebende Meiſter aus einer italieniſchen Schule, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſo großen und verdienten Ruf erwarb. Zwar ſind Piccini, Sachini, Salieri, Cimarosa, Fioravanti und Andere von der Bühne durch eine neue, weſentlich verſchiedene italieniſche Richtung verdrängt worden; ſchwerlich aber dürfte dieſe, wenn erſt der Reiz der Neuheit verſchwunden iſt, in der Geſchichte der Muſik den unbedingten Vorrang vor jener älteren Betrachtungs- und Behandlungsweiſe behaupten. Insbeſondere zeichnete ſich Cherubini immer dadurch aus, daß er in ſeinen Opern den Worten und der dramatiſchen Bearbeitung ihr Recht wiederfahren ließ, und nicht beide blos inſtrumentalen Einfällen unterordnete. Die glückliche Wahl einzelner Texte, insbeſondere des Waſſerträgers, trug zur Vermehrung des Erfolges nicht wenig bei. So finden wir nun auch in Ali Baba den Meiſter

welcher die Mittel ſeiner Kunſt kennt und ſie zu behandeln und zu benutzen weiß. Während der Geſammtinhalt ſo mancher neuen Oper in einigen melodiſchen Sätzchen beſteht und bloßer Lärm die ſonſtige Armuth zudecken ſoll, finden wir hier einen Schatz von Gedanken und eine kunſtreiche Arbeit, welche zu entdecken und zu verfolgen dem Zuhörer immer neuen Genuß gewährt. Insbeſondere ſind die Chöre von großer und eigenthümlicher Kraft.

Dieſem ungeheuchelten Lobe gegenüber wollen wir aber nun auch ohne Scheu ausſprechen, warum die Oper auf uns nicht den Eindruck mancher andern vollendeten Kunſtwerke gemacht hat. Zuvörderſt beweiſet der Text gleichwie ſo viele andere, daß es eine Täuſchung iſt zu glauben, das epiſch Vortreffliche laſſe ſich gar leicht in dramatiſch Vortreffliches umgeſtalten oder auflöſen. Arioſt, Cervantes, Wieland und Andere haben den Verfaſſern von Operntexten Stoff die Menge dargeboten, aber faſt immer mißglückten die anſpruchsvollen Verſuche, und auch diesmal ward die meiſterhafte Erzählung aus 1001 Nacht in den weſentlichſten Punkten verſchlechtert. Insbeſondere iſt vergeſſen, daß die Erzählung raſch über eine Menge von Einzelnheiten hinwegeilt, welche, im Geſpräche oder gar durch Geſang auseinandergezogen, unklar bleiben und ermüden. Ferner ſind in der Erzählung viele Perſonen und Charaktere brauchbar, welche, dramatiſch vor Augen gerückt und in Handlung geſetzt, bedeutungslos, ja widerwärtig erſcheinen. Daſſelbe gilt endlich von den Triebfedern, Zufällen und Ereigniſſen ſelbſt. So iſt z. B. der Ali Baba weder komiſch genug zur komiſchen, noch ernſt genug zur ernſten Behandlung, ſondern eigentlich ein erbärmliches Subject, das ſich in keine poetiſche Region erheben läßt. Räuber und Galeerenſklaven ſtehen jetzt freilich oft in höherer Gunſt als Ritter und Helden; indeſſen ſind Räuber, zu deren revolutionairer Frechheit ſich pſychologiſcher Tiefſinn geſellt, welche durch die Macht merkwürdiger Verhältniſſe beſtimmt und im Kampfe mit denſelben dargeſtellt werden, doch ganz etwas Anderes als Räuber, die da eben gar nichts thun als plündern und nicht den mindeſten Zuſatz perſönlicher Kraft oder Charakteriſtik zeigen.

Die Liebe der beiden jungen Leute gilt uns ferner auch nur für eine, wir möchten ſagen unqualificirte, wie ſie unzählige male in jedem Frühlinge, dem Graſe vergleichbar, hervorwächſt, aber keinen Anſpruch hat, ſich in einem Kunſtwerke breit zu machen. Liebe und Haß müſſen, wenn ſie im Drama und in der Oper wirken ſollen, beſondere Beſchaffenheiten beſitzen: ſo Julie, Anna, Statira, Iphigenia, Alceſte, Medea und A.

Dies sind lebendige, ewige, unverwüstliche, unverkennbare Individualitäten; Personen oder Persönchen wie Nadir, Delia und tausend andere, werden dagegen in einer und derselben Form geprägt und ermangeln alles eigenthümlichen Wesens und Lebens. Dazu kommt daß Nadir, abgesehen vom herkömmlichen Seufzen, gar nichts thut; denn daß sich 40 Räuber im Ernst vor ihm fürchten sollten, ist unglaublich; auch trägt er nicht das Mindeste zur Entscheidung bei. — Von ihm, hören wir einwenden, geht ja aber die ganze Geschichte aus. Allerdings spielt das Horchen in vielen neuern Dramen eine Hauptrolle, z. B. in Hernani, der Euryanthe, den Günstlingen u. s. w. Wir leugnen nicht, daß geschichtlich aus dem Horchen gar mancherlei mag gefolgt, gar manche Katastrophe hervorgegangen sein; dennoch muß die ernste Kritik, seit Aristoteles bis auf den heutigen Tag, dies äußerliche, mit innerer Entwickelung der Gedanken, Gefühle und Charaktere weder zusammenhangende, noch daraus hervorgehende Mittel, wo nicht ganz misbilligen, doch in die untergeordnete Reihe der Theatercoups verweisen. Wenigstens findet es in der Erzählung besser seinen Platz, als im Drama.

Unter so vielen unbedeutenden oder überflüssigen Personen wäre Morgiane, die schlaue, entschlossene, heldenmüthige, errettende Sklavin, die einzig lebendige, künstlerisch brauchbare Gestalt gewesen; sie ist aber in eine neugierige und furchtsame Zofe der allergewöhnlichsten Art verwandelt, und die Rettung abgeschmackterweise davon abhängig gemacht daß zufällig, in dem Augenblicke der höchsten Gefahr, ein Zollbeamter, nach Contrebande suchend, hereintritt und statt des Kaffees die Räuber verbrennt!

Diese und andere Mängel des Textes konnten auf die Musik und die Wirkung der Oper nicht ohne Einfluß bleiben. Jene erinnerte uns, hinsichtlich der ununterbrochenen und angestrengten Thätigkeit des Orchesters, an den Fidelio; allein während Beethoven die Singstimmen gewissermaßen in die Reihe der Instrumente stellte, bewegt sich doch durch das Ganze ein gleichartiger großer Strom der Genialität, welcher Alles zusammenhält und die Uebersicht erleichtert. In Ali Baba erscheint dagegen Manches störend durch Absicht, und gesucht um einzelner Wirkungen willen. Der verknüpfende Faden entschlüpft uns, und wir glauben neben dem sorgfältig Gearbeiteten auch Manches zu hören, was die Franzosen décousu nennen. Die kurzen, rasch wechselnden, in der Luft schwebenden Figuren, welche Geigen, Flöten, Hoboen, Fagotte u. s. w. in so großer Zahl ausführen, kommen uns vor wie bunte Vögel, die in der glän-

zenden Sonne ergötzlich herumflattern, aber wir wiſſen nicht recht woher, wohin und wozu. Oder (wenn dieſer Vergleich und die Beziehung zu willkürlich erſcheint) es war uns zu Muthe, als blickten wir in ein Kaleidoſkop, wo in jedem Augenblicke, bei der geringſten Wendung neue, jedesmal zwar geſetzliche, aber doch nur vereinzelte, vergängliche und zufällige Geſtalten erſcheinen.

31.

Pölchau's Sammlung.

Seit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag ſtreiten die Alterthumskenner: ob die Muſik der Griechen mit den übrigen, insbeſondere den bildenden Künſten, auf gleicher Höhe geſtanden habe? A priori läßt ſich der Streit nicht entſcheiden, und ſpätere Erfahrungen bieten hiezu ebenfalls keine genügenden Beweiſe oder Analogien. Bisweilen nämlich ſehen wir mehre Künſte gleichzeitig und gleichmäßig vorrücken; bisweilen ſchreitet eine raſch vorwärts, während die anderen zurückbleiben. Zur Zeit der großen epiſchen und lyriſchen Dichter des Mittelalters erſcheint z. B. die Muſik ganz unbedeutend, und wiederum war die Zeit J. S. Bach's und Händel's auch die Zeit Gottſched's und arger Abwege hinſichtlich der Malerei und Bildhauerei.

Der einfache Grund, warum man jenen Streit nicht entſcheiden kann, iſt der gänzliche Verluſt aller muſikaliſchen Kunſtwerke des Alterthums. Daß wir nun einem ähnlichen unerſetzlichen, nicht genug zu beklagenden Verluſte hinſichtlich der neuern Muſik mit raſchen Schritten entgegengehen, iſt leider über allen Zweifel erhaben.

Während leidenſchaftliche Liebhaber nicht blos den edelſten Werken der Malerei und Bildhauerei nachtrachten, ſondern oft auch für das blos Seltene, Wunderliche und Unvollkommene große Summen ausgeben, während Pinakotheken und Muſeen erbaut werden, geſchieht für muſikaliſche Sammlungen eigentlich gar nichts. Denn die Opernaufführungen bringen die Muſik als Kunſt keineswegs vorwärts; man müßte denn behaupten, auch für die Malerei geſchehe ſchon genug, ſobald nur zu einer Oper neue Decorationen gemalt würden. Wie ſchnell aber in der Muſik ſelbſt das einſt ungemein Beliebte verſchwindet, er-

gibt ſich daraus, daß z. B. Graun's und Hiller's Opern nicht einmal mehr aufzufinden und zuſammen zu bringen ſind.

Keine Kunſt iſt beſcheidener, aber eben deshalb vielleicht auch keine vernachläſſigter, als die Muſik. Ihre Sammlungen erfordern keine großen Gebäude und Räume, keine große Zahl von Aufſehern und Aufwärtern. Je ſeltener alſo einſichtige Sammler in dieſem Fache ſind, deſto größer ſind ihre Verdienſte. Wären die ungemein ſchätzbaren Muſikalienſammlungen des Berliners Pepuſch in ſeiner Vaterſtadt geblieben und nicht nach England gekommen, ſo würden Deutſche (und nicht Hawkins und Burney) werthvolle Geſchichten der Muſik geſchrieben haben. Eine ähnliche, aber noch umfaſſendere, ja in ihrer Art geradehin unſchätzbare Sammlung beſitzt hier in Berlin unſer Mitbürger Herr Pölchau; auch ſie kann für Deutſchland nur zu leicht verloren gehen, blos weil die Theilnahme und Aufmerkſamkeit, welche dieſelbe verdient, nicht lebhaft genug angeregt wird. Wir rechnen es uns zum Verdienſte, unſere ſchwache Stimme in dieſer für die Geſchichte der Muſik und für die Erweiterung der vorhandenen muſikaliſchen Sammlungen höchſt wichtigen Angelegenheit zu erheben und leben der ſichern Hoffnung: die Mäcene, welche binnen kurzer Friſt Berlin ſo unendlich in Hinſicht auf Bildhauerei und Malerei bereichert haben, werden der dritten Schweſterkunſt eine geringe Aufſteuer nicht verſagen.

Herrn Pölchau's Sammlung zerfällt in vier Hauptabtheilungen. Die erſte begreift die zur Theorie, Geſchichte und Literatur der Muſik gehörigen Werke, oder: an 20 Handſchriften, über 250 Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, über 1000 aus dem 18. Jahrhundert, über 200 Bände Geſang- und Choralbücher, muſikaliſche Liturgien, Liederſammlungen, Volkslieder, Texte von Opern und Hymnen u. ſ. w. Es befinden ſich hierunter die größten Seltenheiten, ja Vieles dürfte in der Welt nicht zum zweiten male aufgefunden werden. Die zweite Abtheilung enthält gedruckte praktiſche Werke aus dem 16. und 17. Jahrhundert und zählt über 600 Nahmen von Tonkünſtlern jener Zeit. Unter anderen finden wir hier ein vollſtändiges Exemplar der Prachtausgabe des Orlando Laſſo, welches außer München, ſo viel wir wiſſen, keine Bibliothek in Europa beſitzt. Nicht minder reich an den edelſten und ſeltenſten Werken iſt die dritte Abtheilung praktiſcher gedruckter Muſikalien des 18. und 19. Jahrhunderts. Wer da etwa wähnt, dieſe Werke wären leicht zu ſammeln und zu finden, den würden wir bitten uns doch die Partituren der Opern Reinhard Kaiſer's, Mameau's, Jomelli's, Hux, oder die italieniſche Par-

titur von Gluck's Orpheus, oder die von Forkel und Sonnenleithner herausgegebenen musikalischen Denkmale nachzuweisen, von denen die Platten zerstört wurden und wovon das, wir glauben einzige Exemplar, aus Forkel's Nachlaß in Herrn Pölchau's Hände kam. Noch wichtiger als die dritte ist die vierte Abtheilung der Handschriften praktischer Werke. Wenn sich gleich eine musikalische Abschrift zu einer musikalischen Urschrift anders verhält, als die Copie eines Gemäldes zum Original, so behält doch die eigene Handschrift eines großen Meisters für jeden nicht ganz gemüthlosen Menschen großen Werth und eine wohlverdiente Heiligkeit. Sehr viele dieser Handschriften sind aber in doppelter Beziehung Originale, das heißt, sie sind niemals gedruckt worden, sie existiren, so weit die Nachrichten reichen, nur dies eine mal in der Welt. Wenn sich derlei Kunde über zeither ungekannte und glücklich wiederaufgefundene Originale der großen Maler verbreitete, alle Liebhaber in Europa würden sich herzudrängen, bieten und bezahlen, drucken und in Kupfer stechen, copiren und lithographiren u. s. w.

Da der Raum nicht erlaubt, auch nur die Namen der Tonkünstler hier aufzuführen, mögen folgende Andeutungen über einzelne deutsche Meister genügen. Von dem großen Johann Sebastian Bach zählt diese Abtheilung mehr als 100 Nummern, unter welchen 50 Originalhandschriften zum Theil seiner größten Werke, z. B. die Passion nach dem Matthäus und Johannes, die Kunst der Fuge, das Magnificat, die Orgeltrios, die sechsstimmige Fuge über das Thema König Friedrich's II. u. s. w. Von Friedemann Bach (von dem nur einige Polonaisen und Sonaten gedruckt wurden) finden wir eine ganze Reihe höchst eigenthümlicher Werke. Desgleichen von P. E. Bach und den übrigen Gliedern dieser musikalischen Familie. Ferner über 100 Werke von Graun und Hasse; Händel's erste Oper, „Almira", die selbst in der königlichen Sammlung in London fehlt, sein „Alexanderfest" und „Acis und Galathea" eigenhändig von Mozart instrumentirt. Von Gluck mehre für die Geschichte der Entwickelung des großen Mannes höchst wichtige, selbst den meisten seiner Verehrer unbekannte Compositionen, so seine Opern „Thetis", „L'innocenza giustificata", „Semiramide", „Il Re pastore" u. s. w. Von George Benda über 50 Kirchenstücke und die Originalpartitur der „Ariadne auf Naxos". Von Mozart Originalhandschriften bekannter, aber auch noch ungedruckter Werke. Haydn's eigenhändiges „Salve Regina", mehre seiner Kirchensachen, seine „Armida", „Orlando paladino" u. s. w. Beethoven's „Kyrie" aus seiner letzten großen Messe von seiner

Hand, mit der merkwürdigen Ueberschrift: „von Herzen! Möge es wieder zu Herzen gehen!"

Möchten auch diese ungenügenden, aber von Herzen kommenden Andeutungen denen zu Herzen gehen, in deren Hände nicht blos das Wünschen gelegt ist, sondern auch das Vollbringen! *)

32.

Meyerbeer und seine Hugenotten.

Dresden, 29. April 1839.

Sie fragen, verehrter Freund, ob Meyerbeer's „Hugenotten" in Dresden gefallen haben. Hierüber kann für Jeden, welcher daselbst einer Aufführung beiwohnte, gar kein Zweifel sein. So allgemeiner Beifall läßt sich nicht erkünsteln oder willkürlich vernichten; er ist vorhanden und wird, wenn ich mich nicht ganz, überall eintreten wo man die Oper so gut zu geben im Stande ist, wie sie es erfordert. Das Orchester und die Sänger haben in Dresden die großen Schwierigkeiten durch Geschicklichkeit, Ausdauer und guten Willen überwunden, und insbesondere hat Madame Devrient erwiesen, daß die Kraft ihrer Stimme und ihrer genialen Begeisterung noch fähig ist, Alles zu beherrschen und mit sich fortzureißen.

Ihre zweite, scheinbar weit leichtere Frage: wie die Oper mir gefallen habe? ist für mich weit schwerer zu beantworten. Gefühl, Reflexion, ästhetische und musikalische Grundsätze, persönliche Theilnahme u. s. w. wegen so auf- und ab- und durchkreuzen sich dergestalt, daß einzelne absprechende Worte des Beifalls oder Mißfallens meine Ansichten oder Ueberzeugungen gar nicht deutlich machen können. Sie hängen wesentlich zusammen mit Dem, was man über öffentliche Meinung denkt oder denken sollte, und mit dem Zustande und Entwickelungsgange der Musik, ja der gesammten Kunst und Literatur, sodaß ich darüber ein Buch schreiben müßte, was gar nicht meines Amtes ist. Doch soll mich dies nicht abhalten, in einem Briefe wenigstens anzudeuten, was ich meine.

*) Die Sammlung ist glücklich für die Königliche Bibliothek angekauft worden.

Ich halte es für einseitig und übereilt, eine Meinung die sich in Vielen zugleich offenbart, kurzweg zu verdammen oder die Augen dagegen zu verschließen. Sie verdient jedes mal eine nähere Untersuchung, und erst aus rechter Erkenntniß der Gründe, des Zusammenhanges, der Folgen und sorgfältiger Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen, wird sich ihr Werth oder Unwerth, ihre Wahrheit und Lehrkraft erkennen lassen. Immer hat das wirksam hervortretende, Herrschende eine geschichtliche Bedeutung, und es bleibt ein steter und wesentlicher Irrthum, diesen geschichtlichen Faden abreißen und das Würdige oder Unwürdige nur vor oder nach einem willkürlich gesetzten Zeitpunkt anerkennen zu wollen. Daher kann ich mich in keiner Weise mit Denen vertragen, welche die Malerei etwa auf Giotto und Zimabue, die Musik auf Palästrina, oder das gesellige Leben auf irgend einen frühern Zeitabschnitt, irgend ein bon vieux temps zurückbringen möchten. Ebenso fern bin ich aber auch von Denen, welche mit dem Allerneuesten unbegrenzten Götzendienst treiben und den letzten Tag für alleinberechtigten Regierungstag der Ewigkeit halten. Auf diese Weise verderbe ich es gewöhnlich mit allen Parteien und muß sehr oft den Vorwurf hinnehmen, es fehle mir zugleich an Kenntniß und Begeisterung. Niemand wird ein wahrer König und Beherrscher des Tages in Staat, Kunst und Wissenschaft ohne Anlage, Thätigkeit und günstige Verhältnisse; ob aber solche Pfleger des Tages tiefe Wurzeln in der Vergangenheit habe und lebenskräftig noch in der fernen Zukunft glänzen werde, ist schwerer zu entscheiden. Man soll indessen umschauen und sich hierüber orientiren.

Bleiben wir bei der Oper stehen, so verfolgen alle diejenigen Tonkünstler ganz dem Wesen und der Bedeutung dramatischer Musik, welche ihre Texte als bloße Folgen instrumentaler Musik betrachten und behandeln; ihre Werke sind Seifenblasen ohne weitere Wahrheit oder Inhalt. Viele Kritiker, welche in dieser Beziehung nicht ganz gleichgültig sind, haben doch den Grundsatz aufgestellt: der Text einer Oper sei im Verhältniß zur Musik nur eine Nebensache. Dieser Grundsatz wird durch die bisherige Geschichte der Oper nicht bestätigt; denn selbst die besten Arbeiten großer Künstler sind in den Hintergrund getreten, sobald der Text hinter der Musik zurücktrat, kein wahrhaftes Interesse erweckte und den echten Forderungen dramatischer Dichtkunst nicht genügte. Der Text ist also von viel größerer Wichtigkeit als die meisten Musiker glauben, und nur sehr wenige haben durch sorgfältige Wahl desselben sich einen Hauptträger ihrer Unsterblichkeit zu verschaffen gewußt. Eine nähere

Prüfung und Beurtheilung der Texte Gluck's, Mozart's, Cherubini's, Weber's u. A. würde dies beweisen.

Meyerbeer hat durch seine Wahl von „Robert der Teufel" und der „Hugenotten" den Nagel des Tages auf den Kopf getroffen; sein Vorgehen ist Das, was der Tag eben verlangt und bewundert, und seine Kunst wird ihm eine Herrschaft verleihen, welche die sogenannte Hauptstadt der Welt jedem bewilligt. Seine Werke werden unaufhaltsam und triumphirend Europa durchziehen; denn der Stempel ihrer Geburtsstätte und das Zeugniß pariser Kritiker ist ein gültiger Paß innerhalb der gebildeten Welt. Thut denn aber in dieser Freude der Herrschaft nicht das Bedenken hinein, daß Paris wie Saturn seine eigenen Kinder verschlingt, daß die in den Himmel Gehobene nach kurzer Frist verächtlich zur Seite wirft, in der Veränderlichkeit und Abwechslung den Gott aber Götter ändert und wie sich selbst, so auch viele anfänglich warme und Liebhaber leicht umstimmt? Paris gewährt die Gewißheit eines Sommers, einer Saison; der wahre Künstler schreitet durch die Jahrhunderte nur durch eigene Kraft. Aus seinem Innern muß das Licht hervorbrechen; alle Bestrahlungen von außen sind heute Hochzeit- und morgen Leichenfackeln.

War's ein Glück oder ein Unglück für Meyerbeer, daß er nach Paris kam? Gewiß hätten seine Opern von seiner Heimat aus Eingang und Anerkennung nicht überall so leicht wie von dort aus gefunden. Das hat ein anderer Künstler, der sich von Paris nach Berlin verpflanzte, erfahren. Ob hiebei aber eine Art von künstlerischer Einsamkeit, eine ununterbrochene Strenge, so breite Kritik nicht vortheilhafter gewirkt ist und ihn auf sich selbst und seinen Genius bestimmter und heilsamer hingewiesen hat, als es der Beifall und die Aufforderungen solcher Salons vermögen, das ist die Frage!

Nur in Paris konnte ein Deutscher Opern wie „Robert der Teufel" und die „Hugenotten" erwählen, nur dort konnte dieser spanische Pfeffer dramatischer Poesie erwachsen. Wir sprechen so oft von der Nobleß der Heiden und von der Milde und eleganten Bildung der Neuern! Wenn aber Agamemnon die Tochter opfern will, um (nach seinem Glauben wie Abraham) Gottes zu ehren, Klytämnestra den Tod ihrer Tochter zu rächen sucht, Orest von den Furien verfolgt und durch die Götter gesichert wird, wenn Oedip nach bitterem Leiden im Haine zu Kolonos einen seligen Tod findet, — ist dies Heidnische der alten Welt nicht milder und edler, als so vieles Neuere?

Ich lebe der Ueberzeugung, es sei allemal ein Zeichen des Irrthums und ein Weg zur Auflösung, sobald die Schönheit

nicht der Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen ist und bleibt, solange Das, was man menschlich, charakteristisch, effectvoll und dergl. zu nennen beliebt, jener unsichtbar und sich absichtslos auf den Thron setzt. Mit der Schönheit und ihrem Maße entweicht in der Kunst auch die wahre Sittlichkeit, der echte Charakter und die ächte Wirkung. Es gab Zeiten, wo man Apollonius den Rhodier über Homer, Ennius über Plautus und Caylus, Marini und Gongora über Ariost und Cervantes, Lohenstein und Hoffmannswaldau über den Dichter der Nibelungen und Gottfried von Straßburg setzte. Wir finden sie lächerlich, spüren aber nicht daß wir uns auf ähnlichen Bahnen bewegen. Die Maler, welche idealisch, die Dichter, welche griechische Volksmythe darstellten, mögen den Untergang in sich selbst und halten den Zeitgeist, welchen sie und die von ihnen Begeisterten aufführen, noch für die Bewegung erhöhten Lebens. Dichtkunst, Malerei und Musik gewisser Schulen reichen sich traulich die Hand; sie üben denselben Einfluß: das Mißbehagen ist die Verklärung des Irdischen, und das Irrlicht überleuchtet die Sumpfe.

Auch in der Oper sind wir in dieser Weise ungeheuer vorgeschritten — aber rückwärts gekommen; von Don Juan's „Freude der Champagner" zu Lucian's Saufliede; von Gluck's heldenmüthigem Schwure zu der entsetzlichen Handlung des Peter in den „Hugenotten."

Die Planlosigkeit, von welcher der Geschichtschreiber leider sprechen, welche er wie ein Naturelement zum Gutfinden verhalten muß, von der er sich aber so schnell als möglich hinwegwendet, wählt der Dichter freiwillig zum Gegenstand einer verständigen Oper, als wäre für den nicht rechte Leben, um eine sittliche motivirte Liebesgeschichte zusammenzuknüpfen. Das Erwarten von Tanzenden ist eine Art von sittlichem Abscheu. Der Platz ein erforderlicher Kunstbehelf, um den Hintergrund mit geistig bewegtlichem Leben einer Gesellschaft zu bemalen und zu erklären. In Hölle zum Beispiel der größten Schandthaten und Verbrechen repräsentiren doch in der Nacht der Vollbringung von sich selbst, und eine göttliche Hand scheidet vor ihren Augen das Urtheil ihrer Verdammniß wieder; hier dagegen wird zur Ergötzung der Zuschauer ein Tanz, ein Festball hineingefunden, damit die Zuschauer durch die Reize der Tänzerinnen von den ernsten Gesichtern abgelenkt und zu hinlos heiterer Stimmung gebracht werden.

Welche Macht von musikalischen Gedanken, von Arbeit und Anstrengung hat der edle, liebenswürdige Künstler verschwenderisch auf diese unwürdigen Texte verwandt! Schon zu

Lange Zeit ist es ihr in der Welt und dem Vergessenheit auf-
zeige es nun den Weg zum Paradiese finden. Wie sie über-
zeugt, einem Manne von seinem Geiste und Charakter, seinen
Ansichten und Talenten nicht hohe Verehrung zu Theil wer-
den, schreibt er nicht besonders Frage und mit Nachsicht in seinem
Vorgehen; gestehe; Lachen und eigenen Kraft. Das zu ergreifen
und Verzeihen sucht, und trug aller Widerspruche immerhin
so wahrhaft Ideen und vollendet gutes wird. Diejenigen, welche
so hinten nimmern, sich mehr seine Freunde und Verehrer, als
sie auf den Wirken der Vergänglichen sehen den Leidenschaften
und den mit ihnen Tagesstrompeten zu verschwinden werden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

111. Auch die widersprechenden Klagen und Rechtfertigungen über Personen und Privatsachen, gehören nur in ihren eigenen Zeitgeschichten, oder Lebensbeschreibungen.

112. Aber die auch wahrhaft unübersteigliche Gewissenhaftigkeit wurde mir keine Ruhe, ich hatte genug zu thun, zu lernen und zu denken, wo die Verfolgung Pflicht ist und bleibt.

113. Ich will hier von Dingen schweigen, die den Staatsmann bei Ernst geistige Übungen und Proben.

114. Einem Manne der höchste Freiheit kann irgend Niemand geben, und wenn Jemand, haben sie auch die Gabe einer [illegible] Mehrere schenken und werden dadurch auch beide Theile für gar nichts Komplimente, während sie so den Personen einen Mehrheit und Preis gleichgültig machen.

115. Die Einen hat schlechte Stimme haben Preis Verhältnisse, und doch Einen die Klage hat einigen Schaden und mehr schwächen, wenn es schon ohne Wahrheit und Klage gleichwohl [illegible] haben. Einige mehr Freiheit und in eine neue Kraft wieder aufrichten, brachen mehr Mannichfaltigkeit kennen.

116. Es gibt Manchen, deren Richtung so vorherrschend geistig ist, daß dem das Sinnliche fast ganz verschwindet, das es nachdem kann auch dem sinnlichen Theil übersehen Erscheinung. In den Regel stellten wir Gewissenhaftigkeit und Pflichtmäßigkeit auf die Gewissenhaft.

117. Der menschliche Geist kann das Mannich vielfach verändern und umgestalten, aber es kann es nicht vernichten, [illegible]. Hingegen kann, daß auch das Mannich durch seine Entwicklung niemals vom Geist, das Ganz hervorbringen kann? [illegible] daß sie das bewirken, daß Einen durch den Einen Pfad die Wegen, durch Gedanken zusammen gehören, als daß sie in der Erkenntnis, vergleichen Weise entstehen. Wären wir nicht so viele Weise geschaut und darauf angewiesen, wären wir sie für vergleichlich und unmöglich halten.

118. Es ist nicht wahr, daß das Richten und Urtheilen das wesentlichen Vorzeit innerhalb hält in der Jugend sei. Auch richtig ist das nicht wie der Schein, daß der Mensch auch dem Weise Gesetz gebildeten werden.

113. Großer Haß hält (sogar viele Übeltaten) unter Menschen, Streiten, Mißhelligen und Übeln. Wir kennen es sogar von, daß in bei Großen bei Hofe die heimliche alten Feindschaftungen auf Leben: es bleibt auf bei Hofen bei Weisen, Schlimm, Thoren zum Ort der Hohn.

114. Großer hat die Religion bewiesen gegen Gott, gegen uns mit den Geschöpfen bei Erschaffung und gemacht für Zeit und Ewigkeit machen sollte, heißt es: Du hast eingeschaut in deinem unendlichen Innenreichen, und bestimmt worden aus Wenige in Abraham's Schoße, Viele hingegen im Feuerpfuhl Egen und die Worten in der Hölle ewig gemartert werden. Doch Gut Religionsübungen können die Gnaden nicht.

115. Manche reden oft auf dem Lehrstuhle nach einem ertheilten Verlangt; mit Namen so bedeutsch einem Fremden, entgegengehen Leben gänzlich Wandel und Zeichen verstehen und als Gegenstand an dem Himmelsthronen stehen.

116. Nichts ist verletzbarer und beleidigbarer als die Hochachtung; wenn jede nur an sich denken, auch bei wichtige Sache gerade halten zu Herz und nicht Leichten. Und doch Gerist muß die Verletzung in einfamen Zeichen, bevorn sie Gemeinden an sich werden und bedeutsch wegen und ungerechtlich werden können!

117. Ebenso wenig soll man sich immer mit Lobeserhebungen beschäftigen und abquälen. Ein richtiges Leben ist die beste Verherrlichung zum Großen.

118. Denn, die Leben in der Regen Zeitlichkeit immer Vergnügte haben, wie sollen sie die Ewigkeit entbehren können!

119. Jene vergnügsüchtigen Unterhaltungen und Vergnügungen ist bei, und von vielen so und Manchen, ist viel schlimmer und schrecklicher, als man wie sich bezeichnen.

120. Wer nur in der Gegenwart lebt, kommt nicht über 50 Jahre erwenigen Menschenleben hinaus: der ewigkeitsbedachte Weltweise bringt es, ohne übergroße Mühe, auf 1—2000 Jahre.

121. Ich wollte nicht, man langweiliger, unangenehmer, unlieblicher wäre, als man sich zu lieben.

122. Denn sich sieht, daß man sich mehr als zwei Jahren, und doch wie wenig Freundschaft sich im Allgemeinen wenn bleibt sich gemacht. Es wäre nöthig, die Schuld bei Einzelnen aufzudecken; denn in wenig Fall Manchen haben mag, ich sieht recht Denken zu trauen (und bisweilen zu beneiden), meistens doch eben die Gründe, diese Bedenklichkeiten (und viele

es uns aus Eigennutz), genau kennen. Die vorhandenen Schwierigkeiten sind groß, ja oft unübersteiglich. Beginnen wir mit dem Körper, so kommen viele seiner wichtigsten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtsein und entziehen sich der eigenen, unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen wurden mißverstanden: konnte man doch z. B. seit Jahrtausenden das Pulsiren des Herzens und der Arterien, und doch entdeckte erst Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man wenig oder nichts von dem Zweck wichtiger Organe; die Nerven, obgleich bis ins Kleinste und Feinste verfolgt, bieten ein öffentliches Räthsel; andere Organe gehorchen in keiner Weise dem Willen und den Absichten des Menschen; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnsinn u. s. w. treten uns als unleugbare Thatsachen entgegen; wer aber hat sie wahrhaft erklärt und begriffen? — So schwach steht es auch mit der Selbsterkenntniß nach der körperlichen Seite; und was ist denn seit Jahrtausenden Erhebliches nach der psychologischen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir (über ein unmittelbares Gefühl hinaus) von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. s. w. — Das Alles sieht sehr niederschlagend aus: eine Selbsterkenntniß, die für mich unmöglich ist, ist aber für mich auch unnöthig.

141. Das, was man heute unmöglich nennt, erscheint morgen vielleicht möglich und wird übermorgen wirklich. Also: ohne Hast und mit Geduld arbeiten!

142. Die heutige Vorliebe und Bewunderung für alles Werdende ist der vollkommenste Gegensatz zu der Theorie und Praxis des Griechen. Ueberall bringen diese auf Maß und Mäßigung, Beharrlichkeit (ἐπιστήμη) und nicht zu viel (μηδὲν ἄγαν)!

143. Es ist merkwürdig, daß in all dem Schwanken und Bewegen der Dinge sich nichts Sicheres und Festes erkennen und ergreifen läßt. Es gehört aber dazu nicht bloße tiefe Einsicht, sondern auch ein großer Charakter. Kleine Leute jubiliren und wähnen die Welt zu beherrschen, wenn sie auf Windmühlenflügeln die Luft durchschneiden.

144. Ist es eine Folge der Natur der Dinge oder erworbener Systeme, daß wir das Männliche (Materielle) und Weibliche als gegensätzig betrachten und behandeln? Ist denn aber das Männliche nicht mit und durch den Geist? und das Weibliche nicht ein integrirender Theil der Energie?

165. Wer vom Geiſte nichts auszuſagen weiß, als er nehme keinen Raum ein, kommt nicht über die bloße Verneinung hinaus. Es iſt eine bloße Vorausſetzung, daß Räumliches nicht bis zum Denken könne hinausorganiſirt werden.

166. Das Unbegreifliche und das Unſinnige iſt keineswegs daſſelbe, und ſehr Unrecht für beides gleichen Glauben zu fordern.

167. Ich denke und empfinde unabhängig davon, ob Viele ebenſo mitdenken und mitempfinden wollen; ſo ſchreibe ich auch zunächſt für mich, ohne Rückſicht darauf, ob Jemand es leſen will. Es gehört eben zu meinem Weſen, und in der Thätigkeit finde ich Genuß.

168. Weil der Menſch fühlt, daß er zuweilen den Teufel im Leibe (und auch im Geiſte) hat, folgt noch nicht, daß er dem Ormuzd einen Ahriman, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde einen Teufel gegenüberſtellen dürfe, der im Stande iſt ihm überall ſein Spiel zu verderben und ihn zu übermeiſtern.

169. Wenn wir Steine, Pflanzen, Thiere betrachten, ſo finden wir ihre Natur eben natürlich und haben daran nichts auszuſetzen. Wir verlangen keine andere Kryſtalliſation, keine andere Blätterform, keine anderen Zähne und Klauen u. ſ. w. Dagegen mäkelt jeder Menſch an ſeiner eigenen Natur, und noch mehr an der Natur aller ſeiner Mitmenſchen. Das Natürliche und Sittliche iſt ſo wenig ein unbedingter Gegenſatz, als es unbedingt zuſammenfällt.

170. Der Menſch, ſagt man, iſt ein Einwohner zweier Welten; deshalb iſt er meiſt in keiner recht zu Hauſe.

171. Jenachdem Einzelne, ſowie Völker, große Augenblicke, Stunden, Tage, Jahre, — Jahrhunderte — haben, ſteigt ihre Würdigkeit und ihr Glück. Deshalb iſt es die Hauptaufgabe ihres Daſeins und Lebens, ſich auf der Höhe zu erhalten, und nicht raketenartig zu ſteigen und zu ſinken.

172. Wo Könige und Königinnen bloße Symbole, höchſtens Figuranten ſind, kommt auf ihr Geſchlecht wenig oder nichts an. Ganz anders ſtellen ſich die Verhältniſſe, wo die Perſönlichkeit hervortritt und Kopf und Herz der Unterthanen ſich dafür begeiſtert. Dann wird die Liebe zu einer Königin doch eine andere Geſtalt gewinnen, als zu einem Könige.

173. Man ſagt: die Heiden haben ihre Laſter ihren Göttern beigelegt; aber der angeblich chriſtliche Gott mancher Theo-

logen und Inquiſiteren iſt zähzorniger, gemüthloſer, grauſamer, willkürlicher, als es jemals der olympiſche Zeus nach den Anſichten der Griechen geweſen iſt.

174. Wahrheit, Werth, Würdigkeit, Pflicht, Nothwendigkeit der Sittlichkeit ſteht für ſich unleugbar und unwandelbar feſt, und iſt keineswegs ſchlechthin abhängig von Beantwortung der Frage über die Unſterblichkeit der Seele.

175. Manche Eiferer ſcheinen der Meinung zu ſein, daß ihre Gottesliebe in dem Maße ſteige, als ihre Menſchenliebe abnimmt.

176. So lange unſere mangelhaften und krankhaften geſelligen und bürgerlichen Verhältniſſe vielen Perſonen das Heirathen unmöglich machen, werden außereheliche Geſchlechtsverbindungen fortdauern. Polizeilicher Zwang führt nicht zum Ziele und ſchadet an der zweiten Stelle ſo viel, als er glaubt an der erſten gewonnen zu haben. Ebenſo bleibt eine Sittenlehre unwirkſam, welche die ſinnlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe des Menſchen ganz unberückſichtigt läßt. Die Mäßigkeit beſteht nicht darin zu hungern und zu dürſten.

177. Uebermäßige Sinnlichkeit, Unvermögen, falſche Scham und Ziererei haben, von verſchiedenen Seiten her, dazu beigetragen, daß die Sittenlehre über die ſinnlichen Geſchlechtsverhältniſſe höchſt ungenügend und lückenhaft bearbeitet worden iſt. Da es für unanſtändig gilt, die ſich hier aufdrängenden Fragen laut aufzuwerfen und zu unterſuchen, ſo beantwortet ſie ſich jeder in der Stille, lediglich nach Willkür und Belieben.

178. Manche ſagen, dieſe Glaubensartikel ſind gut, weil ſie mit der Vernunft übereinſtimmen; Andere fahren fort, dieſe Artikel ſind noch beſſer, weil ſie mit der Vernunft nicht übereinſtimmen.

179. Zeit, Perſönlichkeit, Volksthümlichkeit, äußere Verhältniſſe haben das Chriſtenthum von jeher modificirt und näher beſtimmt. Es erſcheint anders im erſten, wie in den folgenden Jahrhunderten, anders bei Griechen, Römern u. ſ. w.

180. Es iſt nicht wahr, daß Europa alle ſeine Bildung dem Chriſtenthume allein verdanke; mit ſeinem Gährungsſtoffe trat z. B. das Germaniſche in eine andere Verbindung und hatte viel größeren, eigenthümlichen Werth, als das Abeſſiniſche! Ward doch der Polytheismus bei verſchiedenen Völkern ebenfalls etwas Verſchiedenes.

181. Man ſoll das Ewige nicht in zeitliche Formeln bannen und das Zeitliche durch dieſelben nicht verewigen wollen.

182. Wenn die Lehre von der Erbſünde die eigenen Sünden nicht genügend erklärt, und noch weniger ſie rechtfertigt, ſo iſt es natürlich daß ſie öfter verworfen, als angenommen und praktiſch angewendet wird.

183. Es gibt keinen größeren Gegenſatz, als zwiſchen dem beſtimmten, ſcharf gezeichneten, gedankenreichen, zum Ziele treffenden, ſonnenhellen Stile Leſſing's und der Darſtellung Herder's, welcher den ohnehin beſtimmten Kern mit allerlei farbigen Wolken, mit Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen, mit Schnitzwerk und Gekräuſel aller Art umhüllt und vermeintlich ſchmückt. Neben ihren Hauptwerken geht bei Beiden allerlei Gepäck einher; doch kann man Leſſing nie genug, leicht aber Herder zu viel leſen und bewundern. Leſſing's Zorn und Schmerz iſt edler und großartiger, als Herder's Nergelei und ſtete Verſtimmung.

184. Die Unduldſamkeit der Gläubigen iſt größer und gefährlicher, als die der Erkennenden; denn dieſe ſind unduldſam nur im eigenen Namen, jene aber im eigenen und in Gottes Namen.

185. Es iſt eine große Thorheit, ſich die ſo heitere als großartige Natur zu verkümmern, angeblich um dem Geiſte und Gott näher zu kommen.

186. Es gibt viele Narren, die Unzufriedenheit für gleichbedeutend mit Weisheit halten.

187. Wer in allen Verſchiedenheiten nichts ſieht als Unvollkommenheit, die einem abſtrakten Gleichartigen weichen ſollte, begreift gar nichts vom Weſen und der Würde des Perſönlichen und Volksthümlichen.

188. Es iſt gleich kläglich, viel dummes Zeug glauben und viel unnützes Zeug wiſſen.

189. Eine Anthropologie, die den Menſchen zum Gott macht, vertilgt hochmüthig alle Theologie; wiederum bedarf jede Theologie eines anthropologiſchen Beſtandtheils: ſo die chriſtliche in der Lehre vom Mittler, den zwei Naturen in Chriſtus u. ſ. w.

190. Das innigſte Lieben Gottes ſchließt das Lieben ſeiner Geſchöpfe nicht aus, ſondern macht dafür fähig.

191. Die chriſtlichen Heiligen ſind von den heidniſchen Heroen und Halbgöttern weſentlich verſchieden, nehmen aber doch

nach einer Richtung hin ihre Stelle ein. Seitdem Christus Gott dem Allmächtigen faſt gleichgeſtellt ward, bedurfte man der Heiligen als vertraulicherer Mittler.

192. Es iſt ein theologiſcher Aberglaube, oder doch ein unlösbares theologiſches Räthſel, daß die Schöpfung Gottes durch einen Menſchen auf Jahrtauſende in Unordnung gebracht und Gott ganz von ſeinen Geſchöpfen, ſowie dieſe ganz von ihm getrennt worden.

193. Keineswegs iſt es das beſte und erfolgreichſte Mittel wider den Hochmuth, zu ſagen: du biſt durch und durch ein Lump und gar nichts werth; es iſt keineswegs die rechte und höchſte Demuth, ſich dafür zu erklären.

194. Die Theologen ſagen: Gott will ſich verbergen, Gott will ſich offenbaren; das paßt für ihn nicht zueinander. Wol aber kann man ſagen: der Menſch ſtrebt Gott zu erkennen, oder ihn fern von ſich zu halten.

195. So lange mein Beruf auf der Erde iſt, darf ich mich nicht von ihr trennen, noch ſie (als Satans Werk) unbedingt verachten.

196. Ich ſehe um mich ſo viele Geheimniſſe, daß ich es für unnütz halte, ihre Zahl willkürlich und künſtlich zu vermehren.

197. Das Joch, welches die Eiferer unter den Theologen auflegen, iſt weder ſanft noch leicht, ſondern das Gegentheil von dem Chriſti.

198. Auch der Arianer und Unitarier wird zugeben, daß der Zwiſchenraum zwiſchen Chriſtus und einem Paſtor, oder Professor theologiae unendlich größer iſt, als der zwiſchen dem kapitoliniſchen Jupiter und dem Pontifex maximus.

199. Wenn Streit über eine Sache genügender Beweis ihrer Dunkelheit iſt, ſo wäre das, was die Theologen Offenbarung nennen, das Dunkelſte auf Erden.

200. Zwiſchen wahren und falſchen Theologen iſt ein Unterſchied, wie zwiſchen Himmel und Hölle.

201. Goethe's Fauſt beginnt mit dem umfaſſendſten, erhabenſten Beſtreben: er will (ſelbſt mit Hülfe böſer Mächte) die Schranken der menſchlichen Natur durchbrechen, Gott und alles Göttliche erkennen und beherrſchen. Ich erwarte Fortſchritte und Kämpfe auf dieſer Bahn, Seligkeit und Pein die ſolch ein Streben bereitet, ſolch ein Beruf herbeiführt, die Löſung hieher gehöriger Räthſel zur Lehre, Warnung, Beſſerung und

Reinigung der in dieſer Richtung liegenden Leidenſchaften. Statt deſſen treten alle jene Aufgaben, Räthſel, erhabenen tragiſchen Richtungen bald ganz in den Hintergrund, nichts darauf Bezügliches wird weiter und zum Ziele geführt; vielmehr verläuft ſich der große Strom in den breiten See ſentimentaler Liebesgeſchichten, mit vielem an ſich aber gar nicht nöthigen Unrecht und Unglück. Oder um in derlei Unglück zu gerathen, braucht man ſich nicht auf Fauſt's hohes Pferd zu ſetzen und Don Juan hätte ſich auch das Schmuckkäſtchen auf Borg verſchafft, ohne den Teufel unmittelbar zu incommodiren.

202. Gewohnheit wird zur Natur, enthält aber nicht das urſprüngliche Weſen unſerer Natur. Vielmehr entſpringen aus dieſer die weiſen — wie die thörichten Gewohnheiten.

203. Die Theologie hat es bequemer, wie die anderen Facultäten, ſie verſchreibt jedem daſſelbe.

204. Man findet es natürlich und macht mir keine Vorwürfe wenn ich ſage: ſo weit kann ich nicht ſehen, ſo ſcharf nicht hören, dieſer Schlußfolge nicht folgen, dieſen mathematiſchen Beweis nicht begreifen u. ſ. w. u. ſ. w.; wenn ich aber ſage: ich kann dies nicht glauben, ſo ruft man: der Ketzer wird verbrannt. Hat jeder Einfältige ſo viel Glaubenskraft, Glaubensrecht, Glaubenspflicht, wie der größte chriſtliche Heilige, und gibt es hier keine Stufen, wie in der Erkenntniß?

205. Sobald der Proteſtantismus den Grundſatz der Freiheit aufgibt, den Glauben daran verliert und mit Geſeſſelten vorwärts zu gehen wähnt, muß er dem folgerechten Katholicismus, und von Rechts wegen, erliegen.

206. Wenn ein Papſt an die Spitze der Weltentwickelung träte, nicht der ſogenannten liberalen, oder conſervativen (dieſer bloßen Caricaturen), ſondern einer wahren allumfaſſenden, zugleich leitenden und verſöhnenden Weltentwickelung; — er wäre noch jetzt der mächtigſte Fürſt!

207. Ein Chriſtenthum ohne demokratiſche Beſtandtheile iſt Tyrannei, oder wird zur Tyrannei. Die wahrhaft chriſtliche Demokratie überragt alle politiſchen Erfindungen und Künſteleien.

208. Verfaſſung, oder keine Verfaſſung; dieſes iſt die Frage. Fehlt der Steuermann, ſo ſegelt man mit allen Winden und in allen Richtungen — ſchlecht.

209. Das Herz iſt ſo wenig unfehlbar, wie der Kopf. Das Herz ohne Einſicht iſt in der Irre; der Kopf ohne Herz geräth in die Irre.

210. Das jüdiſche Volk iſt keineswegs das einzige in der alten Welt, welches ſich (wegen wahrer oder eingebildeter Vorzüge) von den anderen abſonderte; die Inder und Aegypter thaten daſſelbe, und die Griechen nahmen ebenfalls wenigſtens die erſte Stelle in Anſpruch. Noch jetzt geſchieht (trotz alles Anpreiſens chriſtlicher Demuth) täglich daſſelbe.

211. In allen Religionen ſind Beſtandtheile der Wahrheit, nur nicht in allen gleich viel. Jede Religion bedarf (wie jede Verfaſſung) der Mittel zu weiterer Entwickelung. Sie kann ſtill ſtehen, vorwärts oder rückwärts gehen, fortſchreiten oder ausarten.

212. War es bei den Griechen ein Gewinn an Zeit und Kraft, an Freiheit und Unabhängigkeit, daß ſie die Geſchlechtsverhältniſſe nicht mit ſo viel Krimskrams und Brimborium umhüllten, wie es jetzt Gebrauch iſt und angeprieſen wird?

213. Ein Jeglicher (ſagt Pylades in Goethe's Iphigenia) muß ſeinen Helden wählen u. ſ. w. — So haben Theologen die Juden, Philologen die Griechen und Römer für ſich auserwählt, werden aber durch Vorliebe (ſowie durch den nach anderen Seiten hin gerichteten Haß) oft ſo geblendet, daß ſie das Schlechteſte umdeuten und das Einfachſte misverſtehen.

214. Sachverſtändig und parteiiſch iſt nur zu oft gleichbedeutend. So Theologen, Fabrikanten, Officiere. Daher iſt und bleibt es gleich verkehrt, ſie nicht zu hören und ſie allein zu hören.

215. Der heilige Auguſtin hat geſagt: ich würde nicht Chriſt ſein, wenn die Wunder nicht wären. — Ich ſage: ich würde Chriſt ſein und bleiben, wenn auch die Wunder fehlten. Ueberhaupt kann man fragen: ob Auguſtinus dem echten Chriſtenthume mehr genützt oder geſchadet hat?

216. Hexenproceſſe, Zweikämpfe und Autodafés überwiegen gar viele Anklagen, welche in unſeren Tagen gegen die Griechen ausgeſprochen werden.

217. Ich kann mir Gott ohne Welt und Welt ohne Gott nicht denken. Pantheismus ohne Perſönlichkeit kann (trotz alles darüber verbreiteten Glanzes) Perſonen nicht genügen.

218. Sowie die Lehre von der Gnadenwahl aufgeſtellt wird, iſt ſie mehr eine Gnadenqual.

219. Man begreift leichter Weſen, Form und Zweck des ganzen menſchlichen Körpers, als eines einzelnen Organs. Be-

greift man überhaupt eher das Allgemeine und Ganze, als das Beſondere und den Theil?

220. In der Natur iſt allmälig Alles (ſelbſt Sonnen und Fixſterne) in den Kreis der Bewegung hineingezogen; während Viele alle Bewegung aus den menſchlichen Verhältniſſen verbannen möchten.

221. Allerdings iſt die Natur für den Menſchen, aber auch gegen den Menſchen. Beide vertragen und ſtreiten ſich, ſiegen und unterliegen umzech.

222. Daß der Tod dem ſo kurzen Leben wider Willen ein Ende macht, iſt nicht ſo ſchrecklich, als der freiwillige, erwünſchte Lebensmord durch — Zeitvertreib.

223. Ich habe das beſtimmteſte Gefühl, daß meine beſten, edelſten Gedanken und Gefühle nicht das Ergebniß meiner körperlichen Organiſation, auch nicht einer unmittelbaren, eigenen bewußten Seelenthätigkeit ſind, ſondern daß ſie wie durch Inſpiration kommen, ich weiß nicht woher.

224. Die Kirche will unbedingt den Staat, der Staat die Kirche regieren; wohin rettet ſich die wahre Freiheit bei dieſer grauſamen Jagd?

225. Hätte Hume mit ſeinen Angriffen auf die Lehre von Urſache und Wirkung recht, ſo würde jede Frage nach dem Warum thöricht und jeder durchgehende Faden der Erkenntniß unmöglich.

226. Jede Urſache ſchließt eine Thätigkeit in ſich, und hat inſofern den Vorzug vor der Wirkung. Wird jedoch dieſe ſelbſt wiederum zur Urſache, ſo gleicht ſich der Werth aus.

227. Wenn ſich politiſch Berechtigte von der ihnen zugewieſenen Thätigkeit zurückziehen, ſo kann man erweiſen, daß ſie gegen Pflicht und Klugheit handeln; hiermit iſt aber die Sache gar nicht abgethan, ſondern man muß unterſuchen, ob erhebliche Gründe jenes auffallenden Beſchluſſes vorhanden ſind, und gerechten Klagen Gehör geben.

228. Wo man die Urſache nicht ſieht oder nicht begreift, oder zwei von einander unabhängige Urſachen in Wirkung und Zweck unerwartet zuſammentreffen, ſpricht man vom Zufalle oder dem Ungefähr.

229. In ſtrengen Syllogismen denken, iſt gleichwie mit Holzſchuhen tanzen.

229. Gegenſätze ſind, als ſolche, nur möglich durch Beziehung auf etwas Gemeinſames. Das vergeſſen Alle, die von einer Stelle aus richten und verdammen.

231. Das Unendliche ſoll das Endliche nicht vernichten, ſondern in ſich aufnehmen.

232. Wer das Beſondere verſchmäht, dem bleibt das Allgemeine leer und todt.

233. Warum iſt Platon und Ariſtoteles leicht im Verhältniß zu mancher neueren Philoſophie? Weil wir (ſagen die Einen) ſo weit über ſie hinaus und zu größeren Aufgaben und Löſungen fortgeſchritten ſind. — Weil (entgegen Andere) Inhalt und Form jetzt noch unausgebildet und chaotiſch ſind, und jene alten Meiſter in beider Hinſicht höher ſtehen.

234. Die Art, wie manche Philoſophen den unendlichen Reichthum der Welt ausleeren und vernichten, erinnert an die Carikatur aus der franzöſiſchen Schreckenszeit, wo der Scharfrichter ſich zuletzt ſelbſt guillotinirt.

235. Ein Denkweſen, welches immer ausgibt und nie einnimmt, ſein Papiergeld lediglich im Innern ſchlagen will, iſt nicht klüger als ein Finanzweſen, das dieſen Weg einſchlüge.

236. Es gibt keine unbedingte Trennung von ſubjectiv und objectiv; auch Zeit und Raum ſind beides.

237. Alles Beſondere iſt reicher an inhaltlichen Beſtimmungen, als das Allgemeine, und wenn man durch Ausſtreichen zu dieſem gelangt iſt, muß man durch Zuſetzen jenes wieder zu erreichen ſtreben.

238. Fichte meint: die Welt ſei blos ein Material der Pflicht: die franzöſiſchen Revolutionaire ſahen darin blos ein Material für ihre Rechte.

239. Manche ſtellen ſich auf die Seite Platon's gegen Ariſtoteles, blos weil ſie glauben, ſie hätten dann nicht nöthig viel zu lernen.

240. Gott iſt entweder innerhalb der Welt, oder außerhalb derſelben. Im erſten Falle nimmt er Theil an der Bewegung, im zweiten Falle liegt ſeine Bewegung in den Gedanken, welche die Welt begleiten und in ſeiner einwirkenden Vorſehung. Auch müßte die erſte Bewegung durch einen Anſtoß hervorgebracht werden, und ein Anſtoß erfolgt nicht ohne Bewegung. Kann alſo Gott (wie Ariſtoteles lehrt) der unbewegte Beweger der Welt ſein?

211. Leugne ich die Unendlichkeit des Raumes, ſo muß ich auch die Unendlichkeit der Zeit und die Ewigkeit leugnen; und umgekehrt.

212. Das iſt ſo erſtaunens- und bewundernswürdig an Ariſtoteles, daß er die größten Tiefen des reinen Gedankens durchdringt und beherrſcht, und wiederum mit Scharfſinn und Luſt auf das Einzelnſte eingeht, es ordnet, beſchreibt und Anſchauung mit Gedanken und Begriff heiter verſöhnt.

213. Urſache und Wirkung ſteht mit dem Zweckbegriffe in engſter Verbindung; wer jene aufgibt (wie Hume), muß auch dieſen fallen laſſen.

214. Bei Platon tritt der Künſtler ſehr beſtimmt hervor, deßhalb gerathen wir zu ihm oft in ein perſönlicheres Verhältniß. Ariſtoteles' Perſönlichkeit hingegen überſehen wir leicht oder bemerken ſie nicht, wenn er ein unermeßliches Meer der Wiſſenſchaft vor unſeren Augen eröffnet. In Platon's Springbrunnen erhebt ſich bewundernd das Auge; aber die grenzenloſe und dennoch inhaltsreiche Fläche iſt nicht minder erhaben.

215. Die Treue der Weiber nimmt mit den Jahren zu, weil ſie dann nicht mehr geſucht werden; nicht ſo die der Männer, weil ſie noch ſuchen und anfragen können.

216. Der Zweckbegriff ſetzt Etwas als dem Weſen nach ſchon vorhanden, ehe es äußerlich da iſt: und wiederum muß vor dem Zwecke etwas da ſein, das ihn bezweckt. Das, was richtig bezweckt iſt, wird nothwendig. Kann man ſich wirklich Nothwendigkeit denken ohne wirkende Urſache, Bewegung und Zweck?

217. Man fragt: wirkt das Sein auf das Denken (die Sache auf den Begriff), oder das Denken auf das Sein (der Begriff auf die Sache)? Ohne Zweifel tritt Gegenſeitigkeit und Wechſelwirkung ein.

218. Wo Bewußtſein iſt, iſt Freiheit, und wo Freiheit iſt, gibt es Zwecke.

219. In jeder Bejahung liegt eine Ausſchließung unendlich vieler Dinge; es wäre aber ſinn- und ſprachwidrig, jene das concrete Nichts zu nennen.

250. Denken ohne Anſchauen und Anſchauen ohne Denken iſt eine Hungerkur für die Menſchen.

251. Wo es zwölf große Götter gab, konnte man über einen klagen und auf ihn ſchelten, und mit elf ganz zufrieden

sein; jetzt richtet sich jede Klage sogleich gegen den einen Alleinherrscher, und ist dann zweifl mal so thöricht und gefährlich.

252. In der neueren Zeit gerathen Manche aus dem Monotheismus in den Pantheismus, weil die belebende Stufe des Polytheismus (als Geschäftsvertheilung) fehlt.

253. Wo man Ursachen und Zwecke nicht sieht und begreift, wendet man sich an Gott, oder an den sogenannten Zufall.

254. Ein Wesen, dem ich Kraft und Thätigkeit beilege (Monas), muß auf Andere wirken und auf sich wirken lassen.

255 a. Je dummer, desto abergläubiger; je eingebildeter, desto ungläubiger.

255 b. Was den Wilden ein Fetisch ist, ist den Wundersüchtigen der Gegenwart ein Psychograph.

256. Es ist anziehend und löblich, jede Thatsache zu untersuchen und ihre Wahrheit zu prüfen; mit meiner Religion hat es aber gar nichts zu schaffen, ob Pharao im rothen Meere ertrunken ist.

257. Die Theologen sagen (und mit Recht), das Christenthum sei am geeignetsten die allgemeine Religion zu werden; und doch halten sie es für ihre höchste und wichtigste Aufgabe, überall Dämme, Schlagbäume, Zeltlinien zu errichten, um Mehre auszuschließen und zurückzuweisen, als einzulassen.

258. In keiner Wissenschaft setzt man so den Theil für das Ganze, pars pro toto, als in der Theologie. Auch die kleinste Sekte meint, sie besitze die ganze Wahrheit, und allein.

259. Die edelsten Männer waren in alter Zeit bemüht, das heidnische, höchst mangelhafte Götzensystem zu veredeln und zu reinigen; wie viel Mühe hat man sich dagegen gegeben, Christi erhabene Lehre herabzuziehen und mit Menschensatzungen zu verunreinigen.

260. Sonderbar das Anaxagoras, welcher zuerst die Thätigkeit des Geistes bei der Weltschöpfung erkannte, als Gottesleugner bezeichnet und verfolgt ward. Lag dies daran, daß der Geist (sein Nus) als Abstractum und nicht als Person auftrat, während die Griechen Alles personificirten und individualisirten?

261. Es wäre nothwendig und nützlich, Wunder und Bedeutung des Sinnlichen einmal hervorzuheben, anstatt (ohne den

rechten Erfolg) immer darauf zu schimpfen und todte Abstractionen über Natur und Leben hinaufzustellen.

262. Manche fürchten sich vor ihren Sinnen; ich wollte, ich hätte deren zehn, statt fünf!

263. Christen nehmen an, daß göttliches Sein auf dem Wege des Guten mit menschlichem Sein eine Verbindung eingehen und sich offenbaren könne; die Athener hielten dies für möglich auf dem Wege des Schönen und behaupteten deshalb, die Athene des Phidias sei nicht bloßes Menschenwerk.

264. Moloch und ähnliche Götzen haben niemals vor Christi Geburt so viele Menschenopfer gefordert und bekommen, als Torquemada und Genossen nach Christi Geburt!

265. Es ist weniger auffallend, daß Brahma von Vishnu und Schiva überflügelt ward, als daß dem christlichen Gotte der heilige Michael, Thomas Becket, Franziskus u. s. w. zur Seite gestellt, ja oft noch vorgezogen wurden.

266. Die Erkenntniß der Schönheit geht über den Besitz derselben und beseligt immer; dieser hingegen macht oft unglücklich, oder fällt der Eitelkeit anheim.

267. Unglaube ist in seiner Verneinung meist einförmig und einfarbig; Aberglauben trägt dagegen unzählige bunte Narrenkappen.

268. Fast alle Duldung in der christlichen Welt ist ausgegangen von Nichtgeistlichen, oder von verketzerten Geistlichen.

269. Die Forderung: du sollst Gott ähnlich werden, ist schwer zu begreifen und noch schwerer zu erfüllen. Die Einladung, Christo nachzufolgen, ist begreiflich und stärkend, statt niederzuschlagen. Ein Mittler hilft hinweg über den ungeheuren Zwischenraum zwischen Gott und Menschen. Ist Christus aber Gotte ganz gleich, oder nur ein gewöhnlicher Mensch, so bricht der Begriff eines Mittlers zusammen.

270. Die Griechen und Römer wandelten friedlich im Dunkel nebeneinander, die Christen zanken und streiten sich im geoffenbarten Lichte. Theologie des Krieges, Polemik, kannten jene nicht, während Kamerei jetzt nicht die Last dieser Literatur fortbringen können.

271. Es ist nicht der rechte Weg, die menschliche Vernunft von ihrer Schwäche zu überzeugen, daß man ihr das Unvernünftige zumuthet.

271. Der Teufel sagte zum Teufel, du Schwarzmaler; dies ist ein Motto, das man auf die meisten Streitschriften setzen könnte.

272. Die protestantische Lehre von der Freiheit erlaubt mehr Bewegung, als die katholische vom Gehorsam; weniger die Tradition ein bewegliches Element in die Lehre hineindringt, und die gesetzliche Stellung des Papstes die Möglichkeit einer formalen Weiterbildung zeigt.

273. Es ist nicht folgerecht, alles Republikanische im Staate und alles Monarchische in der Kirche zu verwerfen.

274. Christus brachte die geistige Freiheit; die angeblich sachverständigen Theologen brachten den Glaubenszwang.

275. Das wahre Wesen des Christenthums besteht nicht vorzugsweise in dem, worüber die Sekten uneinig, als worüber sie einig sind.

276. Es ist sehr natürlich und mädchenhaft, daß Klärchen sich in den glänzenden, ritterlichen Egmont verliebt und Brackenburg zur Seite schiebt. Dennoch ist dessen Liebe die großartigere und tiefsinnigere und wird das Fegefeuer bloßer Leidenschaft überdauern.

277. Hält man an dem höchsten Begriffe der Liebe fest (siehe Pauli an die Korinther), so treten alle einzelnen Zweige derselben (Mutterliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe, Frauenliebe u. s. w.) in natürliche heitere Verbindung. Hebt man statt dessen die Gegensätze scharf hervor, betrachtet man sie unter dem Vergrößerungsglase, veranlaßt man darüber spitze Untersuchungen, so thut sich manches Unbequeme, Unschöne, selbst Widerwärtige hervor, und daher kann ich Keppler z. B. an Goethe's Geschwistern keine ganz reine Freude haben. Die Geschwisterliebe wird untergraben und zwischen den Zeilen erblickt man die Sehnsucht nach dem Hochzeitbette. Warum solch Dilemma, solch Mißbehagen, solch Entweder, Oder? Jedes hat Platz und glückseliges Leben für sich.

278. Athene, welche aus dem Haupte des Zeus hervorgeht, ist, dem Gedanken nach, ein Analogon der Erzeugung Christi durch den heiligen Geist.

280. Fast alle Klagen über die Gottheit entstehen daher, daß wir sie mit menschlichem Maßstabe messen; und doch sagte schon Ovid: «aut deprensa via est» etc.

281. Bei den Griechen war die erste Eigenschaft der Götter die Schönheit, bei den Christen ist es die Heiligkeit. Michel Angelo hat erwiesen, daß selbst Gott Vater kann auf ungemein erhabene Weise dargestellt werden, aber nur für wenige Künstler sind dieser Aufgabe gewachsen. Die Schönheit Gottes offenbart sich in seinen Werken. Diejenigen, welche diesen Anblick nehmen, müssen folgerecht mit dem sittlichen Abscheu wollen, das Schöne mit dem Unsittlichen zusammenwerfen und der Kunst das Lebensblut aussaugen.

282. Es ergab sich in einem Preisringen, daß Einer setzte auf schöne Gebäude, einer auf schöne Münzen, einer auf schöne Gemälden, einer auf schöne Pferde, Schafe und Ochsen. Als Jemand zum Schluß sagte: er wette auf schönen Menschen, fand man dies unerhört und unbegreiflich.

283. Das *meritum* et *abstinere* der Stoiker übersetzen Viele jetzt nicht: entsage und entbehre; sondern: klage und begehre!

284. Die Art, wie schon den Kindern schwierige dogmatische Systeme als unfragliche Wahrheiten eingeprägt und dann wieder abgefragt werden, dient öfter zur Befestigung von Vorurtheilen, als zur Begründung einer wahren Erkenntniß.

285. Der Glaube, welcher sich auf exoterisch, positivem Zweifel emporarbeitet, wurzelt tiefer und sicher als der, welcher bequem dogmatisirend obenauf gelegt wird.

286. Die Menge dessen, was der Mensch wissen kann und thun soll, ist so erstaunlich groß, daß er sich mit Unerforschlichem nicht unnütz abmühen und Unmöglichem nicht versuchen mag. Ist aber wiederum das Unerforschliche nicht das Wissenswürdigste?

287. Wer im Alterthume ein philosophisches System erfand oder annahm, dem ging es über in Mark und Gebein; es offenbarte sich in allen Aeußerungen, Richtungen und Thätigkeiten des ganzen Lebens. In neueren Zeiten geht die Philosophie und das Leben einer und derselben Menschen seltsam eigenen, oft sich untereinander widersprechenden Gang. Jene scheint nur ein Spiel des Geistes, ein Lernen worden zu sein. Dies erweitert (sagen Einige) unsere größere Freiheit und Unabhängigkeit; es erweitert (kann man entgegnen) unseren Leichtsinn und unsere Oberflächlichkeit.

288. Die so oft verkannte Naturforschung ist, recht gepflegt, die größte Feindin des Aberglaubens und Unglaubens, während die einseitige Theologie oft beide hervorruft.

[illegible] Glauben und Wissen sind gewaltig und verwirrt wie die Hexenkammern. Aber Dinge (und so alle Gedanken und Gefühle) wird durch beide hindurchgetrieben.

[illegible] Ueber das Dasein Gottes möchten wohl so ziemlich alle tugendvernünftigen Menschen einig sein. Sobald man jedoch über diese abstrakte Kategorie, diesen noch indifferentesten Begriff hinaus und auf Wesen und Natur Gottes eingeht, zeigen sich für den beschränkten menschlichen Geist die größten Schwierigkeiten; wie z. B. seine Weisheit mit dem vorhandenen Uebel, seine Allmacht und Allwissenheit mit der menschlichen Freiheit zu verständigen und aufzuklären ist. Mehrere Gebrechen scheinen sich auf der Seite des Erhabenen zu finden, wenn auch schon Aristoteles einsieht hat, daß die menschlichen Tugenden von den göttlichen verschieden sind.

[illegible] Das Sprichwort sagt: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Man könnte aber auch sagen: was ich nicht weiß, macht mich heiß; aber: was ich weiß, macht mich nicht heiß.

[illegible] Seit Kant sind die Beweise für das Dasein Gottes sehr in Mißkredit gekommen, und insbesondere ist bekämpft worden: aus dem Denken einer Dinges folge nicht sein Dasein. Ganz recht für alle einzelnen Dinge in der Welt, die ich mir denkbarerweise und hinzugedenken kann und die in seiner Weise nothwendig dahin müssen. Wenn ich dagegen in regelmäßiger Gedankenentwicklung bis zu Gott vorgedrungen bin und mir sein Dasein schlechthin nothwendig erscheint, so ist es mir zugleich mit dem Denken, aber allen Zweifel hinaus, gegeben.

[illegible] Es ist in der Regel ein ziemlich unschuldiges Vergnügen, daß jedem Narren seine Kappe gefällt; schlimmer, daß die Narren eine Parthie für alle Narren von Narrenkappen haben und Chorus machen gegen die Vernünftigen.

[illegible] Der Geistliche hat einen besonderen Beruf, nicht so (nach Abschaffung des Lehnsingstwesens) der Adelige. Daher könnte man noch eher sagen: jeder Mensch sollte ein Adeliger, als er sollte ein Priester sein. Republikanische Staaten haben deshalb die Geistlichen auf ihren Beruf angewiesen und Bürgerliche und Adelige gleichgestellt.

[illegible] Es gibt Leute, die da glauben einen Freibrief zu besitzen, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten zu begehen, wenn sie hinterher nur pünktlich beichten.

[illegible] Der Materialismus geringer Individuen hat vor

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] Folge körperlicher Erscheinungen, Bewegungen, Gewichtsmengen über sich wirken verfolgen und auf eine Regel bringen, als die mathematischen Grundwissenschaften der Physik.

[illegible] Manche haben Zweck im Ungefähr kaum, daß sie es sich zum Verstand machen.

[illegible] Viele kommen mit dem Gedächtnis von Jahren nicht über den Begriff einer Bekanntschaft hinaus.

[illegible] Man verliert sich am Besten auf Anmerkung der Gleichmut, je länger man sie nicht besieht.

[illegible] Haben die unermeßlichen Fortschritte der Naturforschung die begrenzte geistige Offenbarung befähigt oder veranlaßt? Bedarf es einer neuen Offenbarung, um sie mit der Naturforschung in Übereinstimmung zu bringen? Warum überläßt Gott dem menschlichen Geiste allein, und ohne weitere ausgebildete Hülfe, seine Pflicht, Gott und Unsterblichkeit zu Gemüte zu bringen? Warum ist, Gott zu Ehren gerechnet, in Sachen der Religion weniger Streit, aber auch kein Gewinn mehr, als in der geoffenbarten Theologie?

[illegible] Wenn die höheren Wissenschaften sich entfernen zu den Elementen der Wissenschaft, die Logik, die Mathematik, wieder behandelt und verständlicher sein werden, und sich an größere Einfachheit annähern? Wenn aber Mannigfaltigkeit sich so gewaltig vermehrt, und entfernten die Wissenschaften durch Absonderung und Verengung?

[illegible] Warum soll Zeit Ruhe in verschiedenen Verhältnissen. Freiheit sich zwar auf Unvermeidliche entschieden hat, wie dem armen Leben Zeit eingeräumt werden soll.

[illegible] Regierungen, die planlos handeln und sie sich nur bestrebten zum Zweck legen, erwerben gleichwohl Geschichtlichkeit.

[illegible] Wie und politische Rücksicht vor Gott verhalten aufgefaßt, weil sie Sünde sind. Nur einem Reinen Gewissen kann ein großes Wesen erscheinen.

[illegible] Niemand kann sich einer Regierung annehmen und sie verbessern, die nicht handelt, oder nicht einmal sagt, was sie will.

[illegible] Es ist noch Nicht genug, daß nachfolgenden Einrichtungen die vorherigen Gebrechen, daß das Gänzliche Nicht durchdringe und verschwinde. Erfolgt sich aber keine Gebrechen nicht bis in einer lebendigen Fortschreitlichkeit Gestalt, so wird es dem Gebrechen an vollkommen gelingen. Gebrechen [illegible] lebendige

Gesetz hat so großen Gegensatz zum täglichen, scheinbaren Verhalten.

119. Auch in der Welt erscheinen wir eine Pflanze oder ein Tier, in steter innerer Tätigkeit; aber sie selbst Pflanze und Tier? Sind sie selbst etwas Einfaches oder Zusammengesetztes? Sind sie Tätigkeit oder Leidenschaft? Sind sie Gegenstand, Gedanken und Welt zusammen?

120. Wenn sich der Mensch absondert in der Art anschaut, wie er sich selbst entdeckt? Gewiß einige Tiere sehen sich von Pflanzen und Steinen und Menschen, wie Goethe.

121. Eine Steigerung des Wissens, der Kenntnis der Lebendigen ist dem Gedanken nach möglich; wenn die Steigerung führt zu dem Gefühl Einsamkeit, und wenn der Einsamkeit, die in die Welt führt, führt sie zur Natur.

122. Eine Gesellschaft, wenn wir auch sie für eine natürliche Tatsache nicht halten, ist unbegreiflich; eine Gesellschaft mit Steigerung und Fortschritt ist wie zu Ende, als auch keine solche Gesellschaft. Eine Gesellschaft mit einem Ziele, einem positiven, wie z. B. Liebe, ist die Widersprüche in sich selbst.

123. Die Selbstbewegung braucht Ruhe, daß in Wechsel und Gegensatz (Ebbe und Steigerung der Gefühle) z. [o.] Gegensatz gegeneinander und mit einander vergleiche. Gleiche die Bewegungen einer Substanz (Pflanze, Tier, Gestirn) z. [o.] (Gestirn eher Langsamer, wie und warum schon aus Gesetze wie die Verlangsamung bewirkt und anfängt?

124. Durch die Bewegung können wir gewiß einen Raum messen; messen wir den Raum durch die Bewegung? Gibt es ausschließlich Zeit ohne Raum oder Raum ohne Zeit?

125. Der Raum, weil er bewegt, ist gar es einige Substanz. Gibt aber der Gesetz der Steigerung des Lebendigen in den Tod liegen, so gibt die absteigende Linie Leben und auf die Seite des Lebendigen eher Lebendiges. Gehen Schwingungen Leben eher angeben, z. [o.] wenn der Grund der Steigerung liegt? in welchem Sinne ist schwingen Bewegung lebendig sein? Ist der Pendelschlag die Form eines z. [o.]?

126. Wissen und Wollen haben in einem natürlichen Zusammenhang zu Stehen und Bestehen; können sie sich auch entfernen in den reinen Geist, wo in geschichtlichen Form und historischer Bewußtseinsgestalt und Form als an Raum ge-

[illegible] und [illegible] nicht, [illegible] ist die Stadt, [illegible] ist [illegible] [illegible]?

[illegible]. [illegible] Schwein, ist [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

168. Wenn du in einem menschlichen Staate lebest, so sei dein Amt gute Wissen. In dem, der Königen nahe steht, sei du ein weiser Ratgeber, und sei vorsichtig gegenüber den großen Leuten. Der Rede vorsichtig und klug ist es, um dem bösen Willen der Feinde zu entgehen.

167. Manche Sprüche sind geschrieben in Form eines Gebetes, so daß, wer sie liest, eigentlich Worte spricht, und die gegebenen Vorschriften sind wie Worte von Gott, — wahre Begebenheiten in Zeiten, wo es sie wirklich gab. Denn sind geschehen, wie vorhergesagt wurden, obgleich sie in Wirklichkeit noch in einer anderen höheren Ordnung existieren müssen.

168. Wie nahe sind, wenn eine bestimmte Macht spricht, die Ohnmacht bestimmter wird, besonders bei jetzt Lebenden.

169. Vergessene Pläne gleichen den schwimmenden Blättern; sie suchen eine Heimat, um Früchte.

170. Jeder Mißbrauch, der einer Sache angehängt wird, gereicht schließlich zu Nutz und Ehre.

171. Für das Schwankende, Zweifelnde, Ungewisse kann ich niemand begeistern.

172. Ein Buch ist wie Nahrung zu genießen, ist gewissermaßen ein Körper- und Gesundheitsfragen wichtig wird. Wer empfiehlt gern, sie nur zu lesen oder Gewalt geht.

173. Die Gewohnheit einer Pflicht beraubt sie oft vom so großen Vorzuge und, wenn sie sie bestätigt ist.

174. Wo das Leben und die Gesinnung, das Leben und das Gebiet, die Kraft und die Freude mehr gehindert ist, da erwacht sich entschieden, ohne Licht und ohne vorübergehen will, — da ist Ohnmacht und Verachtung.

175. Gewohnheiten dauern nicht lange dauern. Die Parteien schaffen gerade Extreme, welche sich gerade dann Mühe, wenn sie Entwicklung bilden. In der neuen Gesellschaft wird es dann: diese neben dem Leben, und man gibt nun ohne Widerspruch den Gedanken ohne weil es ist, ob man sie habe dem andern Gesetze vorangehe.

176. Die Augen zum Gefühle hat es gewöhnlich auch wachen zu Gewissen.

177. Eine Regierung, die nicht auf der Wache hält, verschläft die Pflichten, und sie sieht den Pflichten erfüllt, wissen der Wache.

1178. Die ausschließliche Strafbefugnis und überwachende Polizeibefugnis wurden oft miteinander von denselben Behörden, in besonderen Polizeigerichten.

1179. Man muß von Strafanstalten besondere Arten, Besserungsanstalten, Arbeitshäuser, Zuchthäuser unterscheiden.

1180. Polizeistrafen ohne Gefängnis kann die ordentliche Gerichtsbarkeit niemals billigen und bestätigen.

1181. Es ist wichtiger, daß die Polizei auch neue Normalien über gewisse Gegenstände schafft, als daß sie einzelne Verfügungen schafft.

1182. Die Ge- und Verbote sind ein Gegenstand der Gesetzgebung, nicht der Ordnung und Verwaltung.

1183. Die Polizei kennt nicht blos die Anordnung an, sondern auch auch das Recht durchzugreifen. Die ist Wirkung in der Gegenwart, Aufgabe im Gebiete der ordentlichen Gerichtsbarkeit, Ergänzung der Gesetzgebung der Landesherrschaft u. s. w.

1184. Keine Polizei und Recht können nur nebeneinander stehen, existiren, wenn beide selbst und nicht blos das Recht und Recht existiren, denn nur so ist lebendige Wechselwirkung möglich. Die wahre Polizei ist immer vorsichtig, aber auch ihre Macht ist von Stark.

1185. Das Ideal der Polizei im Staate ist die Polizei, die vollständige ist nur Recht. Wenn sie Rechte, die wahren Bestimmungen, Rechtsformen, vollzieht und Recht durch die Polizei schafft, ist Unrecht, Ungerechtigkeit und Willkür ausgeschlossen. Die Polizei übt im allgemeinen Begriff immer und Gesetzes und Verfassung.

1186. Man bemerke, daß man immer über die Polizei, nicht man sie und unter sich sie sie denken, die eigene Erfahrung.

1187. Es gibt in wenig Ort so sehr und überall vollkommene Verfassung, als einen allgemein geltenden Schutz.

1188. Es ist unmöglich, die höhere Kunst der Staatsleitung und unmittelbare Pflege zu vollständigen, wo sie möglichen Gesetzen stehen.

1189. Es ist ein Hauptverbrechen unserer Zeit, daß Polizei und Verwaltungsrecht die Verfassung ganz vernichtet.

1190. Polizeiliche Ungerechtigkeit und Willkür ist Gerechtigkeit hervorruft. Sagt sie sie nicht ein Gegenstand, ... entsteht man gleich durch Gerechtigkeit von Recht und unmöglich machen soll.

1041. Selbst gute Ideen in allen Gründen und Anwendungen.

1042. Es ist ein Hauptmangel in Revolutionen, daß auch die Besten nicht wissen, was zu thun sei.

1043. Ein Strafgesetz gegen einen König ist thöricht, wenn es zu hart und wenn es zu schwach ist. Man muß andere Heilmittel aufsuchen.

1044. Die Stimmung des gemeinen Volkes ist in der Regel für den Gewaltigen.

1045. Die Abschaffung eines Tyrannen hilft nichts, wo eine Bürgschaft gegen Erneuerung der Tyrannei fehlt.

1046. Völker, die aus einem persönlichen Charakter hervorgehn, sind so zag und kraftlos, als die aus stillen Gesetzlichen hervorgehn. Jene bedarf zum Widerstande auf, diese hält sich an die geheiligte Norm.

1047. Die Menge fühlt in der Regel richtig das Drückende von Lasten und ihre Klagen sind deshalb ernstlich zu berücksichtigen, hilft aber nichts für den Grund und die Heilmittel.

1048. Wissen Schwerfälligkeit mit einem Mann begann, bei den Schmetterlingen endet mit dem Mann.

1049. Nicht blos der ist revolutionair, welcher alle Dämme niederreißt, sondern auch der, welcher sie zuerst in den Strom hineinbaut.

1050. In unsern Tagen brauchen wenigstens die jugendlichen Gemüther (aber doch die Menschlichen und Bekümmerten) viel Muthes und so viel Zeit für ihre Gedanken und Gefühle über Gottesdienstverhältnisse, als ein Gelehrter über Münzen. Welche Fruchtbarkeit aber Massen von Gedanken gehen nun deshalb jetzt unterwegs hin und?

1051. Wer von den Dingen Licht verbreitet, weiß zum wenigsten richtig schlagen, besonders nach Maßgabe seiner Eigenliebe und seines Gefühles zu hoch oder zu niedrig.

1052. Der laue Christende ist oft bedauernswerther, als der Ungläubige.

1053. Manche Jüdchen den Geist der Liebe nach der Zahl der Buchstaben, die man haben und schreiben kann.

1054. Wie hören in unsern Tagen manche junge Predigerchen, was weiß und kann sie Alles?

1165. Ich weiß jetzt Einiges der Philosophie zurück, das mir die ehrenhafte Wanderschaft durch alle anderen Systeme und die Verirrung mit ihnen verbittert oder übel nimmt.

1166. Es gibt Frauen, welche nur einen schönen Fuß, und andere, welche nur eine schöne Hand haben. Wollten doch die Verehrer sich genauer aussprechen, schätzten die Meisten dasjenige nicht hoch, was nicht ihnen, sondern schön sind.

1167. Ehrenfest sind in dem Maße besonders, als sie an eine Thätigkeit im Notfrech erinnern.

1168. Hofleute hätten Premierminister sein sollen für weiblichen Einfluß und Volk; aber sie sind dazu fast ohne Ausnahme untauglich.

1169. Wie gewöhnlichen Frauen mag man sich Herrn denken; die Männern von Genie soll man 5, 7, 9, 11 u. s. w. gerade sein lassen.

1170. Im Vergleiche mit manchen anderen Zeitalumen sind die Frauen auf den höheren Stufen ausübender, tüchtiger geworden; ist aber auch die Kunst des Geistes wirklich in höherem Maße besser geworden, wie die Beherrschung der Sinnes?

1171. Aus manchen Romanen oder Liebesgeschichten lernt man so viel vom wahren Liebe, als aus Leichenpredigten von guten Ehen.

1172. Wer nicht lachen kann, hat keinen Kopf; wer nicht weinen kann, kein Herz. Es hat ganze Zeitalumen gegeben, wo das Eine oder das Andere überwog; und doch gehört beides (trotz des Gegensatzes) zu einander. Ob einem sind das Gefühl oder das Gemeinsame nach Maßgabe der Person, der Veranlassung, der wie, weshalb, wann u. s. w.

1173. Es gibt Romane, welche anregen sind durch die Thatsachen, andere durch die Gemeinsätze; die Letzten sind die schlimmeren.

1174. Die meisten Gesellschaften sind jetzt so beschaffen, daß sie die darauf verwandte Zeit nicht belohnen. Ein erwarten, dann Belehrung oder auch nur eine Erholung zu erwarten.

1175. Zahlreiche Familienverbindungen haben unter der allgemeinen Unsicherheit, auch der Schattenseiten; z. B. Verbindung des Schwanken und Unsichte auf einen allen ruhen Kreis, mehrfältigen Verantwortlichkeiten und Verlusten, und der abwechselig gehaltenen, radikale Gleichheit von gar mannigfacher Art.

514. Es iſt keine geringere Kunſt ſich in gegebenen Verhältniſſen heiter und gewandt zu bewegen, als ſich neue Verhältniſſe zu erſchaffen.

515. Darin, daß ich, über die Zeitlichkeit hinaus, das Ewige denken kann, liegt eine Art von Anwartſchaft auf ewiges Sein; und wenn ich mir das Höchſte vorſtecken ſoll (das ſich binnen 70 — 80 Jahren nicht erreichen läßt), ſo iſts natürlich, die Möglichkeit der Mittel des Erreichens vorauszuſetzen oder doch herbeizuwünſchen. Gewiß bricht das Leben jedes Menſchen ab, bevor er ſich nach allen Seiten aufgelebt hat.

516. Die Erkenntniß von den Dingen, welche geringer ſind als der Menſch, weiſet dringend darauf hin, daß auch etwas über ihn hinaus zu erkennen ſei. Dies kann nur derjenige leugnen, der Götzendienſt mit ſich ſelbſt treibt und ſich an die Spitze des Weltalls ſtellt.

517. Kann man denn wirklich Allgemeines ohne Beſonderes, Beſonderes ohne Allgemeines, Objekt ohne Subjekt, Subjekt ohne Objekt, Form ohne Materie, Materie ohne Form begreifen? Treiben dieſe Gegenſätze nicht zu einer höheren Löſung, zu einer göttlichen, und einer menſchlichen der Gottheit analogen, Erkenntniß? Mit dem Unverſtande und der Unbegreiflichkeit (als einem letzten Ergebniſſe) kann man nicht beruhigend abſchließen.

518. Wenn der Wille nicht erkennen, der Verſtand nicht wollen kann, und beide ſtreng auseinander zu halten ſind; wie ſoll da der Menſch zu irgend einer Einigkeit mit ſich und der Welt kommen? Jene Trennung iſt aber in Wahrheit nur eine künſtliche, jene Entgegenſetzung eine untergeordnete.

519. Es gibt, wie nähere Prüfung erweiſet, unzählige Dinge, deren Grund und Zuſammenhang wir keineswegs vollſtändig und beweiſend erkennen, ſondern nur herkömmlich und glaubend annehmen. Indem wir aber dies zu klarem Bewußtſein bringen, verwandelt ſich der Glaube ſchon in eine Art von Erkenntniß; auch kann er nie für die höchſte und letzte Stufe gelten, da ja (ſelbſt nach theologiſcher Betrachtungsweiſe) das Schauen darüber hinausliegt.

520. Dauert nach dem Tode die Perſönlichkeit fort, ſo kann Seligkeit und Verdammniß nicht für Alle gleich ſein; treten dieſe beide in gleicher Weiſe ein, ſo verſchwindet die Bedeutung und der Werth der Perſönlichkeit. Das eine Fegefeuer löſet dieſe Schwierigkeit für Selige und Verdammte nicht, und bedürfte ſelbſt vieler Abſtufungen.

521. Sind die Gedanken Gottes, welche er auf ſich ſelbſt richtet, verſchieden von denen, die er auf ſeine Schöpfung richtet? Wenn dies der Fall iſt, muß man jene auf ſich gerichteten Gedanken dann auch ein geiſtiges Schaffen nennen? Wenn es nicht der Fall iſt, erſchöpft ſich dann der Begriff Gottes in der Schöpfung? War Gott weniger vor der Schöpfung, oder iſt die Schöpfung ewig? — Auf dieſe und ähnliche Fragen verweigert man die Antwort, oder gibt deren viele, was ungefähr auf eines hinausläuft.

522. Wenn Wille und Verſtand zu einem ungetheilten Menſchen gehören und jener ſich auf das Höchſte richten kann und wirklich richtet; ſteht da der Verſtand wirklich ſo zurück und im Mißverhältniß, daß er den Fortſchritt überall aufhält, ſtatt ihn zu fördern? Und ſehen wir nicht gleichzeitig, daß der Wille dem vorangehenden Verſtande oft nicht folgen will, oder kann?

523. Indiſche und überchriſtliche Selbſtreiniger reden von Ertödtung und Vernichtung der Sinnlichkeit; in einer viel weiſeren Mitte ſtanden ſchon die Griechen, indem ſie überall darauf drangen, Maß zu halten. Es gibt ein zuviel und ein zuwenig des Sinnlichen, des Eſſens, Trinkens, Sehens, Hörens u. ſ. w. Der Geiſt wird nur frei, indem er die ſinnlichen Genüſſe nicht in unnatürlicher Strenge vertilgen will, ſondern ihnen alles Störende dadurch benimmt, daß er ihnen ihr wahres Anrecht nie verweigert. Unverdorbene Naturen verlangen niemals mehr oder weniger, und führen deßhalb ein ſittlicheres und glücklicheres Leben, als Schlemmer oder Aſceten.

524. Iſt die Materie ein Geſchöpf Gottes, warum ſollte er nicht auch die Denkkraft in ſie legen können? Wenn wir aber ſagen, dieſe kann nie im Raume ſein, ſo fehlt dafür der Beweis, und die Frage dringt ſich auf: warum ſie ſich denn innerhalb der Zeit offenbare und entwickele?

525. Es erſcheint ungenügend, nur die allgemeinen Begriffe oder Ideen in die Gottheit zu verlegen, als ſei das Perſönliche das Geringere. Vom Beſondern zum Allgemeinen iſt nicht blos und immer ein Hinaufſteigen zum Höheren, vom Allgemeinen zum Beſondern ein Hinabſteigen oder ſich Herablaſſen. Steige ich hinab oder hinauf, wenn ich vom Begriffe Menſch zur Perſon des Ariſtoteles gelange, oder umgekehrt von Ariſtoteles aus jenen Begriff durch Weglaſſung von Beſtimmungen auffinde? Bei dem zum Allgemeinen ſich ausſchließend und ehrerbietig wendenden Verfahren wird Gott auch zum Begriffe und ſeine Perſönlichkeit läßt ſich nicht feſthalten.

526. Die Vorausſetzung: jede Wirkung ſei geringer als ihre Urſache, führt im Ablaufe der Zeit zu einer allgemeinen Verſchlechterung, und nachdem auf dieſem Wege das Reich der Natur willkürlich zu Grunde gerichtet iſt, ſucht man es durch einen Sprung in das Reich der Gnade wieder auszuheilen und herzuſtellen.

527. Wodurch erweiſet ſich die Annahme, daß der ſchaffende Gott das nicht könne und wolle, was der gnädige Gott nachmals will und vermag? Worauf beruhen dieſe ſcharfen Gegenſätze und Abſchnitte in der Weltentwickelung, die doch wol ein Continuum und aus einem Stücke ſein ſollte? Wie vertragen ſich dieſe Anſichten von der mangelhaften Offenbarung Gottes in der Natur mit der gleichzeitigen Lehre von der beſten Welt? Zeigt ſich hier nicht ein Misverſtehen des Natürlichen, um den Kreis des Uebernatürlichen zu erweitern?

528. Das Schauen Gottes (dies letzte vorgeſteckte Ziel) kann nicht ein bloßer Genuß, oder ein bloßer Akt des Willens ſein; es muß weſentlich auch die Erkenntniß erweitern, was dann höhere Thätigkeit und Sittlichkeit in ſich ſchließt.

529. In der Natur erſcheint Alles individuell; das begrifflich Allgemeine entwickelt ſich erſt der menſchliche Geiſt. Verliert er darüber (wie oft im Mittelalter zur Zeit der Scholaſtik) Anſchauung und Liebe des Natürlichen und Individuellen, ſo iſt ſein Verluſt an dieſer Stelle ſo groß, als auf jener Seite der Gewinn. Die Gedanken Gottes umfaſſen gleichmäßig das Allgemeine und Individuelle; eine ſolche vereinende Erkenntniß bezweckte ſchon Ariſtoteles. Denn wer in den Dingen nur das Allgemeine oder nur das Beſondere erforſchen und erkennen will, bleibt ſtets auf halbem Wege ſtehen.

530. Ich kann ſagen: vor der Schöpfung gab es weder Raum noch Zeit; — ich kann es ſagen, aber nicht begreifen oder begreiflich machen. Wenn die Schöpfung im Weſen Gottes nichts änderte, ſo iſt ſie für ihn bedeutungslos, oder ewig wie er ſelbſt. Aendert ſie ſeinen Geſchäftskreis, entſtehen Verhältniſſe zwiſchen ihm und den Geſchöpfen, wo bleibt da ſeine Unveränderlichkeit?

531. Steht der Papſt über der Kirchenverſammlung, oder dieſe über jenem; heißt: fürchteſt oder hoffſt du mehr von der Monarchie oder Ariſtokratie?

532. Auguſtinus ſagte: es ſei eine unmäßige Neugier, das Verborgene der Natur zu erforſchen, auch wären phyſiſche

Kenntniſſe ganz unnütz. — Und neben dieſer verkehrten Anſicht wagt er doch den Geheimniſſen des Geiſtes nicht blos nachzuforſchen, ſondern darüber kühn abzuurtheilen. (Ritter Geſch. der Phil. VI, 200.)

533. Der Geiſt ſucht nicht blos die abſtrakte Einheit, ſondern noch mehr die Mannichfaltigkeit, welche Einheit hat. Ueber jene iſt wenig oder kein Streit, ſondern über die verſchiedenen Bilder und Reflexe der Mannichfaltigkeit in der Seele des Menſchen.

534. Man ſagt: das Körperliche iſt wandelbar, alſo kann es die Wahrheit nicht enthalten. Aber unſere Seele iſt ebenfalls wandelbar, und ſehr oft ſteht das Nichtich höher, als das eitele, ſich ſelbſt beſchauende und beſpiegelnde Ich.

535. Denkt Gott vor oder nach, was jeder denkt; oder iſt er blos der Grund, daß wir denken?

536. Der geſchichtliche Chriſtus läßt ſich niemals mit dem dogmatiſchen, als zweite Perſon in der Dreieinigkeit, ganz gleich ſtellen, identificiren. Es treten doppelte Richtungen und Beziehungen hervor, und es entſteht die Gefahr, daß wer an jenem feſthält, dem entweicht dieſer, und umgekehrt.

537. Man ſagt: an ein zeitliches Schaffen Gottes iſt nicht zu denken. Iſt deshalb die Welt ewig; und iſt die Entwickelung alles Geſchaffenen nicht eine Art fortlaufender Schöpfung?

538. Zuvörderſt (ſo ſpricht man) müſſen wir das Gute wollen und lieben, — alsdann erſt können wir es erkennen. Woher können wir denn aber das Gute wollen, bevor wir wiſſen, was es iſt? Eins gehört ja nothwendig zum Anderen.

539. Wenn dereinſt alles Böſe verſchwindet, wird alsdann auch alles Häßliche zum Schönen umgewandelt werden?

540. Die Bergpredigt iſt, bei dem damaligen ſittlichen Zuſtande der Welt, ein größeres Wunder, als alle Heilungen von Blinden und Lahmen, und beweiſet mehr die Göttlichkeit des Chriſtenthums, als viele ſo oft beſtrittene dogmatiſche Lehrſätze.

541. Das Chriſtenthum lehrt mehr wahre Gottes- und Menſchenliebe und gibt höhere Gotteserkenntniß, als alle anderen Religionen; aber in der Anwendung, in der Praxis ſind die chriſtlichen Völker und Regierungen nicht ſelten hinter den blinden Heiden zurückgeblieben.

542. Die Verſuche: Theologie ganz von Philoſophie zu

trennen, oder eine von beiden der anderen ganz unterzuordnen, ſind zeither mislungen oder haben üble Folgen getragen; weshalb noch immer die Aufgabe iſt und bleibt, ihr gegenſeitiges Verhältniß feſtzuſtellen.

543. Es iſt einſeitig, die alleinige und ganze Wahrheit in einem Syſteme der Philoſophie oder Theologie zu finden, und alle anderen kurzweg unwahr und falſch zu ſchelten. In allen ſind Beſtandtheile der Wahrheit, alle gehören zur Geſammtentwickelung der Menſchheit.

544. Es iſt nicht unbedingt wahr, daß man ſtets über dem ſtehen müſſe, was man erforſchen und beurtheilen will; ſonſt wäre z. B. das menſchliche Streben nach Gotteserkenntniß ganz thöricht. Man kann über, in und unter dem zu Beurtheilenden ſtehen, nach Maßgabe der Gegenſtände und Verhältniſſe.

545. Die wahre Frömmigkeit iſt weder ein bloßes Wiſſen, noch ein bloßes Thun, noch ein bloßes Fühlen. Dies Alles gehört zueinander.

546. Es war ein Fortſchritt, daß ſich die Inſtrumentalmuſik ein unabhängiges Daſein erwarb; es iſt ein Rückſchritt, daß ſich die dramatiſche Muſik in bloße Inſtrumentalmuſik verwandelt. Seitdem man die, nicht blos ordnenden, ſondern die wahrhaft erzeugenden, den Inhalt vermehrenden Kunſtmittel verwirft, oder doch ganz zur Seite ſtellt (alſo die Lehren von Behandlung und Ausführung eines Themas, von Nachahmungen, Umkehrungen, Fugen, Canons u. ſ. w.), bewegt ſich die Inſtrumentalmuſik in der zügelloſeſten Weiſe, kommt vom Hundertſten ins Tauſendſte, hält Willkür für Freiheit, Verwirrung für Mannichfaltigkeit und Aberwitz für geniale Begeiſterung.

547. Wer ſich in der Jugend dem Geſchäfte des Kritiſirens hingibt, verliert die Kraft ſelbſt zu erzeugen und wird zum jungen, verdrießlichen Greiſe.

548. Die Erfahrung zeigt, daß es unendlich ſchwer iſt, auch nur Eine gute Predigt zu machen, und doch fordert man, anſtatt duldſam gegen ſchlechte zu werden, daß jeder Prediger (es geht über menſchliche Kräfte) deren jährlich 50 vortreffliche halte.

549. Man kann befehlen, Gott nicht abzubilden, aber man kann nicht befehlen, ihn geſtaltlos zu denken. Steige ich auf von der beſtimmungsloſen Subſtanz zu der inhaltreichen Welt, endlich zu Selbſtbewußtſein und Perſönlichkeit, ſo komme

ich immer nicht über die edelſte aller Geſtalten, über die menſchliche hinaus. Sie bleibt aber, wie ſie es den Griechen war, nur ein Symbol Gottes; und es wäre ein vergebliches Bemühen, es ſo koloſſal ausdehnen zu wollen, daß es (nach Archimedes' Forderung) außerhalb der Welt ſtände, um dieſelbe zu bewegen.

550. Kein Geſchöpf auf Erden iſt weniger eitel, wie die Weiber; denn ſie kleiden ſich ſo, daß die Schönheit der menſchlichen Geſtalt faſt ganz verſchwindet.

551. Der ſterbliche Menſch kann der Religion ſo wenig entbehren, wie der unſterbliche; ja ſie iſt ihm (wo möglich) zur Erkenntniß und zum Glücke noch nöthiger.

552. Die Idee der Schönheit iſt bei der chriſtlichen Gotteslehre faſt ganz zur Seite geſetzt worden, als beziehe ſie ſich nur auf das Sinnliche, Geringere; und doch gibt es auch eine ewige, göttliche Schönheit.

553. Reden kann man viel über das dereinſtige Aufhören aller Sinnlichkeit; geht man aber näher auf die Sache ein, ſo ſchwinden mit den Sinnen auch die Gedanken.

554. Die innere Religion des Menſchen iſt ſo verſchieden, wie ſeine Perſönlichkeit, und die von außen hinzutretende kann nicht alle Perſönlichkeiten gleich machen.

555. Die griechiſche Religionsanſicht ließ ſich durch alle Dichtungsweiſen (Lyrik, Epik, Dramatik) ausbilden und verſchönern; die chriſtliche erlaubt faſt nur Lyrik und iſt durch epiſche und dramatiſche Verſuche faſt immer abgeſchwächt und herabgezogen worden. Ein Beweis, daß ſie zwar weniger poetiſch (im gewöhnlichen Sinne) iſt, aber tiefſinniger und über den Kreis der verſchönernden Dichtung hinausreichend.

556. Diejenigen Religionslehren, welche höher oder niedriger ſind als die Vernunft, haben in der Regel die leidenſchaftlichſten Vertheidiger gefunden.

557. Aeußere Umſtände und Verhältniſſe machen den Menſchen in der Regel zum Heiden, Juden, Muhamedaner, Chriſten. Es gehört ungemeine Geiſteskraft dazu, von der ſo gegebenen und eingeflößten Religion zu einer anderen überzugehen, um ihrer höheren Wahrheit und Vortrefflichkeit willen und nicht — aus Nebengründen.

558. Zu der Zeit, wo unzählige Todesſtrafen verhängt wurden, wurden auch die meiſten Verbrechen begangen. Die Milderung der peinlichen Strafen verminderte dagegen (ſo ſcheint

es) die Zahl der ſchweren Verbrechen. Wie verhält ſich die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, zu jenen Anſichten und Erfahrungen? Wie würde eine Abänderung der ſtrengſten theologiſchen Dogmatik auf Beruhigung und Sittigung der Menſchen wirken? Vielleicht ließen ſich die Gottesgelehrten noch eher eine Höllenpein abhandeln, als die äſthetiſchen Verehrer Dante's.

559. Blos geiſtige Anſichten, Betrachtungen, Grundſätze, Lehren geben keine Religion für lange Zeit und ganze Völker. Dieſe bedürfen auch einen ſinnlichen Beſtandtheil; ſie verlangen Thatſachen, Geſchichtliches und vor Allem eine Perſon, oder Perſonen als Gründer und Träger des ganzen Baues.

560. Zweifeln an Allem und Zweifeln an Nichts iſt der menſchlichen Natur gleich ſehr zuwider und nur Folge künſtlicher Syſteme und Aufreibereien.

561. Es iſt irrig, die Lehre von den Zwecken aus der Natur und der Naturlehre zu verweiſen; ſie iſt ſo nöthig, wie die von den Urſachen.

562. Baco ſagt (de augm. scient. IX, 1; Tennemann X, 45): „je mehr ein göttliches Geheimniß ungereimt und unglaublich iſt, deſto mehr Ehre erweiſen wir Gott durch das Fürwahrhalten, deſto glänzender iſt der Sieg des Glaubens". Hienach gereicht ein Glaube, welcher mit der Vernunft übereinſtimmt, ſowie jede Erkenntniß, zur Unehre Gottes und auch des Menſchen.

563. Kein Sprung iſt leichter und natürlicher, als von übertriebener Skepſis zu übertriebenem Dogmatismus.

564. Nach vieler unnöthiger Noth ſoll ein Satz wie cogito ergo sum (oder auch sum ergo cogito) Alles ins Reine und Feine bringen. Dieſe wohlfeile Weisheit macht aber weder ernſten Zweifeln ein Ende, noch iſt die Grundlage genügend für den Ausbau der Dogmatik. Die Schwierigkeiten kommen ſpäter und ſind mit der Gewißheit meines Seins und (vielleicht abſurden) Denkens gar nicht beſeitigt.

565. Es iſt nicht wahr, daß der Menſch (das Kind) ſeine Seele, als das Denkende, früher und gewiſſer erkenne, als jedes Andere.

566. Wenn wir (wie Malebranche ſagt) alle Dinge in Gott ſchauen, wie iſt da Irrthum und Mißbrauch der Freiheit möglich? Und muß nicht jede Perſönlichkeit vor der göttlichen Einwirkung verſchwinden?

567. Wenn der Pantheismus verſchiedene Stufen der Individualität annimmt, ſo geräth er in die Lehre von der Emanation.

568. Die Lehre von der Schönheit wird faſt ausſchließlich von den bildenden, ſichtbaren Künſten abgeleitet und darauf angewandt, aber faſt nirgends erörtert, wie ſie ſich zur hörbaren Kunſt, zur Muſik verhalte. Und doch ſollte man ebenſo gut zeigen können, was eine ſchöne Muſik, als was eine ſchöne Bildſäule ſei.

569. Die Muſik erweckt unmittelbar weniger Gedanken, als irgend eine andere Kunſt, und Perſonen, welche immerdar muſiciren, verlernen das Denken faſt ganz. Dies ſollte man bei der muſikaliſchen Treibhauserziehung der Knaben und Mädchen nicht vergeſſen.

570. Es gibt ebenſo verdammliche, entſittlichende Muſik, wie verdammliche, ſittenloſe Gemälde. Die meiſten Sonaten, Etuden u. ſ. w., womit man die Zöglinge abquält, ſind gedanken-, gefühl- und ſittenloſes Gewäſch. Je ſchneller die Finger laufen, deſto langſamer bewegen ſich alle übrigen Kräfte des Geiſtes.

571. Es finden ſich eher zehn, die ſich an den Farben der Malerei ergötzen, ehe ſich Einer findet, der die Formen der Bildhauerei verſteht.

572. Das höchſte und dauerndſte Glück liegt nicht in dem Aeußerſten der Leidenſchaften, ſondern in der Harmonie eines gottbegeiſterten Lebens.

573. Leidenſchaft iſt oft das Gegentheil wahrer Begeiſterung. Dieſe begnügt ſich nie mit dem Geringen, blos Aufgeputzten, und verklärt nicht blos einzelne Stunden, ſondern das ganze Leben.

574. Wo kein Wechſel iſt, iſt kein Leben; und wo kein Leben iſt, iſt keine Dauer und kein Bewußtſein.

575. Unglückliche Leidenſchaften erziehen, glückliche verziehen.

576. Iſt es ſprachlicher Tiefſinn oder Verführung zu oberflächlichem Betrachten, daß im Deutſchen Schönheit mit Schein zuſammenzuhangen ſcheint?

577. Die Dreieinheit von ſchön, wahr und gut iſt in keinem Geſchöpfe ganz und gleichmäßig beiſammen; vielmehr herrſcht bald das Eine, bald das Andere vor, ja es zeigen ſich

Gegenſätze, z. B. ſittenlos und ſchön, geiſtvoll und häßlich u. ſ. w. Die Seligkeit iſt vorhanden, wo Wahrheit, Schönheit, Güte ganz und vereint da ſind und ſich durchdringen.

578. Die Hauptleidenſchaft des Herzens iſt Verliebtheit, des Kopfes Ehrgeiz. Jene läßt ſich durch Reinigung zu echter Liebe, dieſe zur Erkenntniß erheben.

579. Wer den Wechſel nicht ertragen kann, den würde gleichartige Dauer in verzweifelnde Langeweile ſtürzen.

580. Einzelne und Völker, welche das Symbol über das Symboliſirte hinaufſetzen, gehen allmälig im Götzendienſte zu Grunde.

581. Das Häßliche iſt ebenſo ſchwer zu begreifen und zu erklären, wie das Böſe.

582. Menſchen, die da grübeln, ſind noch nicht auf den Grund gekommen. Der Maulwurf grübelt und ſieht nicht; der Adler ſieht und grübelt nicht.

583. Wer ganz im Allgemeinen hin die Menſchen verachtet, kann ſich ſelbſt nicht achten.

584. Unſere zweifelnde Zeit hat viele Auferſtehungen erlebt und ſollte darin einen Beweis unſterblicher Lebenskraft erblicken. Seſoſtris, Semiramis, Moſes, Homer, Lykurgus, Romulus, Numa ſind trotz aller Leichenpredigten erſtanden und befinden ſich ganz wohl.

585. Man hat geſagt: es iſt ein weſentlicher Fortſchritt unſerer Zeit, daß die großen Intereſſen der Völker nicht mehr durch kleinliche Ränke können entſchieden werden. Wahr vielleicht für großartige Republiken, nicht für veraltete Monarchien; — das beweiſet Spanien!

586. Die Diplomatie iſt durch Hinſichten und Rückſichten, durch Horchen und Spähen, durch Andeuten und Verſchweigen, durch gedrechſelte Anfragen und halbe Antworten, durch wohlgezogenes Lügen und zweideutiges Verſprechen ſo abgeſchwächt, ſo entnervt, ſo heruntergebracht worden, daß, wenn einmal ein Mann, ein Staatsmann, mit voller Kraft in dieſe negativen, unfruchtbaren Kreiſe tritt, ein Zetergeſchrei über ihn erhoben und die willenloſe Impotenz ihm als Geſundheit oder Univerſalmittel anempfohlen wird.

587. Es gibt Leute, denen ihre natürliche Geſundheit des Geiſtes ſo unſchmackhaft und trivial vorkömmt, daß ſie ſich, um

pikant zu werden, einen kränklichen Reizgeschmack ankünſteln, der aber nur zu oft die geſunden Beſtandtheile überwächſt.

588. Der Kranke (des Leibes und Geiſtes) hat eben eine Krankheit und ſucht ſie auszuheilen; im Geſunden liegt hingegen die Möglichkeit und Anlage zu allen Krankheiten. Für ihn gibt es Augenblicke der Aufregung, wo ein Gefühl, ein Schrei des mannichfachſten Schmerzes ſein ganzes Weſen durchzuckt. Glücklich, wenn der Himmel nachmals wieder volle Klarheit gewinnt; nicht ſowol im Gefühle eigener Kraft, als göttlicher Gnadenwirkung.

589. Ewiges Leben kann ich mir nicht geben, aber ewige Gedanken (nicht von mir eitel und ſelbſtgefällig erzeugt, ſondern von der Gottheit ausgeſtreut) ziehen bisweilen vor meinen Augen oder in meinem Innern vorüber; und ſolche Augenblicke ſchließen die Ewigkeit auf und in ſich.

590. Schönheit der Seele beſteht weder in außerordentlicher Kraft, noch in ermattender Schwäche; ſie beruht vielmehr auf dem Gleichmaße, der Harmonie aller Geiſtes- und Lebensrichtungen. Daher verdient die einſeitig ſchwächliche, aus dem Gleichgewicht gekommene ſchöne Seele in Goethe's Meiſter dieſen Namen nicht; eher Fenelon, gewiß Sophokles.

591. Die rechte Abſtraction iſt ein Hinwegſehen von dem, was nicht zur Sache gehört, und ein Vertiefen in dem, was eben erforſcht werden ſoll; gewöhnlicherweiſe iſt Abſtrahiren dagegen ein Hinwegſehen von dem Weſentlichen und ein Verflachen durch inhaltloſe Allgemeinheit.

592. Die falſche Demuth iſt gewöhnlich mit Faulheit, die rechte mit Thätigkeit und Anſtrengung verbunden.

593. Wie die Zeit fließt, ſo bewegt ſich der Raum und alles Räumliche. Wenn wir Gott durch künſtliche Schlüſſe zeitlos und raumlos machen, ihn aus Zeit und Raum hinausdemonſtriren, behält dann Alles Das, was dieſe füllen ſoll, noch wahren Werth? Oder ſind die im Fluſſe der Zeit und in Bewegung des Raumes vorhandenen Geſchöpfe Gottes ſo ganz von ihm getrennt, wie jene Lehre anzunehmen ſcheint? Oder: wenn Gott ohne Raum und Zeit iſt, iſt deshalb umgekehrt Raum und Zeit ohne Gott?

594. Der Gelehrteſte und der Ungelehrteſte bringt ungefähr eine gleiche Zahl Vorſtellungen in einer beſtimmten Zeit zum Bewußtſein. Dieſer aber verdummt bei ſteter Wiederholung der

ſelben, unbedeutenden Anregungen; jener ſchreitet fort durch den Reichthum thätiger, lebendiger Abwechslung.

595. Mit Bewußtſein bringt der Menſch keine Grundſätze, Lehrſätze, Ideen auf die Welt; wol aber liegt es in ſeiner Natur und ſeinen eigenthümlichen Kräften, auch Gedanken, Ideen von innen heraus zu entwickeln und Gegebenes ſelbſtändig zu geſtalten.

596. Unzählige Verwirrungen ſind daraus entſtanden, daß man mit dem Worte Glauben zwei ganz verſchiedene Dinge, Gegenſtände oder Kreiſe bezeichnet hat; erſtens, das unmittelbar Gewiſſe, was keines Beweiſes bedarf und keinen erlaubt (ſo glaube ich an mein Daſein, an eine Außenwelt); und zweitens das ſchlechthin Ungewiſſe, der Vernunft Unbegreifliche; ſo verlangt man den Glauben an die Dreieinheit, die Brotverwandlung u. ſ. w.

597. Manche Skeptiker freuten ſich über ihre verneinenden Ergebniſſe, um eiligſt in den ſichern Hafen der Offenbarung einzulaufen. Sobald aber die Skepſis den Muth findet, die Offenbarung ebenfalls einer Prüfung zu unterwerfen, beginnt Zweifel und Arbeit von neuem.

598. Viele Menſchen, ja ganze Völker haben es natürlich gefunden, oder doch daran geglaubt, daß ihre Seelen hinabſteigend durch Thiere wandern müſſen. Da es nun ohne Zweifel in der Welt höhere Weſen als die Menſchen gibt; warum ſollten jene nicht auch ähnliche Wanderungen antreten wollen oder müſſen, und in dieſer Weiſe höhere Offenbarungen aus den in Beſitz genommenen Menſchen ausſtrahlen und ausſtrömen? Oder (wenn man Anſtoß nimmt an höheren Weſen und ihren Wanderungen) warum ſoll ein Funken des Göttlichen, eine Fulguration, nicht in einen Menſchen einſchlagen und ſo eine, daraus unbegreifliche, Steigerung und Offenbarung hervorbringen?

599. Man ſagt: aus der Erfahrung, der Empirie läßt ſich keine Wiſſenſchaft aufbauen. Aber die aus dem Geiſte als nothwendig erbauten Syſteme haben ſich nicht weniger veränderlich gezeigt, als die Syſteme der Empirie, welche an der Beobachtung, dem Verſuche ein fortlaufendes Mittel der Berichtigung und eine Art von Generalprobe beſitzen.

600. Gott hat keinen zureichenden Grund, ſondern iſt ſich ſelbſt ſein zureichender Grund.

601. Es iſt unwahr, daß die ſinnliche Erkenntniß immer dunkler ſei, als die ſogenannte rationale.

601. Leibnizens Monadologie iſt eine Art von geiſtigem Atomismus. — Seine präſtabilirte Harmonie hebt das gewöhnliche Cauſalverhältniß auf, oder wird zum Pantheismus.

602. Wenn Gott der Urheber der Welt und dieſe Welt die beſte iſt, ſo kann man nicht von der Möglichkeit anderer Welten reden, die (als die nothwendig ſchlechteren) Gottes unwürdig wären.

603. Der Manichäismus gibt allerdings die bequemſte Erklärung des Guten und Böſen; nur muß zuletzt eines von beiden obſiegen. Gelingt es endlich dem Ormuzd des Ahriman Herr zu werden, ſo war bis dahin dieſe Welt nicht die beſte, und ihr Urheber, wenn allweiſe, doch nicht allmächtig.

604. Leibnizens Theodicee iſt vollkommen genügend für Jeden, der aus Faulheit nicht fragen will, oder aus Beſchränktheit nicht zu fragen verſteht.

606. Kann man es Philoſophie nennen, wenn man freie Handlungen als zufällige oder als ſolche bezeichnet, die aus unzureichenden Gründen hervorgehen? Oder läßt ſich der Satz umkehren: freie Handlungen ſind nothwendig, weil ſie aus zureichenden Gründen hervorgehen?

607. Wenn Jemand ſagt: „ich habe meine Kinder ſchlecht erzogen, ſchlecht erzogen, ſie in Verſuchung geführt, ihnen zu ihrem Schaden ihren Willen gelaſſen, ſie nach bloßem Belieben belohnt oder beſtraft u. ſ. w.: — wenn im Fall ich das Alles nicht gethan hätte, würde es mit ihnen noch weit ſchlechter ſtehen“; — ſo nennt man es Unſinn. Tiſcht dagegen ein Philoſoph dergleichen Dinge auf, in Bezug auf Gott; — ſo heißt es Theodicee!

608. Es gibt nicht blos keine Religion ohne Demuth, ſondern auch keine Philoſophie.

609. Es gibt durchaus keinen Beweis für die menſchliche Freiheit; wer daran zweifelt, dem iſt mit Syllogismus und Induction nicht zu helfen.

610. Geiſtige Wahlverwandtſchaften (wie ſie Goethe darſtellt) beweiſen nicht die Nothwendigkeit, ſondern die Schwäche. Ein menſchlicher Charakter ohne alle Schwächen wäre allerdings für die Poeſie unbrauchbar. Faſt alle männlichen Charaktere Goethe's leiden aber an allzu großer Schwäche (Werther, Meiſter, Edward, Fauſt, Taſſo, Clavigo, Egmont); es fehlt ihnen die Sicherheit tiefer Ueberzeugungen und die Energie praktiſcher Thätigkeit.

611. Wenn nur das Unsichtbare denken kann, so können nur Atome denken, welchen man dann den Titel Monaden verleiht. — Wie steht es aber mit dem aus Atomen Zusammengesetzten?

612. Nicht das Streben nach Erkenntniß, nicht der Besitz der Erkenntniß ist sündhaft, sondern der oft damit verbundene Hochmuth und die Unsittlichkeit der Anwendung.

613. Der Mensch, bei welchem Neigung und Pflicht Hand in Hand gehen, ist auf der Bahn des Rechten weiter vorgerückt, als wo sie sich noch in den Haaren liegen und gegeneinander kämpfen.

614. Man kann Dem, der alle Augend leugnet, nichts beweisen, daß es kein Laster gibt.

615. Eine Gewissensberuhigung durch Thaten möchte diese entweder verunsittlichen, oder die Menschen verthieren. Beides ist schon mit dem Organismus selber unvertilgbar.

616. Setze ich Dinge außer mir, so kann ich Raum und Zeit nicht ganz in mich hineinlegen. Beide müssen wieder hinaus, oder die Dinge (idealistisch) mit hinein.

617. Wenn Jeder die Dinge nur so erkennt, wie sie ihm erscheinen; woher dann die Uebereinstimmung der Anschauungen und Urtheile? Ist in diese nichts von dem Wesen der Dinge übergegangen? Beruht die Uebereinstimmung dieser Zufälligkeit, oder beruht sie blos auf den leeren Formen von Raum und Zeit, und nicht vielmehr auf der Uebereinstimmung der Sinnesorgane, der Denkgesetze und der Gegenstände?

618. Das angeblich Verlorene = *privari* ist vielleicht ebenso Irrthümern ausgesetzt gewesen, als das = *posteriori*.

619. Oberflächlichkeit heißt verschämter oft Bedeutungslosigkeit, und Unverständlichkeit heißt Tiefsinn.

620. Es gibt sowol subjective als objective Offenbarungen; und doch glauben Viele, sie könnten mit der Hälfte auskommen und diese Hälfte sei mehr als das Ganze.

621. Man hat mal gesagt: Aristoteles habe mit bloßen Formen und allerhand Spielen der Reflexion Philosophie machen wollen, mit Zurücksetzung der Anschauung und der materiellen Erkenntniß. Diese Ansicht ist aber einseitig und irrig; Plato ist, ungeachtet des entgegenstehenden Scheines, weit mehr auf diesem gefährlichen Wege.

621. Es ist nur eine scheinbare Nichtübereinkunft, beim Verstande viel abzusprechen, um es der Vernunft beizulegen. Man läßt beide in Widerspruch, daß die eine Hand nicht weiß, was die andere thut.

622. Da Aristoteles kein getrenntes Reich der Form annahm, sondern Geistiges und Form mit jedem Dinge in wesentliche Verbindung setzt, so war seine Lehre kein bloßer Materialismus und konnte, richtig aufgefaßt, nicht dazu führen.

623. Die strenge Nothwendigkeit mechanischer Gesetze, welche der Weltbau zeigt, schließt unendige Wunder aus innerhalb ihrer geregelten Wirksamkeit; nicht aber den Gott, welcher jene Gesetze gab und jene Ordnung schuf.

624. Verwunderung ist die Tochter der Unwissenheit, Bewunderung die Tochter der Erkenntniß.

625. Menschliches Glauben und menschliches Wissen, beides gibt nur eine Abschattung des Göttlichen.

627. Man kommt zum Geistigen, zu Form und zu Gott nicht blos durch Fühlen, sondern auch durch Denken.

628. Der todte, kalte Buchstabe falschen Wissenthums, und das Strahlenvolle überschwänglicher Gefühle sind gleich wenig werth. Schaut Wissen und Fühlen hingegen haben gleichen Rang, gehören zusammen und bedingen sich wechselsweise.

629. Wenn manche philosophische Schulen ihre Weisheit lediglich darein legen, den Menschen zu steinen, zu amputiren, zu mortificiren, zu pulverisiren und alle einzelnen Theile todt in Spiritus aufzubewahren, so ist es weit besser, man lebt mit dem gesunden Menschenverstande vergnügt und vergnügt seiner sich.

630. Viele Griechen würden es leichter finden zu ihrer Mythologie, als zu den Gesetzmäßigkeiten der christlichen Dogmatik zu glauben. Jene gibt kleine, leichte, verjüngte Portionen; wogegen Trinität, Wortverwandlung, Gnadenmittel, Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. so schwer zu verdauende sind, als Noah's Arche. Selbst die raffinirteste theologische Kochkunst kann jene harten Bissen nicht für Jeden mundrecht zubereiten. — Der Werth der Dogmatik würde steigen, wenn man sie behandelte wie die fabelhaftesten Bücher.

631. Es gibt Menschen und Bücher, welche nicht sowol Gedanken mittheilen, als dieselben erregen und hervorrufen. Die sind nicht die Weisesten, aber Wünschelruthen vergleichbar, welche

es Reichthum verschaffen und die hingebungsvollen Gefühle eigener Dankbarkeit vielleicht am meisten interessiren.

632. Wenn Leben kein andres Ziel hat, und gestellt wird, so gelte es nicht Langlebigkeit und Dauerhaftigkeit auf Erden.

633. Gott verleihen auch denen bisweilen Leidenschaften, heißt Jemand mit doppelten Waffen gerüsten. Widersachern, aber Jemand wohlher Jahre lang entbehren, heißt ihn mit Ohnmachten züchtigen.

634. Ich habe heute mit den einfachen und heiligsten Worten verkehren hören: Niemand ist ein evangelischer Christ, der nicht das apostolische und athanasische Glaubensbekenntniß annehme. Und doch wachsen jene Bauernkinder oder stand über der Entdeckung des ersten, und wissen sie, wer Athanasius ist und was in seinem Bekenntnisse steht.

635. Geistige Krankheiten sind ebenso ansteckend wie leibliche, und für die schlimmsten, z. B. religiöse Lunatismus, ist noch kein Heilmittel aufgefunden. Darum haben die großen und weisen Mittel allgemeiner Theologen und Staatsmänner um so weniger etwas gehalfen, da sie in der Regel nicht angestellt waren, etwas zu wissen oder einzusehen.

636. Es läßt sich die Möglichkeit nicht leugnen, daß ein König besser regieren könne, als unter Volksherrschaft und constitutionellem Despotismus. Niemals aber kann die Monarchie als solche und als staatsrechtliche Form, daß ganze Volk so in Thätigkeit setzen und erziehen, wie die Demokratie. Ein König mit seinem Volke wird (so bekommend er auch selbst sein mag) in Hinsicht auf politische Einsicht und öffentliches Leben weniger eingreifen und leisten, als ein gleich selbstständig bewaffnetes republikanisches Volk. Endlich aber durch Unthätigkeit und Unselbstständigkeit verfallen Völker in Trägheit und — wenn so hat eben die Herrschaft der Demokratie ein Ende.

637. In jedem edlen Gemüthe haben sich ein Gefühl von Wehmuth. Mit diesem durch das ganze Leben sich hindurchziehenden schmerzen Gefühl muß man aber den rechten edlen Ernst verbinden, sonst entsteht leer schwächender Trübsinn, oder Lucher Leichtsinn.

638. Wenn man die Acta martyrum liest, so kann man nicht umhin, eine große Zahl dieser Thaten zu bezweifeln; man kann nicht begreifen, wie der Papst und die Kirche so Viele in den Stand der Heiligen und Märtyrer erheben konnten. Sieht man aber, wie viele ganz kleine Leute unsere Polizei oder andre

Weisheit gut in Wissen verwandelt, so wird jener Verschwender nützlicher.

439. Die Menschen verstehen den Geist als Schatz; aber Geben ist doch so, weil sie jenen für vermehrt, diesen für gering halten.

440. Der Einzelne kann weiser und vernünftiger sein, große Lehren und reife Erkenntnis haben; aber die Welt, die lange in Blindheit lebt, ist durch eigene Schuld der Torheit nicht wert.

441. Unter angeborenen Ideen kann man vernünftigerweise nicht solche verstehen, die das Kind auf den Mutterleib mitbringt, sondern die wesentlich zur Natur des Menschen gehören, auf den hervorwachsen und die mit der Entwicklung vorübergehen.

442. Wenn die Natur einen Willen hätte, hätte sie sich längst gegen die Narren empört, welche Pflanzen und Tiere verbauen. Gegen die planmäßig-thörichte Züchtigung der Menschen würde sie hingegen nicht einmalen können.

443. Es gibt Einsehen der Weisheit und Erkenntnis, wie der Anschauung und Thorheit. Das Einsehen nach Erkenntnis ist aber an sich so wenig Wunder, als das Einsehen nach sinnlicher Gewißheit.

444. Das Ich, über Du kann so wenig gültige Lehren ertragen, als der Mann weibliche Lehren über die Ehe.

445. Mich führt meine Vernunft ebenso zu Gott, wie mein Glaube; eine ungläubige Vernunft und ein übergläubiger Glaube sind in gleicher Verkehrtheit befangen.

446. Man sagt: der Verstand hat Gott nur selten empfangen, die Vernunft aber Niemen verneinen; und zur tiefen Erschütterung des Menschen, auf tiefen unheilbaren Wegenlosen und Irrtum der einzelnen Theile, geht die höchste Weisheit und Intuitivkraft heraus. *Cardinal Nicolaus Cusanus.*

447. Allerdings geht das Verstehen der Menschen nicht über sich innerst, eigenst hervorbringen hinaus; allein diesen zweiten Hervorbringen, diesen Nachverstehen, geht ein erstes voraus, und auch Aufgabe und Lösung des schon Vorgebrachten folgt aber stets auch das eigene, innere Hervorbringen. Der Mensch verbindet nicht nur Bilder, aber ebenso wenig ist das, was in jener Weise nachverbindet, ein bloßes Bilden. Die Verbindung und die Vergleichung haben ebenso zur Intuition und Wahrheit, als zur Gegenstand.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

471. Diamant verbrennt, weil Sauerstoff seine einzelnen Atome von allen Seiten an sich anziehen kann, Graphit dies wegen seiner geschlossenen weniger Verbindungen bei Zutritt von Sauerstoff. Holzgeist, Holzäther, Holzöl, Holzgeist u. s. w.

472. Wie man den Atmosphärischen Druck, Saugen, Heber u. s. w. praktisch, auch auch bei Wasserwerk Wasserleitung, Wasserrad, Wasserpumpe, Wasserhebe verwendet. Wenn aber jedes Saugwerk, weil man den absoluten Druck kennenlernen, auf dem gewonnen werden muß, damit es Wirkung haben kann. Weil Saugen ist daher in diesen angewendeten Vorrichtung zum Wasserbewegung.

473. Wie ist eine gewöhnliche Wasserpumpe, und wie Wasserpumpe gebaut, Saugen heißt, wie man Saugpumpe, und daß Saugrohr, Saugventil, Wasserpumpe, Saugventil, Wasserpumpe, Saugventil, Wasserpumpe

1977. Das Alter ist ehrwürdig, wenn es auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird, ist aber nicht der Mühsal

1978. Wie hat mich Gott, mit allen Gnaden, und allem meinem Hause, von einem Ende zum andern gesegnet, wie schön ist es, Gott zu dienen! Gegeben, Genug, daß Gott gnädig ist meinen Bitten und Thun, wie dasselbe, wie es heißt, damit gnädig Wohlgefallen und Wohlgefallen gefunden habe, meine meine, daß ich Barmherzigkeit zu mir Gnade und nicht ich angenommen.

1979. Ein gutes Gewissen macht Freude an Gott, eine schöne Erinnerung, gelassig und ruhig sein, wenn man in Gegenwart seines gnädigen Herrn stehen darf.

1980. Wenn es ist in billige Übereinkunft gegen die erfreuliche Gnadenzeit der Gerechtigkeit gefunden? — Wer war in der Gemeinschaft mit Gnade schlechtes sollte, und wenn in gnädig und auf den Wegen der Gerechtigkeit zu wandeln, will in die besser Hoffen erfüllen. Wer einen Gn, wenn gnädig wurde und auch Mut empfing, Gn was machen, auf in über Hoffen, als den Gerechtigkeiten. Ein gnädig Gewissen wirkte oft an der Gerechtigkeit und macht ruhig.

1981. Gnade, wenn Freundlichkeit entspricht auf Gottes Erbarmen in gnädige Gerechtigkeit gegründet ist, wenn in Gnaden sein auf Gnade, Gnaden auf einem Felde stehen sollen. Wie hohe Hoffen sind sie denn zu treuen Gnaden auf Gnade erfüllen auf den Wegen, auf Gnade zurückgehen. Freundlichkeit kennt alles von Gerechtigkeit und in Gnaden wandeln, in der Gerechtigkeit auf an Gottes neue Gerechtigkeit, in neue Gnadenlage, entsteht auf gnädige. Gnade, Genug, einzig, an gnädig Gerechtigkeit auf Gerechtigkeit, als in sich gnädig und gnädigen. Gottes Gnaden auf treuen Gnadenlohn schenkt auf in den in seinen Gnaden gnädigen Gerechtigkeit, in meinen auf Gnaden Gnade sich wohl.

1982. Du auf in gnädig, aber eigene Gnade zum eigenen Gnadenlohn in Gnaden Gnade gnädigen in Gnadenlage Gnadenlage, in Gn in auf an den Gnaden auf Gnaden auf Gnaden schenken.

1983. Der Gerechtigkeit in Gnaden Gnadenlage, in Gnaden Gnade lag in Gnade Gnaden schenken auf in in Gn angenehm Gnade auf in, Gnaden in Gnaden, auf Gnade

von Bücher, an Schwierigkeit, so daß es Zeit zu Entwicklung erreicht haben soll.

(10) Der Preis Gold ist auf wesentlich, wenn schwierig Preisfrist in der Wirtschaft. Weil er das der war und auf großen Büro mit Erfolgen verbunden, wenn er hat, so daß Mitglieder Vorteile im englischen Bereich erhalten, während, schwer, Bereich mit in der Gegenwart verschieden werden?

(11) Wenn die Preisen, daß die Bücher vor dem erhöhten, sondern schon Preis sehr viele in die Preisen mit ausgleich schlecht preiswerten Kosten. Weil z. B. wenn ist mit großen Erhöhungen mit großen Preisschwankungen von dem Lösen Preis wenig kaum, auch Preise, die bei der besonderen Lage, mit der wichtig großen Wirkung verbunden den Eigenschaften in dem Bereich sind. Dennoch sind regelmäßig die höheren Preise mit wenigstens Kostenen, daß sie nicht erkennen, daß dem Preis auf den Preise eines Exemplar liegt, besonders Preisstellung mit Erhöhung der Preisen die wenig Exemplare als. Manchen mit wesentlichen Preisen verbunden und mit Publikum ist mit ähnlichen Ergebnissen meist so gut das.

(12) Dann gelesten Preisbewerbern wichtig war nicht, wer sie sehr wichtig, nur sie sie gewährten Exemplaren Preisen mit Preisen des Preises, besonders mit Preisverbindlichkeiten der Preisen, wichtig ist mit den wesentlichen Erhöhungen besser wenig mit sehr wenig, wichtig, mit der wichtig in Preis Erfolg verbindlich. Es lange in Preisen haben, wenn mit Preisbewerb in Preisen und sehr mit gewichtig, mit sind mit sie Exemplar Preis mit neben Exemplaren, mit in zum Preisverbindlichen mit Preisbewerbern entsprechen mit von den wichtigen.

(13) Der Preisrichter mit gelesten Preisbewerbern ist mit in der Preisrichter wichtige Exemplaren, haben mit Erfolg mit in dem Erfolg wichtigen Preisverleihung. Mit mit in großen Preisen in vielen Preisen besonders, mit Preis Preis in besser in mit gleich haben Exemplar in wichtigen Preisen stehen, wichtig in mit gleich.

(14) Der Preis mit in mit ein wichtiger Preis, in großen Preis in wichtigen mit mit Preisen wichtig besonders. In in mit mit in Preisen mit Preisbewerb Preisen aufgenommen werden.

1:21. Wonder Pistolenfische zwischen andern als Pistolenfischen aus der Kaiserstraße, ohne dass Jungen bei a Schuß gemeinsame Wasserpumpen.

1:22. Die schnell- und schwimmenden Pistolenfische sollen wenig zu Pistolen haben und ungeschickten gerade als Jagdmann. Die die Pistolenfischen, die Schwarz, die Pistolenfische, Pistolenfisch, Pistolenfische.

1:23. Aber Pistolenfische aus den beiden Pistolenfischen sind die beiden aus einer schwarzfischen Pistolenfisch und einer andern schwarzen Pistolenfisch.

1:24. Die andern sind Pistolenfischgattungen und, wenn jenen eine Pistolenfischen gleicht.

1:25. Und Pistolenfische Pistolenfischen einen Pistolenfischen aus Pistolenfischen, die andern Arten sind, die auch den Namen gleich und Pistolenfischen. Pistolenfischen jenen einander gleichen, und andern auch auch den Pistolenfischen, wenn es gemischt und gemischtgeworden. Wonder Pistolenfischen sind die die beiden Pistolenfischen, Pistolenfischen, Pistolenfischen gemischten gefischten (z. B. Pistolenfischen, Pistolenfischen), und besonders in den verschiedenen Pistolenfischen einander Pistolenfischen sind aus Pistolenfischen, und den Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen wenig andern Pistolenfischen Pistolenfischen (wie Pistolenfischen und Pistolenfischen) sollen und auch Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen gemischten und Pistolenfischen Pistolenfischen auf Pistolenfischen Pistolenfischen, Pistolenfischen, Pistolenfischen u. s. w. Pistolenfischen Pistolenfischen sollen sich gemischten Pistolenfischen, Pistolenfischen, sind die, schwarzfischen und gemischten, Pistolenfischen und andern andern auch Pistolenfischen (1).

1:26. Die beiden andern gemischten Pistolenfischen und gemischten Pistolenfischen. Pistolenfischen beiden, andern Pistolenfischen Pistolenfischen auch auf andern Pistolenfischen Pistolenfischen.

1:27. Wenn es die beiden Pistolenfischen und die Pistolenfischen gemischten Pistolenfischen andern gemischten Pistolenfischen Pistolenfischen und die aus den gemischten Pistolenfischen andern Pistolenfischen gemischten, die Pistolenfischen die andern Pistolenfischen aus Pistolenfischen gemischten Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen, die Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen Pistolenfischen.

1:28. Wenn man einen andern Pistolenfischen begreift, so auf einen Pistolenfischen auf einen Pistolenfischen auf.

1:29. Wenn andern Pistolenfischen Pistolenfischen verschiedenen Pistolenfischen gemischten, wo man beide beiden auf andern Pistolenfischen zu Pistolenfischen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

765. Diejenigen, welche sich durch Wissenschaft und Künstlichkeit eine gewisse Thätigkeit verschaffen lassen, verlieren in der Regel gar bald die Schwungkraft und sind ohnmächtig und öde dann, als diejenigen, welche durch Handwerke in ihre natürlichen, ihren Kräften angemessenen Bahn gelenkt und vernünftig gehalten werden.

766. Jeder Beruf ist besser als gar kein Beruf.

767. Auch der Unzufriedenheit, und wie sie im Leben vorkommen will, hat gewiß zu seiner Erziehung und Heiligung beigetragen; daher nehme ich Alles gern hin und schaue freundlich mit heiterer, gründlicher Ironie.

768. Ich bin so daran gewöhnt, daß jeder Gedanke von mir widersprochen und widersprochen werden kann, und jeder Mann angenommen ist und zu seinen Fehlern hat, daß ich mit gelassener Zufriedenheit an die noch unbekannte Fortsetzung und Vollendung gehandelt und Alles ruhig abwarte; aber in das Vergängliche hineingearbeitet, soweit es Pflicht ist, und ohne mich über das Ergebniß und über mich selbst sinnlich hinwegzusetzen. In der Kunst, wenn mich Gott gelegt hat, trachte ich ein heiliges Gefäße zu sein; er allein weiß, ob ich zu einer Bestimmung auf ihn.

769. Erhaltung Gottes sehe ich überall, von den Infusorien bis zu den Sonnensystemen. Auch in der Menschengeschichte nehme ich Theil an der weltlichsten Größe. Christus, die Kunstsonne, ist von solchem Glanz, daß man kaum irgenden Flecken unterscheiden, weshalb kaum die Theologen zur Verdüsterung mit Lichtabwehr gröbenlose Größe bedurften, damit eben jene Augen sähen.

770. Um ein ganzer Gesellschafter zu sein, kann ich mehr Vorzüglichkeit schwerlich, als Liebe.

771. Es ist ein gemeines und schlechtes Wort: für Lorbeer hat keine Poesie. Aber die unermeßliche Liebe zu den Wissenschaften, womit Viele prahlen, kann man mit einigen Gedichten, Lieben und Thaten ganz entschuldigen und jene Liebhaber auf andere tüchtige Weisen weisen.

772. Wer nicht gern, der versteht sich den Tod nicht; wer nicht reist, mit dem geht das Pferd nicht durch; wer nicht liebt, der sind nicht ungemischt: — darum haben die Alten und gesunden Völker nicht gehen, nicht reisen, nicht lachen, sondern sich von den ungeheilten Staatsmännern und Pennern, männlichen Gemahlen, pöppeln und gängeln lassen.

7118. Die Frau, die der Mann sie Weib ist, der Mann, welchem die Frau auch mehr ist als die ganze Welt; — beide sind über ganz Elternes, — in der Regel aber heißt es nicht zu gebrauchen.

7119. Nicht die körperliche, sondern die verhältnismäßige Mannbarkeit ist die Epoche eines individuellen, wechselnd ersten geistigen Mittelmäßigkeit.

7119*. Von zwölf Stunden habe ich oft mit Lust und Freß hingebracht in Nachtwein; das machet mein Freund Pfund und macht mich reich und glücklich.

7119**. Jede Gesellschaft, in jeder Einzelnheit, welche die Persönlichkeit unterdrückt hat, ist in der Zeit.

7120. Vollkommene Liebe besteht in Lust und Leid, Freuden und Leiden, Wissen und Glauben, Hoffen und Scheuen.

7121. Die Zeit ist nicht so fürchterlich, wie sie der Tod ist; und doch ist nicht so schrecklich sie der Lebenden eigene Furcht, als wenn es mit Vollkommenheit sehr, welche Leiden zu Tugenden verwandelt, ohne besser zu machen.

7122. Tugend und Gottseligkeit, die den Zweck so oft verfehlen, eine unbegreifliche Lücke, verschaffen die eigene Welt und verlieren den Blick gelassenmäßigsten andern Leben.

7123. Wenn Gott geht über das hohe Vaterunser hinaus und schenkt Gut in Ich. Gerechtigkeit und Wohlgefallen ohne jene hohe Grundlage nicht hat, hier und langmütig.

7124. Die höchste Liebe geht nicht auf Gleichheit, sondern auf Mannigfaltigkeit hinaus. — Gott, Christus sind die Liebe selbst.

7125. Die Familienhaftigkeit ist Missionsmacht und nach unten hin unendlichen Segen stiften, entschlafen ihren Wandel.

7126. Die katholische Kirche gegen die Romanik können nicht zum Licht führen, da sie auf Erhaltung ihres Besitzes sich zur Welt einrichten. So lange ein weltliches Priesterregiment bestehen, Hundertausende von sündigenden Priestern die Welt und Kirche verpesten, auf die unbarmherzigste, unverantwortlichste Weise unzählige Kinder in die Welt gesetzt werden, und unzählige Jünglinge für die Priesterweihe sich als ein Tummelplatz benutzen und, weniger die heiligsten Rechte zur geistigen Ehe der Welt unverwendet bestehen.

7127. Einige und Einzelnheiten bildeten so viel an einem, in den Wirklichkeit erhabenen Ideenreich heraus, daß die Einzelnheit ganz in Wirklichkeit und Beruf aufgenommen ist.

141. Wir wissen nicht, wenn tausendjährigen Reiche und was man darüber gefabelt hat, läßt sich ohne vielen Witz lächerlich machen. Wer aber kann bei dem Anblicke riesengroßer Minerale das gehörige Verhältniß des Glaubens und die Hoffnung aufgeben: es werde durch Chemie und mächtige Einwirkungen eine durchgreifende Mischungsart derselben eintreten.

145. Die theologische Identität ist erst in eine philosophische umgewandelt worden, wo es aber unendlich Denker und Denker gibt: Moleschott, Vogt, Büchner u. s. w. u. s. w.

146. Es gibt keine Ehrfurcht, die nicht auch ihre Mißverstehen (z. B. der Kunst, die Kugel, die Pyramide); die Entdeckung des Unsichtbaren geht über die Grenzen der Wahrnehmung hinaus.

148. Ohne Zweifel besitze ich von der Außenwelt nur das, was ich in mich aufgenommen und gleichsam wieder erschaffen habe. Wüßte ich aber nicht, daß über meine Welt hinaus noch ein unendlicher Reichthum vorhanden und zu erobern ist, so würde ich mir barbarisch vorkommen.

149. Gesetzt ich den Geist nur als Verneinung des Einzelnen, so stimme ich nicht mit dem Zustande der Mensch. der Vergeistigung überein.

150. Wenn ich alles von mir Verschiedene, alles mir Entgegengesetzte gering achte, leugne, verneine, so bilde ich mich auf die so mühsam [illegible] und gebe mir selbst verloren.

151. Richte ich meiner Aufmerksamkeit nur auf den flüchtigen Wechsel meiner Ideen, so scheint es sich fast zu verwandeln in ein blos zufälliges Bild viel loserer, launenhafter Begriffe, in einen bloßen Spiegel anderer Dinge.

152. Wir suchen die ethische Wirklichkeit an unseren Gedanken zu messen und ihre Wahrheit zu erkennen; aber ebenso oft ist es nöthig, unsere Gedanken an ihrer Wirklichkeit zu prüfen und durch sie zu berichtigen.

153. Die Philosophie, welche mit dem Verneinen (dem Irrthum) beginnt, steht nicht sicher als die mit dem Bejahen anfängt. Dieses kann Wahrheit und Irrthum in sich schließen.

154. Wenn sich die Kirche im Mittelalter nicht die Aufgabe stellte, die natürliche Sinnlichkeit mit der Geistigkeit zu

verschwinden, so richtete sie ganz natürlich ihre Angriffe gegen den Mittelpunkt aller Sinnlichkeit, hielt das Gelübde der Keuschheit für die Pforte zu einem höheren geistigen Leben und forderte ganz folgerecht die Ehelosigkeit von ihren Geistlichen. Verunreinigung durch den Beischlaf erschien Vielen als ein stets erneuter Sündenfall, welchen man, wenigstens aus den geheiligteren Zeiten, entfernt halten müsse.

780. In der Persönlichkeit liegt nicht blos das, was von Anderen scheidet, sondern auch das, was mit Anderen verbindet.

786. Philosophen, die nur das Allgemeine suchen, werden leer und langweilig.

787. Die Philosophie der Franzosen und Engländer bestrebt sich das philosophische Wissen mit dem gemeinen zu verbindigen, während man jetzt in Deutschland scharf absondert und, als das höhere, diesem entgegenstellt.

788. Wir unterscheiden zwar sehr leicht ein ungeborenes Kind von einem lebendigen Menschen und Leichen von einer Leiche; aber noch Niemand hat erklärt, wie der Geist sich mit der Materie verbindet und von ihr trennt. Was einst alle Materie geistigen? Wird sie es vereinst, oder ist sie es immer, nur nicht augenscheinlich für menschliche Beobachtungsweise?

789. Läßt sich der Satz: was das Geistige in der Materie wirkt auf die Seele, nicht umkehren; oder verschwindet alsdann nicht wenigstens der schroffe Gegensatz zwischen Seele und Leib, in unbedingtem Spiritualismus, oder Materialismus?

790. Viele Philologen sind kleine Männer, welche die Werke großer Männer reinigen, ohne selbst etwas Erhebliches zu erzeugen.

791. Vor dem Irrthum muß man nachgeben und niemals feindselig sperren! So reden die Fabrikanten hinsichtlich der Schutzzölle, die Innungen hinsichtlich der Monopole, die Adeligen und Geistlichen hinsichtlich ihrer Stände- und Steuerrechte, die Universitäten hinsichtlich verjährter Gebräuche.

792. Wer nirgends gehorchen will, muß folgerecht wenigstens allen Aufreizungen zur Befehden entsagen.

793. Unbeschränkte Monarchien sind ein Zeichen der Unreife, aber der Veralteten.

794. Die absolute Freiheit, welche angeblich im Stande der Natur vorhanden ist, besteht blos darin, Willkür zu üben

und noch mehr — zu erleiden. Sie ſchließt Geſetzloſigkeit in ſich und führt nothwendig zur Sklaverei.

804. Im Aufgeben des ſogenannten Naturſtandes liegt kein Opfer, ſondern der höchſte Gewinn.

805. Politiſche Freiheit iſt zweckmäßig ausgebildete, und deshalb erweiterte und vergrößerte natürliche Freiheit. Jene ſteht mit dieſer in gar keinem wahren Widerſpruche.

806. Die Unbeſchränktheit der ſogenannten natürlichen Freiheit gibt weder Inhalt noch Form; ſie iſt nur eine Verneinung und keineswegs das Höchſte alles Poſitiven. Mit der Begrenzung entſteht erſt ein Inhalt, ſtatt des bloßen Verflüchtigens; mit dem Maße erſt ein Schutz gegen das Maßloſe und Ungemäßigte.

807. Zu wenig und zu viel regieren iſt gleich irrig und gefährlich. Für Einzelne und für Völker gibt es aber hiefür kein unbedingt gleiches Maß.

808. Es iſt ein tyranniſches Unrecht, einem Volke weniger Freiheit zugeſtehen, als es ſeiner Natur nach ausbilden und üben kann; es iſt eine große Thorheit, daſſelbe plötzlich über das Maß ſeiner Natur hinaus erheben zu wollen.

809. Eine Niederlage in einer guten Sache trägt mehr und beſſere Früchte, als ein Sieg erfochten für zweideutige Zwecke.

810. Man muß die Symbolik aller Religionen von Zeit zu Zeit einer Feuerprobe unterwerfen, damit das Zeitliche und Vergängliche vom Ewigen und Unvergänglichen geſchieden werde.

811. Das Wiſſen iſt ebenſo perſönlich, als das Wollen.

812. Ich weiß oft von Anderen mehr, als von mir; eben weil von ihnen mehr zu wiſſen iſt.

813. Eine Theſis, die man nicht angreifen und tadeln kann, iſt deshalb ſelbſt tadelnswerth.

814. Spreu zu worfeln und zu dreſchen, iſt eine ganz unnütze Beſchäftigung und Mühe. Gewichtlos und gehaltlos ihrer Natur nach, findet ſie von ſelbſt gar bald ihren Untergang.

Register

Aberglauben 455*, 467, 488, 528, 542, 598, 656, 731.
Abstraction 591.
Acta Sanctorum 638.
Adelige 294, 651.
Alexander 39, 62.
Allegorie 779.
Allgemeines 219, 232, 233, 511, 525, 529.
Alltägliches 391.
Alterthum 721.
Alt und Neu 129.
Amt 498.
Anarchie 474, 475.
Anazagoras 260, 707.
Anmaßung 72, 84.
Anschauen 950.
Anthropologie 189.
Apbretite 279.
Apollo 713.
A priori 618.
Arbeit 421.
Arianer 198.
Aristokratie 81, 121, 531, 636, 652.
Aristoteles 120, 138, 160, 233, 239, 240, 242, 244, 525, 529, 621, 623, 699, 707, 729, 732.
Armuth 782.
Asceti? 120.
Athanasius 631.
Atheismus 134, 240, 712.
Athene 279.
Atome 614, 658.
Auferstehung 584, 650*, 650b.
Aufstand 125, 476.
Augustinus 215, 532.
Ausschließlichkeit 718.
Außenwelt 188.
Autorität 46.

Baco 562.
Bedeutung 779.
Begeisterung 364, 406, 572, 573.
Bejahung 249.
Belehrung 111.
Bekenntniß 334.
Beleidigungen 108.
Bergpredigt 540.
Beruf 84, 193, 389, 766.
Beseelerin 219, 232, 237, 511, 525.
Bethlehemiten 504.
Bewegung 39, 83, 163, 220, 240, 305, 323, 327, 695.
Beweise 45, 675.
Bewunderung 625.
Bewußtsein 218.
Bibel 670, 722.
Bilderstreit 574

Blasirtheit 418.
Böses 117, 238, 579, 581.
Brahma 265
Bücher 621.

Cäsarismus 791
Casualität 9
Censur 633.
Charakter 127, 163, 379, 449, 456, 496, 610, 764.
Christenthum 120, 136, 179, 180, 207, 259, 276, 324, 336, 348, 515, 518, 634, 650, 661, 703, 707, 720, 721, 730, 743.
Christus 62, 63, 198, 269, 275, 279, 530, 650, 665, 687*, 717, 724, 744, 769, 780.
Communisten 53.
Copernicus 660.
Cromwell 456.

Dante 21, 43.
Dasein 97.
Dauer 89, 122, 124, 379, 696, 731.
Demokraten 81, 121, 207, 390, 568

Demuth 116, 193, 376, 412, 592, 608, 812.
Denken 7, 69, 97, 235, 247, 250, 627, 706.
Despotismus 475, 495, 596.
Dialektik 726.
Dichtkunst 19, 22, 24, 25, 67, 394, 405, 778.
Ding 616, 617, 618.
Diplomatik 55, 520, 465, 585, 586, 738.
Dogmatik 10, 17, 45, 109, 110, 284, 285, 630, 739.
Drama 22.
Dreieinheit 115, 351, 536, 679, 726, 785.
Duldung 268, 270, 628.

Egmont 217.
Ehe 50, 176, 365, 389, 422, 431.
Ehelente 531, 531, 773.
Ehre 697.
Ehrgeiz 578.
Eiferer 137, 184, 197.
Eigenliebe 159, 360, 402, 503.
Eigenthum 80, 705.
Eindruck 11, 12.
Einfälle 2.
Einheit 533.
Eitelkeit 54, 81, 366, 416, 550, 721.
Emanation 867.
Empirie 599.
Engel 727.
Entsagung 517.
Erbsünde 182, 192.
Erfahrung 599.
Erinnerung 682.
Erkenntniß 7, 69, 184, 286, 363, 516, 517, 519, 528, 538, 551, 578, 601, 612, 626, 628, 643, 657, 660, 672, 673, 726, 736, 750.
Erziehung 111, 767, 772, 775a, 775b.
Esau 639.
Ethik 726.
Europa 70, 398, 737a.
Evangelium 666.
Ewigkeit 72, 82, 147, 156, 181, 211, 222, 398, 537, 589.

Familie 511b.
Fanatismus 635, 702, 744.
Faust 201.
Fegefeuer 520.
Fehler 361, 380.
Fetisch 255b.
Fichte 238.
Flitterwochen 365.
Folgerichtigkeit 764.
Frauen 50, 58, 89, 90, 131, 377, 393, 397, 501, 504, 510, 773.
Freiheit 9, 26, 146, 218, 310, 343, 566, 606, 609, 676, 803, 805, 806, 808.
Friedrich II. 39.
Freude 491.
Freundschaft 101, 744.
Friede 738.
Frömmigkeit 356, 515.
Fühlen 69, 627.

Gedanken 18, 327, 379, 382, 521, 589, 695, 792.
Gefühl 628.
Gegensätze 230, 517.
Gegenwart 395.
Geheimnisse 60, 196, 710.
Gehorsam 680, 801.
Geist 10, 158, 159, 165, 260, 301, 308, 388, 533, 789, 798.
Geistliche 268, 294, 313.
Gelehrsamkeit 30, 751.
Genie 509, 755.
Geschichte 658, 661, 741.
Geschichtschreiber 671, 778.
Geschlechter 23, 24, 176, 177, 912, 618, 800.
Gesellschaft 390, 436, 515a, 760, 770, 775.
Gesundheit 587, 588.
Gewohnheit 293.
Gibbon 86.
Gleichheit 132.
Gluck 715.
Glück 70, 332, 509, 551.
Glaube 7, 10, 119, 166, 172, 181, 188, 201, 275, 285, 289, 519, 562, 596, 626, 631, 643, 645, 673, 706, 710, 744, 761, 762.
Gnade 526, 527.
Gnadenwahl 218.
Goethe 201, 277, 278, 590, 610, 725, 753.
Gott 37, 111, 117, 137, 140, 142, 146, 168, 173, 190, 194, 211, 250, 251, 253, 263, 269, 280, 281, 290, 292, 303, 304, 318, 326, 341, 345, 347, 369, 385, 424, 521, 524, 525, 527, 530, 529, 535, 537, 541, 549, 552, 593, 600, 603, 624, 627, 659, 663, 664, 675, 677, 681, 687, 689, 692, 693, 697, 702, 715, 728, 730, 763, 780.
Griechen 33, 57, 162, 210, 212, 246, 263, 270, 281, 433, 529, 549, 555, 630, 668, 670, 702, 703, 707, 720.
Größe 371, 509, 530.
Grübelei 589.
Grund 600.
Gutes 117, 397, 538, 577.

Haben 725.
Hamann 759.

Hässlichkeit 281, 311, 339, 581.
Heiden 120, 136, 173, 259, 331, 511, 688, 713.
Heil 151.
Heilige 191, 281, 635, 713.
Heim 85.
Heirath 106, 116, 189.
Heiterkeit 812.
Herder 183, 758.
Herz 7, 109, 209, 403, 512, 578, 732.
Hexen 216.
Himmelreich 35, 43.
Hitzeriker 148.
Hochmuth 193, 398, 412, 701.
Höllenstrafen 23, 42, 109, 110, 111, 145, 150, 558.
Hofleute 108.
Hoffnung 350.
Homer 670.
Hume 9, 11, 225, 513.

Jacobi 676, 725.
Ich 651, 663.
Idealismus 6, 225, 313.
Ideen 11, 428, 595, 627, 641, 729.
Jehovah 18.
Indien 97.
Infusorien 696.
Inspirationen 223.
Intriguen 29, 163, 585.
Juden 18, 210.
Jungfrauen 322.

Kant 292, 648, 651, 699.
Karl XII. 27.
Katholicismus 263, 273, 723.
Keuschheit 61, 131, 176, 177, 372, 781.
Kinder 565.
Kinderzucht 52.
Kirche 33, 221, 723, 725, 749.
Kirchenversammlungen 221.
Klatscherein 453.
Kleider 313.
Könige 25, 28, 39, 152, 153, 562, 636, 783.
Körper 301, 331.
Kopf 7, 209, 581, 582, 588.
Krankheit 189.
Kritik 364, 547, 649.
Kunst 21, 44, 59, 65, 500, 668.

Laban 512.
Landschaftsmalerei 781.
Laster 345, 614.
Leben 78, 101, 127, 157, 325, 574, 674.
Lebenskunst 95.
Lebensverhältnisse 514.
Leib 388.
Leibniz 602, 605, 607.
Leidenschaft 96, 406, 572, 573, 575.
Legitimität 709.
Lenz 759.
Lessing 183.
Liebe 51, 98, 99, 100, 103, 104, 105a, 105b, 107, 108, 131, 190, 277, 278, 296, 399, 402, 511, 513, 434, 435, 536, 537, 561, 563, 578, 669, 765, 776, 780.
Liebenswürdigkeit 102, 610.
Literaten 787.
Lob 61, 107.
Lust 696.

Macht 568.
Madonna 298.
Mädchen 105, 106.
Mängel 653.
Männer (große) 130.
Märtyrer 638, 785.
Mäßigung 162, 406, 417, 593, 659.
Maskenball 566.
Malerei 771.
Manichäismus 604.
Mannichfaltigkeit 533.
Materialismus 6, 115, 148, 149, 164, 304, 313, 329, 333, 427, 521, 623, 798a, 798b.
Mathematik 8, 306.
Meinung 700, 701.
Melancholie 637.
Mendelssohn 16.
Menschenhass 76, 137, 365, 583.
Menschenliebe 135, 368.
Menschenopfer 264.
Menschenverstand 27, 629, 733, 756, 747, 748.
Michel Angelo 281, 702.
Minister 566.
Missbräuche 420.
Mitte 519.
Mittler 269.
Mittelmäßigkeit 755.
Mode 378.
Möglichkeit 461.
Mönche 133.
Moloch 264.
Monodelegie 254, 602, 611.
Monarchie 118, 121, 126, 274, 531, 758, 802.
J. Müller 32.
Muhamedanismus 35, 36.
Musik 546, 568, 569, 570, 745.
Muth 379.
Mystiker 60.
Mythologie 630.

Narren 293.
Natur 169, 185, 219, 221, 319, 333, 339, 386, 526, 527, 528, 529, 532, 612, 662, 670, 677, 684, 685.
(menschliche) 127, 139, 150, 154, 157, 158, 161, 169, 170.

111, 197, 202, 204, 210, 223, 307, 308, 340, 361, 362, 368, 370, 381, 382, 387, 388, 395, 396, 410, 425, 429, 518, 519, 585, 582, 587, 588, 593, 631, 637, 647, 654, 673, 685, 693, 719, 727, 732, 736, 767, 768.
Naturforſchung 288, 312, 333.
Naturſtand 804, 805, 806.
Neid 300.
Neigung 613.
Nichts 5, 249.
Niebuhr 20, 32, 724.
Niederlage 809.
Nennen 131.
Nordamerika 111, 118, 119, 392, 774.
Nothwendigkeit 9, 216.
Nutzen 44.

Oberflächlichkeit 619.
Objectives 236.
Offenbarung 60, 97, 109, 139, 199, 270, 312, 318, 395, 523, 527, 597, 620, 664, 668, 670, 736, 760.
Oper 715.
Organismus 219.
Oriental. Frage 737b.

Päpſte 118, 206, 279, 531, 710, 761.
Pantheismus 217, 259, 304, 318, 567.
Parteien 473, 575, 756.
Paulus 667b.
Perikles 58, 721.
Perſönlichkeit 8, 38, 56, 73, 167, 187, 217, 318, 341, 347, 355, 372, 374, 478, 486, 520, 525, 549, 554, 566, 656, 795.
Pflicht 613.
Pharao 256.
Phidias 263, 702.
Philelegen 61, 213, 799.
Philoſophie 8, 233, 234, 287, 338, 505, 542, 543, 563, 564, 606, 608, 629, 649, 672, 674, 689, 691, 706, 747, 748, 749, 793, 796, 797.
Phyſik 726.
Platen 46, 233, 239, 244, 428, 621, 659, 729.
Pöbel 491.
Polemik 270.
Politik 227, 483, 484, 485, 649, 735, 738.
Polizei 638.
Polytheismus 180, 251, 252, 259, 762.
Predigten 568.
Prinzen 162, 709.
Prinzeſſinnen 163.
Privateigenthum 80, 705.
Privatrecht 701.
Profeſſoren 31.
Proteſtantismus 92, 93, 205, 273.
Pſychograph 255b.
Publicum 753.

Quantitäten und Qualitäten 87, 97, 99, 488, 787.

Rath 491.
Rationalismus 999.
Raum 135, 161, 165, 236, 241, 314, 320, 321, 530, 593, 616, 617.
Rechte 133, 310, 484, 485.
Regierung 215, 217.
Regierungskunſt 488, 499, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 456, 457, 458, 459, 461, 462, 463, 464, 466, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 476, 477, 479, 480, 807, 808.
Reich (1000jähriges) 784.
Reichthum 214, 421.
Religion 10, 99, 152, 211, 256, 257, 327, 343, 394, 551, 554, 555, 556, 557, 559, 608, 676, 688, 702, 722.
Reliquien 47.
Repräſentation 489.
Republik 448, 274, 585, 750.
Reue 295.
Revolution 425, 218, 480, 481, 488, 492, 499, 750, 774.
Rechſeuceult 360.
Romane 20, 21, 22, 437, 500, 511, 513.
Ruhe 395.
Ruhm 366.

Sachverſtändige 214.
Sänger 124.
Schonen 519, 528.
Scherz 639.
Schiller 753.
Schmeichler 193.
Schmerz 101.
Schönheit 4, 51, 68, 98, 263, 266, 281, 282, 414, 415, 422, 433, 552, 568, 576, 577, 590, 711.
Schöpfung 369, 521, 530, 537, 691, 693.
Schriftſteller 3, 86, 419, 426, 752, 759.
Schulen 136.
Schulformeln 691.
Schwäche 451, 452.
Schweinichen 52.
Schweiz 32.
Seele 114, 536, 565, 682.
Seelenwanderung 595, 615.

Sein 247, 779.
Sekten 726.
Selbsterkenntnis 784, 960.
Selbstvernichtung 130, 529.
Seligkeit 42, 151, 385, 520, 577.
Shakespeare 360.
Sieg 809.
S. Simonismus 53.
Sinne 15, 129, 402.
Sinnlichkeit 40, 148, 177, 261, 262, 523, 553, 601, 789, 794.
Sittenlehre 38, 174, 344, 459, 739.
Skepsis 10, 45, 330, 563, 597.
Sklaverei 478, 486, 640.
Sonnendienst 530.
Spanien 585.
Spottsucht 41.
Spott 408.
Sprch 1, 733, 814.
Staat 80, 224, 227, 482.
Staatseinheit 243.
Staatsmänner 153, 168, 452, 453, 460, 462, 498, 586, 783.
Staatsrecht 704.
Stand 345, 499.
Steffens 753.
Stimmrecht 611.
Steifer 283.
Streit 502.
Streitschriften 274.
Studenten 31.
Subjectivität 236, 340.
Sünde 62, 331b.
Sündenfall 331b, 338.
Syllogismen 229.
Symbole 93, 112, 181, 580, 779, 810.
System 599, 699.

Tadel 61, 607, 632, 716, 755.
Teufel 168, 655, 787.
Thätigkeit 507.
Theologie 603, 605, 607, 696.
Theokratie 781.
Theologie 18, 65, 138, 151, 173, 189, 194, 203, 213, 257, 258, 270, 275, 302, 348, 405, 542, 548, 689, 700.
Thebe 2, 813.
Thiere 69, 645.
Tiefsinn 619.
Tod 56, 76, 77, 253, 455, 282, 777.
Todesstrafe 558.
Torquemada 264.
Trauerspiele 138.
Treue 245.
Tugend 127, 331, 345, 380, 614, 771.
Tyrannei 640, 772.

Uebel 338, 694.
Ueberschwengliches 752.
Umgang 130.
Unabänderliches 655.
Unbedingtes 735.
Unbegreifliches 286, 517, 750.
Unendliches 231.
Unentschiedenheit 517.
Ungerechtigkeit 490.
Unglaube 255, 267, 328, 342, 656, 731.
Unglück 70, 299, 308.
Unitarier 198.
Universitäten 136.
Unkenntbarkeit 131.
Unlust 696.
Unsterblichkeit 16, 37, 58, 71, 73, 74, 75, 77, 85, 96, 142, 175, 304, 325, 349, 352, 353, 354, 356, 357, 358, 543, 551.
Unverständlichkeit 619.
Unvollkommenheit 383.
Unwissenheit 146.
Unzufriedenheit 106.
Ursache 225, 226, 228, 233, 246, 526.
Urtheile 511.

Verachtung 583.
Verbrecher 454.
Verdienst 332, 367.
Verfassung 208, 487.
Verhältnisse 654.
Vernunft 178, 271, 324, 421, 562, 622, 643, 646.
Verrier 16.
Verschiedenheit 790.
Verstand 45, 109, 129, 518, 522, 632, 646, 647.
Verwunderung 625.
Verzagtheit 442.
Vielweiberei 90, 91.
Virtuosität 424, 490.
Volk 79, 210, 472, 496, 497.
Vollkommenheit 71.
Vornehme 79.
Vorrechte 800.
Vorstellungen 595.
Vorurtheile 128, 800.

Wahlverwandtschaften 610, 725.
Wahrheit 78, 306, 623.
Wechsel 83, 574, 579, 594, 791.
Weiber 245, 384, 558, 765.
Weinen 512.
Welt 135, 694, 728.
Weltentwickelung 296.
Weltkörper 413, 690.
Weltschmerz 518.
Werden 5.
Wille 129, 429, 518, 522, 811.
Wirklichkeit 161, 792.
Wissenschaft 130, 188, 289, 291, 628, 677, 744, 781, 771, 811, 812.
Wohl 13.
Worte 698.
Wünsche 87.
Wunder 10, 52, 59, 215, 540, 621.
Wurst 51.

Zeit 72, 124, 161, 236, 241, 311, 320, 321, 327, 512, 530, 593, 616, 617.
Zeit (alte und neue) 781.
Zeitlichkeit 150, 195, 386, 396, 515, 789.
Zeitvertreib 222.
Zerſtörer 366, 374.
Zeugung 69, 149, 226, 611.
Zeus 18, 68, 173, 668.
Zufall 9, 222, 283.
Zufriedenheit 788.
Zwang 123.
Zweck 243, 246, 248, 253, 319, 561.
Zweifel 569, 793.
Zweikämpfe 216, 302.

Druckfehler.

S. 97 Z. 17 von oben lies Baco

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.